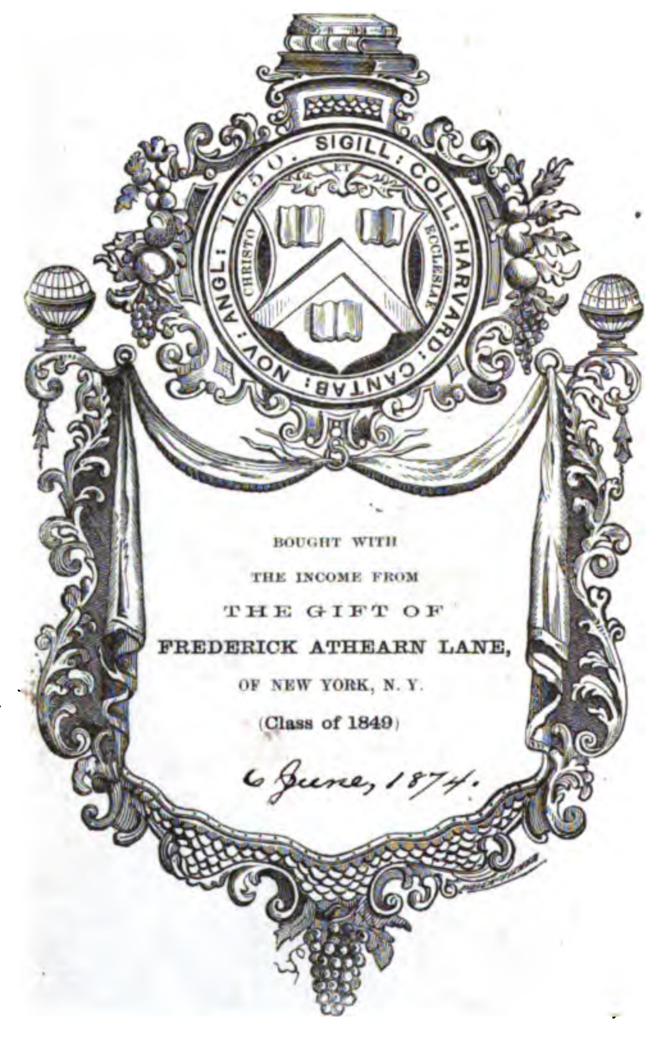





SIGILL: COLL: HARVARD: CANTAB: NOV: ANGL: 1650.
CHRISTO
ET
ECCLESIAE









# SITZUNGSBERICHTE

Vienna —

DER KAISERLICHEN

# AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN.

## PHILOSOPHISCH-HISTORISCHE CLASSE.

VIERUNDSIEBZIGSTER BAND.


WIEN, 1873.

IN COMMISSION BEI KARL GEROLD'S SOHN

BUCHHÄNDLER DER KAIS. AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN.

# SITZUNGSBERICHTE

DER

# PHILOSOPHISCH-HISTORISCHEN CLASSE

DER KAISERLICHEN

# AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN.

VIERUNDSIEBZIGSTER BAND.

JAHRGANG 1873. — HEFT IV—VI.



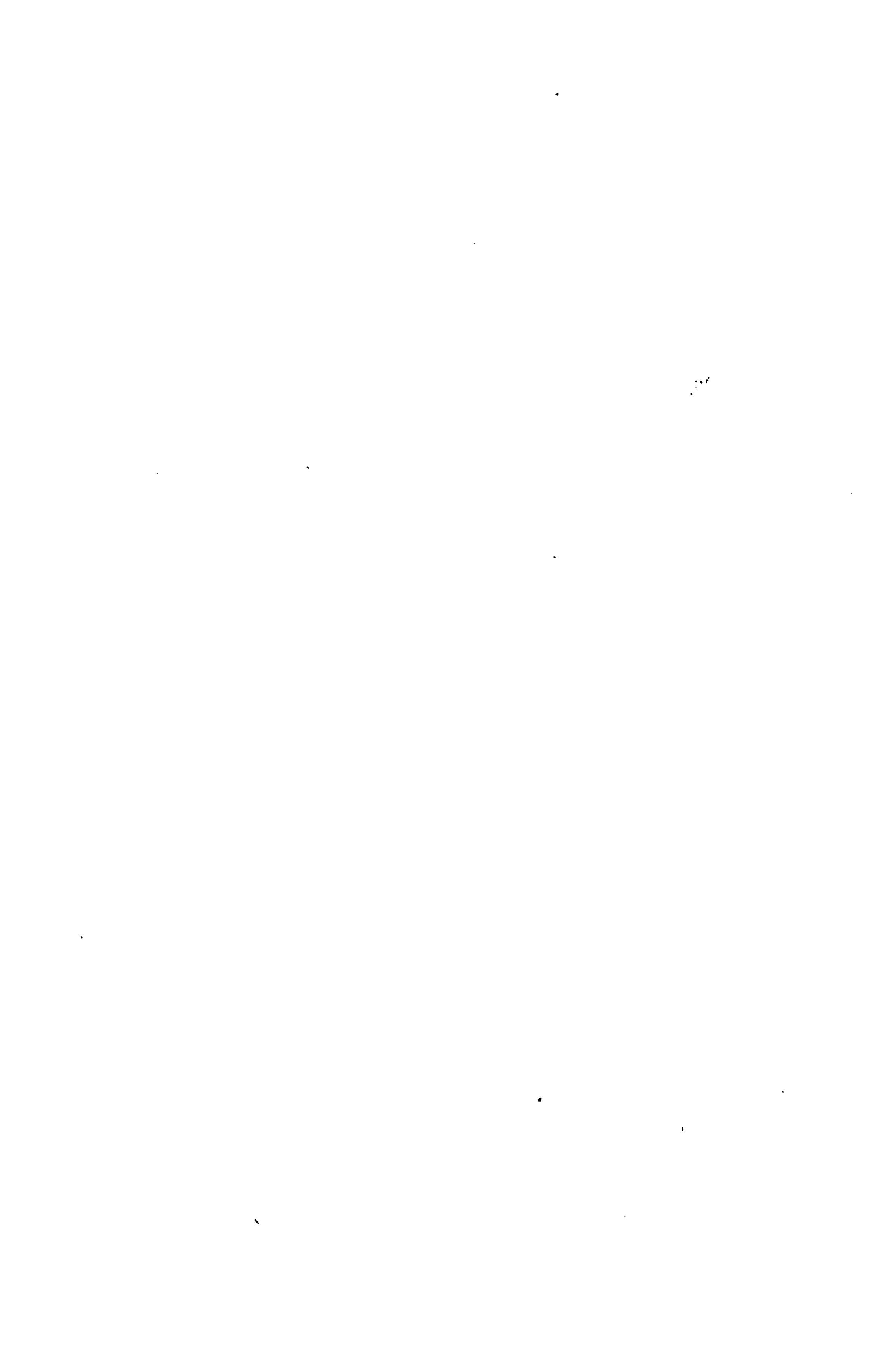
WIEN, 1873.

IN COMMISSION BEI KARL GEROLD'S SOHN

BUCHHÄNDLER DER KAIS. AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN.

Druck von Adolf Holzhausen in Wien
k. k. Universitäts-Buchdruckerei.

# INHALT.



# SITZUNGSBERICHTE

DER

# KAISERLICHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

## PHILOSOPHISCH-HISTORISCHE CLASSE.

## LXXIV. BAND. I. HEFT.

JAHRGANG 1873. — MAI.



## XIII. SITZUNG VOM 7. MAI.

Vorgelegt werden:

1. eine Abhandlung des w. M. Herrn Regierungsrathes Prof. Höfler in Prag über ,Karls I. (V.), Königs von Aragon und Castilien Wahl zum römischen Könige (28. Juni 1519).'

2. ein Aufsatz des corr. M. Herrn Prof. Werner in Wien ,über Wilhelms von Auvergne Verhältniss zu den Platonikern des XII. Jahrhunderts'.

3. eine Untersuchung von dem corr. M. Herrn Prof. Roesler in Graz ,über die Aralseefrage'.

---

Ferner sendet Herr Prof. Sachau einen den besonderen Titel ,Ueber die türkischen Fürsten von Transoxanien und Turkistân' führenden Anhang zu dem II. Theile seiner Untersuchungen über Khîwa, und ersucht um dessen Aufnahme in die Sitzungsberichte.

---

Dem Herrn Kostrenčič, Amanuensis an der k. k. Hofbibliothek in Wien, und dem Herrn Prof. Thaner in Innsbruck wurden Subventionen bewilligt, dem ersteren zur Drucklegung von ,urkundlichen Beiträgen zur Geschichte der protestantischen Literatur unter den Südslaven in den Jahren 1559—1564', dem letzteren zur Herausgabe des Stroma Rolandi.'

---

**An Druckschriften wurden vorgelegt:**

Akademie der Wissenschaften, K., zu Amsterdam: Verhandelingen. Afdeeling Letterkunde. Deel. VII. Amsterdam, 1872; 4⁰. — Verslagen en Mededee-

lingen. Afd. Letterkunde. II. Reeks II. Deel. 1872; Afd. Naturkunde. II. Reeks, Deel VI. 1872. Amsterdam; 8⁰. — Jaarboek voor 1871. Amsterdam; 8⁰. — Processen-Verbaal. 1871—72. 8⁰. — P. Esseiva, *Ad juvenem satira. Amsteladami, 1872; 8⁰.*

Genootschap, Bataviaasch, van Kunsten en Wetenschappen: Verhandelingen. Deel. XXXVI. Batavia, 1872; 4⁰. — Tijdschrift voor Indische taal-, land- en volkenkunde. Deel XVIII. (Zesde Serie. Deel I.) Aflev. 5—6. Batavia & 's Hage, 1872; 8⁰. — Notulen. Deel X. 1872, Nr. 1—3. Batavia; 8⁰.

Gesellschaft der Wissenschaften, königl., zu Göttingen: Abhandlungen, XVII. Band. Vom Jahre 1872. Göttingen; 4⁰. — Gelehrte Anzeigen. 1872. I. und II. Band. Göttingen; 8⁰. — Nachrichten aus dem Jahre 1872. Göttingen; 8⁰.

— Königl. Sächsische, zu Leipzig: Abhandlungen der mathem.-physischen Classe. X. Band, Nr. 3—5. Leipzig, 1872; 4⁰. — Berichte der mathem.-phys. Classe, 1871. IV.—VII; 1872. I. und II. Leipzig; 8⁰.

Instituut, Koninkl., voor de taal-, land- en volkenkunde van Nederlandsch Indië: Bijdragen. III. Volgreeks, VII. Deel, 1ᵉ — 2ᵉ Stuk. 's Gravenhage 1872—1873; 8⁰.

Inventario del R. Archivio di Stato in Lucca. Vol. I. In Lucca, 1872; 4⁰.

Istituto, R., Lombardo di Scienze e Lettere: Memorie. Classe di Lettere e Scienze morali e politiche. Vol. XII. (III. della serie III.) Fasc. III.; Classe di Scienze matematiche e naturali. Vol. XII. (III. della serie III.) Fasc. V. Milano, 1872; 4⁰. — Rendiconti. Vol. V., Fasc. VIII.—XVI. Milano, 1872; 8⁰.

Mittheilungen aus J. Perthes' geographischer Anstalt. 19. Band, 1873. Heft IV. Gotha; 4⁰.

*Monumenta boica. Vol. XLI. Monachii, 1872; 4⁰.*

'Revue politique et littéraire' et 'Revue scientifique de la France et de l'étranger. IIᵉ Année, 2ᵉ Série, Nrs. 43—44. Paris, 1873; 4⁰.

Society, The Asiatic, of Bengal: Journal. Part. II., Nr. 2. 1872. Calcutta; 8⁰. — Proceedings. 1872, Nrs. VI.—VIII. Calcutta; 8⁰.

— The Royal, of Edinburgh: Transactions. Vol. XXVI., Part. IV. For the Session 1871—72. 4⁰. — Proceedings. Session 1871—72. Vol. VII., Nr. 84. 8⁰.

Verein, histor., für Oberfranken zu Bamberg: 34. Bericht, 1871. Bamberg, 1872; 8⁰.

— für Niedersachsen: Zeitschrift. Jahrgang 1871. Hannover, 1872; 8⁰.

# Karl's I. (V.), Königs von Aragon und Castilien, Wahl zum römischen Könige.

28. Juni 1519.

Von

C. v. Höfler.

## §. 1.

## Der Plan Kaiser Maximilians, die römische Königskrone Heinrich VIII. von England zuzuwenden.

Ein neuer Abschnitt in der Geschichte Europa's war eingetreten, als der 22jährige König von Frankreich, Franz I., Nachfolger König Ludwigs XII., sich unbekümmert um des letzteren Verbindung mit König Heinrich VIII. von England entschloss, Italien nochmals zum Ziele einer französischen Invasion zu machen. Er hoffte, indem er den französischen Einfluss daselbst zum prädominirenden erhob, dadurch dem französischen Königthum die Suprematie in Europa zu verschaffen (1515). So sehr er dadurch die Ruhe des Abendlandes störte, die Furcht und Eifersucht der übrigen Staaten rege machte, so konnte er doch keinen besseren Augenblick wählen, die schon von König Karl VIII., seinem zweiten Vorgänger, verfochtenen Ansprüche auf das Königreich Neapel, wenn er wollte, zur Geltung zu bringen, gleich jenem die Erwerbung der Kaiserkrone in Aussicht zu nehmen, als gegenwärtig. Der König von England war überrascht, sah seine Verbindung mit Frankreich zwar nicht gelöst, aber durch den unerwarteten Eintritt

neuer Verhältnisse in ein Stadium versetzt, in welchem es ebenso wenig nützlich war, sie selbst zu zerstören als eine neue zu begründen; der König von Aragonien, kränklich und alt, musste nur darauf bedacht sein, einerseits Neapel, andererseits Navarra zu schützen und dem thatenlustigen Fürsten keinen Anlass zu geben, sich mit dem Erwerb aragonischer Territorien zu beschäftigen; sein Enkel, der Prinz von Castilien — Königin war Karls Mutter, Juana, Tochter Ferdinands und Isabellens — galt nur als Beherrscher der Niederlande und ob er je König von Aragonien werde, lag, seit König Ferdinand zur zweiten Heirath geschritten, in sehr weiter Ferne. Maximilian aber, noch immer nicht gekrönter Kaiser, war gerade damals mehr wie je mit der Anordnung der Angelegenheiten des Osten beschäftigt, mit Plänen, die sich auf Böhmen und Ungarn bezogen.[1] Alt nur insoferne, als er den Eintritt unermesslicher Veränderungen gesehen, den raschen Wechsel zahlreicher Päpste und Könige erlebt, den Untergang alter, das Emporkommen neuer Dynastien — und er sich zuletzt einem Geschlechte jugendlicher Fürsten gegenüber befand, hatte er unter allen Planen, die in ihm aufgetaucht und von denen der eine den anderen schlug, keinen mit solcher Zähigkeit verfolgt, als den, den Fortschritten der Franzosen ein Ziel zu setzen und, während diese Anstalten trafen, die Herrschaft über Europa an sich zu reissen, sie mitten in der Siegeslaufbahn zum Stillstande zu bringen. Acht Jahre, schrieb am Ende des für Maximilian nicht glücklichen Jahres 1515 der Cardinal von Sion an den von York (Wolsey), welcher selbst durch den Abschluss des englisch-französischen Vertrages zwischen Heinrich VIII. und Ludwig XII. auf den Höhepunkt seiner Macht und seines staatsmännischen Ansehens gekommen war, acht Jahre hat Maximilian im Kriege allein ausgeharrt, an 300,000 Ducaten (Einkünfte) an Franzosen und Venetianer verloren, verlassen vom Papste, vom Reiche, von Itatien, verpfändete er all das

---

[1] Schon 1505 hoffte er die Cron Behaim wie solche vorzeyten auch gewest ist mit sampt der kron zu Hungern zu dem hl. Reich zu bringen. Bamberger, Reichstagsacten Bd. V. f. 14. Ungarn sollte, und nöthigen Falls selbst durch das römische Königthum „dem hl. Reiche verwandt werden wie das Haus Oesterreich.“ L. c. f. 146—156.

Seine, Einkünfte, Burgen, Herrschaften, Eigenthum;[1] sein Neffe (Enkel) Karl verliess ihn, die Spanier gaben ihn auf und doch wenn von seinem Muthe die Rede ist, ist derselbe der beste, seine Beständigkeit unüberwindlich, seine Treue sicher. So wohlthuend es aber auch ist, gerade die Beständigkeit Maximilians hervorgehoben zu sehen, so ist selbst bei seinen grössten Freunden immer nur von den masslosen Schwierigkeiten die Rede, mit welchen er fortwährend zu kämpfen hatte, doch kaum vorübergehend von seiner Macht und seinem Einflusse, am wenigsten von seinem Festhalten an Einer Idee. Dagegen stellte derselbe Cardinal von Sion, welcher sich in so lobender Weise über Maximilian äusserte, seine Landsleute, die Schweizer, als die über den Angelpunkt Europa's, Italien, gebietende Macht dar. Sie seien, sagte er ihnen am 13. September 1515, als er sie anfeuerte, das französische Heer bei Marignano zu überfallen, die Beherrscher der Welt. Sie vergäben Kronen und Reiche; ohne sie könne kein Fürst seiner Herrschaft sicher sein, mit ihnen der schwächste Fürst die Bürgschaft des Sieges erlangen. Könige und Päpste hätten das Bündniss mit ihnen gesucht, sie über Italien verfügt. Als auf dieses die Schweizer zu den Waffen griffen und das königliche Heer überfielen, handelte es sich freilich zunächst um einen Kampf zwischen Schweizern und Franzosen, vor Allem aber zwischen dem königlichen Heere und dem republicanischen und man hat allen Grund, den Sieg des französischen Königs am 14. September 1515 mit der grossen Schlacht bei Rosabeque zu vergleichen, in welcher der französische König mit seinem Adelsheer das Heer der flanderschen Communen niederwarf. (1382.) Die Schlacht bei Marignano entschied nicht nur, wer Herr der Lombardei sei, sondern die Suprematie des königlichen Frankreichs in Europa, wie umgekehrt der Sieg der Schweizer über das französische Königthum der fürstlichen Sache überhaupt einen furchtbaren Stoss versetzt hätte. In ganz Europa gährte es ja, als wenn Hunderte von Vulkanen alles mit glühender Lava bedecken wollten. In Ungarn war bereits der grosse Bauernaufstand ausgebrochen und im Blute der Bauern erstickt

---

[1] Particularia. Letters and papers foreign and domestic, of the reign of Henry VIII, vol. II. part. I. n. 2661.

worden; in Steyermark brach er zur Wiederherstellung der alten Rechte, der stara prawda, im Jahre 1516 aus. Der Kampf der Communen in Aragonien und Castilien folgte nach, bis endlich der grosse Bauernkrieg in Deutschland Mitteleuropa in eine allgemeine Lohe zu verwandeln drohte. Wenn da im Jahre 1515 die republicanische, antifürstliche Bewegung durch die Schweizer den Sieg erlangt hätte, wer kann läugnen, dass nicht im Mittelpunkt zwischen Ost und West das demokratische Element den Sieg gewonnen, wer sagen, welcher Umsturz der fürstlichen Throne und Familien sich nicht vorbereitet hätte! — So ermüdend auch die Geschichte der französich-italienischen Kriege ist, in denen sich nutzlos eine ungeheure Macht vergeudet, sie haben dennoch eine ganz ungemeine Bedeutung für die Geschichte Europa's. Nicht bloss, dass Frankreich wie festgebannt ist und sich den Folgen des einen fehlerhaften Schrittes, der es sehr bald zur Zielscheibe der allgemeinen Angriffe macht, nicht mehr entwinden kann; nicht bloss, dass Italien dadurch der Fremdherrschaft verfiel und aus eigener Kraft sich aus dieser nicht zu befreien vermag, bis im XIX. Jahrhunderte dasselbe Frankreich dazu die Hand bot, das im XVI. Italien die Fesseln angelegt hatte. Wie es eine bekannte Thatsache ist, dass der Antagonismus Frankreichs gegen Spanien - Deutschland der Glaubensspaltung im deutschen Reiche ergiebigen Vorschub leistete, da der französische Krieg Karl V. fortwährend hinderte, die Reichsgesetze gegen die Lutheraner in Ausführung zu bringen, so zeitigte der lange und die Staaten erschöpfende italienische Krieg die republicanischen Bewegungen und den Verfall der Kirche. Kaum schliesst er, so beginnt der Kampf des hugenottischen Adels mit der französischen Krone, welcher Frankreich in eine Republik umzuwandeln droht; beginnen die Bewegungen in den Niederlanden, welche zum Sturze der spanischen Macht und zum Emporkommen der Republik der vereinigten Niederlande führten. Das habsburgische Oesterreich stand Ende des XVI., Anfang des XVII. Jahrhunderts auf dem Punkte, sich in eine Adelsrepublik umzugestalten. England, das königliche England der Tudors und der Stuarts, wurde zur königsmörderischen Republik. Schweden verblutete im Kampf des Adels und des Königthums, Polen wurde Republik und fand als solche seinen

Untergang, wie Ungarn durch den Streit des Adels mit der Krone und die Schwäche der letzteren in die Knechtschaft der Osmanen fiel. Man muss sich diese Reihe von Thatsachen vergegenwärtigen, welche im Hintergrunde des XVI. und XVII. Jahrhunderts, gleich den Eumeniden an den Grenzen des heiligen Haines, der Entscheidung der Kriege in Italien warteten, um die ganze volle Bedeutung eines Streites zu würdigen, der freilich nach Aussen jetzt nur die Gestalt angenommen hatte, dass das helvetische Fussvolk im Kampfe gegen die bewaffneten Hasen — so pflegten die Schweizer die französische Ritterschaft, die gens d'armes, zu nennen — bei Marignano erlag.

Die Niederlage der Schweizer war übrigens auch für die Fürsten und ihre Berechnungen ein unerwartetes Ereigniss. Es überraschte sie alle und zwang sie, dem Sieger gegenüber eine Stellung einzunehmen. Allein gerade jetzt zeigte sich die Superiorität der französischen Aggressivpolitik im Gegensatze zu den zaudernden Erwägungen der durch die Verschiedenheit ihrer Interessen so sehr getheilten Fürsten. So lange nicht der Besitz Neapels in Frage gestellt wurde, lag für den König von Aragonien kein unmittelbarer Anlass vor, sich in den Streit um den Besitz Oberitaliens einzumischen. Er nährte keine besondere Vorliebe für seinen Enkel Karl, begünstigte eher den zweitgeborenen, den Infanten Ferdinand, und wenn er sich die Krone von Aragonien und Castilien vereinigt dachte, so war es unter der Voraussetzung, dass er Aragonien behalte und Castilien für seine Tochter Juana regiere, nicht aber die aragonischen Königreiche an Castilien fielen. Die Stellung wie die Machtverhältnisse des Prinzen Karl blieben dadurch unklar und schwankend, und dass der Brüsseler Hof des jugendlichen Fürsten, dessen Jahre mit dem Jahrhunderte voranschritten, eher eine freundliche als eine feindliche Stellung zu dem übermächtigen französischen Nachbar einnahm, der französische Einfluss in Brüssel überwiegend wurde, war zwar sehr bald für den Londoner Hof ein Gegenstand grossen Aergers, für Maximilian oft sehr unbequem, bis endlich beide Theile sich zum Sturze der Rathgeber des Prinzen Karl vereinigten; allein so lange der französische Hof dem Enkel und Erben Karl's von Burgund sehr schaden, ja ihm im eigenen Lande sehr viel

Unheil zufügen konnte, mochte man sich noch so sehr über die französischen Gesinnungen des Herrn von Chièvres entrüsten und ihm Bestechlichkeit vorwerfen: die vorhandenen Thatsachen liessen keine andere Politik zu. Sollte eine ausgiebige Opposition gegen Frankreich sich geltend machen, so musste sie von der Seite kommen, die sich erst mit König Ludwig XII. verbündet und dadurch dessen Nachfolger den Weg bereitet hatte, über die Schweizer hinweg zum Besitze von Mailand zu kommen, vom englischen Hofe. In der That entschloss sich das englische Cabinet, in Action zu treten, vorderhand mit dem Versuche, auf die Schweizer einzuwirken und diese zu einem erneuten Angriffe auf Oberitalien zu bewegen, wo das Bündniss König Franz I. mit den Venetianern bereits das Kaiserreich mit dem Verluste von Brescia und Verona, den Thoren Italiens, bedrohte. Mit einem Male hatte sich der ganze Schauplatz der Dinge verändert. Franz hatte sich nicht bloss in den Besitz von Mailand gesetzt, sondern konnte durch die Venetianer den römischen König beschäftigen, während er selbst P. Leo X. auf seine Seite brachte und nun in die Pläne Karl's VIII. eingehend, die Eroberung Neapels in den Kreis seiner politischen Speculationen zog. Da erfolgte ebenso rasch und unerwartet, wie im Jahre 1515 der Einbruch König Franz I. in Italien erfolgt war, der Einbruch Maximilians und der Schweizer. Am 29. Februar 1516 kam Maximilian in Meran an, am 2. März in Trient, am 9. erfolgte der Aufbruch nach Verona, das wurde am 11. erreicht, am 12. der Mincio überschritten, am 23. die Adda erreicht, am 24. stand die Armee neun, am 25. fünf Meilen vor Mailand, als Maximilian erklärte, er könne aus Geldmangel die Stadt nicht belagern. Er bot dem Herzoge von Bourbon, welcher ihn zu einer Schlacht aufgefordert hatte, diese an, zog sich aber, als der Aufforderung französischer Seits nicht entsprochen worden war, zurück, so dass der ganze Feldzug den Charakter einer Unbegreiflichkeit annahm. Mangel an Cavallerie, an Geld und Lebensmitteln und die Besorgniss, in die Hände meuterischer Truppen zu fallen, dann dem ärgsten Schicksale ausgesetzt zu sein, scheinen Maximilian zu diesem Entschlusse bewogen zu haben, der den Ausgang des Feldzuges entschied. Er brachte Maximilian ebenso viel Unehre, als der Feldzug des Jahres 1515 seinem Gegner

Franz Ehre und Vortheil gebracht hatte. Unter diesen Verhältnissen reifte der Plan Maximilians heran, den mitteleuropäischen Angelegenheiten eine ebenso unerwartete als, wie er glaubte, folgenreiche Veränderung zu geben.

Zu den seltsamsten Gedanken des an abenteuerlichen Ideen überreichen Kaisers Maximilian I. gehörte nämlich nicht bloss, dass er nach dem Tode Papst Julius II. 1513 Papst werden wollte, sondern dass er sich mit dem Gedanken trug, dem zweiten Könige Englands aus dem Hause Tudor, Heinrich VIII., die römische Königskrone zu verschaffen. In dem Momente aber, als derselbe für uns zum ersten Male aus einem Berichte Sir Robert Wingfields von Brüssel an den Erzbischof von York, Thomas Wolsey, vom 10. Januar 1516 [1] auftaucht, erfahren wir auch, dass er bereits Gegenstand mannigfaltiger Erörterung in den Briefen Kaiser Maximilian's und König Heinrichs geworden war, dass er auch im englischen geheimen Rathe besprochen, aber als zu weit aussehend bei Seite gelegt worden war. Der englische Gesandte Wingfield, welcher ihn wieder aufgreift, versäumt nicht, auf die grossen Vortheile aufmerksam zu machen, die sich daraus für England zur Bezwingung Frankreichs ergeben möchten. Seine Depesche ist aber leider so verstümmelt auf uns gekommen, dass wir uns nur mit Mühe über diesen Sinn verständlich machen können. Der Plan des Kaisers ging noch weiter, er hoffte in Paris mit dem König von Aragonien zusammenzutreffen und ihn dort zum König von Frankreich zu machen. [2] Allein man hatte im Allgemeinen die Ueberzeugung gewonnen, [3] man könne sich auf Maximilians Versprechungen nicht verlassen. [4] Sein An-

---

[1] Letters and papers foreign and domestic of the reign of Henry VIII. Edit. Brewer 1515 n. 1398.

[2] Set the crown of France upon his head. Wingfield über eine Unterredung mit Maximilian in Augsburg. 1516. Brewer II, 1. Letters and papers führt diese Depeschen Wingfields unter dem Jahre 1516, aber mit der Jahreszahl 1515 an.

[3] Pace to Wolsey. Letters n. 1470.

[4] Wahrscheinlich bezieht sich hierauf auch eine Stelle aus einem Briefe Pace's an Burbank vom Febr. 1516: Encloses a letter to himself from the Emperor by which Wolsey will see that he has already stopped certain secret negotiations. Brewer n. 1567.

sehen war durch den unglücklichen Ausgang des Feldzuges im Frühling 1516, der ihn vor Mailand führte, ohne dass er die wichtige Stadt nehmen konnte, tief erschüttert, und da jetzt zu dem Tode des K. Ferdinand auch der des Königs von Ungarn-Böhmen gekommen war,[1] ward Maximilians Sorge getheilt, da er ebenso sehr an die Erhaltung des in Auflösung begriffenen Königreichs Ungarn wie an seinen Enkel denken musste, dessen Erbe von inneren und äusseren Feinden bedroht war. Dass da dem Kaiser der Gedanke ferne lag, dem neuen Könige von Aragonien, der seine Macht auch in Castilien mit seiner Mutter theilen musste, in Neapel und Sicilien aber sein Könighum von den Fortschritten König Franz I. von Frankreich in Oberitalien abhängig erblickte, auch noch die deutsche Kaiserkrone zuzuwenden, ist wenn auch immer auffällig, doch nicht unbegreiflich. Selbst aber in steter Geldverlegenheit,[2] und dadurch von seinen Soldtruppen wie von seinen Verbündeten abhängig und ein unversöhnlicher Gegner Frankreichs, dem niemals zu trauen war, das kein Vertrag band und das bei jedem Frieden nur daran dachte, wie er ungestraft gebrochen werden könne, war sein Augenmerk vor Allem auf die Demüthigung des französischen Königs gerichtet und damit erklärt sich denn auch das seltsame Project, welches bereits in der ersten Hälfte Mai's 1516 transspirirte,[3] König Heinrich VIII. zum römischen König zu erheben und ihm Mailand zu überlassen. Kaum hatte jedoch der kluge und in allen politischen Angelegenheiten wohl erfahrene englische Gesandte Pace davon gehört, so machte er den Cardinal von York, Leiter der eng-

---

[1] König Ferdinand starb zu Madrigalego, 23. Januar 1516, König Wladislaus aus dem Hause Jagello am 13. März 1516. Erst 1515 hatte Maximilian den unmündigen Ludwig, nunmehr König von Ungarn-Böhmen, zu seinem Reichsvicar und Nachfolger ernannt und dessen Schwester Anna für den Fall, dass keiner seiner Enkel sie heirathe, zur Gattin zu nehmen sich verpflichtet.

[2] The emperors is so degraded, it signifies not whether he is a friend or ennemy, as Pope Julius sed of him: Imperator est levis et inconstans, alienae pecuniae semper mendicus quam male consumit in venandis camuciis et tamen conciliandus nomine diaboli et pecunia ei semper est danda. Pace to Wolsey 12. Mai 1516. Letters II. 1. n. 1877.

[3] Pace to Wolsey. l. c. n. 1878.

lischen Politik, aufmerksam, dass man nicht daran denken könne, das Reich für das Project zu gewinnen, das Kaiserthum, welches Deutschlands Stolz bilde, einem Fremden zuzuwenden, und wenn König Heinrich darauf einginge, so entstünde daraus eine neue Quelle von Zerwürfnissen. Wenn man auch des Kaisers Absicht bewundern müsse, das römische Königthum einem Würdigeren überlassen zu wollen, so biete doch auch das Project in Betreff Mailands grosse Schwierigkeiten. Der Kaiser sei berechtigt, dem rechtmässigen Herzog die Investitur zu verleihen, nicht aber ihm das Herzogthum zu entziehen. Das Mailänder Volk hänge an dem Hause Sforza und der Erwerb des Herzogthums würde dem Könige mehr kosten, als dasselbe werth sei. Pace fügte hinzu, er habe in dem Feldzuge gelernt, wie viel des Kaisers Versprechungen gälten.[1] Allen Versprechungen ungeachtet, niemals mit Frankreich zu unterhandeln, habe er dennoch jetzt erklärt, er könne nach Belieben handeln. Nun hatte aber König Heinrich alles aufgeboten, das früher günstige Verhältniss zwischen Ludwig XII., König von Frankreich, und dem Kaiser zu lösen und statt des letzteren sich selbst einzuschieben, was denn auch den Bemühungen des englischen Gesandten Sir Robert Wingfield vollständig gelang, so dass er sich dessen (am 13. Mai 1515) als seines Erfolges rühmen konnte.[2] Es war ferner klar, dass der Krieg in Italien bei dem unersättlichen Geldhunger der Schweizer und ihrer Unzuverlässigkeit bei allen entscheidenden Operationen mit diesen in Oberitalien nicht mit Erfolg geführt werden könnte; nur wenn König Heinrich in das französische Reich einen Einfall machte, liess sich mehr ein wahrer Erfolg versprechen. Unerschüttert durch den ungünstigen Erfolg des Feldzuges, den Wingfield dem Mangel an Geld und Schiesspulver zuschrieb, richtete Maximilian alle seine Hoffnungen auf den König von England, dem er von Trient aus am 15. Mai 1516 schrieb, mit seiner Hülfe erachte

---

[1] Das bezieht sich jedoch vorzüglich auf das Anerbieten des Papstes, bei einem Frieden zwischen dem Kaiser und dem französischen Könige vermitteln zu wollen. Der Kaiser antwortete: that he could make peace when he pleased without the Pope's intervention, and that if he did, it would be to his holiness destruction. L. c. p. 540.

[2] L. c. n. 1884.

er alles für möglich. Jetzt machte er selbst am 17. Mai 1516 in Trient den englischen Gesandten Sir Robert Wingfield mit dem bekannt, was er eigenhändig an den König und an Wolsey geschrieben und durch seinen Gesandten in England hatte betreiben lassen.[1] Aus der Depesche Wingfields geht hervor, dass der Kaiser dem Könige Mailand und seine eigene Resignation angeboten habe. Er verlangte, Heinrich solle mit 2000 Pferden und 4000 Schützen nach dem Continent kommen, Maximilian wollte mit ihm in Trier zusammentreffen, dort auf dem Reichstage erscheinen, Heinrich mit Mailand investiren und hierauf das englische Heer, welches in Frankreich unter der Anführung des Herzogs von Suffolk einrücken würde, als ‚superintendente' begleiten; der ursprüngliche Plan scheint auf einer Cooperation mit Ferdinand von Aragonien beruht zu haben. Heinrich sollte mit 1000 Pferden und 1000 Schützen über Chur in das Mailändische (über Como) einrücken. Sobald dieses geschehen wäre, fände der Römerzug der beiden Fürsten statt, wobei er (der König?) die Krönung erhalten sollte.[2] Da Maximilian sich bemühen musste, das niederländische Cabinet durch König Heinrich auf seine Seite zu ziehen, sein eigener Enkel aber am 13. August mit dem grössten Gegner seines Grossvaters, mit König Franz, den Vertrag von Noyon abschloss, so war begreiflich, dass Maximilian nur seinen eigenen Vortheil zu Rathe zog und nachdem er neun Jahre mit Frankreich Krieg geführt, denselben durch einen Hauptschlag zu beenden strebte. Auch die von dem englischen Historiker Lingard[3] benützten Aufzeichnungen des Fiddes stimmen mit diesen Nachrichten überein. König Heinrich sollte von Maximilian adoptirt werden, den Krieg gegen Frankreich unternehmen, in Rom zum Kaiser gekrönt werden. Als aber Pace die Depesche Wingfields über die Unterredung mit dem Kaiser gelesen, erklärte

---

[1] But Henry must accept the adoption which I have made of him and the empire which Maximilian has promised to resign to him at such time and place as shall be agreed between them. L. c. n. 1902.

[2] He will then be in a position to make as honourable a peace with France as ever any of his ancestors were; or if not, he may fight until he recover the crown, to attain which he would have the aid of the pope and of all christian princes. L. c. p. 550.

[3] VI. p, 48.

er sich in einem Schreiben an Wolsey auf das Entschiedenste dagegen, das ganze Project sei ein Luftschloss, um von König Heinrich Geld herauszulocken, der König gewinne nicht nur nichts dabei, sondern könne auch die Krone von England verlieren, welche heutigen Tages mehr geachtet werde, als die Kaiserkrone und das Kaiserreich.[1] Er rathe, man müsse den Kaiser zwingen, den Herzog von Bari (aus dem Hause Sforza)[2] zum Herzoge von Mailand zu machen; diese Combination habe Aussicht auf Erfolg, während es Maximilian nur darum zu thun sei, unter dem Vorwande für den König zu arbeiten, das Herzogthum zu verwüsten und auszuplündern. Der Herzog (von Mailand) sei zufrieden, wenn der König das Herzogthum erhalte, aber nicht willens, dass er oder der König durch Maximilian getäuscht würden. Wohl in Uebereinstimmung hiemit hatte Galeazzo Visconti am 20. Mai, gleichfalls von Trient aus, sich bitter über den Kaiser beschwert, welcher vom Herzoge Ludovico von Mailand 1.500.000 Ducaten gezogen und Ursache seines Ruins geworden sei.[3] Mehr und mehr gestalteten sich die Vorschläge Pace's, der in Trient zurückgeblieben war, während Maximilian am 23. Mai 1516 sich zur Armee begab, das von den Franzosen und Venetianern belagerte Brescia zu entsetzen, zu einem Gegenantrage. Er malte dem Könige eine rosige Zukunft vor, wenn der Herzog von Bari, Bruder Maximilian Sforza's, unter Heinrichs Schutze Herzog von Mailand würde. In zwei Friedensjahren könne er dann dem Könige mit 1000 Mann zu Hülfe eilen, dem Könige sein Geld zurückzahlen; König Franz, aus Italien vertrieben, würde alles Ansehen verlieren und erschöpft verarmen, der Papst und alle andern Fürsten würden sich an Heinrich anschliessen und Italien ihm gehorchen.[4] In einer Nachschrift kommt Pace nochmals auf das Project zu sprechen. Wenn einmal der gegen-

---

[1] Trient 21. Mai. Letters II. l. c. 1923.

[2] Francesco Sforza duca di Bari von Maximilian zum Titularherzog von Mailand erhoben. Vergl. Letters and papers foreign and domestic of the reign of Henry VIII. vol. II. part. I. n. 1188.

[3] Ex literis D. Galliatii ad D. Anchisem. l. c. n. 1914. Brewer preface p. LXXXIII n. 2.

[4] Trient 23. Mai. Letters II. 1. n. 1931.

wärtige Feldzug ein glückliches Ende genommen hätte, sei noch immer Zeit, auf des Kaisers Resignation zu sprechen zu kommen. Dann möge er mit Zustimmung der Churfürsten resigniren und die Resignationsacte an König Heinrich senden, welcher hierauf sich mit dem Papst wegen der Krönung auseinandersetzen möge, ohne seine Person und sein Reich in solche Gefahr zu bringen, wie nach dem kaiserlichen Projecte geschehen würde. Uebrigens sei Maximilian auf seinen Enkel übel zu sprechen, weil derselbe nicht offen sich gegen König Franz erkläre. Er sage, er wolle als Feind des französischen Königs sterben und habe sich jetzt nur deshalb von Mailand zurückgezogen, weil er besorgte, von den Schweizern verrathen und an den französischen König ausgeliefert[1] zu werden, wie es dem Herzog Ludovico geschehen war.[2] Fürchtete doch der englische Gesandte bei Maximilian, die Franzosen möchten durch ihr Geld auch das Königreich Neapel gewinnen und zwar indem sie die Räthe des jungen Königs Karl bestächen, die auf den Ruin des Kaisers arbeiteten.[3] Es war aber für das Gelingen des kaiserlichen Projectes kein gutes Anzeichen, dass Wolsey den Gedanken, eine englische Armee (in Italien) aufzustellen (Mai 1516), von sich wies.[4] Er konnte die Ueberzeugung hegen, dass ohne das Geld König Heinrichs doch nichts Entscheidendes gegen Frankreich ausgerichtet werden könne, letzterer aber machte aus seiner Unzufriedenheit mit dem Benehmen des Kaisers im Feldzuge vor Mailand kein Hehl.[5] Er sprach offen aus, alle Schweizer seien auf seiner Seite, der Papst eifrig bemüht, sich mit England, dem Kaiser, Spanien und den Schweizern zu verbinden.[6] Wie der König

---

[1] Eigentlich verkauft, sold to the French King.

[2] The Frensche and Venetiance, schreibt Wingfield l. c. n. 1937, hathe the perfect art to corrupte and begÿle all the world.

[3] The realm of Napyls is soolde also blässid be thoor honorable counsellors of the yong kynge which have brewÿd the beverage to the rewÿgns of the emperor, of which rayn the said young kynge is lyke to be my hewye to the damage of all Christendom. Brew. II, 1. p. 562.

[4] Letters II. 1. p. 564.

[5] l. c. n. 1960.

[6] Bericht des venet. Gesandten am Londoner Hofe, Sebastian Giustiniani, über eine Unterredung mit König Heinrich VIII. Anfang Juni 1516.

sprach auch Galeazzo Visconti, der bereits durch eine englische Armee den französischen König nicht nur aus Italien, sondern auch aus Frankreich getrieben sah. Die Wiederver einigung Frankreichs mit England galt ja bei den englisch Gesinnten nicht bloss als das Ziel jeder vernünftigen Politik, sondern auch als die Grundbedingung der Wohlfahrt Europa's. — Der Plan des Kaisers war bereits Mitte Juni 1516 Galeazzo Visconti, dem Cardinal von Sion und Andern bekannt.[1] Der Cardinal scheint nun den König aufmerksam gemacht zu haben,[2] dass Maximilian ein doppeltes Spiel treibe und ähnliche Anerbietungen auch dem katholischen Könige (Ferdinand) für seinen Neffen (Enkel) gemacht habe. Der dann folgende Auszug aus dem Schreiben lässt aber ersehen, dass der Cardinal die Meinung hegte, der König möge das Anerbieten nicht gering achten.[3] Unterdessen ging aber auch Brescia an die Franzosen und Venetianer verloren und war Verona einem ähnlichen Schicksale nahe gebracht. Der Kaiser beschuldigte Pace, den Gesandten König Heinrichs bei den Schweizern, dass er gegen ihn intriguire und verbot ihm den Hof.[4] Doch scheint Pace sich mit dem Gedanken vertraut gemacht zu haben, dass der König von England das Herzogthum Mailand erhalten solle, worauf dann Heinrich darüber verfügen könnte.[5] Der letztere war aber selbst sehr ungehalten über den Kaiser und trug Wing-

---

Giustiniani trieb, als der König in so gehaltloser Weise herauspolterte, sein Spiel mit ihm. Letters II. 1. n. 1991.

[1] L. c. n. 2010. In dieser Zeit war es, dass Papst Leo X. während einer Jagd kaum dem Schicksale entrann, von Osmanen, die gelandet waren, bei Palo gefangen zu werden (l. c. n. 2017). Während ihm aber dieses drohte, sprachen die Lanzknechte im Solde des Kaisers nur davon, Mailand zu plündern und den Papst zu prügeln, qui fustibus bene sit percutiendus. L. c. n. 2010.

[2] Schreiben des Cardinals an König Heinrich v. 14. Juni (n. 2044). Leider hat dasselbe auf dritthalb Seiten nicht weniger als 88 theilweise unleserliche Zeilen, somit 88 Lücken, welche das Verständniss beinahe unmöglich machen.

[3] n. 2045. Ex literis B. domini Cardinalis Sedunensis. Trient 14. Juni.

[4] Der Kaiser nahm freilich das Verbot nachher wieder zurück. Vergl. hierüber auch Wingfields Depesche an König Heinrich vom 26. Juni. Wingfield beschuldigte Pace, die Geheimnisse des Kaisers dem Herzoge von Mailand mitgetheilt zu haben. S. 633 u. S. 640.

[5] Pace to Wolsey. Letters n. 2067. n. 22. Juni 1516.

field am 14. Juni auf, Maximilian anzueifern, alle Macht und Kraft anzustrengen, um seinen guten Namen wieder zu gewinnen, der durch seinen Rückzug von Mailand sehr gelitten habe. Heinrich nannte ihn selbst nicht mehr wie gewöhnlich Vater, sondern nur mehr Vetter.[1] Doch schrieb bald Pace selbst an den König, wie sehr Maximilian einen neuen Feldzug gegen die Franzosen betreibe und dass ihm nichts fehle als Geld;[2] allein das üble Benehmen mit dem Kaiser schien sich nicht mehr gut machen lassen zu wollen und Wingfield selbst gestand wiederholt, wie sehr Pace zur Verschlimmerung der Situation beigetragen. Ungeachtet aller Verbitterung Pace's gegen Maximilian erfährt man aber doch, dass König Heinrich das Anerbieten des Kaisers in Bezug auf Ueberlassung des Herzogthums Mailand angenommen habe.[3] Der Unwille des Königs hatte sich rasch gelegt.[4] Allein das Alter des Kaisers lehrte Bedächtigkeit und wenn er sterbe, so musste befürchtet werden, dass wie das Kaiserthum von den Griechen zu den Deutschen hinübergetragen wurde, so es von den Deutschen an die Franzosen kommen möchte,[5] da König Franz den Papst und Italien nach Wohlgefallen leite. Endlich erfolgte von Seiten des Königs am 16. Juli eine offene Erklärung auf die kaiserlichen Anerbietungen. Er dankte dem Kaiser für das Anerbieten in Bezug auf Mailand und seine Resignation; er halte aber dafür, dass eine Verständigung des Papstes in dieser Beziehung erst erfolgen sollte, wenn der Feldzug gegen die Franzosen im Mailändischen gesichert sei. Der Kaiser möge sich bestimmen lassen, seinen Entschluss zu vertagen und das Herzogthum anzugreifen, wo ihm bei der Schwäche der Franzosen, die nun von den Venetianern preisgegeben seien, Vortheile winkten. Ein Erfolg werde Maximilians Ehre wieder herstellen, was nicht möglich sei, wenn er von dem Unternehmen

---

[1] Letters n. 2095.

[2] n. 2100. Fortwährend ist von einem Bündnisse des Kaisers, des Papstes, des Königs von England und König Karls die Rede, so wie die Schweizer von Frankreich abwendig zu machen.

[3] Pace an Wolsey 10. Juli 1516. n. 2152.

[4] Depesche Wingfields über eine Unterredung mit dem Kaiser und Uebergabe eines Briefes König Heinrichs an ihn. n. 2153.

[5] Worte König Heinrichs in dem Schreiben an Wingfield. n. 2175

abstehe. Wenn der Kaiser wünschte, der König möge seinen Enkel (König Karl) bewegen, gegen den gemeinsamen Feind zu ziehen und Karls Räthe, welche entgegengesetzter Meinung seien, zu bestrafen, so habe der König bereits seinen Gesandten nach Brüssel abgeschickt und möge der Kaiser nun auch seinem Enkel schreiben. Was aber den Wunsch Maximilian's betreffe, Heinrich möge nach Trier kommen und selbst Frankreich bekämpfen, so könne der König in diesem Jahre nicht über die See gehen; so lange die Franzosen nicht aus Italien vertrieben seien, könne kein Römerzug stattfinden. Alles komme daher darauf an, die Franzosen aus Mailand zu treiben, dann werde ihn Heinrich weiter unterstützen. Unterdessen wolle er den Bund mit dem Kaiser und dem Könige von Castilien fortführen und wenn er von letzterem eine Antwort erhalte, sie Maximilian mittheilen. Der englische Gesandte wurde zugleich auf die Gefahr aufmerksam gemacht, dem Kaiser Geld vorzustrecken, ihm ein leiser Verweis über sein Verhalten gegeben und er zugleich aufgefordert, vereint mit Pace für den König zu wirken und des Papstes Ungunst gegen Frankreich zu vermehren.[1] Es gehörte mit zur Ungnade, in welche Wingfield bei König Heinrich fiel, dass der Bischof von Winchester als privy seal und der Erzbischof von Canterbury als Lord Kanzler resignirten, Wolsey, der Gönner und Beschützer Pace's, Lord Kanzler, der Bischof von Durham privy seal wurde. Der venetianische Gesandte, welcher dieses am 17. Juli 1517 dem Rath der Zehn meldete, setzt hinzu, die ganze Leitung der (auswärtigen und inneren) Angelegenheiten liege jetzt zur allgemeinen Unzufriedenheit in den Händen Wolsey's, des Bischofs von Durham und des Lord Schatzmeister. Man werde begreifen, dass dieses von äusserster Wichtigkeit sei. Wingfield stand auf dem Punkt, seinen Abschied zu erhalten, wodurch das Ansehen Pace's noch höher stieg. Der König erklärte sich an Wolsey dahin, dass dieser billigte, den Kaiser nicht eher zu unterstützen, als wenn er 60.000 fl., die er erhalten, zurückbezahlte.[2] Man solle in Bezug auf Maximilians Plan gute Worte

[1] Letters II. 1. n. 2176. n. 660. 661. n. 2177 folgt ein massloser Verweis Wingfields selbst mit Drohungen gewürzt und das grösste Lob Pace's, des neuen königlichen Secretairs.

[2] 27. Juli 1516. n. 2218.

geben; er halte von dem Generalvicariate für Maximilian wenig. Die Briefe Galeazzo Visconti's, der den König und Wolsey anflehte, über Mailand nicht gegen den Willen des Papstes zu verfügen, mögen Heinrich in seinem Entschlusse bestärkt haben; in jedem Briefe eifert Galeazzo gegen den Kaiser und dessen Thorheiten; kein Wunder, wenn sich Heinrich nicht beeilte, in Maximilians Pläne einzugehen. Fortwährend durchkreuzte auch ein Plan den andern. König Franz suchte für 100.000 Kronen und das Versprechen eines Cardinalates den unvermeidlichen Herzog von Bari, für sich zu gewinnen[1]. Der Papst, welcher, solange die Franzosen in Italién standen und namentlich wenn sie Neapel nähmen, sich für einen königlich französischen Kaplan ansah,[2] näherte sich König Heinrich. Monsieur de Chièvres aber, der Minister König Karl's, suchte für Preisgebung Venedigs eine Annäherung zwischen Frankreich und dem Kaiser herbeizuführen.[3] Am 28. August kam dann Sir Robert Wingfield wieder auf des Kaisers Project zu sprechen, jedoch nur um den König aufmerksam zu machen,[4] dass ein Krieg zwischen den Herzogen von Würtemberg und Baiern vor der Thüre stehe, das Reich sich zwischen beiden parteie, die würtembergischen Bundesgenossen die französische Partei im Reiche bildeten und sogleich, als das Project ruchbar wurde, Maximilian wolle abdanken, diese dem französischen Könige ihre Hülfe angetragen hätte. Der Kaiser fühlte sich durch König Heinrich getäuscht und schrieb selbst unter einen Brief des englischen Gesandten rex vester aut decepit, destruxit vel perdat Caesarem.[5] Der Vertrag von Noyon zwischen König Franz und König Karl, in welchem man englischer Seits nicht mit Unrecht eine Demüthigung des Königs von Castilien sah, brachte dann eine Annäherung zwischen König Heinrich und dem Kaiser hervor, da nur durch Maximilians Einfluss der Sturz der, wie man

[1] Pace to Wolsey. n. 2300.

[2] Giustiniani an den Dogen von Venedig. n. 2259. v. 10. August 1516.

[3] Giustiniani an den Dogen. v. 24. August. n. 2294.

[4] n. 2310.

[5] Eigentlich frater meus rex vester despexit me, destruxit me et perdat (perdet) me. n. 2376. p. 739. Vergl. S. 749.

allgemein behauptete, mit französischem Gelde erkauften Räthe König Karl's erwartet werden konnte. Offenbar unter Einfluss des Vertrages von Noyon kam am 20. October das Project eines Bundes zwischen dem Papste, dem Kaiser, König Heinrich, Juana und Karl I. von Castilien und den Schweizern zu Stande.[1] Der Kaiser sollte sich zum Sturze der Räthe seines Enkels nach Flandern begeben, König Heinrich ihm folgen, der Kaiser die rechtmässigen Erben mit Mailand belehnen, Mailand solle dann an König Heinrich die zur Vertreibung der Franzosen aufgewendeten Kriegskosten bezahlen. Der Cardinal von Sitten war zu diesem Zwecke nach England gekommen, von welchem, wie Giustiniani am 21. Oct. an den Rath der Zehn schrieb,[2] jetzt alles abhängt. Er hatte Recht. Schon am 29. October folgte ein grosser Bund zur Vertheidigung der Kirche von Seiten König Heinrichs, des Kaisers, der Königin Juana und König Karls mit der Einladung, an Papst und Schweizer, ihm beizutreten;[3] am 1. Nov. wurde er in London von dem Könige, dem kaiserlichen und spanischen Gesandten beschworen.[4] Der Sturz Chièvres und des Kanzlers König Karls war damit beschlossen. Maximilian hoffte, sein Enkel werde von Tag zu Tag mehr ‚aus einem Kinde ein Mann werden‘ und sich von Chièvres Einfluss emancipiren.[5] Er war überzeugt, dass König Karls geheimer Rath so von französischen Versprechungen und französischem Gelde gewonnen und verblendet war, dass sich die Mitglieder desselben eben so wenig um ihren Herren als um ihn kümmerten und bereit waren, die ganze Christenheit in französische Hände zu legen. Neue Combinationen verdrängten jetzt sehr bald die alten; die Verfügung über Mailand zu Gunsten König Heinrichs trat vor dem Projecte der Anerkennung des Herzogs von Bari als Herzog von Mailand[6] in den Hintergrund, aber auch die Hoffnung, dass der jugendliche König seine Räthe fallen lassen

---

[1] n. 2463. p. 767.

[2] n. 2470.

[3] n. 2486. 2497.

[4] Bericht Giustiniani's v. 1. Nov. Am 8. December 1516 beschwor ihn Maximilian in der Kirche zu Hagenau. Letters n. 2647.

[5] n. 2531.

[6] n. 2586.

werde. Dafür aber bildete sich die Verbindung zwischen Spanien und England als die Grundlage einer intimen Beziehung zwischen den Häusern Tudor und Habsburg immer fester aus, ohne dass König Karls Räthe sie hindern konnten. Englischer Seits sollte dadurch der Vertrag von Noyon paralysirt werden, von welchem man fürchtete, der katholische König werde durch ihn alle seine Länder verlieren; französischer Seits ward aber der Plan gehegt, eine Zusammenkunft zwischen König Franz und dem Kaiser herbeizuführen,[1] Italien zu erobern und zwischen beiden Fürsten zu theilen. Man wollte wissen, Chièvres arbeite an einer Zusammenkunft Maximilians, König Karls und König Franz zu Cambray;[2] man suchte den Beitritt Maximilians zum Vertrage von Noyon herbeizuführen, sowie die Uebergabe Verona's durch den Kaiser an seinen Enkel. Als es aber jetzt dem französischen Könige gelang, die Schweizer durch den ewigen Frieden auf seine Seite zu ziehen, wurde Maximilian isolirt und zum Frieden mit Frankreich geneigt, der ohne Preisgebung Verona's an die Venetianer nicht stattfinden konnte. Der englische Gesandte in Brüssel, Turstal, konnte am 6. December 1516 König Heinrich von den Erfolgen Chièvres berichten,[3] der weit entfernt, gestürzt zu werden, jetzt erst als Leiter der Continentalpolitik hervortrat. Die Verwirrung stieg immer höher. Fort und fort berichtete der Cardinal von Sion an Wolsey[4] von dem Franzosenhasse Maximilians, von der Nothwendigkeit, die Minister König Karls zu entfernen, was nur Maximilian thun könne; machte Pace Vorstellungen, der Papst wolle nur den Herzog von Bari als Herzog von Mailand sehen, um in Italien keinen Stärkeren zu haben;[5] wenn aber der Kaiser Mailand erhielte, erfolge daraus die Vernichtung der Venetianer, was gegen das allgemeine christliche Interesse sei. Wolsey aber huldigte noch am 25. November 1516 der Meinung,[6] Maximilian gehe nur zum Sturze Chièvres nach den Niederlanden. Mehr und mehr überzeugte man

[1] n. 2632.
[2] n. 2633.
[3] n. 2640.
[4] 13. Dec. 1516. n. 2668.
[5] Zürich 15. Dec. 1516. n. 2675.
[6] n. 2700.

sich im englischen Cabinete, dass der Vertrag von Noyon die schlimmsten Folgen in sich schliesse. König Heinrich erklärte sich bereit nach dem Continent zu kommen, Maximilian zu besuchen, um dann die Aufhebung des Vertrags und den Sturz Chièvres zu erzielen. Unter dem Vorwande des Vertrages könne sonst der König von Frankreich nach Belieben nach Italien ziehen, sein Ansehen in den Niederlanden werde gebietend, der Papst eingeschüchtert. König Heinrich schlug daher eine Zusammenkunft Maximilians und König Karls mit ihm zu Calais oder St. Pierre vor, wobei Karl zur Annahme des Londoner Vertrages veranlasst werden sollte.[1] Dazwischen kam nun das Gerücht, Maximilian habe sich an König Franz angeschlossen, die Uebergabe Verona's in die Hände König Karls versprochen[2] und brachte der Cardinal von Sion nochmal das Gerücht von der beabsichtigten Abdankung Maximilians auf das Tapet.[3] Leider ist das sehr ausgedehnte Schreiben des Cardinals wieder in so verstümmelter Gestalt auf uns gekommen, dass der Sinn desselben nur mit Mühe festgehalten werden kann. Es geht aber aus dieser fragmentarischen Gestalt doch hervor, dass der französische König bereits Bestechungsversuche bei deutschen Fürsten erfolgreich gemacht hatte; dass einige von diesen mit König Franz übereingekommen waren, kein Glied des Hauses Habsburg mehr auf den Kaiserthron kommen zu lassen. Er habe bereits ganz Deutschland in sein Netz gezogen, die Noriker (?!), die Franken, die Baiern, den Herzog von Würtemberg, den rheinischen Adel. Wenn der englische König die Krone ablehne, verfalle das Reich und die christliche Republik in die schmachvollste Knechtschaft. Nehme er das Joch nicht auf sich, so falle das Reich dem französischen Könige zu.[4]

Die Eröffnungen des Cardinals von Sion, dessen Ansehen, Stellung und Verbindungen seinen Worten einen nicht gewöhn-

[1] Instructions for the Earl of Worcester and Dr. Knight.

[2] n. 2719.

[3] Nach dem Berichte vom 20. Februar 1519 hatte der Cardinal noch einen Auftrag deshalb.

[4] Das Schreiben (n. 2722 p. 865—868) wird gegen das Ende immer derber, aber leider auch so verstümmelt, dass man schon den Sinn nicht mehr errathen kann.

lichen Nachdruck verliehen, waren wichtig genug, nicht blos die Sache aufs Neue in reifliche Erwägung zu ziehen, sondern auch sie in ein anderes Stadium zu bringen. Ausschluss des Hauses Habsburg vom Kaiserthrone als Programm der französischen Politiker lautete ganz anders, als Uebertragung des Kaiserthums durch Maximilian an König Heinrich von England. Das Gespenst, Franz als deutschen Kaiser zu sehen, schwand seitdem nicht mehr aus den Augen der Politiker.[1] Maximilian war wohl im Winter 1517 nach den Niederlanden gekommen, erblickte aber nun in seinem Enkel Karl den weisesten Fürsten seiner Zeit.[2] Die Hoffnung, Chièvres und seine Collegen zu stürzen, musste aufgegeben werden, wohl aber brachte jetzt (Febr. 1517) der Cardinal von Sion in dem Gespräche mit dem Abgesandten König Heinrichs das Project der Abdankung Maximilians wieder vor. Nun erklärte aber Turstal, der Erwählte müsse nothwendig ein Unterthan (Glied) des Reiches sein. Die Krone von England aber ist ein Reich für sich und viel besser als das gegenwärtige römische Reich. König Heinrich trage deshalb eine geschlossene Krone. Wenn er auch gewählt würde, so werde die Wahl doch aus dem angeführten Grunde eitel, und wollte er die Wahl annehmen, so enthielte diess ein Geständniss, dass die Krone von England dem deutschen Reiche unterworfen sei. Ehe Heinrich Kaiser würde, was erst durch seine Krönung in Rom erfolgen könne, müsste er römischer König werden; diese Würde gedenke aber Maximilian nicht aufzugeben! Sie könne also nicht anders erledigt werden, als durch den Tod oder wenn der König der Römer zum römischen Kaiser gekrönt worden wäre. Turstal sah in der ganzen Sache nur ein Mittel, Geld herauszulocken und rieth dem Könige, sich dafür bei Maximilian höflich zu bedanken.[3]

---

[1] Vergl. den Bericht des Earl of Worcester, Turstal and Sir Robert Wingfiel's an König Heinrich über ihre Unterredung mit Maximilian vom 12. Febr. 1517. Letters II. p. II. n. 2709.

[2] Karls Tante Margarethe bezeichnete ihn als unbeweglich wie ein Idol. Knight behauptet (n. 2930), Chièvres habe den König in ludum Veneris eingehen lassen.

[3] Mecheln 12. Febr. 1517. n. 2911.

Bereits begann das Project vor einem andern zu weichen.[1] In Cambray sollte grosser Tag gehalten, ein Zug gegen die Türken unternommen, Maximilian Generalcapitän des Kreuzheeres, Ungarn, Kärnthen und Croatien dadurch gesichert werden. Der englische Gesandte Knight legte aber Maximilian bei seiner Zusammenkunft mit König Karl die Worte in den Mund: mon fils vous ales trumper (tromper) les François, et mois je va trumper les Anglais. Was aber sein Project der Resignation betreffe, so sei dies leeres Gerede.[2] Am 14. Febr. beschwor Maximilian den Vertrag von Noyon; dafür wurde ihm die Hand der Madame d'Angoulême, Schwester[3] König Franz I., mit einer Mitgift von 500,000 Kronen zugesagt. Dem Könige von England, getäuscht wie er war, blieb nichts übrig, als gute Worte mit guten Worten heimzuzahlen und gute Miene dazu zu machen, dass der Kaiser mit englischem Gelde nach den Niederlanden gekommen war, um dem den Engländern so verhassten Vertrag von Noyon beizutreten. Statt die Räthe König Karls zu stürzen, standen sie jetzt vielmehr hoch in der Gunst Maximilian's und die englischen Gesandten mussten jetzt selbst an ihren Herrn berichten (27. März 1517), welch trügerisches Spiel Maximilian mit diesem getrieben habe, jedoch ohne sein Ziel zu erreichen,[4] aus französischen Händen Mailand zu erlangen. Verona war seit dem 15. Januar in französischem Besitz.[5]

Seit der Ankunft Maximilians in den Niederlanden, seit der Grossvater seinen klugen Enkel wiedergesehen, nahm Alles einen anderen Ton an. Maximilian machte sich kein Hehl, dass K. Karl bei den Spaniern nicht beliebt war, wohl aber Don Fernando, der jüngere Bruder. Er erzählte am 18. April dem Grafen von Worcester, er wolle, sobald K. Karl, welcher jetzt in Mecheln sei, nach Antwerpen komme, mit ihm von seinem Abdicationsplan sprechen, Karl solle König der Römer werden, und

---

[1] Spinelli an König Heinrich 13. Febr. 1517. n. 2921.

[2] Merae sunt nugae. Knight an Wolsey, 16. Febr. 1517.

[3] Mutter. n. 2943.

[4] n. 3076.

[5] n. 2921.

nach seinem Tode einer seiner Söhne.[1] Er besitze dazu die Zustimmung von fünf Churfürsten.[2]

Wenige Tage später, am St. Georgsfeste, erklärte sich Maximilian gegen den englischen Gesandten noch offener. Er beschwerte sich über die Vermählung der Schwester Heinrichs mit König Ludwig, wobei er die Schuld den Räthen König Karls beimass. Er habe sich durch das Benehmen des Giovanni Galeazzo und da das englische Geld im entscheidenden Momente ausblieb, in grosser Gefahr befunden. Mehrere der Reichsrebellen würden durch den französischen König unterstützt. Er habe daher, Uebelständen zu begegnen, die Churfürsten auf den Sonntag nach Trinitas nach Mainz berufen und gedenke daselbst das Reich dem König von Castilien (Karl) zu übergeben, sowie die Wahl Heinrichs als König der Römer zu betreiben. Karl wolle aber aus Furcht vor König Franz, der nach der Kaiserkrone strebe, nicht darauf eingehen. Er (Maximilian) wünsche nun, dass König Heinrich den einen oder anderen Titel annehme; und kümmere sich dann, wenn Heinrich dies thue, nicht mehr darum, wolle nur den Infanten Ferdinand zum Könige von Oesterreich machen und selbst Marschall des Reiches werden. Als der Earl von Worcester ihm entgegnete, er möge seine Würden behalten und diese seinen Söhnen (Enkeln) nach ihm zukommen lassen, entgegnete Maximilian, er hätte in den Tagen Papst Julius' II. und Leo's X. Kaiser werden können. Leo habe ihm fünf Cardinäle zur Krönung bestimmt, er jedoch nicht gewollt, da sein Streben darnach gehe, Kaiser von Constantinopel zu werden, worauf er ein Anrecht besitze.[3]

Bereits hatten aber die Abgesandten des röm. Königs, der Könige von Frankreich und Castilien am 11. März (1516) einen Theilungsvertrag Italiens zu Cambray abgeschlossen. Diesem zufolge sollten Venedig, Padua, Treviso, Riva,[4] Roveredo, Friaul, Florenz, Pisa, Livorno, Siena mit dem venetianischen Territorium

---

[1] n. 3144.

[2] Resign the empire and he to be king of the Romans still and after his death one of his sons to be made king of Romans.

[3] Bericht Worcester vom 26. April 1516. n. 3174.

[4] Reiff n. 3163. not.

ein besonderes Königreich bilden, und zwar entweder für König Karl oder für Ferdinand; Verona, Vicenza, Legnago, Valeggio, Brescia, Como, Bergamo, Lecco, Reggio und Modena sollten an Frankreich fallen. Aus dem Herzogthum Mailand, den Marchesaten von Mantua, Monteferrato, Malespina, und Ancisa, der Signoria von Genua, der Grafschaft Asti, dem Fürstenthum Piemont sollte ein lombardisches Königreich gebildet und damit der französische König belehnt, beide Königreiche gehalten werden, einander gegenseitig zu unterstützen. Maximilian verpflichtete sich, dazu die Zustimmung der Churfürsten zu erlangen, König Franz, ihn mit 600 gens d'armes nach Rom zur Kaiserkrönung geleiten zu lassen und selbst bei der nächsten Gelegenheit mit seinen jetzigen Verbündeten, den Venetianern zu brechen. [1]

Der Tractat, von nüchternen Botschaftern dreier Monarchen abgeschlossen, ist eine der vielen Unbegreiflichkeiten jener Tage. Er beleuchtet in greller Weise Maximilians Versicherungen am St. Georgstage und den Ausspruch Wolsey's an den venetianischen Gesandten in London, Sebastian Giustiniani, von demselben Tage, es gebe keine Treue mehr in der Welt. [2] Ob, wie er behauptete, er allein eine Ausnahme machte, wäre eine andere Frage. Als übrigens nachher König Karl dem Vertrage Heinrichs und Maximilians vom 20. Oct. 1516 beitrat, konnte Wolsey wie von einem festen Thurm aus auf dieses rastlose Gebären von Plänen ohne Zeit und Ende herabblicken. Einige mehr, einige weniger; was verschlug dieses. Sie waren ja doch nur todt geboren. Maximilian aber, welcher in Cambray seinen Frieden mit K. Franz gemacht hatte, schlug nun dem Könige von England ein grosses Bündniss mit ihm, Frankreich und dem Könige von Spanien vor. Nach einer Aeusserung Maximilians bei dieser Gelegenheit, hatte Galeazzo Visconti Kunde von seinen Abdankungsplänen erhalten und diese dem Könige Franz mitgetheilt. [3] Er war gewillt, diesem Umstande das Scheitern der Unterhand-

[1] Der Theilungsvertrag transspirirt bereits Ende Juli. Vergl. Pace's Schreiben an Wolsey vom 27. Juli 1517. Maximilian unterhandelte damals mit den Schweizern, um Leo X. zur Verzweiflung zu bringen.

[2] Giustiniani an den Dogen. n. 3163.

[3] Gemeinsames Schreiben der englischen Gesandten an Heinrich VIII. vom 28. Mai 1517.

lungen zuzuschreiben, deren Basis am meisten von dem königlichen Secretär Pace bekämpft worden war, welchen für Berge von Gold auf seine Seite zu ziehen König Franz für erspriesslich erachtet hatte. [1]

Die Bodenlosigkeit dieses Treibens zu erhöhen, kam dazu, dass König Franz fortwährend am Ausschluss des österreichischen Hauses vom deutschen Throne arbeitete. [2] Seinerseits war Maximilian entschlossen, die Reichsrebellen zu züchtigen. Er setzte sich in Verbindung mit den Königen von Dänemark, Polen, Böhmen, Ungarn, welche ihm 50,000 Pferde versprachen; [3] er bot die Reichsstädte auf. Es galt Franz von Sickingen so gut wie dem Herzoge von Würtemberg, welcher jetzt vergeblich den König von Frankreich um Hilfe anrief. Nach den Berichten des Cardinals von Sitten kam es in Mainz zu einem sehr ärgerlichen Auftritte zwischen Maximilian und den französisch gesinnten Churfürsten, welchen er in heftigem Zorne drohte, er werde ihnen zum Trotze einen anderen Kaiser aufstellen und selbst abdanken. [4] Man wusste Ende September in Frankreich, dass Maximilian mit den Churfürsten in Unterhandlung stand, um ihre Stimmen für Einen seiner Enkel zu gewinnen, während er selbst abdanken wollte. [5] Ja Pace selbst berichtet um diese Zeit, Maximilian verspreche dem Könige Heinrich, der übrigens seinen Vergnügungen fast ausschliesslich nachging, die Kaiserkrone wie früher [6] und wolle deshalb selbst nach Flandern zurückgehen. Wirklich zog sich auch die Sache bis in das Jahr 1518. Da machte ihr Heinrich VIII. selbst ein Ende. Er liess Maximilian wissen, er habe in Erfahrung gebracht, der König von Castilien wünsche die Kaiserkrone, da verzichte er selbst auf jede Unterhandlung und werde ihn, so gut er könne, unterstützen. Wollten aber die Churfürsten Don Ferdinando dem Könige von Castilien vor-

---

[1] Er habe ihn veranlasst, 2,000,000 in Gold auszugeben. n. 3241.

[2] Schreiben des Cardinals von Sion an Wingfield vom 24. Juni 1517.

[3] Schreiben des polnischen Kanzlers an Wolsey vom 10. Juli 1517. n. 3456.

[4] Leider ist auch dieser Brief (vom 20. Juli 1517) entsetzlich verstümmelt.

[5] News from France, 28. Sept. n. 3702.

[6] n. 3724.

ziehen, so hätte er gleichfalls nichts dagegen.[1] Pace wurde beaufragt, Wolsey dieses zu wissen zu machen,[2] damit er danach handle, 24. Juni 1518. Damit endete das lang hingezogene Project. Noch später, als Maximilian bereits gestorben war und König Franz, unwillig darüber, dass die erhabenste Würde der Christenheit von den kleinen deutschen Fürsten und nicht von den beiden mächtigsten Königen — Frankreich und England — vergeben werde, den König Heinrich VIII. deshalb sondiren liess, erklärte letzterer, obwohl er von dem Cardinal von Sitten zur Bewerbung aufgefordert worden, werde er es doch nicht thun, da das nur heisse, englisches Geld nach Deutschland fliessen zu machen.[3] Darf man dem in vielen Dingen wohlunterrichteten Biographen des Pfalzgrafen und nachherigen Churfürsten Friedrich auch hierin Glauben schenken, so gab es Zeiten, in welchen dem Kaiser die Beibehaltung des Kaiserthums bei dem Hause Habsburg als eine nicht mehr zu ertragende Last erschien. Es verzehrte die Einkünfte der Habsburgischen Lande, stürzte den Kaiser in Schulden, machte ihn vom Auslande abhängig,[4] den Fürsten gegenüber war vom Danke nichts zu hoffen. Als nun im Jahre 1513 der Pfalzgraf Friedrich, einer der acht Söhne des Churfürsten Philipp, welcher durch den Cölner Spruch Maximilians seines baierischen Erbes verlustig erklärt worden war, nach dem Niederrhein begleitete, soll es in Wesel zwischen ihm und Maximilian zu einer Auseinandersetzung über die künftige römische Königswahl gekommen sein. Der Kaiser habe von dem Churfürsten von Sachsen oder Herzog Wilhelm von Baiern als Candidaten gesprochen, der Pfalzgraf aber den Prinzen Karl in den Vor-

---

[1] Dieser letztere Punkt ist, weil das Schreiben wie so viele bei Brewer verstümmelt ist, nicht ganz deutlich. Heinrich scheint in diesem Fall einen definitiven Entschluss von Unterhandlungen mit der Princess Margarethe abhängig gemacht zu haben.

[2] n. 4257.

[3] So erzählte König Franz dem englischen Gesandten in Paris, Sir Thomas Boleyn, Februar 1519. Man wird später sehen, dass dies nur mit grossen Einschränkungen anzunehmen ist.

[4] Ut miserando exemplo et imperator et senex ad facienda stipendia proficisceretur. Huberti Thomae Leodii annales Palatini lib. IV. p. 66.

dergrund gestellt, damit aber den Zorn des Kaisers hervorgerufen, der ihn frug, ob er denn das Haus Habsburg zu Grunde zu richten gedenke. Der Biograph des Churfürsten stellt hiebei die Sache so dar, als habe Maximilian dem Pfalzgrafen nur deshalb gezürnt, [1] weil dieser ausgesprochen, was er selbst gemeint. Damals, als man der Pläne König Ferdinands noch nicht sicher war, eher befürchten musste, er gedenke Karl von dem spanischen Throne auszuschliessen, die Succession in Ungarn nicht geregelt war, im Osten wie im Westen die Basis für ein neues Habsburgisches Kaiserthum zu fehlen begann und nur so viel sicher war, dass Maximilian selbst unter der Last desselben erliege, konnte wohl der Gedanke, in Karl seinen Nachfolger zu erblicken, dem Kaiser kaum kommen.

Anders aber wurde es, als Maximilian in seinem Enkel den Erben Aragons und Castiliens erblickte, Heinrich VIII. den Plan ablehnte, durch welchen Frankreich in das Verderben hineingezogen werden sollte; da darf man sich nicht wundern, wenn die flüchtigen Bemerkungen des Pfalzgrafen vor Maximilians Seele traten; er ihm als geeignetste Persönlichkeit erschien, auf seinen Bruder einzuwirken. Da wollen wir diesen auch nicht die Bedeutung absprechen, dass sie Maximilian nochmal zur Ewägung brachten, was für das österreichische Interesse wichtiger sei, die Kaiserkrone mit ihren Mühen und Auslagen ganz aufzugeben oder sie, koste es was es wolle, zu erhalten.

Ganz gewiss hatte der Aufenthalt in den Niederlanden, die Maximilian einst für das Haus Habsburg erworben, als Oesterreich selbst die Beute der Ungarn zu werden drohte, und die nun der Ausgangspunkt zur Erwerbung der Krone von Aragon und Castilien geworden waren, auf den Grossvater König Karls einen entscheidenden Einfluss ausgeübt. Es ist wohl kein Zweifel, dass der frühe Tod seines einzigen Sohnes, König Philipp, viel beigetragen hatte, eine arge Zerfahrenheit in seine Politik zu bringen. .Seine beiden Enkel waren auch

---

[1] Tum enim sua consilia perdita reputabat semper Maximilianus, cum alius eadem quae ipse sentiebat. l. c. p. 48.

die Enkel K. Ferdinands, Karl der eigentliche Erbe der burgundischen Macht, er wie der Infant Ferdinand dem deutschen Grossvater entfremdet, durch die politischen Verhältnisse jener deutschen Politik fremd, die Maximilian verfolgte. Lange hatte es sich darum gehandelt, wie sich die spanische Erbschaft für sie gestalten werde. Der Besitz von Neapel, das zur aragonischen Krone gerechnet wurde, war selbst als von Frankreich unbestritten erst durch den Vertrag von Noyon K. Karl zugestanden worden, der die Verpflichtung auf sich nahm, obwohl kaum ein junger Mann, das Töchterchen K. Franz' zu heirathen, also eine Reihe von Jahren in Bezug auf die Möglichkeit der Gründung einer Familie, der Erlangung legitimer Erben gebunden war. Gelang es da, die Churfürsten zu vermögen, Karl ihre Stimme zu geben, ihm das Kaiserthum zu verschaffen, so lösten sich alle französischen Combinationen in Nichts auf. Das französiche Königthum konnte keinen ärgeren Schlag erleiden; der französische Besitzstand in Italien war gefährdet, Frankreich auf drei Seiten von habsburgischen Bezitzungen umschlossen, Oesterreich gesichert, die Präponderanz in Betreff Böhmens und Ungarns erworben, die Möglichkeit, die Osmanen zurückzudrängen, vielleicht selbst aus Europa zu jagen, winkte in nicht zu weiter Ferne. Warum sollte nicht diese Combination jede andere verdrängen? Andererseits aber wer stand dafür, dass, wenn die Möglichkeit der Erhebung Karls sich mehr und mehr zur Wirklichkeit gestaltete, alle Veränderungen, die daran sich knüpfen konnten, knüpfen mussten, erwogen wurden, nicht von einer anderen Seite auf den Plan Maximilians wieder eingelenkt, dieser vielleicht sehr zur Unzeit für König Karl von König Heinrich wieder aufgenommen wurde, und so Karls Wahl von jener Seite durchkreuzt ward, die seinen eigenen Grossvater an den Gedanken gewöhnt hatte, nachdem Richard von Cornwallis römischer König geworden, nachdem Eduard III. die römische Königskrone angetragen worden, so sei denn doch die Verbindung der geschlossenen englischen Krone mit der Kaiserkrone das wirksamste Mittel, den europäischen Continent von England abhängig zu machen?

Wir werden sehen, wie Maximilians ursprünglicher Plan plötzlich wieder in den Vordergrund tritt!

## §. 2.

## Plan Kaiser Maximilian's, seinem Enkel König Karl die römische Königskrone zuzuwenden.

Seit April 1517 beginnen die Berichte über die Bemühungen Königs Franz I., auf die deutschen Fürsten einzuwirken, bedrohlicher zu werden. Er habe, berichtete am 26. April Knight an Cardinal Wolsey, einem Markgrafen von Brandenburg die Schwester der Königin zur Frau gegeben, den Pfalzgrafen, [1] den Herzog von Würtemberg auf seiner Seite, jedoch habe der Churfürst von Sachsen, Gegner der Brandenburger, sich mit dem Kaiser ausgesöhnt. Franz unterhalte 3000 Mann in Dänemark und wolle diese Mannschaft auf 8000 bringen. [2] Im Anfang Mai berichtete der englische Gesandte Spinelli aus Calatayud in Aragonien, [3] dass der königliche Rath sich auf das Sorgfältigste mit der Wahlhandlung beschäftige.

König Franz spare kein Geld, während das von Spanien kommende, das durch Maximilians Hände gehe, in diesen hängen bleibe, weshalb man beschloss, einen eigenen spanischen Gesandten, Don Juan de la Nuca, damit zu betrauen. Nach Briefen aus Rom hatte König Franz die Erhebung des Erzbischofs von Mainz zum Cardinal betrieben, Papst Leo aber, um sich Maximilians Dank zu verdienen, diese bisher verzögert.

Würde Albrecht von Brandenburg legatus a latere, so würde sein Einfluss, verbunden mit dem seines Bruders, den

---

[1] Pfalzgraf Ludwig hatte sich durch seine Räthe Lucas Hugo und Kastner ganz mit Frankreich auseinander gesetzt. Huberti Thomae comment.

[2] n. 4117.

[3] n. 4147.

aller andern Churfürsten beseitigen. Sie müssten daher von Spanien gewonnen werden, koste es, was es wolle. Man vermöge jedoch dem französischen Plane, Madame Renée mit dem ältesten Sohne des Churfürsten von Brandenburg zu vermählen, nichts entgegen zu stellen als die Vermählung desselben mit Karls jüngster Schwester, der Infantin Katharina, welche sich bei ihrer Mutter aufhielt. Während aber die Franzosen die höchste Thätigkeit entwickelten, hüllten sich die Spanier in Unthätigkeit ein. Der Kaiser meinte jedoch, wenn der König für Geld sorge, werde er die Churfürsten für sich haben. Bereits konnten die englischen Gesandten, welche sich nach Calatayud zu König Karl begeben hatten, von da berichten, Chièvres und der Kanzler hätten ihnen eröffnet, wie König Franz mit vollen Segeln nach dem Kaiserthume steuere; [1] er habe den Papst veranlasst, Albrecht von Brandenburg und noch einen Churfürsten zum Cardinal zu ernennen. Das Anerbieten, die Madame Renée an den ältesten Sohn des Churfürsten Joachim zu vermählen, sei erfolgt, Courteville dahin gesandt worden mit vielem Gelde dagegen zu wirken und die Heirath mit der Infantin in den Vordergrund zu stellen. [2] Beinahe gleichzeitig mit diesem Berichte, der erst von Saragossa am 12. Mai abgesandt wurde, war ein Schreiben des Kaisers aus Innsbruck vom 18. Mai an König Karl, nachdem der kaiserliche Rath Jean de Courteville am Hofe Maximilians eingetroffen war, angelangt. Der Kaiser eröffnete seinem Enkel, er habe die Unterhandlungen mit den Churfürsten begonnen und erwarte das Beste. [3] Er habe zu diesem Ende einen Hoftag ausgeschrieben (une journée imperiale) und hoffe die Angelegenheit daselbst zu Ende zu führen. Er bezog sich auf ein früheres Schreiben König Karls, der sich über die Masse und Höhe der Pensionen und Gnadengehalte beschwert hatte, die nach der Meinung der kaiserlichen Räthe Villinger und Renner ausgetheilt werden

[1] Greth about covertly and layeth many baits to attain to the empire. n. 4160.

[2] Cannot imagine that this marriage will take place but it will act as a stay.

[3] Le Glay, négociations diplomatiques entre la France et l'Autriche. Paris 1845. X.

mussten, seinen eigenen Geldmangel in den Vordergrund gestellt und bezweifelt hatte, dass König Franz wirklich so grosse Summen aufwenden werde. Maximilian versicherte ihn, dass es so sei, dass er dadurch Oesterreich und Burgund sichern werde. Mit 100,000 Goldgulden, über welche Courteville verfüge, könne man aber auf die Fürsten und ihre Umgebung nicht genügend einwirken. Die Franzosen betrieben ihre Unterhandlungen mit baarem Gelde und da man nicht immer Karls Anweisungen erwarten könne, müsse er dem Kaiser, Courteville, Villinger und Renner seine Vollmachten überlassen, sonst könnte, bis seine Antwort einlaufe, alles umgestürzt werden; dem Pfalzgrafen die Landvogtei von Hagenau zu überlassen, die er (der Kaiser) erworben habe, könne, wenn auch schwer, geschehen, sobald seine und seiner Nachkommen Freundschaft für Oesterreich dadurch gewonnen würde. Mit dem Herzoge Georg von Sachsen, der um 30,000 fl. sein Anrecht auf Friesland König Karl überlassen, wolle er selbst unterhandeln. Er werde versuchen, ob die geistlichen Churfürsten sich mit einer Pension von 4000 Goldgulden jährlich begnügen würden, da sie so gut wie die weltlichen schon grössere Pensionen von Frankreich bezögen. Dem Sohne des Churfürsten Joachim habe er selbst die Hand der Infantin Katelina versprochen. Franz von Sickingen müsse gewonnen, den Wormsern der ihnen von diesem angerichtete Schaden von 20,000 fl. vergütet werden. Der Pfalzgraf sollte 80,000 fl. für die Landvogtei erhalten.[1] Da Herzog Ludwig von Baiern die Hand der Königin Johanna von Neapel nicht wolle, solle man ihm die Hand der vielumworbenen Tochter des Gran Capitan Gonsalvo von Cordova geben, die übrigens König Heinrich VIII. für den Herzog von Urbino verlangt hatte. Die Infantin Leonora solle nicht mit dem (alten) Könige von Portugal, sondern mit dessen Sohne vermählt werden, wenn nicht mit Herzog Wilhelm von Baiern, dem Haupte des baierischen Hauses, dessen Vorfahren gewöhnlich sich mit Königskindern verbanden. Maximilian rieth ferner dem Könige, gleich den Franzosen, die ihre Botschafter mit grossem Aufsehen hereinsenden, zu handeln

---

[1] S. 129.

und den Herrn von Zevenberghe dazu zu bevollmächtigen, den von Courteville aber bei ihm zu belassen. [1] Es zeigt sich, dass letzterer denn doch grössere Vollmachten hatte, als über 100,000 fl. zu verfügen, dass er allmälig bis zu 200,000 fl. stieg, als er die Betroffenheit der Kaiserlichen gewahrte und das Scheitern der ganzen Angelegenheit befürchten musste. Courteville, Villinger und Renner beschlossen jedoch, hierüber das Geheimniss zu bewahren.

Der Gedanke, den Herrn von Berghes nach Deutschland zu schicken, war übrigens auch gleichzeitig in Saragossa gefasst worden, wo sich der königliche Hof im Mai 1518 befand. Da die Princessin Margarethe von einer Sendung La Nuca's zu dem Kaiser nichts wissen wollte, wurde gewünscht, die Könige von Portugal und England möchten auch ihre Gesandten nach Deutschland schicken, Karls Wahlbewerbungen eine moralische Unterstützung zu verleihen. Aber die Nachrichten, welche man bis zum 20. Mai aus Flandern zog, lauteten im Ganzen nicht günstig, der Markgraf von Brandenburg und der Herzog von Lüneburg hatten auf ihrer Reise nach Frankreich Brüssel berührt. Man hielt die zwei brandenburgischen Stimmen für verloren. [2] Heirathe die Princessin Renée einen Brandenburger, so sollte die jüngste Infantin den Churprinzen von Sachsen und die zweite portugiesische Princessin den Pfalzgrafen heirathen. Dadurch hoffte man man zwei weltliche und selbst eine geistliche Stimme zu gewinnen, dann den König von Ungarn als König von Böhmen beizuziehen und wenn man König Karls Abwesenheit als Grund zum Ausschlusse ansähe, den Infanten Ferdinand, welcher Spanien noch nicht verlassen hatte, [3]

[1] Das Uebrige bezog sich auf ein Schreiben König Karls vom 15. April, den Abschluss eines fünfjährigen Waffenstillstandes mit den Venetianern und auf das Verlangen des Papstes, einen allgemeinen Waffenstillstand für fünf Jahre einzurichten.

[2] Ebenso die des Herzogs von Baiern. Allein Spinelli irrte sich (Schreiben an Heinrich VIII. von Saragossa 20. Mai n. 4178), der Herzog war ja nicht Churfürst. Wahrscheinlich meinte er daher den Pfalzgrafen.

[3] Don Fernando is not yet departed. n. 4178. Später berichtet Spinelli, Maximilian wolle nach Flandern gehen, Ferdinand abholen und ihn mit sich nehmen, was gegen Chièvres Wunsch sei. n. 4188.

vorzuschieben. Die Erzbischöfe von Trier und Köln, welche geringe Macht besassen hielt man dem von Mainz gegenüber nicht für bedeutend. Schliesslich rechnete man noch auf den Hass der Deutschen gegen die Franzosen. Der englische Bericht Spinelli's vom 20. Mai enthält übrigens die seltsame Phrase, der Kaiser sei der beste Freund des französischen Königs, da er ihm zum römischen Königthum Hoffnung mache, was auf eine arge Täuschung, die Maximilian beabsichtete, hingewiesen hätte. Bereits urtheilte man, seit König Karl sich um das Kaiserthum bewerbe, sei ein Friede zwischen ihm und König Franz unmöglich; die Bemerkung erwies sich als nur zu gegründet. Am 24. Mai schrieb Kaiser Maximilian schon wieder aus Innsbruck. Maximilian, offenbar nicht in das Geheimniss Courteville's und seiner zwei Räthe eingeweiht, beschwerte sich über den ersten, dass er nicht zahlen wolle, verlangte daher, dass Courteville dazu angehalten werde und versprach, auf die Schweizer im gemeinsamen Interesse einzuwirken. [1] Der Theilungsvertrag in Betreff Italiens war den Venetianern bekannt geworden und brachte sie nun selbst dahin, durch den Kaiser auf die Schweizer einzuwirken, um ihre Gunst zu gewinnen. [2] Bereits war, ganz abgesehen von den Huldigungen der Königreiche von Castilien und Aragonien seit Karls Ankunft in Spanien viel geschehen. Als er gelandet war, bot ihm König Franz ein Offensiv- und Defensivbündniss an, er schlug zugleich eine Heirath Don Ferdinands mit einer portugiesischen Princessin vor und bestand auf einer Zusammenkunft mit König Karl zu Perpignan. [3] Allein der König von Spanien hatte bereits andere Interessen, als der Erbe der Niederlande. Er beschloss, erst den Philibert Naturel, Propst von Utrecht und dann auch den Ritter Poupet de la Chaux an den König abzusenden, [4] demselben sein Bedauern über die Vorbereitungen zu einem Kriege gegen England auszudrücken und ihn zu bewegen, den Frieden zu halten. Franz beschwerte sich darüber, dass die Zusammenkunft nicht stattfand,

---

[1] Mone, Anzeiger. 1836, S. 13.
[2] Brewer n. 4205.
[3] l. c. n. 4178.
[4] Lanz, monumenta Habsburgica. n. 23. 24.

während er offen erklärte, er könne jetzt nicht mit den Venetianern brechen und den Vertrag von Cambray erfüllen. Karl entschuldigte sich durch seine gegenwärtigen dringenden Geschäfte in Spanien, verlangte aber Nachlass von 50,000 Goldkronen von 100,000, die König Ferdinand an König Ludwig XII. für Neapel zu zahlen verpflichtet war, von welchen aber letzterer selbst nur die Hälfte gezahlt hatte. [1] Der französische Botschafter, welcher meinte, das werde die Freundschaft nicht fördern, erhielt eine ziemlich schroffe Antwort, der Dompropst von Utrecht aber den Auftrag, Franz milde zu stimmen, jedoch auch sehr entschiedene Weisungen in Betreff Karls Bewerbungen um die Kaiserkrone, [2] die ihm als aus kaiserlichem Geschlechte zukomme, mit Abweisung der Bewerbung eines Nichtdeutschen. Die beiden Gesandten trafen den König endlich in Saumur. Er war bereits unterrichtet von dem pecuniären Verlangen König Karls, sowie dass er bereit sei, die Princessin Louise bei sich aufzunehmen und sie wie seine künftige Frau zu ehren, was auf König Franz einen nichts weniger als günstigen Eindruck, den er auch bei der Audienz den Gesandten hinlänglich zu erkennen gab, machte. In der That war auch aus der beabsichtigten und wie nun sich zeigte beschworenen Zusammenkunft der beiden Könige zur Bekräftigung des Friedens etwas ganz anderes geworden. Man war französischer Seits eher auf alles gefasst, als auf die Ausreden des Herrn de la Chaux und die Sprache, die er führte. Franz hatte die Ueberzeugung gewonnen, König Karl wolle ihn täuschen. Der lange Bericht der Gesandten über ihre Unterhandlungen, von Angers den 7. Juni 1518 [3], macht auch den Eindruck einer vollständig gescheiterten Mission. [4] Es stand wohl damit in Verbindung, dass König Heinrich und König Karl den Vertrag vom Jahre 1506 erneuten.

Abgesehen von der Gewitterwolke, die sich in Frankreich zusammenzog, schienen die Dinge in Betreff der Wahl sich

[1] Lanz, monumenta, n. 23, 24. Instructionen König Karls an seine Gesandten.

[2] Lanz I. S. 61.

[3] Le Glay X. n. 42.

[4] Spinelli berichtet darüber am 21. Juni. Brew. n. 4244.

nicht zum Schlechten zu kehren. Man hatte dem Churprinzen von Brandenburg die Infantin Katalinka versprochen,[1] die Königin Wittwe von Aragonien, welche bald nachher einen der jüngeren Markgrafen von Brandenburg heirathete, ward dem Herzoge von Sachsen mit grosser Aussteuer angeboten, der Graf von Mannsfeld, Ritter des goldenen Vliesses, nach Deutschland geschickt. Allmälig trat auch England in die Action. Auf die Darstellung Pace's hin über die Gefahr, welche England von einem französisch-deutschen Kaiserthum drohe,[2] entschloss sich König Heinrich, dem französischen Projecte mit allen Mitteln entgegenzutreten. Man glaubte Anfangs Juli in Saragossa, dass es zwischen König Franz und König Karl zum Bruche kommen werde.[3] Das Alles hinderte aber weder König Franz, noch König Heinrich, einen Heirathsvertrag zwischen dem Dauphin und der Princessin Mary abzuschliessen, Tournay an Frankreich zurückzugeben. Dieser Vertrag ward Ursache, dass la Chaux nach England ging,[4] um die Stellung König Karls zu sichern und Concessionen in Betreff Tournay's zu erlangen, zugleich Karls Hoffnungen in Betreff der Kaiserkrone auszudrücken.[5] Aus dem Zweikönigsvertrage wuchs jedoch allmälig ein Bundesvertrag heraus, dem auch König Karl (14. Jan. 1519) beitrat, und der Kaiser und Papst umfassen sollte.[6] In Betreff der Kaiserkrone[7] warnte Wolsey den König Karl vor seinem Bruder Ferdinand und ebenso vor Vergiftung.[8] Da befreite der Tod der französischen Princessin den König von der Verpflichtung, sie zu heirathen, allein nun trat auch die weitere Verpflichtung nach dem Vertrage von Noyon für

[1] l. c.

[2] Pace an Wolsey 24. und 28. Juni.

[3] n. 4282.

[4] Instruction für la Chaux vom 24. Juli 1518 bei Lanz II. 1. n. 25.

[5] Ganz anders lautete jedoch ein Bericht an das englische Cabinet. Francis hopes to be emperor by the instrumentality of the Pope. — The catholic King tire ariere. Brew. n. 2356.

[6] Lanz II. 1. n. 26.

[7] Ein Geschenk (confiscation) von 30,000 Ducaten vom Churfürsten von Brandenburg wird n. 4440 erwähnt. Chièvres war nach Bericht vom 4. Oct. der Kaiserwahl sicher. n. 4778.

[8] By the death of the Princess the Catholico is quit of the money granted for Naples and the right granted by the marriage reverts to France. Where fore this may be kalled a veray deske materre. n. 4478.

ihn ein, die Vermählung mit der zweiten Tochter des Königs, einer Princessin von $1^1/_2$ Jahren.[1] Chièvres unterhandelte deshalb,[2] aber nicht ohne dass man allgemein glaubte, man wolle sich gegenseitig täuschen. Doch wurde das Anerbieten von Franz mit Vergnügen aufgenommen.[3]

Der alte Kaiser, wie man Maximilian ungeachtet seines nicht hohen Alters nannte, war auch nicht stille gesessen. Erzbischof Albrecht empfing am 1. August in feierlicher Weise den Cardinalshut,[4] welcher aber in dem Empfänger nur die Begierde erweckte, Legatenrechte in Deutschland zu erlangen; am 16. August fand die Vermählung des Markgrafen Casimir von Brandenburg mit einer Nichte des Kaisers statt. Am 1. September versicherte Maximilian im Namen seines lieben Suns und Bruders, König Karls, dass, wenn derselbe römischer König würde (durch Einstimmigkeit oder Mehrheit), derselbe den Churfürsten alle ihre Freiheiten und Privilegien bestätigen werde,[5] sowie dass durch die Wahl den Churfürsten kein Präjudiz geschehe, der Gewählte nicht nach Erblichkeit streben, sondern die Wahlfreiheit der Churfürsten ungeschmälert belassen werde. Eine zweite Urkunde gab Versicherung in Betreff des Reichsregimentes, wie dasselbe bestellt sein solle, wenn Maximilian stürbe und König Karl sich ausserhalb Deutschlands befände, dass er sich mehreren Theils in Deutschland aufhalten, in Erlassen sich der deutschen Sprache bedienen werde und was vom Reiche versetzt, davongebracht, abgewendet, entzogen worden, demselben wiederbringen wolle.[6] Die dritte Urkunde endlich bekräftigte die Verschreibungen, die in Betreff der Wahl König Karls mit Herzog Albrecht, Cardinal zu Mainz und Maidburg, Erzbischof und Administrator des Stifts Halberstadt, mit Erzbischof Hermann zu Cöln, mit Pfalzgraf Ludwig und mit Markgraf Joachim und den Räthen des Königs Siegmund von Polen

---

[1] Brew. n. 4407.
[2] Spinelli. n. 4485.
[3] Philibert Naturelli à Marguerite d'Autriche, 24. Oct.
[4] Die päpstliche Ernennung hatte schon am 24. März für den Germaniae Primas stattgefunden. Gudenus IV. n. 284.
[5] Buchholtz III. S. 665 etc.
[6] c. l. S. 668.

als Mitvormünder für König Ludwig von Böhmen geschehen waren [1]. Am 27. August hatten die Fürsten ihre Concordate mit Maximilian abgeschlossen und unterzeichnet. Maximilian konnte mit einer gewissen Ruhe dem Thronwechsel entgegensehen, der, wie es scheint, der Gegenstand seiner täglichen Betrachtung war. Er hatte noch besonders die Churfürsten sowohl gegen den Papst als gegen den König von Frankreich zu schirmen versprochen, wenn sie wegen der Wahl angegriffen würden. [2] Er konnte es um so leichter thun, da fünf Churfürsten einig waren und von Trier und Sachsen keine Gefahr zu besorgen war.

Bereits hatte Courteville von Augsburg sehr Erfreuliches berichtet. Fünf Churfürsten hatten auf dem Wege von Concordaten (schriftlichen Verpflichtungen) dem Kaiser ihre Zustimmung zur Wahl seines Enkels Karl für den Fall seiner eigenen Abdankung ertheilt, die Erzbischöfe von Mainz und Cöln, der Pfalzgraf, der Markgraf von Brandenburg, der polnische Gesandte für den König von Böhmen. [3] Sachsen und Trier zu gewinnen sei unmöglich. Jetzt sollten die Churfürsten zur Wahl nach Frankfurt gehen. Es sei jedoch noch Geld nöthig und die Verlobung der Infantin Katalinka mit dem Markgrafen von Brandenburg. Geschehe dieses, so sei Alles in Ordnung. [4] Noch hoffnungsvoller drückte sich am 27. October Maximilian selbst aus, als er Courteville an den König von Castilien sandte. Er liess melden, dass Hoffnung vorhanden sei, auch noch die zwei anderen Churfürsten zu gewinnen, er bedürfe aber noch, abgesehen von den 75,000 Goldgulden in Wechseln (Courtevilles), 450,000 fl., nicht eingerechnet Pensionen und Baarzahlungen, sowie der Ratification der Verlobung der Princessin Katalinka mit dem Sohne des Churfürsten von Brandenburg, von welch letzterem Courteville, sowie von den anderen vier Churfürsten die schriftlichen Versprechungen mitnehmen werde. Karl möge bei der Bestätigung der Briefe nichts ändern. Da die Heirath mit Madame Renée nicht stattfinde und somit dem brandenburgischen Hause die versprochenen französischen Summen nicht zufielen, müsse die

[1] l. c. S. 669.
[2] Gudenus IV. n. 286.
[3] Bericht vom 1. Sept. Le Glay II. 45.
[4] En ce faisant, le tout est assuré.

Heirath mit der Infantin stattfinden. 60,000 Goldgulden seien für den Churfürsten von Sachsen, 25,000 für den von Trier bestimmt. Man müsse sichere Wechsel auf die Fugger haben, da es sich um augenblickliche Zahlungen handle. Die Pensionen beliefen sich auf 70,000 Goldgulden, dazu kämen noch für den Churfürsten von Sachsen 8000 und für den von Trier 6000 fl., die Pensionen für den Pfalzgrafen Friedrich, für den Markgrafen Casimir. Der König möge dem Kaiser Vollmachten zur Ertheilung von Pensionen für angesehene Personen bis zum Betrage von 15,000 fl. geben, schon um eine Invasion des Königreiches Neapel durch eine Verbindung der Franzosen und Schweizer abzuhalten. Dem Pfalzgrafen Ludwig möge der König für seine Verdienste noch eine besondere „Confiscation" von 20,000 Ducaten verleihen. Dem Churfürsten von Mainz war noch ein seltenes Tafelservice nach seiner Auswahl versprochen worden, niederländische Tapeten und Empfehlungen nach Rom für seine Privatsachen. Da ferner in den Unterhandlungen mit den Churfürsten bestimmt worden war, Maximilian solle, wenn Karl römischer König würde, sich zum Kaiser krönen lassen, so möge Karl sich bei Leo verwenden, damit die Kaiserkrone nächsten Weihnachten nach Trient geschickt werde und dort die Krönung durch die Cardinäle Medici und Albrecht von Mainz stattfinde, worauf der Kaiser sich nach Frankfurt begeben werde, dort die Wahl Karls vorzunehmen, wie Villinger und Renner dem Propst von Löwen (Cardinal von Tortosa?)[1] bereits geschrieben. Auch für den Grafen von Mannsfeld begehrte der Kaiser eine Confiscation, für seine Mühe 50,000 Goldgulden und andere 50,000 für seine Unkosten am Tage zu Frankfurt. Karl möge ferner eine Reihe von Briefen als erwählter römischer König für alle Fälle ausfertigen lassen. Der Markgraf von Brandenburg verlange noch 30,000 Goldgulden (auf Abzug der Mitgift der Infantin Katharina), 70,000 am Tage der Wahl Karls, wobei Karl ihm schreiben könne, sich bis zur Vermählung mit 70,000 zu begnügen.

---

[1] Le Glay p. 178. n. 1. hält den Propst von Löwen, welcher hier als Botschafter des Kaisers bei König Karl bezeichnet wird, für den Dr. Conrad Renner; das steht jedoch mit dieser Erwähnung Renners p. 175 im Widerspruche.

Ehe noch dieser Brief mit seinen exorbitanten Forderungen, die Spanien erschöpfen mussten, geschrieben war, kamen Briefe aus Deutschland nach Spanien mit der Nachricht, sechs Churfürsten hätten sich für Karl erklärt und wollten am 1. Januar ihn in Frankfurt verkündigen.[1] Alle versprochenen Summen seien abgesandt. So sehr gingen aber die Meinungen auseinander, dass Erasmus von Löwen aus am 24. October an Warham schrieb, in Augsburg ist nichts geschehen, als dass der Erzbischof von Mainz Cardinal wurde. Der Reichstag wird nach Frankfurt übertragen und dort die Krönung Ferdinands besprochen; König Karl soll bald Spanien verlassen und nach Neapel gehen! So wenig kann man sich oft auf die Berichte von Zeitgenossen verlassen.

Am Hofe zu Saragossa war man voll Freude. Der Brief Maximilians war angelangt.[2] Abgesehen von dem, was für den Churfürsten von Brandenburg bestimmt war, sollte der Cardinal von Mainz das nächste gute castilianische Bisthum erhalten. Spanien zahlte ja die Kosten! Der Beschluss zu Augsburg war übrigens seiner Natur nach kein Geheimniss. Der päpstliche Legat Campeggio theilte das Resultat dem venetianischen Gesandten in London, Sebastian Giustiniani, bei der Tafel mit. Allein die Ausführung des von Maximilian wohl eingeleiteten Planes stiess, da er von zu vielen Factoren abhängig war, auf unbesiegbaren Widerstand. Die Anforderung, welche Maximilian an Papst Leo machte,[3] zog nicht in Betracht, dass die Wahl eines römischen Königs bei Lebzeiten des Kaisers immer von den Päpsten bekämpft worden war, um so mehr jetzt, da es sich um die Vereinigung von West- und Mitteleuropa und des päpstlichen Lehenkönigreichs Neapel mit dem künftigen Kaiserthum handelte. Alle Traditionen der Päpste seit der Hohenstaufenzeit sprachen dagegen. Leo beeilte sich daher nicht, dem Verlan-

---

[1] Spinelli an König Heinrich, 16. Oct. 1518. Brew. n. 4505.

[2] Aber noch nicht der vom 27. Oct., da Spinelli, dem wir dies verdanken, am 31. Oct. schrieb. n. 4544.

[3] Die lettere di principi haben ein Schreiben des Card. Julius von Medici an den Card. Bibiena, nach welchem Kaiser Maximilian sich erbot, dem Papste Leo die Ehren zu erweisen, die er Alexander VI. und Julius II. verweigerte und, wie der Context nachweist, nach Rom zur Kaiserkrönung zu kommen. Der Brief ist aber falsch datirt und nicht von 1519, sondern vom 27. März 1518.

gen Maximilians zu entsprechen und fand darin Unterstützung am französischen Cabinete.[1] Von Seiten des jugendlichen Königs war man entschlossen, den Churfürsten keinen Vorwand zu geben, die abgeschlossene Uebereinkunft nicht zu halten. Eine besondere Urkunde aus Saragossa vom 24. December ertheilte den Churfürsten darüber jede gewünschte Garantie.[2] Eine zweite versprach für den Fall des Todes Kaiser Maximilians, oder dass er bei Lebzeiten auf das Kaiserthum Verzicht leisten würde, und dass Karl selbst dann nicht sogleich nach Deutschland kommen könnte, alle Versprechungen zu halten, nur einen Eingeborenen zum Reichsverweser zu erheben, seinen ganzen Hofhalt aus Deutschen zusammenzusetzen, was vom Reiche abhanden gekommen war, demselben wieder zu verschaffen und in allen Reichshandlungen sich der deutschen Sprache zu bedienen.[3] Besondere Zusicherungen von Gnade wurde den brandenburgischen Brüdern ausgestellt[4] und namentlich ihnen Schutz gegen den Papst, Frankreich und jeden anderen Fürsten versprochen.[5]

Bereits thürmte sich an dem Streite um Navarra, das zum castilianischen Antheil der spanischen Länder gerechnet wurde, ein neues Ungewitter auf. Da die Königin Germaine von Aragonien die Rechte, welche sie von ihrem Bruder, dem Herzoge von Nemours geerbt, und die König Ludwig XII. mit Waffen vertreten hatte, dem K. Karl abgetreten, bestand dieser um so fester darauf, die französischen Prätensionen abzuweisen. Durch alles dieses ward eine gemeinsame Unternehmung gegen die Türken aufgehalten; kaum dass für den Fall einer Landung

---

[1] Spinelli to Brian Tuke. 10. Juni 1519. Ueber Leo's Gesinnungen und wie er mit der Kaiserkrönung zögerte, giebt ein späteres Schreiben des Bischofs von Worcester an Wolsey (Mai 1519) interessante Aufschlüsse.

[2] Gudenus IV. n. 287.

[3] l. c. n. 288

[4] l. c. n. 289.

[5] Gudenus erwähnt, dass ihm noch mehrere literae oblationum Karls an den Erzbischof Albrecht zu Händen waren; er kann es aber sich gar nicht erklären, dass Karl später (21. April und 20. Mai 1519) mit einem Male die Churfürsten aller Verpflichtungen entband. Er vergass aber hiebei, dass dieses nur scheinbar war, damit vom Standpunkte der goldenen Bulle, die freie Wahl vorschrieb, letztere auch erfolgen konnte. Die Churfürsten verkleisterten damit ihr Gewissen und die Sache blieb beim Alten.

der Saracenen in Italien Besprechungen stattfanden. Hingegen hatte sich eine englische Gesandtschaft schon Ende December nach Wels in Oberösterreich zu Kaiser Maximilian verfügt, wie es scheint, den allgemeinen Bund gegen die Osmanen mit Aufnahme Maximilians und K. Karls zu verstärken. Allein der Kaiser konnte nicht viel mehr als seine Befriedigung darüber ausdrücken, dass sich König Heinrich an die Spitze eines Kreuzzuges gegen die Osmanen stellen wolle. Aus einem starken Katarrh war ein Fieber geworden, das alle Hoffnung benahm. Eben hatte König Karl 200,000 Dukaten für seine Wahlangelegenheit dem Kaiser gesandt.[1] Spinelli[2] konnte selbst berichten, dass der spanische Gesandte Armerstorff mit Wechseln auf 250,000 Ducaten, zahlbar am 1. April, abgesendet worden war;[3] nur 200,000 hatten die aragonischen Cortes ihrem Könige bewilligt. König Karl war aber nach dem Berichte Spinelli's in alles eingegangen,[4] was der Grossvater verlangt hatte. Das Haus Hohenzollern zu gewinnen, fand gerade damals die Verlobung des Markgrafen Johann von Brandenburg, der sich in Brüssel aufhielt, mit der Königin Wittwe Germaine von Aragonien statt.[5] Da kam die Nachricht von dem Tode des

---

[1] Nach Giustiniani vom 19. Jan.

[2] IV. 1. n. 36.

[3] Das Schreiben Spinelli's vom 23. Jan. 1519 hatte offenbar Kenntniss von dem grossen Schreiben Maximilians an seinen Enkel bei Le Glay. l. c.

[4] n. 50.

[5] Es ist interessant, was Petrus Martyr XVI. cal. April. 1519 von Barcelona aus schrieb. Germana ex catholico Fernando vidua, ex regina transformata est in marchionissam, umbratili Brandalburgensi marchioni nupsit. Impudice jam sese ostentat gemmis auroque onusta. Hoc rex promiserat, si verus marchio elector hujus frater suo adesset suffragio in electione. Nullum habuit magis adversum bona foemina, de conditionibus nil curans rem apprehendit, verba non fecit irrita, foemineum opus exegit et vetitis diebus quadragesimalibus; ardentius propterea furit, quia quo flagitiosius aut impudentius quid committitur, eo tenacius absorbetur. Interessante Urkunden darüber fand ich einst im Bamberger Archiv und trat sie Minutoli zur Veröffentlichung ab. Friedrich I, II. Abschnitt n. IV. Die Vermählung fand am 17. März 1519 statt; der Markgraf wurde zum König von Bugia (King of Bogye in Africa) erhoben. Brew. III. 1. n. 130; er starb am 5. Juli 1525 zu Valencia.

Petrus Martyr sagt von der 20jährigen Krankheit des Kaisers: Teneros puellae amplexus fama est illi properasse interitum fluxu sanguinis. Barcelona VII cal. Mai 1519. Kaum wahrscheinlich!

Kaisers am 12. Jan. 1519 an und zerriss mit einem Schlage das Gewebe der Unterhandlungen zu Gunsten seines Enkels.[1] Hatten die Churfürsten noch eine Scheu vor ihrem Oberhaupte getragen, so fiel diese jetzt vollständig weg.[2] Karl von Spanien 19 Jahre alt, Franz von Frankreich, 26 Jahre alt, waren für sie nur Bewerber, das Geschäft blühte und wer den höchsten Preis bezahlen konnte, wer im letzten Augenblicke noch die nöthige Baarsumme vorräthig hatte, der konnte bei der Versteigerung der Krone der Ottonen durch das Hohenzollersche Brüderpaar, durch die geistlichen und weltlichen Prätorianer sicher sein, dass ihm wie einst dem Didius Julianus das unter den Hammer gekommene Reich zufallen werde. Die Gelegenheit, mehr zu fordern und mehr zu erhalten, war ja günstig. Schon ehe der Kaiser gestorben war, hatte der Hoch- und Deutschordensmeister Albrecht von Brandenburg den Churfürsten in jenem Misstrauen bestärkt, das den Grundton seiner Seele bildete, der Kaiser werde, wie er es mit Anderen gemacht, auch ihn verführt haben. Die Infantin Katharina sei mit dem Könige von Navarra verlobt, um diesen von Frankreich abzuziehen, was dem Hause Brandenburg den grössten Schimpf und Schande bereite. Habe auch der Churfürst eine der besten Karten, die er gehabt, schon weggegeben, so sei noch zu helfen. Er möge nur Karls Wahl so lange als möglich hinausschieben und sich mit gutem Verstande vor dem Honig hüten, mit dem man ihn fangen wolle.

Als kurze Zeit nach Empfang dieses Briefes Maximilian starb, war für den Churfürsten der Moment gekommen, die

---

[1] Les Franchois avoient despéchié de Wels un courrier à leur roy (sur) le trespas de l'empereur deux jours devant son trepas.

Maximilian de Berghes à Marguerite d'Autriche. Augsburg, 8. Februar 1519.

[2] Nach einer Mittheilung der Königin von Frankreich an den päpstlichen Nuntius von Ende December hatte Maximilian zuletzt wieder einen seiner sonderbaren Pläne gefasst (Nuove sue chimere strane), nämlich den grösseren Theil Deutschlands seinem Enkel Karl, den grösseren Theil Italiens König Franz, Neapel aber sich selbst zuzuwenden — ove egli è stato persuaso che non morrirà mai. Lettere di principi v. 21. December 1518.

Politik der freien Hand zu spielen, d. h. keine anderen Rücksichten zu kennen, als die des Vortheils und der Habsucht. Wenn man selbst täuschen will, ist die Furcht, getäuscht zu werden, rasch vorhanden und fehlt es nie an Vorwänden sich und Andere zu berücken. Die Gelegenheit, die deutsche Krone zum Vortheile des Hauses Brandenburg zu versteigern, war zu günstig; warum sollte man sie nicht ergreifen; man durfte sich ja nur über etwas Cynismus hinwegsetzen.

§ 3.

## Heinrich VIII., König von England, sucht römischer König zu werden.

Die Aussichten Karls trübten sich so rasch, dass der englische Gesandte in Paris, Sir Thomas Boleyn, schon am 9. Februar 1519 seinem Herrn schreiben konnte, König Franz habe ihn an ein Fenster geführt und ihm mitgetheilt, mehrere von den Churfürsten hätten sich auf den Wunsch Maximilians, es möge, da er selbst alt, krank und in Lebensgefahr[1] sich befinde, ihm der katholische König nachfolgen, für den französischen König ausgesprochen. Sie rechneten auf seine grösseren Dienste, die er gegen die Osmanen zu leisten vermöge, sowie auf das Gute, was es unter den christlichen Fürsten hervorbringen werde. Er habe von vier Churfürsten die Versprechungen mit Hand und Siegel; er hoffe Cöln und Trier mit Hülfe des Herzogs von Geldern zu gewinnen.[2]

Der französische König hatte insofern auch schon einen Vorsprung über seinen spanischen Rivalen, dass er die Nachricht von dem Tode Maximilians früher erfuhr, als letzterer. Nach Spanien war die Nachricht am 2. Februar gekommen. Am 17. überreichte der englische Gesandte dem Könige in Gegenwart des Cardinals von Tortosa das Beileidschreiben Wolsey's

[1] By reason of a running.

[2] Brew. III. 1. n. 70.

und König Heinrichs,[1] mit den Versicherungen von Freundschaft trotz des Vertrages mit Frankreich. Wolsey liess mittheilen, er habe den König abgehalten, in den deutschen Angelegenheiten für König Franz Partei zu nehmen, obwohl dieser vier Churstimmen zu haben behauptete. Man urtheilte am spanischen Hofe, dass weder Papst Leo, noch die Venetianer, noch sonst ein italienischer Fürst wünsche, dass Franz Kaiser werde. Der Behauptung des französischen Königs entgegen, dass er über vier Churstimmen verfüge, glaubte man am spanischen Hofe, Franz habe noch keine Zeit gehabt, zu unterhandeln. Die Herzogin von Angoulême habe nicht 100,000, sondern 80,000 Kronen vorgeschossen. Eine Anleihe in Lyon auf 200,000 Kronen sei missglückt. König Franz habe freilich erklärt, er wolle eine ganze Jahresrente für die Wahl opfern, auf dass entweder er oder ein Freund — man glaubte der Churfürst von Sachsen — mit Hülfe des Churfürsten von Trier gewählt würde. Man rechnete dagegen am Hofe zu Barcelona, dass die vier Churfürsten nebst dem Könige von Böhmen fest aushalten würden. Pfalzgraf Friedrich hatte geschrieben, sein Bruder, der Churfürst von der Pfalz, werde, ungeachtet ihm König Franz die Hand der Princessin Renée und eine reichliche Pension angeboten, bei Karl ausharren. Dasselbe schrieb auch Armerstorff, dem der Churfürst von der Pfalz zugewiesen war. Der Cardinal von Brandenburg bürgte für den Erzbischof von Cöln und den Markgrafen, seinen Bruder, während der Graf von Nassau auf den Cardinal selbst einwirkte. Wenn alle Versprechungen realisirt worden waren, verfügten die Fugger noch über 200,000 Goldgulden. Wolle der Pfalzgraf für die Landvogtei von Hagenau 100,000 fl., so sollten sie gewährt werden. Für den 3. April hatte der Erzbischof von Mainz die Wahl ausgeschrieben, zu der die Cardinäle von Gurk und Sion mit vielen anderen Anhängern Karls sich nach Frankfurt begeben wollten. Während man aber so in Barcelona sich in Sicherheit des Erfolges einwiegte, oder doch so that, mahnte die Princessin Margarethe,[2] keine Zeit zu versäumen. Könne Karl seine eigne

---

[1] Mecheln, 20. Febr. n. 85. Le Glay n. LXX.

[2] l. c. n. 84.

Wahl nicht durchsetzen, so möge er die seines Bruders betreiben. Das helle Auge Margarethens sah die Gefahr näher und dringender als der jugendliche König, der gerade damals den Cataloniern ihre Freiheiten endlich bekräftigte. Gleichzeitig setzte König Franz dem englischen Gesandten in Paris seine Pläne auseinander, ihm fehlten nur noch drei Stimmen. Werde er aber Kaiser — und er wurde in seinem Wunsche, es zu werden, nur noch von dem Wunsche seiner Mutter übertroffen, ihn als Kaiser zu sehen — so wolle er seinen Sohn Heinrich in Frankreich lassen, Griechenland angreifen und in drei Jahren in Constantinopel sein. Frankreich trage ihm jährlich sechs Mill. Gold (Kronen), drei wolle er verwenden, um Kaiser zu werden.[1] Er begab sich nach Lothringen, die Verhandlungen in grösserer Nähe zu betreiben, während König Heinrich den Legaten Campeggio veranlasste, Papst Leo zu ersuchen, Karls Wahl zu unterstützen[2] und den Cardinal von Sion zu diesem Zwecke nach Frankfurt zu senden. Allein sechs französische Gesandte waren bereits im Februar 1519 in Rom und bestürmten den Papst, sich für Franz auszusprechen, welcher vier Stimmen für sich habe. Aber Leo kannte das Unwahre dieser Behauptung sehr genau und hielt sich indifferent. Während man den Churfürsten von Sachsen für franzosenfreundlich ansah, war er vielmehr ein Feind derselben. Wohl aber machte man sich in Spanien kein Hehl mehr, welch' heillose Folgen entstehen würden, misslänge Karls Plan. Offener Streit mit dem Hause Baiern, feindliche Stellung zu den Schweizern, zu Venedig; die Hoffnung, die Franzosen im Zaume zu halten, sei eine feste Verbindung von Spanien und England.[3] Bereits hatte übrigens der Pfalzgraf begonnen, höhere Geldforderungen zu stellen, bald folgten Andere nach.

---

[1] Brew. III. 1. n. 100.

[2] Das hinderte jedoch König Heinrich nicht, dem französischen Könige das Freundlichste zu schreiben: in advancing him to the preferment of this imperial dignity. Boleyn an den König. Paris, 14. März 1519. III. 1. n. 121.

König Franz stellte damals Wolsey seine Unterstützung bei der Papstwahl (14 Stimmen, die Partei der Orsini und eines Colonna's, Marc Antonio) in Aussicht. Brew. III. 1. n. 122.

[3] Spinelli an König Heinrich. Barcelona 9. Mai.

Den Nachrichten von Ende März zufolge,[1] interessirte sich jetzt K. Franz für die Wahl Don Ferdinands, um Unfrieden zwischen den Brüdern zu säen; gerade durch dieses Manöver aber glaubte man, werde Karls Sache gestärkt. Von Rom aber erfuhr man, dass der Papst nicht für König Karl eintreten, noch den Cardinal von Sion nach Frankfurt schicken werde.[2] Spinelli berichtete, dass die Mitgift der Infantin für den Markgrafen auf 300,000 Goldkronen erhöht worden sei, von welchen 100,000 baar zu erlegen seien. Da aber König Franz alle Nerven anstrengte, die Kaiserkrone zu erlangen, beschloss Wolsey, gleichfalls ihm mit allen Kräften entgegenzuarbeiten. Die Unterhandlungen mit dem Papste sollten in allem Geheim durch den Bischof von Worcester in Rom geführt werden. Der Cardinal enthüllte in einem weitläufigen Schreiben an diesen vom 25. März 1519 die ganze Doppelzüngigkeit der englischen Politik. Der König habe für Karl keine Neigung, ja aus seiner Uebermacht könnte der Christenheit viel Uebel erwachsen. Allein seine Wahl wäre doch das kleinere. Der Papst möge neutral bleiben. Von beiden Seiten verlange man Empfehlungsschreiben; da bleibe nur Verstellung übrig, sie zu gewähren und dann müsse man durch zuverlässige Agenten hintendrein insinuiren lassen, es sei ihnen kein Glauben zu schenken![3] Wolsey brachte selbst das Project vor,[4] der Papst solle durch den engl. Gesandten in Rom bewogen werden, die Wahl Heinrichs vorzuschlagen; da aber dieser das Anerbieten Maximilians ausgeschlagen, so müsste der Papst ihm (Wolsey) schreiben, dass er seinen Einfluss auf den König in dieser Beziehung übe.

Allein wenn Wolsey dadurch noch beide Candidaten auszuschliessen hoffte, so war dieser Plan zu spät angelegt. Zwar wollte sich der Markgraf von Brandenburg noch höher verkaufen, der Erzbischof von Trier sich nicht binden, der Churfürst von Sachsen machte nur schöne Worte, aber auf Mainz, Pfalz, Cöln, sowie für höheren Preis auf Brandenburg, konnte

---

[1] Spinelli an Wolsey. 20. März. n. 130.

[2] The Pope is suspected to favor the French. n. 132. Campeggio sprach sich für den König von Polen als künftigen Kaiser aus. n. 133.

[3] Ne hujusmodi literis fides ulla habeatur. 25. März. n. 137.

[4] But this will require great dexterity. l. c. p. 44.

man noch fortwährend zählen. Die Zweideutigkeit Englands fing aber doch schon an zu transspiriren. König Franz erfuhr, dass Heinrich den Wunsch ausgedrückt habe, Karl, und nicht er möchte Kaiser werden. Nichtsdestoweniger hoffte man in Paris das Beste, seit der Unterredung des Admirals von Frankreich mit den hohenzollernschen Brüdern rechnete das französische Cabinet auf sie. Die Zusammenkunft der vier (rheinischen) Churfürsten zu Wesel am 26. März sollte für König Franz die Entscheidung bringen. Letzterer zweifelte gar nicht an den guten Gesinnungen König Heinrichs [1] und war der Meinung, dass wenn die Churfürsten sich bis zum 6. Juni nicht einigten, der Papst den Kaiser wähle! [2] Alle zwei oder drei Tage kamen Briefe und Boten aus Frankreich nach Rom, den Papst für König Franz zu gewinnnen, welcher selbst versicherte, König Heinrich habe ihm zu diesem Zwecke 200,000 Nobels versprochen und die ihm angetragene Krone ausgeschlagen. Leo X., rathlos, erbat sich die Meinung des Cardinals von York, [3] er wünschte, dass der König von England für die Wahl eines der Churfürsten eintrete und wollte selbst den Bruder Nicolaus, aber auf dem Umwege über Ungarn nach Deutschland senden, die Wahl der beiden Könige zu verhindern. [4] Es war für Karl kein Geheimniss, dass Leo den Erzbischof Orsini deshalb nach Deutschland gesandt habe, um die Churfürsten von seiner Wahl abzuhalten. [5] Der Papst erklärte endlich dem span. Gesandten in Rom geradezu, dass Karls Wahl nicht dem Heile der Christenheit förderlich sei. [6] Unterdessen arbeitete der Admiral von Frankreich von Lothringen aus nach Kräften an der Erhebung seines Herrn; man wusste dies wohl in Spanien, legte aber seinen Bemühungen wenig Werth [7] bei. Hingegen beschwerte sich ein eigener spanischer Gesandter Ende April

---

[1] n. 145.

[2] n. 170.

[3] n. 149.

[4] Worcester an Wolsey vom 25. März. n. 149.

[5] Karl's Schreiben an K. Heinrich vom 20. April.

[6] Spinelli vom 22. April n. 195.

[7] n. 202.

1519 über König Franz' kriegerische Anordnungen.[1] Es war kein geringer Vortheil für König Karl, als die Schweizer den alten Bund mit Oesterreich und Burgund erneuten und ihm ihren Beistand zur Wahlangelegenheit verhiessen.[2] Da endlich ward Pace, welcher nächst Wolsey das ganze Vertrauen Heinrichs VIII. besass, (17. Mai) zu den Churfürsten entsendet, nachdem die königlichen Schreiben[3] an diese sich bisher in sehr allgemeinen Ausdrücken gehalten.[4] Man wusste, dass König Franz erklärt habe, gewinne er das Kaiserthum nicht durch Unterhandlungen, so werde es durch Waffengewalt geschehen.[5] Um so mehr mochte man hoffen, dass die Churfürsten sich zuletzt — für König Heinrich entscheiden würden. Pace solle den Franzosen gegenüber thun, als begünstige Heinrich den König Franz, den Spaniern gegenüber als begünstige er König Karl, und für Heinrich arbeiten.[6] Jetzt wurde selbst in den Vordergrund gestellt, dass Heinrich VIII., der Tudor, aus deutschem Stamme sei. Gleich der Anfang der diplomatischen Reise Pace's war unendlich glücklich. Am Hofe der Princessin Margarethe zu Brüssel hielt man seine Sendung für einen neuen Beweis der freundlichen Gesinnungen Heinrichs für König Karl. Pace wurde mit der geheimsten Lage der Dinge bekannt gemacht, Pfalz, Mainz, Cöln hätten ihre Versprechungen treu gehalten. Pace bemerkte aber doch, dass das nicht so ganz der Fall sei und schrieb dies sogleich an Wolsey,[7] und dass man ihm nur glauben machen wollte, es sei

---

[1] n. 203.

[2] Margarethe von Savoyen an König Heinrich. 7. Mai n. 213.

[3] n. 235.

[4] Der König stellte, als er Pace bei den Churfürsten accreditirte, diesen sich und seine Macht zur Verfügung. Schreiben vom 11. Mai 1519. Bei Buchholtz III. S. 673.

[5] Der König (Karl) schrieb daher an den Bischof von Worcester: he will take care that the votes of the electors are not coerced. 18. Mai.

[6] Seine Instruction (n. 239—341) lautete: to disappoint the election of the French King and the King of Castile and to find means by provident and circumspect drifts to drive the electors to elect Henry VIII., which is of the Germany tongue.

[7] n. 254.

alles glücklich zu Ende geführt. Leider ist die nächste und ausführliche Depesche Pace's nur verstümmelt auf uns gekommen.[1] Der Erzbischof von Trier sei durch die Lage seines Landes gezwungen, sich zuletzt für Karl auszusprechen, der Churfürst von Sachsen und der von Brandenburg wollten selbst Kaiser werden. Franz begünstige, wenn er es selbst nicht werden könne, den jungen König Ludwig von Böhmen-Ungarn. Pace, vorsichtig wie er war, meinte, es sei noch nicht möglich, ein Urtheil über den Stand der Angelegenheiten auszusprechen, der päpstliche Gesandte Orsini, welcher den König von Aragonien als dumm (stolidus) verschrieen, habe sich selbst geschadet, indem er ja offen Partei für König Franz nehme. Jetzt habe Leo seine Meinung geändert und zeige sich König Karl günstig. Wie die Königin von Frankreich alles aufbiete für ihren Sohn, so Margarethe für ihren Neffen, so dass letztere von einem Frauenkampf sprach, bei welchem jedoch kein Gegner den anderen verwunde. Da gleichzeitig meldete der Cardinal von Sion, König Franz habe die Herzoge von Mecklenburg, Lüneburg, Sachsen und Geldern und den Landgrafen von Hessen auf seine Seite gezogen,[2] den Wahlact zu stören. Als aber nun Pace über Düsseldorf nach Cöln gekommen war, konnte er sich bereits von der wahren Lage der Dinge überzeugen. Man bemerkte, dass der Pfalzgraf und der Churfürst von Trier französisches Geld ausgaben; aber wie auch die Fürsten gesinnt waren, die Nation wolle keinen Franzosen zum Kaiser.[3] Die Schweizer träten mit 20,000 Mann für den König von Aragonien ein, der schwäbische Bund stelle 80,000 Mann zu Fuss, 10,000 zu Pferde.[4] Daneben spare König Franz kein Geld, täglich sende er durch die Hand des Erzbischofs von Trier (?)[5] — Geld nach Deutschland. Allein der König von

---

[1] n. 255.

[2] n. 258.

[3] The electors are in great perplexity, for this nation will have no French Emperor. n. 276.

[4] Nach Hesdin 20,000 zu Fuss und 6000 zu Pferde.

[5] Vielleicht auch durch Orsini, die Stelle ist verstümmelt.

Aragonien besitze mehr als er und die spanischen Granden hätten erklärt, lieber wollten sie ihre Habe verlieren, als dass ihr König die höchste Würde der Christenheit einbüsse. Auch der Bischof von Worcester meldete, das die Stimmung des Papstes sich K. Karl zuwende, seit er glaube, dass Wolsey und König Heinrich ihn begünstigten.

So nahte denn der Wahltag (17. Juni) mit Riesenschritten. In den ersten Tagen des Monats Juni langte Pace bei dem Churfürsten von Cöln, Hermann von Wied, an. Als er ihm seine lateinischen Credenzschreiben überreichte, musste der unwissende Erzbischof gestehen, er habe keine grosse Uebung im Lateinlesen, sein Kaplan musste sie verdeutschen. Dafür war denn die erzbischöfliche Tafel desto vorzüglicher. Es sei schamvoll, meinte Pace, wie die französischen Gesandten ihren Herrn erhoben und die anderen Fürsten verkleinert hätten. Heinrich würde als der Verbündete der Franzosen wider die Deutschen dargestellt. Sie hätten sich aber dadurch nur selbst geschadet, so dass man über die Franzosen nichts Gutes mehr höre. Der französische König habe versprochen, wenn er Kaiser würde, sollte das Reich Frieden haben; er werde seine Vertheidigung auf eigene Kosten führen, die Privilegien der Churfürsten erhalten und unter ihnen leben. Pace fühlte wohl heraus, dass der Churfürst für K. Karl als Enkel des alten Herrn und Erzherzog von Oesterreich sei, wenn er es auch nicht offen zugestand. Hingegen arbeiteten der Churfürst von Brandenburg [1] und der von Sachsen für sich selbst. Ein Versuch des päpstlichen Legaten, die Churfürsten von Cöln, Trier, Pfalz und den Procurator von Brandenburg umzustimmen, sei mit Berufung auf die deutschen Gesetze zurückgewiesen worden. [2] Als dann Pace nach Mainz kam, traf er die beiden hohenzoller'schen Brüder im Begriffe, nach Frankfurt zu reisen. [3] Der Markgraf empfing ihn um 9 Uhr Abends in einem geheimen Gemache und vertraute ihm, dass der König

---

[1] Bereits hiess es (9. Juni), der Markgraf sei zum Könige gewählt worden (n. 293.)

[2] Es bezog sich dieses auf die Zusammenkunft der rheinischen Churfürsten zu Wesel.

[3] n. 296.

von Frankreich auf gar keine Weise gewählt werde, obwohl sein Bruder (der Cardinal) für ihn sich nach allen Kräften bemüht habe. Der Markgraf belustigte sich in einem für einen Fürsten ganz zierlichen Latein den englischen Botschafter zu belügen. Es sei klar, setzte Pace hinzu, dass der Erzbischof von Cöln und der Markgraf gegen den Franzosen die gleiche Gesinnung hätten. Diesem Briefe, der auf dem Schiffe (in Rhoeno!)[1] geschrieben war, als Pace von Frankfurt nach Mainz fuhr (9. Juni), folgte am 10. gleichfalls auf dem Schiffe geschrieben ein zweiter, am 11. ein dritter.[2] Er traf den Churfürsten von Trier in Frankfurt und erhielt von ihm die Mittheilung, Heinrich sei von der Wahl nicht ausgeschlossen, sowie dass Maximilian ihn so sehr in den Vordergrund gestellt habe. Auf dieses machte Pace von seiner Werbung für den König von England kein Geheimniss und erhielt dann von dem Churfürsten die Antwort, wenn seine Vollmachten an alle Churfürsten gerichtet wären, so würde er eine grosse Berücksichtigung seines Königs finden. Obwohl der Churfürst als ganz französich galt, so machte er doch auf Pace den Eindruck eines weisen und edlen Mannes. Es hiess, dass er im Herzen die Ehre seiner Nation, so viel er könnte, zu wahren bestrebt sei. Der Pfalzgraf sei ganz französich.

Nachdem die verschiedenen Gesandten gehört worden, erhielten sie den Befehl, die Stadt zu verlassen. Noch war der Churfürst von Sachsen nicht gekommen, Pace hatte jedoch Sorge getragen, dass er die Meinung K. Heinrichs erfahre. Man versicherte, er werde weder in die Wahl des französischen Königs einwilligen, noch selbst die Wahl annehmen. Die Erzherzogin Margarethe, weit entfernt, eine Ahnung von dem Doppelspiel des englischen Cabinets zu besitzen, hatte alle spanischen Gesandten angewiesen, alle Wahlsachen Pace mitzutheilen. De la Roche habe eingestanden, die Hoffnung seines Herrn (K. Karl) ruhe auf dem Cardinal von Mainz. Karl komme wesentlich zur Hülfe, dass das Verlangen der Nation sich immer lauter dahin ausspreche, sie wolle den König von Frankreich nicht, sondern entweder Karl oder dessen Bruder Ferdinand. Vier Ritter

---

[1] Es sollte doch wohl heissen von Mainz nach Frankfurt auf dem Main.

[2] n. 296, 297, 299.

hätten den päpstl. Legaten in seinem Hause aufgesucht und ihm gedroht, wenn er nicht mit seinen Praktiken gegen den König von Castilien aufhören werde. Sieben Kreise würden sich gegen ihn erheben. Der französische Botschafter Dorvall war in Constanz und wagte es nicht, wie die anderen Botschafter nach Mainz zu kommen. Noch unterhandelte Pace zu Gunsten seines Königs, um den Erzbischof von Mainz und durch diesen den von Köln zu gewinnen. ‚Hätte man die Unterhandlungen früher eröffnet, so wäre es wohl möglich gewesen, den von Cöln oder von Trier zu gewinnen.' Nur dass Pace ein Engländer und nicht, wie man Anfangs meinte, ein Franzose war, bewirkte, dass er nicht sogleich aus Frankfurt getrieben worden war. Der päpstliche Gesandte, Erzbischof von Reggio, welcher so arg für die Wahl des französischen Königs gesprochen, [1] musste sich bei Nacht und Nebel verkleidet flüchten. Der Legat möchte gerne dasselbe thun, müsse aber bis zur Vollendung der Wahl ausharren. Man machte den Scherz der christliche König sei gegen den katholischen, der katholische gegen den christlichen und so sei zwischen dem christlichen Glauben und dem katholischen ein grosser Kampf, beide würden aber den Sieg verlieren. Man erfuhr am 11. Juni nur, dass unter den Churfürsten grosse Uneinigkeit sei. Es hiess, der Churfürst von Sachsen arbeite für seinen Bruder. Pfalzgraf Friedrich versicherte Pace, dass sein Bruder, der Churfürst, fest für K. Karl einstehe. Man erwartete den Einzug des Herzogs von Sachsen in Frankfurt, den Beginn der Wahl am 14. Juni. Werde aber Franz gewählt, so werde Alles zu den Waffen greifen und gegen ihn auftreten. 4000 Pferde seien in der Stadt. Ihre Anzahl mehre sich täglich.

Am 12. Juni berichtete Pace, der Graf von Nassau habe jedem der vier Wähler, welche sich schon früher für K. Karl ausgesprochen, 50,000 Ducaten versprochen, sobald sie ihr Versprechen hielten, das könne die Wahl sichern. Man höre und verbreite die schändlichsten Gesänge gegen die Franzosen, doch seien alle Gesandten K. Karls in Sorge, aber auch alle Freunde Maximilians auf Karls Seite, 40,000 Mann zu Fuss, 6000 zu Pferde zu seiner Vertheidigung bereit. Das Heer nehme täglich

[1] n. 299.

zu. Der ganze rheinische Adel wolle über die vier Churfürsten herfallen, wenn sie ihr Versprechen nicht hielten. 20,000 Schweizer würden sich gegen K. Franz wehren, wenn er es zu den Waffen kommen lassen würde. Geld und Artillerie seien im Ueberfluss vorhanden. Französische Gesandte und Kaufleute, die mit Baarsummen nach Deutschland reisten, würden aufgegriffen.

Am 14. konnte Pace berichten, dass sein Herr, der englische König, bei dem Wahlacte unzweifelhaft in Vorschlag gebracht werde. Pace war bereits befragt worden, ob er Vollmacht habe, die Wahl für seinen Herrn anzunehmen. Er antwortete, keine Vollmacht, aber sicher werde Heinrich bestätigen, was er in Betreff der Wahl thun werde. Er wünschte, dass der König so rasch als möglich eine Vollmacht[1] absende. Die päpstlichen Schreiben würden alle durch die Anhänger Karls aufgefangen; ein grosses Heer nähere sich Frankfurt, um Karl, wenn er nicht gewählt würde, mit dem Schwerte zu erzwingen. Endlich kamen päpstliche Schreiben an, und zwar, dass der Nuntius Pace in seinen Bemühungen unterstützen solle.[2] Die Briefe seien zu spät gekommen. Niemand vermöge mehr nach Frankfurt zu dringen. Der Churfürst von der Pfalz habe dem Legaten versprochen, die Angelegenheit des Leheneides K. Karls für Neapel zur Erörterung der Churfürsten zu bringen, was K. Karl bedeutend schaden könne. Der Pfalzgraf und der Churfürst von Brandenburg zerstörten sich gegenseitig alle Pläne. Könnten sie sich vereinigen, so würde leicht einer von ihnen die Krone davontragen. Schon rufe der Papst Vermittlung zwischen ihm selbst und dem Könige Karl an. Pace erwartete aber noch immer die Nachricht von König Heinrichs Wahl durch die Hülfe der Erzbischöfe von Mainz und Cöln. Leider ist hier eine Lücke in der Correspondenz des englischen Botschafters und erst am 20. beginnt wieder eine Reihe von Schreiben.

Man wusste in Paris, dass am 10. die Churfürsten die Wahlhandlung begonnen[3] und rechnete, dass sie 20 Tage dauern

---

[1] In most ample form.

[2] n. 308.

[3] Was übrigens irrig war.

würde. Die Königin von Frankreich war sehr aufgebracht über den Cardinal von Mainz, welcher nach dem Tode Maximilians zuerst ihren Sohn veranlasst habe, sich um die Krone zu bewerben und nun revoltire.[1] Sollte ein deutscher Fürst erwählt werden, so wünschte die Königin, es möge der Churfürst von Brandenburg sein. Der Cardinal von Mainz, bereit, alle Parteien zu verrathen, liess am 19. Juni Pace sagen, er bedauere, dass Pace nicht 14 Tage früher gekommen sei, doch wenn er dieselbe Summe (420,000 Goldgulden) bereit hätte, wie K. Karl, so könne noch geholfen werden. Auf dies erwiderte Pace, der Cardinal allein würde belohnt werden, wenn die Sache durchginge, traf aber Anstalten, Geld zu bekommen. Sicher, schreibt Pace an Wolsey, wenn das Geld so rasch da wäre als er selbst, so könnte Wolsey ein Te Deum anstimmen für die Wahl Heinrichs als imperator omnium christianorum; bisher sei mit Ausnahme der heiligen Geistmesse noch nichts geschehen. Die Gesandten des Königs von Böhmen und des Königs von Polen — Vormund des ersten — stritten sich um Ausübung des Wahlrechts. Die französischen Gesandten hatten den Churfürsten das Doppelte der Summe angeboten, die der König von Castilien verheissen. Nun hatten aber die Spanier als Zuschlag zu der Summe, welche die Churfürsten am Wahltage erhalten sollten, noch[2] tausend Gulden dazu geboten, mit Versicherung auf die geistlichen und weltlichen Granden und dadurch die Franzosen geschlagen. Das Heer nehme zu. Noch immer bewerbe sich aber der Churfürst von Brandenburg um die Krone und die Franzosen unterstützten ihn, um wenigstens sagen zu können, sie hätten einen Kaiser gemacht, wenn auch ihr König nicht Kaiser geworden sei. Der päpstliche Legat versage Pace seine Unterstützung. Es war begreiflich. Papst Leo hatte seinem Legaten eine Bulle gesandt, König Franz als Kaiser zu proclamiren, sobald er sicher sei, dass drei Churfürsten für ihn seien. Es sei dies die Folge seiner Furcht vor Franz, aber er denke auch nicht an die Versprechungen, die er K. Heinrich gemacht. Der Markgraf von Brandenburg arbeite für K. Franz. Er wandte sich an den

---

[1] Boleyn to Wolsey, 16. Juni, n. 311.

[2] Der Betrag fehlt in der Depesche. n. 318.

böhmischen Gesandten, bot ihm 20,000 Kronen und eine Pension von 4000 an, wenn er für Franz oder ihn stimmen werde.[1] Der Botschafter antwortete, er werde nur für seinen König und den König von Castilien stimmen. Dann wandte sich der Markgraf im gleichen Sinne an den Churfürsten von Cöln, erhielt aber eine sehr kurze Antwort. Die spanischen Gesandten erzählten, die Churfürsten wollten wegen der in Frankfurt herrschenden Seuche die Wahlhandlung um 10—12 Tage abkürzen und in zwei Tagen werde ihr König Kaiser. Pace wiederholt das Anerbieten der französischen Gesandten, die das Doppelte boten, was irgend ein christlicher König bieten würde, so dass dies der theuerste Handel würde, den es je gegeben. Die Gunst der Nation wende sich K. Karl zu, aber die Churfürsten seien noch immer getheilt. Sie verlangten von den Gesandten des katholischen Königs zu wissen, was das Heer in der Nähe von Frankfurt wolle, die Wahlhandlung bedürfe keiner Gewalt. Die Antwort war, es diene nur zur Vertheidigung gegen den König von Frankreich und zum Schutze Würtembergs. Pace erwähnt jedoch, wie die rheinischen Grafen sich in einem Schlosse versammelten, vom Grafen von Nassau geleitet und bezahlt und zwar unter Karls grossem Siegel. Dafür erklärten sie, keinen anderen König haben zu wollen, als den von Spanien.[2] Nicht blos die Churfürsten,[3] auch Pace kam in grosse Verwirrung (perplexity), da die Nation in Waffen und wüthend sei, für den katholischen König zu fechten. Würde Heinrich erwählt, so würden wohl Pace und alle seine Begleiter erschlagen, England aber ruinirt, weil die Churfürsten den Gewählten verpflichteten, sein Land zu verlassen und in Deutschland zu residiren. Das aber sei so voller Spaltung, dass es allen Fürsten der Christenheit unmöglich sei, es in Ordnung zu bringen. Der Graf von Nassau habe ihm gestern erzählt, er habe so viel Geld und Leute, dass kein Franzose in dieses Land kommen könne, als auf Lanzen und den Spitzen der Schwerter. Der 27. werde die Entscheidung bringen. Als der kluge Ge-

[1] Or his nominee and that was the said Marquis himself. n. 323 vom 22. Juni.

[2] 24. Juni. n. 326.

[3] n. 318.

sandte fühlte, die Sache seines Herrn sei verloren, meinte er, sie sei nicht so viele Mühe werth. Man sieht, wie er aus der verlorenen Stellung den Rückzug antritt. Erst der 28. brachte die Entscheidung! Die Cardinäle von Salzburg und Mainz, der Pfalzgraf Friedrich, Markgraf Casimir von Brandenburg, die Bischöfe von Trient und Lüttich und der Graf von Nassau machten Pace zu wissen,[1] dass am 28. um 7 Uhr der König von Aragonien als Kaiser gewählt und proclamirt worden war. Sobald die Churfürsten, schrieb Pace sogleich an Wolsey, in Erfahrung gebracht, dass K. Karl und der Papst in Betreff des (päpstlichen Lehen-) Reiches von Neapel sich verständigt hatten und Karl von dem Lehenseid absolvirt worden, hätten sie sich zu seiner Wahl vereinigt. Er begebe sich morgen nach Frankfurt, den span. Botschaftern Glück zu wünschen.[2] Spinelli hatte ja dem König versichert, die Sendung Pace's habe nur den Zweck, wenn K. Karl nicht gewählt werden würde, die Wahl eines Dritten zu betreiben.[3] Am 14. Juli erhielt Karl in Barcelona das Wahldecret.[4]

Der kluge Pace setzte in einem späteren Briefe hinzu, er habe Mittel gefunden, die Churfürsten von Sachsen, Cöln und Mainz zu einer Erklärung an die kaiserlichen Gesandten zu vermögen, wie sehr K. Heinrichs Briefe, Pace's Anträge und andere geheime Praktiken die Wahl K. Karls — befördert hätten. Die span. Gesandten bedankten sich höflich und versicherten ihren Herrn von dieser Lüge in Kenntniss zu setzen. Die Wahl kostete nach Pace's Mittheilung dem neuen Kaiser 1,500,000 fl., circa 400,000 Mark baar, abgesehen von den grossen Versprechungen.[5] Pace war unverschämt genug, sich noch über das Doppelspiel des Papstes zu beklagen, der nach einem Briefe Wolsey's vom 28. Juni dem Könige Heinrich einen Aufschub der Wahl in Aussicht gestellt habe, während seine Gesandten am 25. den Churfürsten geschrieben hätten, die Wahl

[1] n. 338.

[2] Mainz, 28. Juni, 11 Uhr Nachts. n. 339.

[3] Depesche an Wolsey vom 16. Juni. n. 312. Der ungenannte Dritte sollte K. Heinrich sein!

[4] n. 385.

[5] 3. Juli. Pace to Wolsey. n. 351.

K. Karls zu beschleunigen. Es gehörte zum Truge und der Heuchelei des Ganzen, dass die Königin-Mutter von Frankreich, welche ihren Sohn zur Bewerbung aufgestachelt hatte, jetzt dem englischen Gesandten in Paris, Boleyn, ihre Freude über Karls Wahl[1] ausdrückte[2] und Pace den Dank der Princessin Margarethe annahm. K. Franz befand sich damals auf der Jagd in Melun. Nicht blos er war der Getäuschte, auch König Heinrich, der Cardinal Wolsey und der Papst. Letzterer stand jetzt ganz auf Karls Seite. Ein Schreiben K. Franz, das von einem rheinischen Grafen aufgefangen wurde, besagte, sobald er Kaiser geworden wäre, wolle er mit Hülfe des Churfürsten von Brandenburg und des Herzogs von Würtemberg, den er zurückzuführen gedachte, so viel Geld als möglich zusammenraffen, dann ganz Italien sich unterwerfen, hierauf mit dem Reste der Christenheit verfahren, wie es ihm beliebe.[3] Dass es sein Wille war, so zu handeln, ist kaum zweifelhaft; es setzte aber mehr als Siegesgewissheit und einen nicht gewöhnlichen Grad von Rücksichtslosigkeit voraus, dieses offen auszusprechen, ehe noch die Wahl zu seinen Gunsten erfolgt war. Damit erst kam, was ursprünglich Maximilians Plan gewesen war, zu Ende. Dass ein Stachel im Herzen des englischen Königs zurückgeblieben war, darf uns nicht befremden. Hätte man doch wenigstens über den Plan K. Heinrichs eine Zeile nach Rom gemeldet, klagte nachher P. Leo X., man hätte dann auf Hinausschiebung der Wahl gearbeitet. Freilich nachdem vier Churfürsten sich für Karl erklärt und ausgesprochen hatten, sie wollten binnen zwei oder drei Tagen zur Verkündigung seiner Wahl schreiten, dann sei nichts anderes übrig geblieben, als über-

---

[1] Depesche Boleyn's.

[2] 27. Juli. This day visited my lady Margaret and had of her very large thanks for what he had done for the king Catholic's election — and in very deed they have no cause to complain upon me, for J did never speak against the king Catholic in the said election, considering that is was sufficient to me to have the electors speak against him and allege reasons why he should not be elected. And surely they would not have elected him if fear of their persons had not driven them thereunto and evident ruin of all their nation if they had elected any other king!

[3] Pace an Wolsey, Antwerpen 22. Juli. n. 392.

haupt den Churfürsten sagen zu lassen, sie möchten ohne Rücksicht auf den Papst vorangehen.[1]

Hätte es sich nicht um so ernste Dinge gehandelt, die den ganzen Zustand Europa's veränderten, man würde sich in eine Comödie der Irrungen versetzt glauben.[2] Es gehörte dazu, dass Sonnabend den 9. Juli der Cardinal von York in der Cathedrale von London ein feierliches Dankamt mit Te Deum wegen einstimmig erfolgter Wahl — K. Karls abhielt[3]. Der französische Botschafter hielt sich davon fern. König Franz dankte jedoch dem englischen Botschafter Sir Thomas Boleyn für K. Heinrichs gute Dienste, versicherte ihm, dass die ersten Schritte in Betreff seiner von den Churfürsten ausgegangen seien; wenn er aber bedenke, welche Mühe ihm durch das Kaiserthum erwachsen würde, so habe er alle Ursache, jetzt Gott zu Dank verpflichtet zu sein.[4] Etwas später erfuhr man am französischen Hofe, dass, als Pace nach Mainz gekommen war und Audienz bei dem Markgrafen von Brandenburg hatte, dieser den französischen Gesandten, La Bastye während der Unterredung hinter einer Tapete verborgen hielt. Pace habe nun gerathen, nur Jemanden aus der deutschen Nation zu wählen, am ehesten Jemanden aus den deutschen Fürsten selbst, endlich habe er sich für K. Karl ausgesprochen und so wohl auch bei anderen Churfürsten geredet.[5]

## § 4.

## Die Wahl K. Karls V. nach habsburgischen Berichten.

Nachdem wir das Resultat einer welthistorischen Intrigue mit Hülfe von Nachrichten erzählt, die vom französischen wie

---

[1] Absque suae sanctitatis intuitu. Siehe die merkwürdige Unterredung Papst Leo's X. mit dem englischen Gesandten, Bischof von Worcester, über Karl's Wahl. Brewer III. P. 1. n. 393.

[2] Estur, potatur, luditur, dormitur, mentitur, publica oblivioni traduntur. Vianesius Petro Martyri.

[3] Depesche Giustiniani's vom 15. Juli.

[4] Much bound to God. Boleyn an Wolsey 14. August 1519.

[5] Boleyn an Wolsey nach der Mittheilung des französischen Admirals. Brew. III. 1. n. 530.

vom spanischen Hofe gleich unabhängig sich gestalteten, erübrigt es noch, die Berichte, welche über die entscheidende Thatsache des Jahrhunderts an beiden Höfe einliefen, sowie was von authentischen Nachrichten sonst noch über die französischen und spanischen Unterhandlungen Wichtiges auf uns kam, zu erörtern.

Von grossem Behelfe war, dass der Pfalzgraf Friedrich, obwohl er wusste, dass K. Karl ihm wegen seines Liebesverhältnisses zur Infantin Leonora grollte, dennoch sich nicht abhalten liess, für K. Karl mit möglichster Energie einzutreten. Schon am 21. Januar 1519 konnte der Agent Mariton von Augsburg aus [1] über ihn der Regentin Margaretha die beruhigendsten Zusicherungen geben. Mit all dem Hasse, welchen er gegen die Franzosen hegte, trat auch jetzt der Cardinal von Sion [2] ein, um das Bündniss zwischen dem burgundisch-österreichischen Hause und den Schweizern zu erneuen, um dem französischen Könige welcher 70,000 Thaler den Schweizern, 30,000 dem Papste zahlte, in der Schweiz Schwierigkeiten zu bereiten. Von äusserster Wichtigkeit war ferner, wie sich nachher erwies, Franz von Sickingen, und mit ihm den rheinischen Adel zu gewinnen. Der Herr von Sedan erhielt den Auftrag, ihm eine Pension anzubieten, Sickingens Freund, Dietrich von Speth, wurde gleichfalls aufgeboten, auf ihn einzuwirken, endlich auch noch Robert von der Mark (17. Febr.) [3] und so waren bereits im Februar 1519 jene Massnahmen getroffen, die bei der Wahl selbst sich so wirksam erwiesen, dass die Churfürsten von der Begünstigung des französischen Königs abstehen mussten. [4] Der Graf von Zevenbergen (Siebenbergen) erhielt den Auftrag, in Innsbruck zu verweilen, um von da aus das Wahlgeschäft zu betreiben. Der praktische Mann dachte sogleich daran, einen regelmässigen Postverkehr einzurichten; [5] er rieth, es möge der König oder sein Bruder Ferdinand nach Deutschland kommen, mit Sickingen eine Verbindung eingeleitet werden.

---

[1] Mone, Anzeiger 1836 n. 4.

[2] Instruction des Cardinals an den Herrn von Beccaria vom 1. Febr. Schreiben an die Princessin Margarethe.

[3] Le Glay.

[4] Mone 1836. n. 7 und 8.

[5] Depesche von Augsburg 1. Febr. bei le Glay II. n. 54.

Man glaube, der König werde Spanien nicht verlassen, da rufe nun alle Welt nach dem Erzherzoge Ferdinand. Er machte kein Hehl, dass seit dem Tode des Kaisers die Dinge sich in bedenklicher Weise geändert hätten, er aber bereits Schritte gethan habe, um seinen Instructionen gemäss auf die Schweizer einzuwirken. Er drang auf eilige Massregeln, da selbst Erbländer aufgewiegelt werden sollten.[1] Es genügte aber nicht, Siebenbergen oder wie er sich selbst nannte, Maximilian die Berghes, nach Deutschland abzusenden, sondern auch der gewandte Armerstorffer erhielt einen ähnlichen Auftrag, Marmier und Spekbach, sowie der königliche Secretär Jehan de Marnix,[2] letzterer, ohne eine Antwort vom spanischen Hofe abzuwarten, durch die Princessin Margaretha.[3] Sie, die Seele dieses diplomatischen Gespinnstes, das nun an den deutschen Höfen zu Gunsten Karls stattfand, ging von dem Grundsatze aus, jeder Churfürst, und wer sonst in den Tagen ihres Vaters sich für Karls Wahl ausgesprochen hatte, müsste aufs Neue bearbeitet werden. Sie trug Marnix auf, die Hand der Infantin Katharina, ausgezeichnet durch Schönheit, Tugend und Güte, für den Churprinzen von Brandenburg, für den Vater aber das Reichsvicariat[4] in Karls Abwesenheit anzutragen. Letzteres sollte jedoch auch dem Churfürsten von Sachsen angetragen werden. Marnix sollte auf die Unterdrückung aufmerksam machen, die den deutschen Fürsten von dem französischen Könige drohe, auf die Schande, einen Fremden mit Umgehung des edlen Hauses Oesterreich zum Haupte zu wählen. Könne aber Karl nicht durchgesetzt werden, so solle man die Wahl eines Dritten, eines Deutschen betreiben und diesen durch Heirath mit K. Karl in nähere Verbindung bringen. Namentlich sollten die Pensionen für die hohenzollernschen Brüder versichert, daneben die Festungen der Erbländer wohl verwahrt und auf Venetianer und Schweizer ein wachsames Auge gerichtet werden. Den Schweizern sollte man ja vorstellen, dass K. Franz, wenn er Kaiser würde,

---

[1] So verstehe ich die Stelle S. 393. pour butiner aucuns des pays des mansions. Es bezog sich dies namentlich auf Tirol und Oesterreich.

[2] Memoires et instruction à Johan de Marnix. Le Glay II. n. 55.

[3] Ein anderer Agent war auch l'escuyer Asnelz (p. 199.)

[4] Le pourra faire son principal lieutenant.

sie zu unterdrücken beabsichtige. Aber nicht blos nach Deutschland, auch nach Rom, um den Papst und die Cardinäle zu gewinnnen, dachte Margaretha Jemanden zu senden, entweder den Grafen Tician oder Bannissi oder Maistre Loys Maraton, Andrea de Burgo aber oder eine noch angesehenere Persönlichkeit an den König von Ungarn. Pfalzgraf Friedrich solle versichert werden, dass der König sich entschlossen habe, ihn freundlich zu behandeln. Marnix selbst erhielt cartes blanches im Namen des Königs, des Rathes wie der Princessin und den Auftrag, den alten Dienern Maximilians die beste Behandlung zu versichern. Am 8. Februar 1519 erhielten Hugo Marmier, Sieur de Gatte, und Heinrich von Speckbach [1] den Auftrag, nach Trier zu gehen, und den Churfürsten an die Abmachungen von Augsburg zu erinnern, und wenn auch derselbe damals die Abgabe seiner Stimme verschoben habe, ihm jetzt ausführlich die Gründe darzulegen, welche für Karl sprachen, ihm 20,000 Goldgulden und 6000 Goldgulden Pension anzubieten und ebenso seinen bedeutendsten Räthen. Dann sollten sie nach Mainz gehen und dem Churfürsten die Versprechungen erneuern, die ihm der Kaiser gemacht, von Mainz dann zu dem Pfalzgrafen Friedrich, wo sie ihn auch fänden, um ihm ein Schreiben der Princessin zu übergeben und ihn an die Liebe zu erinnern, die König Philipp für ihn gehabt.

Bereits am 20. Febr. konnten beide Agenten von Coblenz aus über ihre Unterhandlungen zu Trier berichten. [2] Schon sechs Tage vor ihnen war ein französischer Abgesandter gekommen, hatte jedoch erst nach ihrer Ankunft Audienz erhalten. Der Erzbischof berief sich auf seine Verpflichtungen als Churherr, sich nicht zu binden und bat, man möchte ihn nicht drängen, am Tage der Wahl werde man seine guten Gesinnungen erkennen.

Er werde nach seinem Eide verfahren und habe auch dem französischen Gesandten keine Concessionen gemacht. Er liess jedoch eine Vorliebe für Ferdinand durchschimmern und wünschte, dass dieser sich in Deutschland aufhalten möchte. Die Gesandten erfuhren, dass die Franzosen dem Churfürsten vergeblich

[1] Le Glay II. n. 60 hat Speybach.

[2] Mone 1836. n. 9.

angeboten hatten, einen seiner Bastarden nach Frankreich zu nehmen und ihn dort zum grossen Herrn zu machen. Der Churfürst hatte sich als redlicher Mann erwiesen, und auch diese Versuchung, die an ihn herangetreten war, überstanden.

Jetzt begann allmälig eine diplomatische Thätigkeit, welche ohne Beispiel war. Allein überall musste auch vorgeschossen werden. Seitdem Pfalzgraf Friedrich sich günstig ausgesprochen, übernahm dieser es, mit seinem Bruder Ludwig zu sprechen, mit dem Markgrafen Casimir, mit dem Grafen von Mannsfeld, um auf den Churfürsten von Brandenburg einzuwirken. Da die Fugger für K. Karl eintraten, fanden in allen Nöthen, und deren gab es viele, Anweisungen auf sie statt. Antwerpen und Mecheln leisteten Bürgschaften, die Geldmächte traten so für Karl ein. Die klügsten Leute waren verwendet worden und ihr kluger Rath fiel bei der Princessin immer auf guten Boden. Sie bewilligte die Ratification der Heirath der Infantin, sie verlangte Sicherheit in Betreff der 200,000 Goldgulden zu dieser, der Pension von 8000 fl. für den Markgrafen, von 10,000 fl. für den Cardinal, dessen Bruder.[1] Die Sache war in Gang gebracht und die Depeschen flogen nun von allen Seiten nach Mecheln wie nach Barcelona. Noch stand damals fest, dass, wenn Karl nicht gewählt würde, Ferdinand Kaiser werden sollte. Namentlich Maximilian von Berghes war unermüdlich in Rathschlägen und Mittheilungen. Wie ein eigener französischer Gesandte bei Herzog Ulrich von Würtemberg ständig sich befinde, um diesen Theil von Deutschland in Unruhe zu versetzen, wie der Bastard von Savoyen mit voller Börse den Glauben an den Antichrist predige und viele zur französischen Religion bekehren werde, wie man Sickingen gewinnen, Fugger besser behandeln solle.[2] Alles, was zum Ziele dienen konnte, wurde näher erwogen, bis endlich seine Thätigkeit sich dahin concentrirte, K. Franz bei den Schweizern aus dem Felde zu schlagen.

Der katholische König hatte seine Partie genommen. Schon von Montserrat aus, unmittelbar nachdem er die Nachricht vom Tode Maximilians empfangen, hatte er an alle Churfürsten und

[1] Mecheln, 25. Febr. Mone n. 11.

[2] 8. Febr. 1519. Le Glay II. n. 60.

die befreundeten Fürsten und Persönen in Deutschland geschrieben,[1] um die Wahlhandlung zu Ende zu bringen und dem Cardinal von Gurk, Michel Wolkenstein, dem Kanzler Sertain, Villinger und Renner deshalb Vollmachten und Aufträge gegeben. Als er aber hörte, welche Mühe sich K. Franz gebe, gewählt zu werden, beschloss er, den Grafen Heinrich von Nassau speciell zu dem Endzwecke abzusenden, dem Könige von Frankreich entgegenzuarbeiten.[2] Seine Tante Margaretha sollte dem Grafen den Herrn de la Roche oder einen andern beigeben. Der Graf sollte vor Allem den Churfürsten von Cöln gewinnen; in einer Nachschrift aber ward noch besonders empfohlen, dass der Herr von Sedan Franz von Sickingen in die königlichen Dienste ziehen möge.[3] Für den Fall, dass der Graf verhindert werde, sollte Antoine de Falain, Graf von Hoogstraeten, seine Mission übernehmen; doch hatte Nassau bereits seinen Bruder, den Grafen von Meurs nach Deuz bestellt; die Regentin aber den Lieutenant Dumont nach Trier und Mainz geschickt. Der König erwartete mit Ungeduld den Cardinalshut für den Bischof von Lüttich,[4] gleichfalls seine Partei zu verstärken. Die kaiserlichen Agenten befanden sich somit schon in der ersten Hälfte des Monats Februar, wie aus dem Schreiben des Grafen von Berghes an die Statthalterin Margaretha vom 14. Februar hervorgeht,[5] in vollster Thätigkeit, beklagten sich aber über den Mangel an Geld, während die

---

[1] Karl hielt seinen feierlichen Einzug in Barcelona am 13. Februar 1519 (Spinelli an Wolsey 20. Februar). Kurze Zeit darauf muss das grosse Toisonfest gehalten worden sein, von welchem Spinelli schon am 20. Januar als bevorstehend berichtete (n. 36). Auf diesem erhielt auch Karls Schwager, K. Christian von Dänemark, das goldene Vliess und mit diesem die Aufforderung, Karls Bewerbung um die Kaiserkrone zu unterstützen. Siehe die undatirte Urkunde bei Altmayer, Isabella von Oesterreich und Christian II. S. 69. n. V. Der Tag des Ordensfestes ist übrigens, wie ich nachträglich ersehe, von Petrus Martyr angegeben, 5. März. Epist. n. 638.

[2] Der König gebraucht den sonderbaren Ausdruck: Ou autre longhe robe de notre conseil.

[3] Le Glay. n. 61 vom 11. Februar. Molin del Rey.

[4] Le Glay II. p. 224. n. 1.

[5] Le Glay II. n. LXIII.

Franzosen dasselbe mit vollen Händen gäben.[1] Berghes war es, der den klugen Rath gab, den schwäbischen Bund zu verstärken, da die rheinischen Churfürsten wissen wollten, welcher Unterstützung sie sich für den Fall eines französischen Angriffs versehen könnten. K. Karl könne dann auch zum Zwecke der Wahl wie gegen die Franzosen über den Bund verfügen. Wenn die Franzosen sagten, sie hätten Briefe und Siegel von den Churfürsten, so sei das leere Prahlerei. Er rieth ferner, die Abgesandten zu den Churfürsten so zu instruiren, dass diese nur gebeten würden, ihrer Zusagen eingedenk zu sein, weil die Wahl den Anschein der Freiheit haben müsse. Um keinen Preis wollten die Churfürsten, dass man ihre eingegangenen Verpflichtungen kenne. Die Herzoge von Cleve und Jülich müssten gewonnen und König Heinrich VIII. vermocht werden, einen Wahlgesandten abzuschicken und auf den Papst günstig zu wirken.[2] Allmälig lüftete sich der Schleier einer der grössten Intriguen, die je stattfanden. Schon am 16. Februar konnte Maximilian de Berghes schreiben, nachdem der französische König für den Fall, dass er Kaiser werde, dem Markgrafen von Brandenburg versprochen, ihn zu seinem Stellvertreter im Reiche zu ernnenn, so werde das der Churfürst von Sachsen nie zugeben, und noch viel weniger, dass Churfürst Joachim römischer König werde.[3] Das sei ein grosser Gewinn, dass sich K. Franz gerade an diesen gewendet, denn das bringe die übrigen wider den König auf. Nun bearbeite der Churfürst von Sachsen die Böhmen und Ungarn, damit ihr König römischer König, die Princessin Anna[4] aber Braut des sächsischen Erbprinzen werde. Das sei wieder dem Churfürsten Joachim gesteckt worden, der erklärte, er wolle lieber den Türken helfen als den Böhmen, die er hasse, oder den Churfürsten von Sachsen in solchem Ansehen zu erblicken. Der

---

[1] Qui fait avoir le precheur bon credit.

[2] Das Uebrige bezog sich auf Gewinnung der Schweizer, auf die Beibehaltung der Fugger, die schon 400,000 fl. geliehen, auf die Erfüllung des Versprechens von 20,000 Ducaten an den Pfalzgrafen Friedrich.

[3] Car c'est un homme vehement avecques le quel nul ne veult avoir affaire. Le Glay II. p. 236.

[4] Diese betrachtete sich aber bereits als Gemahlin des Erzherzogs Ferdinand.

König möge jetzt die Ratification der Heirath der Infantin Katharina mit dem brandenburgischen Churprinzen unverweilt senden. In einem neuen Briefe bestand der Graf wiederholt darauf, der Churfürst von Brandenburg halte sich für getäuscht und seines Versprechens von 1518 ledig.[1] Man glaubte, dass die Spanier weder Karl als Kaiser sehen, noch die Infantin Katharina aus dem Lande lassen wollten. Das Eine wie das Andere war von Karls Feinden ausgesprengt.

Die Berichte des unermüdlichen Grafen setzen uns in den Stand, den Gang der Unterhandlungen einige Zeit hindurch fast Tag für Tag zu verfolgen. Er machte am 18. Febr. die Princessin aufmerksam, dass man in Deutschland die Meinung hege, wenn K. Karl die Wahlsache wirklich am Herzen läge, er sie ganz anders betreiben würde. Pfalzgraf Friedrich habe geschrieben, er wolle bei seinem Bruder bleiben bis Armerstorff käme; er erwarte die Abgesandten, um eine Erbverbindung der Häuser Pfalz und Oesterreich abzuschliessen. Beide Pfalzgrafen hätten der Regentschaft in Innsbruck schriftlich erklärt, ihre Versprechungen halten zu wollen, wenn man auch die ihnen gemachten in Betreff Sickingens halte. Es stecke die Besorgniss dahinter, der schwäbische Bund möchte mit den Pfalzgrafen so umgehen, wie mit dem Herzoge von Würtemberg.[2] Bereits konnte er von dem wachsenden Hasse gegen die Franzosen berichten und dass Augsburg, Ulm und Nürnberg den Wechselcurs mit Frankreich aufhoben. Der wahre Weg zum Kaiserthum sei, durch den schwäbischen Bund Gehorsam in Deutschland herzustellen.[3] Abgesehen von dem Bunde, zu dessen Haupte de Berghes

---

[1] Et est un homme diabolique pour besoigner avec lui en matière d'argent; il dit plainement que l'on entend seulement luy donner les C et XXX$^{me}$ florins d'or et le tromper du mariage et du remanant des deniers après l'election faite.

[2] Le Glay II. p. 244.

[3] Le roy ne porvit voloir pour III mille escus que ceste lighe ne se mist aux champs, car il n'y a rien qui serve tant. Et sera cause le faire parvenir à l'election. et s'il estoit possible de faire la dite lighe l'ayde de ceste — ce seroit le plus scur et vray remede de rompre toutes pratiques des Franchois, mestre obeissance par ceste lighe ez Allemaignes et le vray chemin de parvenir à l'exaltation du roy et sa maison.

den Markgrafen Casimir fortwährend zu erheben bemüht war, hatte Sickingen auch noch einen Adelsbund abgeschlossen, welcher nachher sich sehr wirksam erwies und die Grundlage des spätern geharnischten Auftretens des rheinisch-fränkischen Adels wurde. Statt Gesandte nach Böhmen und Ungarn zu senden, wurde beschlossen, auf den Rath des Churfürsten von Mainz [1] Jemanden zu dem König von Polen als Vormund K. Ludwigs und ebenso auch Jemanden zu dem Markgrafen Georg von Brandenburg und den Herrn von Bornamisse nach Ungarn zu senden. Während aber de Berghes sich auf das Aeusserste für K. Karl bemühte, kamen Vollmachten für den Cardinal von Gurk, Michael von Wolkenstein und den Kanzler Sertaine, mit den Churfürsten zu unterhandeln, jedoch keine für de Berghes, [2] weshalb dieser und Marnix, unmuthig über diese Zurücksetzung, beschlossen, abzureisen; er bat die Princessin (20. Februar) um seinen Abschied. Allein die Sache klärte sich durch ein Schreiben K. Karls vom 22. Febr. aus Barcelona auf, das nicht nur neue Vollmachten für ihn brachte, sondern auch ihn für eine Mission nach England bestimmte. [3] De Berghes, obwohl schwer gekränkt, führte aber hierauf für seinen königlichen Herrn die Geschäfte noch fort, namentlich die Unterhandlungen mit dem schwäbischen Bunde zu Ulm [4] und den Ausgleich des Streites des Pfalzgrafen mit den rheinischen Städten wegen der diesen weggenommenen Waaren. Es bezeichnet das Zeitalter und die Krise, in welcher sich Deutschland am Vorabend der Reformation befand, wenn de Berghes jetzt an die Princessin schrieb: „Es ist doch eine wunderbare Sache mit diesen Anerbietungen und Geschenken sowohl an baarem Gelde als an Pensionen, die die Franzosen den Churfürsten machen, und zu sehen, wie sie einigen von ihnen carte blanche zusenden, zu verlangen, was sie nur wollen. Das ist eine entsetzliche Gefahr für dieses

---

[1] qui demeure toujours bon.

[2] Le Glay II. p. 251.

[3] Ein Schreiben vom 13. März aus Barcelona (le Glay II. n. LXXXIX.) giebt darüber noch nähere Aufschlüsse, p. 333. Margaretha bat ihn noch besonders, zu bleiben und betrieb seine Absendung zum Frankfurter Tage. 28. Februar. l. c. n. LXXVIII.

[4] Schreiben von Margaretha von Oesterreich vom 26./27. Febr. Bei Mone 1836. S. 32 ff.

Deutschland; ich habe noch nie Leute gesehen, welche so nach Geld sind als diese. Ich hoffe nur, dass sie nicht für Geld ihre Ehre verkaufen und sich die Ruthe kaufen, mit der sie an Leib und Gütern werden geprügelt werden.“ Wieder kommt er darauf zurück, dass nur der schwäbische Bund Hülfe bringen könne, dann würden sie es nicht wagen, einen anderen zu wählen als König Karl.[1]

Er machte fortwährend auf die dringende Nothwendigkeit aufmerksam, Sickingen und den Grafen von Fürstenberg zu gewinnen, dem Cardinal von Gurk aber, mit welchem die hohenzollerschen Brüder nichts zu schaffen haben wollten, keinen Einfluss in der Wahlsache zu gestatten, insbesondere aber bei den Fuggern zu bleiben, da die Churfürsten in Betreff der ihnen gemachten Versprechungen nur auf diese Vertrauen setzten. In ähnlicher Weise schrieb auch de Berghes im Vereine mit dem Cardinal von Gurk, Villinger und Ziegler am 8. März von Augsburg an K. Karl. Er war von den anderen kaiserlichen Botschaftern gebeten worden, sich an sie anzuschliessen und nicht fortzugehen. Er bemerkte dem Könige, dass die Churfürsten kein Gefühl besässen für das Beste des Reiches und der Christenheit; dass sie nur an ihren persönlichen Vortheil dächten; dass in Deutschland Alles für König Karl sei und wenn man erführe, dass die Churfürsten aus Habsucht einen Fremden wählten, sich Alles gegen sie erheben, ihnen den Gehorsam aufkünden würde. Gelange König Karl zum Ziele, so werde er bald das Doppelte seiner Auslagen haben; wenn er unterliege, würden die Franzosen ihm die Erbländer aufwiegeln.[2] Bereits sei in Niederösterreich ein gefährlicher Aufstand ausgebrochen. Er rieth ihm schliesslich, den Secretär Ziegler, welchen der Erzbischof-Erzkanzler zum Vicekanzler machen wolle, schon jetzt zum Churfürsten nach Mainz zu entsenden, damit er bei diesem verweile. De Berghes begab sich dann nach Zürich, die Unterhandlungen mit den Schweizern zu leiten. An die Stelle seiner Berichte treten nun die Paul Armerstorffs, der in seinen Missionen bereits Schritt für Schritt mit den französischen Gesandten zusammentraf, deren es Ende

---

[1] Mone 1836. S. 34.

[2] Le Glay II. n. LXXXIII.

Februar in Heidelberg nicht weniger als drei gab. Sie waren nicht vergeblich gekommen. Zu seinem grossen Erstaunen fand Armerstorff die Dinge auch in Mainz ganz anders, als Villinger und Ziegler die Sache dargestellt. Der Markgraf von Brandenburg hatte seinem Bruder, dem Churfürsten Albrecht und dem von Cöln geschrieben, er halte sich aller Versprechungen enthoben, da ihm die verlangten Briefe und Schuldverschreibungen nicht zur rechten Zeit zugekommen waren.[1] Die geheimen Verhandlungen mit K. Maximilian waren veröffentlicht worden. Der Churfürst von Mainz rückte endlich Armerstorff gegenüber mit der Sprache heraus, er und sein Bruder wären aufmerksam geworden, dass man nach erfolgter Wahl ihnen nichts halten werde, die Spanier nicht wollten, dass ihr König Kaiser werde, noch dass die Infantin den Churprinzen von Brandenburg heirathe, wohl aber einen andern. Papst, Heinrich von England und Franz von Frankreich hätten sich verbunden, Karls Wahl zu verhindern, und dass ersterer den Churfürsten bei Strafe des Bannes verbieten werde, ihn zu wählen. Die Churfürsten wollten nicht, dass der Cardinal von Gurk einen Einfluss auf die Wahl gewinne. Er verlangte zu wissen, welchen Schutzes er gegen eine französische Armee versichert wäre. Als der Churfürst sich nicht beruhigen liess, rückte Armerstorff endlich mit der Erklärung heraus, dass ihm offenbar grössere Anerbietungen von den Franzosen gemacht worden wären, worauf dem Erzbischofe die Zunge gelöst war, und er versicherte, wenn man ihm nicht bessere Bedingungen stelle, sei alles umsonst. Er verlangte dann 100,000 fl. baar nebst dem, was ihm schon zugesagt worden war. Noch machte ihm Armerstorff die Hölle heiss, sprach von der Gefahr, die ihm und Deutschland drohe, und dass er die Ruthe binde, mit welcher er gezüchtigt werden würde. Der Nachfolger des heil. Bonifacius schien dadurch bewegt, man trennte sich, aber nur, um am folgenden Tage die Verhandlungen wieder aufzunehmen. Der hohenzollersche Churfürst muss sich doch etwas geschämt haben, selbst den Mäkler zu machen, und sandte daher seinen Kammerdiener, welcher um 60,000, 50,000, 24,000 fl. feilschte, aber von Armerstorff nur eine abschlägige Antwort erhielt; der Churfürst müsse sich gedulden,

---

[1] Paul Armerstorff au roi de Castille, 4 mars à Offenbourg.

bis ein Bescheid von K. Karl eintreffe. Dieses wurde wieder für unmöglich erklärt, da die anderen Churfürsten seinen Rath verlangten, er sich entscheiden müsste, die (französischen) Botschafter drängten und er sich nicht zwischen zwei Stühle setzen wolle. Endlich wurden die 100,000 fl. auf 20,000 fl. herabgehandelt.[1]

Drei Tage lang wurde dieser Handel fortgesetzt, bis dem Churfürsten eine Pension von 10,000 fl. auf die tiroler Regentschaft und 20,000 fl. nebst einigen anderen Stipulationen zugesichert wurden, nebst dem Tafelgeschirr und den Tapeten, die ihm der Kaiser versprochen, und der kaiserlichen Verwendung in Rom der Legatenwürde wegen. Armerstorff musste noch dem Churfürsten versprechen, Niemanden etwas davon zu sagen, was als ein Beweis gelten sollte, dass es dem Churfürsten nicht so an Geld und Gut gelegen gewesen sei. Armerstorff, welcher selbst drei bis vier Nächte über diese Dinge schlaflos zugebracht hatte und schon Alles verloren glaubte, bat den König, doch ja vor den anderen Churfürsten diese Unterhandlungen geheim zu halten und die Sache bis Ostern zu ratificiren. Allmälig glich sich jetzt auch das Missverständniss mit dem Grafen von Berghes aus und trat dieser neben Armerstorff und dem Grafen von Nassau wieder in den Vordergrund; allein auch das Project K. Franz I., die Wahl Karl's dadurch scheitern zu machen, dass im entscheidenden Momente K. Ferdinand vorangestellt und ihm seine Tochter zur Frau gegeben werde. Dadurch hoffte Franz auch eine Zerstückelung der habsburgischen Besitzungen herbeizuführen, welche bis dahin ungetrennt in der Hand K. Karls waren.[2] Letzterer erkannte sehr wohl, dass er in diesem Falle nicht nur das

---

[1] Il me dit que de sa part jamais nul des aultres le sçauroit, ainsi leur escriroit le contraire et exhorteroit par tous les moyens du monde — et quant à son frère il estoit d'avis que l'on ne se devoit donner à nul autre appointement aveccques eulxe, veu que aviez la voix du roy de Bohême pour vous. Le Glay II. p. 291. Armerstorff an K. Karl.

[2] Demeurant nos dittes puissances unies comme esperons les conserver. Barcelona, 5. März 1519, woraus klar hervorgeht, dass K. Karl damals nicht die Absicht hatte, seine ausgedehnten Erbländer mit seinem Bruder zu theilen. Ferdinand könne nur la portion et partaige des biens à lui appartenans ansprechen.

Kaiserthum einbüsse, sondern auch die Ehre, alles was er an das Wahlgeschäft daran gesetzt, ja dass dadurch die vollständige Zerstörung der habsburgischen Macht erfolge. Karl befand sich dadurch in der schwierigsten Lage. Er ertheilte allen seinen Agenten die gemessensten Befehle, der Wahl Ferdinands entgegenzuwirken und verbot, dass letzterer nach Deutschland gehe. Karl ging von der Ansicht aus, dass das Kaiserthum in den Händen Ferdinands ihn und das österreichische Haus verderbe. Seine eigene Verbindung mit Sickingen und das Heer, welches er in Neapel habe,[1] sowie seine Unterhandlungen mit den Schweizern reichten zur Sicherung der Erbländer (ohne dass Ferdinand dahin gehe) hin. Der französische Plan spornte den König nur zu erhöhter Thätigkeit an. Der Cardinal von Gurk, Monsieur de Liège, der Pfalzgraf Friedrich, der Markgraf Casimir, der Graf von Nassau (oder Montigny), der Secretär Jean de la Saulch erhielten deshalb gemessene Vollmachten, der Sieur de Beaurain wurde eigens zur Erzherzogin nach Brüssel gesandt, um auf den Infanten zu wirken, damit er sich auf nichts weiter einlasse, und ihn der königlichen Liebe zu versichern. Werde Karl Kaiser, so könnte er Ferdinand um so leichter zum K ö n i g d e r R ö m e r wählen lassen und das Kaiserreich in solchen Zustand bringen, dass es für immer bei dem habsburgischen Hause bleibe.[2] So knüpften sich schon jetzt die Keime der nachhaltigsten Veränderungen an die Wahlverhandlungen. Der Kaiser war, noch ehe seine Wahl gesichert war, genöthigt, sich mit seinem Bruder auseinanderzusetzen und konnte oder sollte dieses nicht in Betreff der aragonischen und castilianischen Königreiche geschehen, so musste es in Betreff der deutschen Länder eintreten.

Allein die Nachrichten aus Deutschland lauteten fortwährend wenig erfreulich. Paul Armerstorff berichtete am 8. März aus Mainz,[3] der Erzbischof von Cöln erachte sich an den Augs-

---

[1] Dahin wurden 4000 Schweizer gesandt. Margaretha an Zevenberghen. Mone 1836. S. 121.

[2] Le Glay II. p. 310.

[3] Beinahe gleichzeitig (9. März) schrieb Marnix von Augsburg aus, alles gehe gut; les affaires du roy (Charles) sont asseuré. Bei Mone 1836, S. 24. Er stand ausserhalb der eigentlichen Schusslinie und hatte nur Kunde von den Mainzer Practiken.

burger Vertrag nicht gebunden, er sei gegen die goldene Bulle und verletze sein Gewissen. Armerstorff gab jedoch zu verstehen, dass es sich hierbei wohl nur um seinen Vortheil handle.[1] Bereits rührte sich auch ein neuer Factor, welcher für die Wahl entscheidend werden honnte. Der Graf von Königstein gab bereits im Namen von 30 bis 40 Grafen den (rheinischen) Churfürsten die Erklärung ab, dass sie bis zum letzten Blutstropfen alles aufbieten würden, die Wahl des französischen Königs zu hindern. Der Graf von Nassau konnte am 11. März berichten,[2] wie sich der rheinische Adel in Bonn sammle; man möge aber ja die Bestellbriefe ausfertigen und das Geld zur Bezahlung der Truppen bereit halten.[3] Der schwäbische Bund Sickingen und die rheinischen Grafen bildeten allmälig einen dreifachen Mittelpunkt der Cooperation zur Durchsetzung der Wahl K. Karls. Allmälig steigerten sich die Bemühungen der Compaignons (der Agenten und Gesandten K. Karls) im Laufe des Monats März zu einer fieberhaften Thätigkeit. Endlich war auch die Ratification des Heirathsprojectes der Infantin Katharina mit dem brandenburgischen Erbprinzen nach Mecheln zur Erzherzogin gekommen, aber es fehlte das Siegel Karls, das der Infantin war unterwegs gequetscht und unkenntlich geworden, was dem Markgrafen Verdacht erregen konnte.[4]

Es musste daher ein neues Siegel angeschafft werden. Die Gnadenbriefe für die Brüder des Churfürsten von Cöln, die Grafen von Wied und Meurs fehlten. Von 429,000 Goldgulden der Anweisungen waren nur mehr 35,065 fl. übrig (9. März). Alles müsse so fertig gemacht werden, dass, sobald die Wahl geschehen, Jakob Fugger alle Anweisungen baar bezahle. Die Erzherzogin bat den König, ihren Neffen, seinen

---

[1] Man wollte wissen, Papst Leo habe den Churfürsten von Cöln und Trier den Cardinalshut angeboten, um sie für K. Franz zu stimmen.

[2] Eine eigene Instruction für ihn zur Wahlversammlung am 13. März Le Glay II. n. LXXXIX.

[3] Die sehr interessante Correspondenz des Grafen Heinrich von Nassau mit der Erzherzogin bewegt sich vorzugsweise um die Gewinnung der rheinischen Grafen und Aufstellung eines Heeres zur Unterstützung der Wahlsache, sowie Unterdrückung der französischen Intriguen. Bei Mone 1836.

[4] Qui est personnage scrupuleux et estrange en ses affaires.

Gesandten in Betreff des zu verfügenden Geldes Vollmachten zu geben, ohne dass sie deshalb nach Spanien zu schreiben hätten. Er möge bereits ein kaiserliches Siegel verfertigen lassen, und es unmittelbar nach der Wahl an den Grafen von Nassau schicken, damit dieser alle nothwendigen Ausfertigungen siegle. An den Churfürsten von Sachsen solle eine Gesandtschaft geschickt werden. Die Erzherzogin bat ferner den König, zu überlegen, wen er an seiner Stelle, sobald die eigene Wahl nicht durchzusetzen sei, zu sehen wünsche, ob den Erzherzog-Infanten; für den Fall aber, dass die Churfürsten nicht bei dem Hause Habsburg bleiben wollten, den Pfalzgrafen Friedrich, oder den Markgrafen Casimir, und dass demselben die Hand der Infantin Katharina gegeben werde, die in ihrer klösterlichen Einsamkeit zu Tordesillas bei der geisteskranken Mutter kaum eine Ahnung hatte, welche Projecte sich an ihren Namen und ihre Person knüpften. Die Erzherzogin rieth, den Papst zu bewegen, den Cardinal von Gurk zu seinem Legaten a latere zur Wahl zu ernennen, eine Armee in Russillon und eine in Navarra aufzustellen, und wenn wirklich K. Franz gewählt oder nicht gewählt, sich die Kaiserkrone in Rom holen wolle, wie man damals glaubte, die französische in Frankreich zu holen. Nichts fürchteten die Franzosen so sehr, als einen Einfall in die Languedoc. Die Erzherzogin hatte an alle Städte und Festungen der Erbländer geschrieben, gegen die Franzosen auf der Hut zu sein, eine Armee von 40,000 Mann bereit zu halten, und zwar um so mehr als französische Truppen in kleinen Abtheilungen zu den Herzögen von Ferrara und Urbino zögen, der Herr von Fleurange Yvois überfallen habe, der Herzog von Geldern fortwährend rüste und der Sieur de Marigny, Bailly de Senlis, bei dem Herzoge von Würtemberg sich aufhalte.[1] Man war nun einmal in den besten Zug hineingekommen und erwartete, wie dieses namentlich aus der Instruction an Jean de la Saulch hervorgeht, seinen Kreis nach Ungarn, Böhmen, Polen ausdehnen zu können. Eine neue Schwierigkeit entstand aber durch das Vorgehen der Fugger, welche den ganzen Handel in ihren Bereich ziehen wollten, und andere Handels-

[1] Margaretha und der geheime Rath an K. Karl. Malines, 9. März. Le Glay II. n. LXXXV.

leute zum Theil in sehr abstossender Weise auszuschliessen trachteten. Die Churfürsten wollten nur in Gold bezahlt sein. Man hatte aber in Spanien dafür gesorgt, dass alles bereit lag, was verlangt worden war und die castilianischen Agenten erhielten am 13. März den Auftrag, auf die Churfürsten zur Beschleunigung der Wahl zu dringen, indem ein weiterer Aufschub weder Karl noch der deutschen Nation Vortheil bringe. In Spanien wünsche man nichts mehr als die Erhebung K. Karls; die angesehensten Personen würden Karl zur Krönung begleiten. Nun aber kam die Nachricht, der König von Ungarn verlange die Princessin Anna zurück, da der Termin ihrer Vermählung verstrichen sei und drohe deshalb mit Krieg, so dass auch nach dieser Seite Vorkehrungen getroffen werden mussten; [1] K. Franz wiegle Böhmen und Ungarn auf, während der Papst noch immer für den französischen König bemüht sei. [2] Hingegen konnte der Seigneur de Zevenberghen am 22. März aus Zürich schreiben, die Schweizer seien nicht für den französischen König als Kaiser und befürchteten von einem solchen ihren eigenen Ruin, wie den des deutschen Reichs. Die südlichen Reichsstädte ständen in geheimen Unterhandlungen mit den Schweizern, während die rheinischen Grafen (Nassau, Isenburg und Waldeck) sich am 22. März in Bonn an K. Karl anschlossen. Allein dieser war in Deutschland wenig bekannt, von den Franzosen gewaltig verschrieen und ward von den Deutschen, die aus Spanien kamen, wenig gelobt. [3] Man bedurfte noch neuer 22,000 fl., [4] wenn nicht, musste man befürchten, dass Alles in Trümmer gehe. Die Umgebung des Erzbischofs von Cöln erwies sich bereit, in Unterhandlung mit dem Grafen von Nassau einzutreten, der Churfürst aber, wie der von Trier wiesen Verpflichtungen von sich und besprachen sich dann zu Wesel mit den beiden andern rheinischen Churfürsten (28. März). [5]

---

[1] Marnix an die Regentin Margaretha. Augsburg, 16. März 1519. Vergl. le Glay II. p. 363.

[2] Fait merveille pour le roy de France. Marnix 22. März.

[3] Son pouvoir ne se monstre point comme celuy d'autres princes. H. von Nassau an die Regentin. 23. März.

[4] 220,000 fl. H. von Nassau 24. März.

[5] Le Glay II. p. 377.

Von allen Agenten am klarsten überblickte noch immer Herr von Berghes die Lage der Dinge. Er dringt auch jetzt darauf, dass das Gelingen der ganzen Sache, wie er immer gesagt, vom schwäbischen Bunde abhänge. Dieser habe auch darauf bestanden, dass die Schweizer ihre 10,000 Mann vom Herzog Ulrich von Würtemberg abriefen. Er stellte aber insbesondere die Nothwendigkeit dar, dass der König oder sein Bruder nach Deutschland kämen, schon des Zustandes der Erblande wegen, [1] wie denn Rottweil, weil es sich verlassen glaubte, sich an die Schweizer anschloss. [2]

Margaretha von Oesterreich rechnete übrigens sicher, dass an dem Tage von Wesel der Cardinal von Mainz und der Pfalzgraf für König Karl seien, der Churfürst von Cöln dazu sich neige, der von Trier durch seinen Kanzler dafür gewonnen werden könne. Der Tag zu Wesel brachte auch wirklich die Sache der Entscheidung näher, erhöhte aber auch die Anforderungen des Pfalzgrafen, der mit den 20,000 fl. nicht zufrieden war, die man ihm in Augsburg verheissen, die Advocatur von Hagenau, unabhängig vom Wahlgeschäft, für sich verlangte, das Reichsvicariat in Abwesenheit K. Karls und namentlich die Zurückstellung der Briefe, welche ihn compromittirten, was die Cölner und Mainzer auch begehrten. Dem königlichen Unterhändler Heinrich von Nassau blieb nichts anderes übrig, um die Angelegenheit nicht scheitern zu machen, als dem Pfalzgrafen noch 10,000 Goldgulden zu versprechen, und seine Pension um 2000 fl. zu erhöhen. Nassau war überzeugt, dass in Folge der Conferenzen zu Wesel Mainz, Cöln, Pfalz auf Seite Karls waren, und die drei Churfürsten sich bemühten, auf den Trierer einzuwirken. Die Sache stand auf Spitz und Knopf. Der päpstliche Legat Orsini mahnte, Jemanden zu wählen, welcher durch Ansehen, Macht, Erfahrung sich auszeichne, ebenso bedeutend als Feldherr, als Staatsmann, als Kaiser sei. Ohne K. Franz zu nennen, hatte er ihn damit bezeichnet. Er verlangte ferner von den in Wesel versammelten geradezu, sie sollten den König von Neapel (Karl) nicht

---

[1] Fortwährend häufen sich die Nachrichten von einer in Niederösterreich drohenden Revolution. Vergl. le Glay II. p. 409.

[2] Zürich, 23. März 1519. Mone 1836 p. 292.

wählen, und berief sich hierbei auf die Bulle Papst Clemens IV. des Franzosen, so dass die Schatten des hohenstaufischen Streites mit den Päpsten sich auf die habsburgisch-spanische Wahlangelegenheit lagerten.[1] Die vier Churfürsten sollten hierauf eine positive Antwort geben. Sie hatten jedoch insoferne leichtes Spiel, als sie sagen konnten, sie seien nicht gekommen, um die Wahl vorzunehmen, sie wunderten sich aber sehr über das Vorgehen des Papstes, der kein Recht habe, den Churfürsten ein Gesetz in Betreff der Wahl zu geben. Sie würden Sorge tragen, dass Jemand gewählt werde, der dem heiligen Stuhle genehm sei.[2] Am 3. April schlossen sie einen Vertrag ab,[3] der bereits entscheidend war, nur gemeinsam vorgehen zu wollen, und bis ein Kaiser gewählt sei, die gegenseitige Vertheidigung zu übernehmen. Der Graf von Nassau, de Pleine und Armerstorff beschlossen jetzt, ihre Bemühungen zu verdoppeln, auf die Churfürsten von Sachsen und Brandenburg zu wirken, bei denen von Mainz, Cöln und Trier Agenten zurückzulassen, sie zu überwachen.[4] Auch der kluge Marnix vereinigte damit von Augsburg aus seine Bemühungen. Man erfuhr, dass der Churfürst von Brandenburg mit König Franz abgeschlossen habe, dass man durch den König von Polen auf die böhmische Stimme rechnen könne und Marnix hoffte bereits, man könne sich des Churfürsten von Brandenburg ganz entschlagen. Die Schweizer hatten dem Grafen von Zevenberghen eröffnet, dass K. Franz sie habe versichern lassen, er habe vier Stimmen; sie wollten aber an den Papst und die Churfürsten schreiben, einen Deutschen zum König zu wählen. Franz von Sickingen war mit 600 Pferden zu Herzog Wilhelm von Baiern und der schwäbischen Bundesarmee gestossen. Einer Beschleunigung der Königswahl aber, wie jetzt (30. März) K. Karl wollte, widersetzten sich seine Hauptagenten, ehe nicht mit Sachsen und Brandenburg unterhandelt worden war; ehe die Churfürsten nach Frankfurt kämen, müssten die Unterhandlungen zu Ende gebracht, Anfang Juni durch die Fugger und Welser so viel

---

[1] Urkunde bei Buchholtz IV. S. 679.
[2] Qui sera à la louange du saint-siege.
[3] Bei Dumont.
[4] Mainz, 8. April.

Geld nach Frankfurt geschafft werden, um Alles zu bestreiten,[1] was versprochen worden war. Auch der König von Dänemark, Schwager des Churfürsten von Brandenburg und Neffe des Churfürsten von Sachsen, erklärte sich für K. Karl, wenn man sich auch von seiner Verwendung[2] bei Beiden nicht viel versprach. Die spanischen Agenten fingen an, sich über die Scham- und Ehrlosigkeit der Churfürsten selbst zu schämen, und es ist sehr zu bedauern, dass Armerstorff (14. April) nicht uns wörtlich die Auseinandersetzungen mit dem Churfürsten von Mainz mittheilt, welche er seinen mündlichen Berichten vorbehielt. Der Pfälzer hatte bereits 80,000 Goldgulden erlangt; Zevenberghen rieth aber positiv ab, ihm auch noch Hagenau zu geben, das K. Max mit so vieler Mühe für Oesterreich erworben habe. Die Wahlvorbereitungen regten Vornehm und Gering auf und es beweist den klugen Blick Zevenberghens, dass er den Ausbruch einer grossen Unordnung im Reiche befürchtete, wenn nicht Karl oder Ferdinand kämen, Ordnung zu schaffen.

Mit dem Cardinal von Mainz wurde in sieben Punkten abgeschlossen.[3] Albrecht von Hohenzollern hatte die Zeitverhältnisse ausgenützt. Er erhielt volle Gewalt über die Reichskanzlei, in den Streitigkeiten mit Sachsen über Erfurt, mit Hessen wegen eines neuen Zolles Zusicherung des kaiserlichen Schutzes; da er ein viertes deutsches Bisthum, unersättlich wie er war, wünschte, sollte deshalb Karl sich bei dem Papst verwenden. Endlich sollte er auch Legat in Deutschland werden und die deutsche Kirche in den Tagen ihrer grössten Krise unter diesen Oberhirten gestellt werden.[4] Die ihm zugewiesenen

---

[1] Mone 1836, p. 398. Man brauchte am 26. April neue 200,000 fl. l. c. p. 402.

[2] L. c. p. 399.

[3] Je ne suis esbahi, si vous vous esmerveillez de la variarion d'aucuns electeurs, car j'en ay esté autant estonné que de choses que'm advint ongues; — jen eusse esté tout confuz, car combien qu'ilz ont congneu de leur honte, j'ay esté honteux et des parolles que depuis se sont passé entre eux et moy, vous advertiray quelque jour de bouche, car l'on men a rompu la pleusme, mais puis que l'on y est il faut passer oultre et non regarder leur honte. Mone 1836 p. 399.

[4] Siehe den interessanten Brief bei Mone vom 18. April 1519.

Jahrgelder wurden auf Mecheln und Antwerpen versichert. Das war mehr als König Franz bieten konnte[1]; jetzt erwachte das patriotische Bewusstsein und hatte er Zeit, die schönen Reden zu verfertigen, mit welchen in Frankfurt auf die anderen Churfürsten gewirkt werden sollte. Nicht blos die Oberleitung der deutschen Kirche war Albrecht gesichert, auch die des Reichs, da Karl sich verpflichtete, sich hierbei vor Allem seines Rathes zu bedienen.[2]

Am 27. Mai konnte einer der thätigsten Agenten Karls dem Churfürsten-Erzkanzler schreiben: ‚Die Sachen stehen ganz recht; denn Beheim hat endlich beschlossen, auch seine Potschaft darauf abgefertigt, seine Stymm K. Karl zu geben. So ist an Cöln und Pfalz gerade kein Zweifel, damit haben wir jetzt vier Stimmen, Ew. fürstlichen Gnaden Stymm darein gerechnet.' Von Trier und Sachsen hoffe man wenigstens Eine zu gewinnen. Der Papst habe eingewilligt, wegen Neapels K. Karl zu dispensiren, auf den Vertrag, darinnen er ytz mit seiner Heiligkeit steht. ‚Darumb sei Ew. fürstliche Gnaden wol getrost und lass sich von Nyemands abwenden und bedenke gnedighlich, was nachteils sunst E. F. G. daraus erwachsen werde.'[3]

Allein so rosig standen die Dinge denn doch noch nicht, wenn man auch für gut fand, sie Churf. Albrecht so darzustellen.

Der Pfalzgraf Friedrich erhielt neben seiner Pension 20,000 Ducaten. Hingegen suchte jetzt der Churfürst von Brandenburg die Wahl von Frankfurt nach Cöln zu verlegen, das vor dem schwäbischen Bunde sicher war. Man meinte aber, er thue es, weil Cöln näher an Geldern gelegen war, und um die Wahl zu verschieben. Der Graf von Nassau und der Graf von Pleine, die bei dem Churfürsten von Bran-

---

[1] J'ay aussi apporté lettres pour mons. de Mayence par les quelles le roy (Karl) lui consent 7 points et articles nominaux.

Jean de la Saulch an die Regentin vom 29. April 1519. Mone 1836 p. 403.

Der Churfürst bekam noch 52,000 Goldgulden. Schreiben des Grafen von Nassau vom 23. April. Le Glay II. p. 438.

[2] Schreiben K. Karls an den Erzbischof von Barcelona, 12. März bei Gudenus IV. p. 607. (n. 290).

[3] Gudenus IV. n. 293.

denburg gewesen waren, erblickten noch immer eine grosse Gefahr für das Gelingen der Sache und riethen noch am 18. Mai, die Infantin mit dem Neffen des Churfürsten von Sachsen zu vermählen, der selbst mit dem Plane umging, Ludwig von Böhmen zum römischen König zu machen.[1] Man erfuhr, dass der Churfürst von Brandenburg in Strassburg französisches Geld empfangen habe. Seine feindliche Gesinnung nahm eher zu als ab, so dass man von seinen Intriguen das Schlimmste zu erwarten hatte. Die Herzoge von Geldern, Mecklenburg, Lüneburg, der Bischof von Münster, der Landgraf von Hessen rüsteten im französischen Interesse. Man befürchtete, sie würden vor Frankfurt ziehen, Karls Wahl gar verhindern. Die königlichen Gesandten in Augsburg rüsteten dagegen, die Karl freundlich gesinnten Churfürsten zu schützen und den französischen König von einem Einbruche in Deutschland abzuhalten. Noch 220,000 Goldgulden verlangten die Gesandten am 4. Mai. In Tirol war ein Bauernaufstand ausgebrochen. Man fürchtete eine Vereinigung der Aufständischen mit den Schweizern. Hatte man schon 1517 auf dem Reichstage über das wüthende Gemüth der deutschen Bauern geklagt, so war, was seitdem vorgegangen war, die Verkündigung eines neuen Evangeliums und der damit verbundenen Freiheit nicht geeignet, die Massen zu beruhigen, die Gährung zu mindern. Für Karl selbst war die Sache so weit gekommen, dass er siegen musste, oder er verlor Ehre, Ansehen, Macht, Geld, Land und Leute. Man fühlte es auch in Spanien sehr wohl. Der Cardinal Adrian, Bischof von Tortosa, an der Spitze spanischer Bischöfe und Granden, wandte sich in einem besonderen Schreiben an die Churfürsten, ihnen ihren deutschen König, der mit seinen Reichen und Ländern vom Osten an den Westen reiche, für das deutsche Königthum zu empfehlen. Es war kein geringes Gewicht in der Wagschale, als die spanischen Fürsten und Herren am 15. März erklärten[2], alle ihre Macht für die Würde des römichen Kaiser-

[1] Man stellte sich offenbar in Spanien die Sache viel leichter vor, als sie wirklich war, daher auch die herbe Sprache Nassau's und Pleine's an K. Karl.

[2] Goldast, Polit. p. 119.

reiches und der deutschen Nation aufwenden zu wollen. Die Erklärung war geeignet, jene Gerüchte, als wolle die spanische Nation nichts von Karls Bewerbungen um die deutsche Krone wissen, gründlich zu zerstören; sie bildete die natürliche Grundlage zur eigentlichen Wahlbewerbung vom 8. Mai 1519 und der von Mainz aus erfolgten gesandtschaftlichen Werbung vom 18. Juni.[1]

Die Unterredung der spanischen Gesandten mit dem Churfürsten von Brandenburg hatte begreiflich keinen Erfolg. Es klang wie Hohn, als der Hohenzoller erklärte, wenn Karl vor der brandenburgischen Stimme bereits vier für sich habe, so wolle auch er Karl wählen, jedoch sollte die Mitgift der Infantin um 100,000 fl., seine eigene Pension um 4000, das freiwillige Geschenk um 3000 Goldgulden vermehrt und das Reichsvicariat im Norden Sachsen genommen und Brandenburg gegeben werden; begreiflich hätte sich dadurch der neue König Sachsen zum Todfeinde gemacht, den Norden gleichsam an Brandenburg, die deutsche Kirche dem hohenzollerschen Erzbischof-Primas und Legaten überliefert. Es charakterisirt aber den Markgrafen von Brandenburg,[2] dass er zuletzt doch einzulenken bereit war und erklärte, er werde bei den Augsburger Stipulationen verweilen, was ihn jedoch nicht hinderte, unmittelbar vor der Wahl sich auf das Engste mit dem französischen Botschafter und Admiral zu verbinden.

Der Churfürst von Sachsen ging in nichts ein, wohl aber unterhandelte in aller Heimlichkeit sein Bruder Johann.[3] Es war aber als ein Sieg zu betrachten, dass ohne vom sächsischen Einflusse beirrt zu werden, das böhmisch-polnische Procuratorium (für die Wahl Karls) ausgestellt wurde.[4] Alle Agenten, Ge-

---

[1] L. c. p. 126.

[2] Mignet nach einem bisher ungedruckten Briefe des Grafen von Nassau an K. Karl vom 8. Mai.

[3] Wie sehr es den Churfürsten von Sachsen kränkte, als die Heirath der Infantin mit seinem Neffen nicht zu Stande kam, erzählte ein kaiserlicher Secretär Spinelli. Cfr. Brew. 111. II. Append. p. 1569.

[4] Am 1. Juni 1519 für Ladislaus von Sternberg und Christofel von Swamberg (siehe die Urkunde im Wenzels-Archiv) von Seiten der böhmischen Stände.

sandten, Botschafter, vom Cardinal von Gurk und dem Grafen von Siebenbergen an bis Villinger und Renner, der Markgraf Casimir wie der Pfalzgraf Friedrich begaben sich dann nach Mainz, nach Höchst, das Spiel in Frankfurt zu beobachten;[1] der Pfalzgraf selbst kam verkleidet in die Wahlstadt, um auf seinen Bruder und die Churfürsten einzuwirken, im letzten Momente noch mit aller Kraft für die Sache des Erzherzogs, des Herzogs von Burgund, des deutschen Königs von Castilien, Aragon, Leon, Sicilien, Jerusalem, Navarra, Granada, Toledo, Valencia, Galicia, Majorka, Sevilla, Sardinien, Corsika, Murcia, Jaen, Algarve, Algezir, Gibraltar, der canarischen Inseln, der Inseln und des festen Landes von Indien, des Meeres Oceanus, einzustehen. War ihm doch für seine Bemühungen ein Vicekönigthum in Aussicht gestellt.[2]

Zur selben Zeit, als die Unterhandlungen mit Markgraf Joachim sich zerschlugen, trat Karl als offener Bewerber um die Krone auf.

Das Schreiben K. Karls an die Churfürsten, in welchem er sich offen um die deutsche Krone bewarb, erwähnt vor Allem seines Grossvaters Don Ferdinando, Königs von Aragonien, welcher mehr als alle anderen Fürsten seit 40 oder 50 Jahren gegen die Ungläubigen Grosses geleistet und dem er, selbst in der Christenheit Frieden und Eintracht zu fördern bereit, nachzufolgen sich bemühen werde. War dieses bereits ein gewaltiger Streich gegen seinen ungenannten Rivalen, welcher seit seinem Regierungsantritte nur mit christlichen Völkern und vor Allem mit dem römischen Könige Krieg geführt hatte, so erfolgte ein zweiter noch empfindlicherer durch Hervorhebung des anderen Motives, auf das Karl sein Anrecht zur Wahl stützte. Er machte die Churfürsten aufmerksam, dass er wahren deutschen Stammes sei und dass, wenn er nicht von deutscher Abkunft wäre und deutsche Herrschaften besässe, er sich auch nicht um das Kaiserthum bewerben würde. Er sei der wahre Erbe des Hauses Oesterreichs, zähle Maximilian und Friedrich zu seinen Ahnen, er gedenke in ihrem Geiste zu regieren und in kirch-

---

[1] Huberti Thomae Leodii annales, p. 76—77.

[2] Brew. Appendix zu 111. II. p. 1563. Er erhielt in Spanien 20,000 Ducaten. l. c. p. 1571.

licher wie weltlicher Beziehung die Freiheit eher zu mehren als zu mindern und wenn irgend etwas der deutschen Freiheit Nachtheiliges sich fände, verspreche er dies mit Aufgebot aller Kräfte zu ändern. [1]

Karl hatte es denen, welche die Freiheit Deutschlands nicht einem Ausländer und absoluten Fürsten preisgeben wollten, schwer gemacht, nicht für ihn zu stimmen. Nichtsdestoweniger hatte er von P. Leo die Exclusive erhalten. Denn als die Churfürsten dem Legaten die obenerwähnte Antwort auf sein dreifaches Andringen gegeben, erklärte letzterer offen, K. Maxilimian habe sich gerühmt, der König von Neapel (Karl) besitze fünf Stimmen zur römischen Königswahl; da sei es begreiflich, dass der Papst an die Wahrung der Rechte der römischen Kirche denke. Damit begann aber ein neuer Cyclus von Unterhandlungen, die sich nach Mainz und endlich nach Frankfurt zogen. Am 24. Juni, Abends — so lange also hatte wohl die Meinung geherrscht, es sei noch möglich, einen anderen durchzusetzen — erklärte endlich der Nuntius, der Papst — Oberlehensherr von Neapel — setze der Wahl des Königs von Neapel keinen Widerstand entgegen, worauf die Churfürsten antworteten, sie freuten sich über Papst Leo's Friedensliebe würden gewiss Jemanden wählen, welcher der Vertheidiger der römischen Kirche sei, bäten aber den Nuntius, wenn er hierüber ein Breve empfangen, dasselbe ihnen in Abschrift zuzusenden. Man war endlich übereingekommen, natürlich mit Ausnahme des Markgrafen von Brandenburg, welchen aber nun der eigene Bruder als einen Dummkopf (pazzo) bezeichnete, die Rechte und Freiheiten des Reiches gegen Frankreich wie gegen Rom zu wahren, einen Deutschen zum Könige und Kaiser zu wählen.

## §. 5.

## Das Scheitern der französisch-hohenzollerischen Pläne.

Wir wissen aus einer Unterredung des päpstlichen Nuntius in Frankreich mit der vielvermögenden Königin Louise, Mutter K. Franz I., im Juli 1518, dass man am französischen Hofe der Meinung war, K. Karl werde nie zum römischen

[1] Weiss papiers d'état. I. p. 111. s. d.

Könige gewählt werden. Der Zusatz, welcher bei dieser Erklärung erfolgte, der König von Frankreich werde dem römischen Stuhle nach seiner Ehre, seinem Ansehen, und seiner Würde nie fehlen, bewies zugleich die Uebereinstimmmung der französischen Anschauungen mit den mediceischen im Hochsommer 1518, ohne dass es nothwendig gewesen wäre, in Betreff dieser Angelegenheit mehrere Worte für jetzt zu verlieren.[1] Man spottete über die Geldbedürftigkeit und die Geldvergeudung Maximilians. Man konnte im Hinblick auf die bereits eingeleiteten Unterhandlungen, um die deutsche Krone an K. Franz zu bringen, derartige Behauptungen ohne Vermessenheit aussprechen. Der Nuntius hatte den Auftrag erhalten, die Meinung des französischen Königs über die eventuelle Wahl K. Karls auszuforschen und gab sich auch alle Mühe, diess zu erfahren. Allein der König verhielt sich noch im August sehr zurückhaltend, hüllte sich in wohlwollende Aeusserungen in Betreff Karls, seines Schwiegersohnes, und dass er nicht glaube, dass Karls Wahl stattfinden werde.[2] Der königliche Orator gestand aber, dass K. Franz die Nachricht von Karls Wahl durch den Nuntius mit grossem Missbehagen aufgenommen und sogleich deshalb nach Deutschland geschrieben habe. Den Papst aber bat der König, ihm mitzutheilen, was er darüber vernehme.

Man gewahrt aus den Berichten des Nuntius das Erstaunen, das sich aller bemächtigte, die an eine derartige Combination, die Verbindung der spanischen Krone mit der deutschen, wie sie seit dem Augsburger Reichstage 1518 hervortrat, nicht geglaubt hatten, nur den Triumph Frankreichs für möglich hielten, wenn K. Franz der Nachfolger seines beharrlichsten Gegners, Maximilians, werde.

In Rom wusste man diess seit dem 15. August 1518 und zwar durch Mittheilung des spanischen Gesandten selbst, welcher erklärte, K. Karl habe die Stimmen von vier Churfürsten, von dem Könige von Polen, und obwohl ihm Trier und Sachsen

---

[1] Schreiben des Nuntius an den Cardinal von Medici. Da Ansenis a XVIII. di Luglio 1518. Lettere di principi.

[2] Schreiben des Nuntius an den Cardinal von Medici in Cifera vom 18. August 1518. Franz erhielt die erste Nachricht davon durch den Duca (von Florenz), welcher ihn aufforderte, die Wahl zu verhindern.

fehlten, so werde man mit den fünf Stimmen zur Wahl schreiten. Der Botschafter erhielt am 17. August einen Brief aus Deutschland, dass die Wahlhandlung demnächst in Frankfurt angehen solle[1] und den Auftrag, den Papst um Dispens des Eides K. Karls in Betreff Neapels zu bitten. K. Franz arbeitete damals mit allen Kräften daran, einen Cardinallegaten (Boissy) für Frankreich zu haben, so dass England, das bereits einen solchen hatte, Deutschland, wo der Erzbischof von Mainz ähnliche Pläne nährte, bald ihre eigenen kirchlichen Oberhäupter erhalten hätten.[2] Je mehr übrigens die Nachricht von den Vorgängen in Augsburg in Frankreich bekannt wurde, desto mehr befestigte sich der Entschluss, dagegen zu arbeiten und die Hülfe des Papstes in Anspruch zu nehmen.[3]

Kaum war der französische König aus der Normandie zurückgekehrt, so liess er auch schon (am 20. Oct.) den päpstlichen Nuntius zu sich kommen und eröffnete ihm in grösstem Geheim, er und der Papst müssten alles aufbieten, die Wahl des Catolico, wie man Karl nannte, zu hintertreiben. Er werde alles dagegen thun die Churfürsten bestechen, ihnen Geld geben, Versprechungen machen, damit sie nur nicht hielten, was sie in Augsburg versprochen. Er halte auch die Sache nicht für zu schwer, indem der Reichstag doch ohne bestimmten Beschluss endete und diejenigen, welche Miene machten, dem Kaiser zu dienen, denn doch dem französischen Gesandten versicherten, dem Könige von Frankreich nicht missfallen zu wollen. K. Franz

---

[1] Per non cader dalle ragion sue in quel regno. Schreiben des Cardinals von Medici an den Nuntius in Paris. 17. August 1518.

[2] Schreiben des Nuntius an den Cardinal von Medici vom 12. Sept. 1518 und vom 25. Sept. Der Nuntius erklärte sich jedoch ganz dagegen, indem dies dazu diene, rovinar la corte di Roma senza che mai più potesse sollevarsi. Bericht n. 270. d. 1518.

[3] Der Nuntius in Frankreich berichtete am 30. October über eine Unterredung mit der Königin Mutter: dolendosi fin al cielo d'alcuni principi d'Alemagna, quali in questo modo ed in molti altri casi hanno offerto e promesso al re ed a lei quel che poi non hanno osservato. — Estremamente si dolse del marchese di Brandenburgo che fuor d'ogni sua promessa e gioja mandata qua — havesse lasciata Madama Renea e prese la sorella del Catolico per suo figlio chiamandolo mancatore (sc. di fede) Lettere di principi. In Venetia 1562.

behauptete ferner, Karl sei in grosser Verlegenheit, die nöthigen Geldsummen für die Churfürsten aufzutreiben und da es nun ihm ein Leichtes sei, grosse Summen rasch zu zahlen, so sei es nicht zu schwer, die Churfürsten auf andere Wege zu bringen, insbesondere da sie jetzt nach Hause gekehrt, und ausserhalb der Gegenwart des Kaisers sich befänden. Aber selbst wenn Karls Wahl stattfände, möge der Papst nichts thun, was gegen die Ehre und die Würde des römischen Stuhles sei. Er, K. Franz, stelle sich ihm mit Land und Leuten zur Verfügung; er werde nach der Lombardei, nach Toscana kommen, nach Rom, wohin er wolle. Es möge eine enge Union zwischen ihm, dem Papste, dem Herzoge Lorenzo von Medici, den Florentinern, den Schweizern, allenfalls auch den Venetianern abgegeschlossen werden, um dem Catolico, der so grosse Ansprüche auf Italien habe, jede Möglichkeit zu benehmen, Andern zu schaden.[1] Nichtsdestoweniger aber betrieb, als in der Zeit die Princessin Louise (nach dem Vertrag von Noyon Braut K. Karls) gestorben war, K. Franz Karls Vermählung mit der um 11 Monate jüngeren Tochter Charlotte; wenn aber nicht diese, so sollte er Mad. Renée heirathen. Es war ihm ein Gedanke, den er gar nicht fassen konnte, er, der allerchristlichste König, der älteste Sohn der Kirche, von dem spanischen Könige überflügelt und in die Ecke geschoben zu werden.

Hinter dem Rücken des Kaisers, der das Haus Hohenzollern mehr als ein anderes begünstigt hatte, schloss am 26. Juni des so verhängnissvollen Jahres 1517 Churfürst Joachim von Brandenburg durch seine Abgesandten Bernhard Zedwitz, Melchior Pful und Joachim von Maltzan einen Vertrag mit dem französischen Könige ab, der dem letzteren zum Kaiserthume verhelfen und ihm die Möglichkeit bieten sollte, deutsche Reiter und deutsches Fussvolk in französischen Sold zu ziehen. Dafür sollte der Churfürst eine Pension von 8000 Lire, der Churprinz aber eine Pension von 4000 Lire nebst der Hand der Princessin Renata, zweiter Tochter K. Ludwigs XII., und einer Mitgift von 150,000 Goldthalern erhalten; eine grosse Summe, wenn auch nicht hinreichend, um die eigene Ehre und das Interesse des Reiches an

[1] Bericht des Nuntius vom 13. Oct. 1518.

dessen Erbfeind zu verkaufen. Natürlich handelte hiebei Churfürst Joachim, wie die Worte der Ratification des Vertrages (17. August) lauteten, nur um des Ruhmes des allmächtigen Gottes willen, wegen des christlichen Glaubens, der katholischen Kirche und zur Ehre, Vortheil und Erhöhung des römischen Reiches. Er versprach nach dem Tode K. Maximilians die Wahl von dessen Gegner mit allen Kräften zu befördern.[1] Es ist bezeichnend, dass dieser Landesverrath in dem Jahre stattfand, in welchem die deutsche Glaubensspaltung begann. Es war nicht minder bezeichnend, dass, als Joachim's Bruder, der erste Churfürst des Reiches, Albrecht von Mainz, beschloss, nicht hinter jenem zurückzubleiben, er den urdeutschen Ritter, Ulrich von Hutten,[2] zu seinem Unterhändler bestimmte und letzterer den Vertrag abschloss, welchen Albrecht nach seiner pfäffischen Weise in etwas mehr versteckte Redensarten einhüllte. Der Churfürst von Trier hatte schon im November 1516 sich heimlich an den König zu gleichem Zwecke angeschlossen; der wittelsbachische Churfürst Ludwig von der Pfalz, noch immer aufgebracht über Maximilians Verfahren im Landshuter Erbfolgekriege, versprach gleichfalls, an der Sr. Majestät von Frankreich so wohl bekannten Angelegenheit zu arbeiten, bat jedoch, die darüber an K. Franz geschriebenen Briefe zu verbrennen. Der Eid aber, den er dem Könige geschworen, ihn nach Maximilians Tode zu wählen, blieb. Der König hatte somit ganz recht, wenn er auf die vier Churstimmen pochte, und immer weitere Anstalten traf, die von seinem Standpunkte aus trefflich eingeleitete Angelegenheit zu fördern. Jetzt zeigte sich erst die Klugheit, mit welcher der Vertrag von Noyon unterhandelt worden war. Karl von Aragonien und Castilien hatte

---

[1] Die Beweise bei Mignet: une election à l'empire en 1519. Promittimus quod adventante vacatione imperii ipse dominus marchio eliget et vocem dabit christianissimo regi si cognoverit ex viribus et votis aliorum electorum, vocem suam dicto christianissimo regi prodesse ad imperium obtinendum.

[2] Strauss geht im Leben Hutten's S. 220 nicht näher ein und erwähnt nur, dass als Zweck seiner Sendung Abschliessung eines Bündnisses nebst einigen anderen Geschäften angegeben war. So leicht darf denn doch ein Biograph nicht über so wichtige Punkte hinweggleiten!

nicht blos die Hand der Tochter K. Franz, Louise, von Frankreich angenommen, sondern auch mit ihr das Creusageschenk der französischen Ansprüche auf Neapel. Als König von Neapel war er aber von der Succession im deutschen Reiche so weit ausgeschlossen, als der Einfluss der Päpste reichte, bei welchen es von den Tagen der Hohenstaufen und der Anjou's politisches Dogma war, sich der Vereinigung Neapels mit der deutschen Kaiserkrone zu widersetzen, sie um keinen Preis geschehen zu lassen.

Allein Maximilian durchkreuzte alle diese Pläne des französischen Königs durch seine Unterhandlungen mit den Churfürsten zu Augsburg, welche sich ihm, freilich unter den ihnen zugesagten Vortheilen, verpflichteten, seinen Enkel zu wählen. Aber auch ein Theil der Churfürsten hatte sich bereits mit K. Karl, ehe derselbe 1517 nach Spanien reiste, in Verbindung gesetzt und ihm versprochen, zur Erlangung des Kaiserthums behülflich sein zu wollen.[1] Karl verlangte deshalb den Rath seines Grossvaters und die Absendung Courtevilles nach Deutschland war die eine Folge dieses Austausches der Ideen zwischen Grossvater und Enkel, die Versprechungen der Churfürsten an Maximilian zu Augsburg die andere. Viel hatte es dem alten Herrn gekostet, den masslosen Hunger der Churfürsten etwas zu stillen. Abgesehen von den grossen Versprechungen, die Maximilian ihnen gemacht hatte, wenn sie für seinen Enkel stimmen wollten, verschlang schon ihr Unterhalt in Augsburg eine bedeutende Summe. Der Kaiser liess es aber dabei nicht bewenden. Wie der hohenzollernsche Erzbischof von Mainz Cardinal wurde, bat Maximilian auch dem pfälzischen Churfürsten das Unrecht ab, dass diese Linie des Hauses Wittelsbach durch seine Entscheidung des Landshuter Erbfolgestreites verkürzt und der baierische Zweig gehoben worden war, der nach dem Kaiserthume strebe.[2] Der Kaiser, welcher von dem Reichstage hinweg zu seinem Sterbebette eilte, hatte um 11,000 fl. die polnischen Gesandten gewonnen, die im Namen Ludwigs von Böhmen stimmten, für 20,000 und eine Pension von 6000 fl.

---

[1] Instruction K. Karls an Villinger vom August 1517, im Auszuge bei Buchholz, K. Ferdinand. S. 85. Note.

[2] Annales Friderici f. 70.

nebst Geschenken an seinen Kanzler und seinen Bruder, den Churfürsten von Cöln. Der brandenburgische Churprinz hatte erst seiner französischen Verlobten einen kostbaren Diamantring zugesendet, sein Vater dem König von Frankreich seine unwandelbare Treue versichert. Allein was galt diesen Fürsten Ehre und Treue und Glauben? Die Aussicht auf die Vermählung mit der Infantin Katalinka, 70,000 fl. Mitgift, 30,000 fl. an Geschenken, machte alle früheren Stipulationen vergessen; an den etwas theuern Churfürsten von Brandenburg, auf welchen sein Vetter Casimir für 12,000 fl. eingewirkt hatte, schloss sich der Erzbischof Cardinal von Mainz mit 50,000 fl., feinen Tapeten und Silbergeschirr an. Der Churfürst von der Pfalz wurde durch seinen Bruder hinübergezogen. K. Franz konnte am 24. October dem Erzbischof von Trier dafür danken, dass er ihm einen so festen und treuen Willen gezeigt und die übrigen Fürsten aufgefordert hatte, dasselbe zu thun;[1] er konnte aber nicht hindern, dass nicht vier Churfürsten und die Boten des fünften eine förmliche Erklärung unterzeichneten, Karl zum römischen Könige wählen zu wollen. Die Sache hatte, unabhängig von den auf Mecheln, Antwerpen und Frankfurt angewiesenen Pensionen im Betrage von 70,000 — 514,075 Goldgulden gekostet, einen Betrag, welchen Mignet auf mehr als 27 Millionen Franken anschlägt. Beide Competenten, der französische wie der spanische, standen auf dem Punkte, sich und ihre Lande, um einander die deutsche Krone abzuhetzen, gründlich zu ruiniren. Beide konnten sehr rasch die Erfahrung machen, was Treue und Glaube bedeuten, die nur Geiz und Habsucht zur Unterlage hatten, und die Rücksicht auf den Vortheil, der heute den Anschluss an diese, morgen an eine andere Partei gebot. Die schlimmsten Tage Deutschlands waren ja angebrochen. Alles bereitete sich zu einer allgemeinen Umwälzung vor.

Allein noch gab es ja deutsche Treue gegen Frankreich! der Churfürst von Trier benachrichtigte durch seinen Geheimschreiber den französischen König von dem, was vorgefallen war. Der Churfürst von Brandenburg, auch ein deutscher Biedermann, theilte am 16. August dem französischen Bot-

[1] Mignet, p. 215. n. 1.

schafter bei dem Kaiser, Balduin von Champagne, Herrn von Bazoges mit, Maximilian habe von sieben Stimmen fünf gewonnen. Er möge auf den Churfürsten von Mainz und die übrigen mittelst Geldsummen wirken, allein es müsse binnen 18 Tagen geschehen. Neun Tage darauf unterschrieben bereits die Churfürsten ihre Stipulationen; am 1. September erfolgte der Tausch der Reversalien. Die Sache war abgemacht, als am 4. September K. Franz den Brief seines Gesandten in Vannes erhielt. Sogleich wurden die geeigneten Anstalten getroffen, die Sache zu redressiren, die Churfürsten zu gewinnen, Versprechungen zu machen. Man begriff, dass nachher die angesehensten Personen des französischen Hofes, der Admiral an der Spitze, sich nach Lothringen begaben, um dem deutschen Kronenhandel näher zu sein. Der Aufenthalt des Königs in Vannes hatte die Welt um das Schauspiel gebracht, dass fünf deutsche Churfürsten, die sich erst an Frankreich verkauften, dann den französischen König verliessen, um ihre Stimme dem Könige von Aragonien und Castilien zuzuwenden, wenige Tage darauf zum dritten Male umsattelten und den habsburgischen König der Römer verliessen, um seinem Todfeinde, statt Maximilians Enkel, die Stimme zu geben. Drei Millionen, meinte K. Franz, als er die Nachricht von dem Tode Maximilians hörte, lasse er sich's kosten, um zum Kaiser gewählt zu werden. Als sein Kanzler de Prat ihn aufforderte, weder das Mittel der Gewalt noch der Bestechung zu üben, erfolgte die Antwort: hätte man es mit tugendhaften Leuten oder mit denen zu thun, die nur einen Schatten von Tugend besässen, so wäre dieser Ausweg angezeigt; in den jetzigen Zeiten könne man zum Papstthum, wie zum Kaiserthum, wie zu jeder anderen Sache nur mit Gewalt und Geschenken (Bestechung) gelangen. Schon der Kaiser habe das Geld in den Banken bereit gehalten und diejenigen, mit welchen man zu thun habe, begnügten sich nicht mit Wenigem.[1]

Er wollte Kaiser werden; gelang es nicht, die Wahl Karls hindern, dann konnte ein Dritter, der Churfürst von Bran-

---

[1] Ne font la petite bouche de demander. Mignet.

denburg oder von Sachsen [1] oder der König von Polen es werden, wenn nur der Habsburger, der Enkel Maximilians es nicht werde, das mussten die deutschen Churfürsten wissen.

Nun trat aber eine eigenthümliche Episode dadurch ein, dass nach einer Mittheilung des französischen Königs an den Nuntius K. Karl selbst an seinen eventuellen Schwiegervater schrieb, und ihm eröffnete, Maximilian wolle zur Kaiserkrönung nach Rom ziehen, was den spanischen König in die grössten Ausgaben versetze, da er die Kosten bestreiten solle. Er bitte daher den König von Frankreich, seinen Einfluss bei dem Papste zu verwenden, damit derselbe die Krone nach Deutschland sende. K. Franz erblickte aber darin einen listigen Anschlag indem Karls Wahl erst stattfinden solle, wenn sein Grossvater zum Kaiser gekrönt war, was auch ganz den früheren Verhältnissen (z. B. 1376) entsprach. Franz bot daher alles auf, den Papst zu bestimmen, darauf nicht einzugehen und Maximilian zu erwiedern, er werde ihm die Krone geben wie sie seine Vorfahren erhalten. Käme dann Maximilian nach Italien, so würde auch er und mit solcher Macht nach Italien ziehen, welche hinreichte, jenen zu zwingen, nach Deutschland zurückzukehren. Dadurch habe Leo den Wünschen Maximilians genüge geleistet und Italien von ewiger Sclaverei befreit. Die Wahl des Catolico, [2] hänge davon ab, dass der Papst die Krone herauszusenden verweigere. Heil oder Ruin von Italien lägen somit in den Händen des Papstes. Hinter diesem Begehren steckte aber, wie die Königin-Mutter dem Nuntius sagte, [3] der für Franz unerträgliche Gedanke, dass, wenn Karl König der Römer werde, die französische Krone geringer erscheine, als die spanische. Bereits hatte die französische Regierung verboten, dass spanische Geldsummen, sei es im Baaren, sei es in Wechseln, durch Frankreich nach Deutschland gebracht würden. Zugleich aber operirten die Franzosen im Mailändischen

[1] Für den Churfürsten von Sachsen sprach sich Franz Ende November 1518 zu dem päpstlichen Nuntius aus. Lettere di principi. 25. Novbr. Franz that selbst dem Nuntius gegenüber, als hätte er auf den Plan verzichtet römischer König zu werden. Bericht vom 28. November.

[2] Resp. seine Nichtwahl.

[3] Lettere f. 56.

der Art, dass der Nuntius es nicht wagte, die darüber eingelaufenen Beschwerdeschreiben des Pasptes — che la chiesa vi è quasi una derisione — dem Könige vorzulegen.[1] Man fand aber in Rom auch den Rath des Königs in Betreff der Krönung Maximilians nicht gut und meinte, damit werde man es nur nach zwei Seiten verderben und zuletzt ganz der Willkür der Franzosen verfallen. Der Nuntius schrieb hierauf begütigend nach Rom, Franz habe nichts dagegen, wenn Maximilian unbewaffnet nach Rom ziehe; nur wenn er mit einem Heere komme, werde er ihm den Weg verlegen. Maximilian möge zuerst seine Botschafter nach Rom senden, und wenn der Catolico vom Eide (für Neapel) befreit sein wolle, zeige er zuvor die Wahl an, von welcher aber K. Franz sich auf Briefe des Churfürsten von der Pfalz stützend, erklärte, sie sei nicht geschehen. Der Nuntius behauptete fortwährend, der König betreibe nur die Wahl des Churfürsten von Sachsen, erhielt aber von Rom die gemessensten Weisungen, vorsichtig zu sein;[2] man befürchtete, K. Franz wolle die Last der Verwicklungen auf den Papst wälzen, einen Krieg vor den Thoren Roms entzünden und den Türken damit zum Siege verhelfen.

Allmälig tritt, sobald man sich den französischen Aufzeichnungen zuwendet, das Benehmen des hohenzollernschen Brüder in der Wahlsache so recht zu Tage.

Die Sachen machten sich vortrefflich. Der Markgraf, entschlossen, die Augsburger Stipulationen nicht zu halten, gab seinen Collegen den Rath, die fünf Churfürsten sollten die von ihnen Kaiser Maximilian ausgestellten Briefe zurückverlangen und wenn sie nicht zurückgegeben würden, sollten der König von Ungarn (Böhmen), die Churfürsten von Mainz, Cöln, Pfalz und Brandenburg sie übereinstimmend für nichtig erklären, weil festgesetzt worden war, dass erst Maximilians Abdankung und dann vor Monat Mai oder im Anfange desselben die Wahl stattfinde. Auch ohne den Ungarnkönig könnten die anderen vier Churfürsten die Wahl ungültig machen. Der Cardinal von Mainz ging darauf ein und bearbeitete nun in diesem

---

[1] Bericht vom 8. December 1518. f. 60.

[2] Come tenga la lingua alla cintura f. 61.

Sinne den Pfalzgrafen,[1] der Markgraf von Brandenburg den Cölner.

Soweit waren die Dinge gekommen, als Armerstorff nach Mainz kam, mit dem Churfürsten unterhandelte und dann auch dem Brandenburger schrieb, ihn aufforderte, sein Versprechen zu halten und ihn an den Markgrafen Casimir verwies, welcher als Bevollmächtigter zu ihm kommen würde. Der Churfürst von Mainz stellte seinem Bruder noch ferner vor, was daraus erfolgen würde, wenn die anderen Churfürsten für Karl und sie beide für K. Franz wären. Der Churfürst von Brandenburg antwortete Armerstorff ganz kurz, es werde ihn freuen, seinen Vetter zu sehen. Er selbst werde thun, was er dem Reiche, der Christenheit und seiner Ehre für angemessen erachte. Seinem Bruder aber antwortete er, er habe alle von ihm unterschriebenen Artikel bereits in die Hände des französischen Unterhändlers Joachim von Maltzan gelegt. Diese aber waren: der Erzbischof wolle in allem dem Könige Franz seine Treue wahren, der König ihm 120,000 fl. zum frommen Werke des Baues der Kirche, der hl. Magdalena in Halle geben; dazu eine Pension von jährlich 10,000 fl. wenn ihm der König nicht ein französisches Bisthum dafür gäbe. Der König wolle ihm für das, was in Augsburg geschehen war, Verzeihung angedeihen lassen, ihn gegen die Spanier vertheidigen, oder wer ihn sonst wegen der Wahl angreifen werde. Der König sollte ihm ferner die Würde eines päpstlichen Legaten in Deutschland verschaffen, ihm das Recht ertheilen, sich einen Coadjutor zu nehmen, Kanzleramt und Reichssiegel zu bewahren, ihm seine Privilegien, namentlich über Mainz bestätigen, ihn gegen den hessischen Zoll schützen.[2] In der Urkunde K. Franz I. wurden K. Karl und Erzherzog Ferdinand geradezu als diejenigen bezeichnet, gegen welche der König den deutschen Erzbischof schützen wolle. Für die lebenslängliche Pension wurde noch

---

[1] Der Pfalzgraf hatte aber bereits am 14. Novbr. selbst dem König wissen lassen, er hege die alten Gesinnungen, werde ihm seine Stimme geben und verlange das alte Geld nebst Geheimhaltung der Sache. Mignet.

[2] Le Glay II. n. CXI. Darüber wurde sodann ein königliches Instrument ausgestellt. n. CXII.

ein eigenes Instrument ausgefertigt; der heuchlerische Prälat aber erklärte gleichfalls nun, dass er, bewogen durch die Gunst des Königs, den Ruf seiner Tugend und seiner Humanität,[1] zum Lobe des allmächtigen Gottes, des allerchristlichsten Glaubens und der katholischen Kirche, sowie zur Ehre, Nutzen und Wiederaufrichtung des ganzen römischen Kaiserthums mit seinem Fürstenwort verspreche, den französischen König zum Kaiser zu wählen, wenn der Churfürst von Brandenburg und zwei andere Churfürsten, welche vor ihm, dem Mainzer, die Stimme hätten,[2] sie für K. Franz abgäben. Das ganze Bubenstück wurde in eine Aushülfe zum Baue der Magdalenenkirche in Halle eingekleidet, wofür er gewisse Verträge und freundschaftliche Verbindungen eingegangen habe. Sollte aber K. Franz nicht gewählt werden, so sollten auch alle Verträge nichtig sein und die königlichen Urkunden zurückgegeben werden, sowie 60,000 rhein. Gulden, wenn diese bereits vor der Wahl gezahlt worden wären, ein Fall, welcher auf eine weitere Stipulation hindeutet.[3] — Joachim von Maltzan konnte somit darauf hinweisen, dass die hohenzollernschen Brüder mit dem französischen Könige abgeschlossen hätten, der Churfürst von Brandenburg werde auf den Pfalzgrafen einwirken, dass dieser sich von dem Könige von Spanien abwende, desgleichen auf den Cölner Erzbischof, so dass alle vier gemeinsam K. Franz wählen würden. Er sprach sich so bestimmt aus, dass Maltzan die vollste Versicherung gab, er werde jetzt fest bei dem französischen Könige ausharren; er hätte es schon früher gethan, wenn nicht des Kaisers Schlauheit ihn davon abgebracht hätte. Er sei jetzt schwer von K. Karl abzubringen gewesen, jetzt aber wolle er dem K. Franz auf das Aeusserste dienen, nur verlange er auch, dass man ihn gehörig dafür bezahle.[4] Er (Maltzan) setze sein Leben

---

[1] Qua per totum imperium pollet.

[2] Le Glay n. CXV.

[3] Es heisst in dem Vertrage: si et in quantum — germanus noster — una cum duobus vel aliis electoribus nostris ante nos vocem habentem (habentibus) vocem eorum pro christianissimo rege in die electionis ipsum eligendi dederint.

[4] ita etiam optime pecuniis tractari optat. Nisi hoc vicium haberet, restituros paucissimos principes sibi pares.

zum Pfande ein, dass dem Könige kein Churfürst besser dienen werde. Damit aber die Sache ja guten Ausgang nehme, rieth die käufliche Seele dieses Churfürsten von Brandenburg auch noch dem Könige von Frankreich, bis zum Anfange Juni ein gutes Heer von deutschen Soldtruppen, namentlich Reiterei, vom deutschen Reichsadel aufzustellen.

Eine der grössten Schwierigkeiten bot Papst Leo X dar. Wir wissen aus einer Unterredung desselben mit dem englischen Gesandten, Bischof von Worcester, nachdem Karls Wahl bereits erfolgt war, dass Leo sich rühmte, dem verstorbenen Kaiser wie dem katholischen Könige alle möglichen Schwierigkeiten in den Weg gelegt zu haben, namentlich, dass er Karl nur dann als König von Neapel anerkennen wolle, wenn er ihm, dem Oberlehnsherrn, den Eid leiste, nicht nach der römischen Königskrone zu streben. Nach Maximilians Tode habe er sich die grösste Mühe gegeben, Karls Wahl zu hindern und die Churfürsten von seiner Begünstigung abzuhalten. Er liess durch Campeggio und durch den Bischof von Worcester König Heinrich versichern, wie gerne er ihn als römischen König gesehen und wie er mit aller Treue und Ehrbarkeit sich benommen habe.[1] Selbst die Unterstützung, die er K. Franz gewährt, sei nur erfolgt, um gegen Karl zu operiren.

Man war am königlichen Hofe in Barcelona schon Anfang März der Ueberzeugung, Papst Leo wolle eigentlich seinem eigenen Neffen, dem Sohne Pietro's, Lorenzo Magnifico, den er mit Vertreibung von Papst Julius II. Neffen zum Herzoge von Urbino gemacht hatte, den Weg zur Kaiserkrone bahnen.[2] Auch die Vermählung der jungen Wittwe K. Ferdinands, Germaine, mit M. Johann von Brandenburg brachte man mit dem Wahlgeschäfte in Verbindung, um dadurch auf den Churfürsten von Brandenburg einzuwirken.[3] Schon wurden aber die Klagen laut, dass Castilien sich jetzt erschöpfe, um die Kaiserkrone zu gewinnen, nachdem es 11,000,000 Ducaten nach

[1] Siehe das höchst merkwürdige Schreiben Worcesters an Wolsey von Ende Juli 1519. n. 1393.

[2] Petr. Martyr, ep. 637.

[3] L. c. n. 638.

Belgien gesandt[1] und dennoch nichts hinreiche, den Golddurst Chièvre's und seiner belgischen Genossen zu stillen. Als dann im Juli 1519 die Nachricht von dem Tode des Lorenzo von Medici ankam, urtheilte man, jetzt werde Karl der Weg zum Kaiserthum gebahnt sein.

Vorderhand schien durch den Papst, das hohenzollernsche Brüderpaar und die Thätigkeit der Franzosen alles sich für König Franz günstig zn wenden. Man mochte hoffen, durch Nicolaus Ziegler, welcher am 13. März den Auftrag erhielt, sich zu Churfürst Albrecht zu begeben und bis zum Wahltage in Mainz zu bleiben, eine Umstimmung des Cardinals zu erwirken; allein diese Hoffnung beruhte doch auf schwachem Grunde. Man erfuhr in Spanien, König Franz wolle nach Lothringen, von da nach Frankfurt ziehen, um sich die Krone mit Gewalt zu verschaffen. Blieben die Churfürsten uneins, so käme die Entscheidung an den Papst. Furcht und Hoffnung wechselten fortwährend. Man meinte, Erzbischof Albrecht werde seinen Bruder vom französischen Bündnisse abziehen und überzeugte sich dann Ende März, dass man mit Albrecht selbst ganz von Neuem anfangen müsse.[2]

Allein wenn auch fort und fort davon gesprochen wurde, das Kaiserthum sei nur mehr ein Schatten, ein Titel, die Deutschen selbst entzögen ihm alle Macht, man konnte an der Spannung, mit welcher die verschiedensten Völker der Lösung der Kaiserfrage entgegensahen, gewahren, dass denn doch am Kaiserthum mehr liege, als man sich selbst zugestehe, dass es die Frage über die erste europäische Macht in sich schliesse. Niemand fühlte dieses mehr als die Schweizer, welche von einer Erhebung ihres Freundes K. Franz ihren eigenen Untergang besorgten. Hier konnten die wirksamsten Hebel angelegt werden, um die Churfürsten zu überzeugen, dass die grosse europäische Frage nicht nach kleinlichem Massstabe aufgefasst, nicht nach ihrem dynastischen, nicht nach ihrem individuellen Interesse beantwortet werden dürfe. Drohte K. Franz von Lothringen aus in Deutschland einzufallen, so setzte man die Gegendrohung eines schweizerischen Einfalles in Lothringen

[1] L. c. n. 637. 639.

[2] Armerstorff an Margarethe 26. März.

in Scene,[1] um den Herzog von Lothringen zu verhindern, französischen Durchzug nach Deutschland zu gestatten. Eine höchst energische Erklärung der Schweizer an den Erzbischof von Mainz vom 3. April suchte diesen zu bestimmen, zur Verhütung des Blutvergiessens keinen Welschen zum Kaiser zu wählen. In gleicher Weise suchten sie am 6. April auf Papst Leo einzuwirken. Der mediceische Papst, dem die französische Uebermacht so unangenehm war wie die spanische und der im Ganzen vor Allem freie Bewegung für sich wünschte, liess am 20. April durchblicken, wenn die römische Kirche in Betreff Neapels sicher gestellt sei, habe er nichts gegen das einzuwenden, was der deutschen Nation zum Nutzen diene.

Mehr und mehr musste sich als entscheidend herausstellen, was der Churerzkanzler des deutschen Reiches endgültig beschliessen werde.

Der Cardinal hatte, als er sein Geschäft mit Armerstorff abgeschlossen, ihm auch die Briefe gezeigt, die er erhalten und ihn mit den Versprechungen bekannt gemacht, die ihm zu Theil geworden waren. Damals schien er ganz umgewandelt; er floss über von Gefühlen für die Ehre und Wohlfahrt des Reiches, des brandenburgischen Hauses und der deutschen Nation. Er schrieb an seinen Bruder, den Churfürsten, und bejammerte den Ruin des Reiches, wenn die Krone in die Hände derjenigen fiele, die getrennt von Deutschland, weder Treue noch Ehrlichkeit besässen, sich alles unterwerfen und zu Erbherren erschwingen wollten. Er fühlte selbst, dass man ihm nachsagen musste, er habe nur aus Geldgier gehandelt und betonte eben deshalb seinen Mangel an persönlichem Interesse so stark wie möglich.[2]

Allein wenn der Erzbischof geglaubt hatte, seinen Bruder so leicht von Frankreich abzuziehen, so irrte er sich und die Festigkeit Joachims wirkte nun wieder auf den Erzkanzler zurück, der denn doch noch von Zeit zu Zeit deutsch fühlte, während im Churfürsten Joachim alles in das dynastische und brandenburgische Interesse aufgegangen war. Seine Auf-

[1] Le Glay I. p. 342.
[2] Lettre inédite de l'archevêque de Mayenne à l'électeur de Brandenbourg. Mignet p. 243.

forderung an Albrecht, fest bei Frankreich auszuharren, machte diesen auf's Neue schwankend und erst jetzt, nach sechsmaliger Wendung der Dinge, blieb Albrecht sich endlich darin gleich, die Partei des Habsburgers statt die des französischen Königs zu ergreifen.

Dieser aber erlitt noch eine andere sehr empfindliche Niederlage. Allgemein galt Herzog Ulrich von Würtemberg als im französischen Solde stehend, von einem französischen Agenten geleitet, als einer von den deutschen Fürsten, auf welche der König rechnen konnte, wenn es ihm beifiel, an die Gewalt der Waffen zu appelliren. Als nun der Herzog gleich nach dem Tode des Kaisers sich vor die Reichsstadt Reutlingen legte und sie durch Abgrabung des Wassers und Aushungerung zur Uebergabe zwang,[1] die Bürger ihm huldigen mussten, war nicht blos der Reichskrieg in frevlem Muthe von ihm eröffnet, eine Reichsstadt dem Reiche und dem schwäbischen Bunde abgedrungen worden, sondern auch K. Franz in den Schein gekommen, als wenn er selbst die Freiheit der Reichsstädte beinträchtigen wolle, die mit Waffen und Geld unterstütze, die sich als Feinde der Reichsstädte hervorgethan und sie angegriffen hatten. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als sich durch feierliche Erklärungen an die letzteren[2] vom 3. März 1519 von Herzog Ulrich loszusagen und zu versichern, dass, wenn er selbst Krieg führen würde, dies nur geschehe für sie und für das heilige Reich. Der König konnte versichern, was er wollte; die Entfremdung Reutlingens fühlte man im Norden gleich sehr wie im Süden. Der König war durch seinen Bundesgenossen in den Kampf zwischen den Fürsten und der republikanischen Partei hineingezogen worden und erschien, er mochte thun, was er wollte, als der natürliche Feind der letzteren.

Es kam noch etwas hinzu. Von Anfang an hatten die habsburgischen Agenten den Catolico aufmerksam gemacht, Sickingen nicht für einen gewöhnlichen Ritter zu halten und sich denselben ja nicht entgehen zu lassen. Er wäre eine der

---

[1] Am Freytag vor Sannt Bastianstag. Fixion S. 180.

[2] Speier, Worms, Frankfurt, Constanz, Fulda, Cöln. Mignet p. 247.

am meisten umworbenen Persönlichkeiten. Der französische Admiral bot ihm an, was er wolle, um ihn auf die Seite Franz I. zu ziehen; es gebe, schrieb er ihm, gar Niemanden in Deutschland, den der König lieber sehe als ihn.[1] Welcher Triumph für die habsburgischen Agenten, als Franz von Sickingen und der rheinische Adel mit ihm, und ebenso der schwäbische Bund, dessen Seele Sickingen war, fest blieben, letzterer die französischen Anerbieten, aber nicht die König Karls zurückwies. Vergeblich hatte K. Franz den Agenten Herzog Ulrichs nicht angenommen, eine Intervention zwischen ihm und dem schwäbischen Bunde zurückgewiesen. Es schien sich das Schicksal der Thronprätendenten durch Ulrichs voreilige Frevelthat in Schwaben zu erfüllen. Ulrich verlor erst Stuttgart, dann Tübingen 21. April, endlich am 24. Mai den Hohenasperg, Land und Leute. Der König hatte es nicht gewagt, seinen Verbündeten zu unterstützen, die Schweizer ihre Leute bei dem herzoglichen Heere zurückgerufen und als der Wahltag nahte, war der schwäbische Bund im unbestrittenen Besitze Schwabens, der Herzog von Würtemberg, 23 Jahre nachdem aus der Grafschaft ein Herzogthum geworden war, vertrieben, und lag es in der Macht des Bundes, der das Ansehen des Reiches gewahrt, vor Frankfurt zu ziehen und den Churfürsten, welche dem Reiche schändlicher Weise einen Franzosen zum Haupte geben wollten, einen Denkzettel anzuflicken, damit sie Ehre, Recht und Freiheit des deutschen Reiches für französisches Geld und Befriedigung ihrer Habsucht nicht ganz preisgaben.

Das war es, was Churfürst Joachim fürchtete, als die baierischen Herzoge, die Rächer der Ehre ihre Schwester, der Herzogin Sabina, der so unwürdig behandelten Gemahlin des rohen Ulrich, und Franz von Sickingen mit ihnen die Neckarlinie behaupteten, und Herren der Mainlinie wurden. Die französischen Gesandten in der Schweiz hatten an Maximilian von Berghes (dem Grafen von Zevenbergen) ihren Meister gefunden; 26,000 fl. an Pensionen vertheilt, gewannen auch die habgierigen käuflichen Seelen in der Schweiz für K. Karl. Der Graf war freilich in Verzweiflung über das, was er in der Schweiz sah, hörte

---

[1] Mignet, p. 247. n. 1.

und auszustehen hatte; allein er harrte aus und dass 14,000 Schweizer Herzog Ulrich verliessen, war sein Werk.

Allein dafür hatte die Energie der Franzosen und die Haltlosigkeit der deutschen Fürsten dem Könige nach einer anderen Seite zum Siege verholfen. Einen Monat nachdem Pfalzgraf Ludwig den Vertrag mit der habsburgischen Partei abgeschlossen und Heinrich von Nassau und Gerard von Plauen an den Catolico darüber berichtet, (4. April), kam sein Kanzler mit Bonnivet zusammen und bald wurden beide mit einander handelseinig 9. Mai. Der Admiral versprach dem Pfalzgrafen 100,000 fl. nach erfolgter Wahl auszuzahlen, seine Pension auf 5000 fl. Goldkronen zu erhöhen, jedes Jahr 2000 Goldgulden unter die pfälzischen Räthe zu vertheilen, den Brüdern des Churfürsten zwei Bisthümer zu verleihen und den Pfalzgrafen Friedrich, wenn er wollte, mit jährlich 6000 Franken in königliche Dienste zu nehmen. War das Alles schon schlimm genug, so folgte das Schlimmste noch nach. Der Churfürst verlangte, dass Maximilians Ausspruch zu Cöln in Betreff des Landshuter Erbes aufgehoben und diejenigen Territorien (Niederbaiern), welche von dem Erbe Herzog Georgs an die oberbaierische Linie gekommen waren, mit französischer Hülfe an Pfalz restituirt würden. Dadurch wurde der Umsturz Oberdeutschlands eingeleitet, der französische König unmittelbar zum Schiedsrichter zwischen der churfürstlichen und der herzoglichen Linie des Hauses Wittelsbach erhoben, und der Reichsfriede, welcher nach so gewaltigen Erschütterungen kaum zu Stande gebracht war, aufs Neue in Frage gestellt. Die Vorstellungen des pfälzischen ‚Pilatus', wie Paul Armerstorff den Churfürsten nannte, wurden in einer noch widrigeren Weise in heuchlerische Worte eingekleidet, als dies von Seite des Erzbischofs von Mainz geschehen war. Damit unsere frommen Absichten in Erfüllung gehen, schrieb der Churfürst, als der Antrag (abgeschlossen zu Coblenz am 22. Mai) von ihm am 28. zu Heidelberg ratificirt wurde, so bitten wir den allerchristlichsten König so viel wie wir vermögen im Hinblick auf die grossen Vortheile, welche die ganze Christenheit von seiner Erhebung ziehen wird, nicht aufzuhören, nach dem Kaiserthum zu streben. Wir verpflichten uns deshalb bei unserem Fürstenworte und auf unsere Treue

ihm unsere Stimme zu geben und die anderen Churfürsten zu gleichem zu vermögen. Dazu Unterschrift und Siegel.

Man hatte alle Ursache den Welschen gegenüber so wie es damals und noch lange später geschah, mit deutscher Treue, Fürstenwort und Glauben um sich zu werfen, nachdem ein Repräsentant alter Häuser nach dem andern, Hohenzoller, Wittelsbacher sich in Schelmenstreichen überboten. Wenn aber diese Fürsten so mit Kaiser und Reich umsprangen, was war erst von ihnen zu erwarten, wenn sie einmal über noch höhere Dinge zu entscheiden hatten und auch da ein Conflict mit ihren Interessen entstand?!

Den Franzosen fingen übrigens selbst die Geldforderungen des Markgrafen von Brandenburg an, lästig zu werden. Sie beklagten sich, er wolle Geld, wie von Barbaren erpressen, der so liberale König werde mit Bitten und Verpflichtungen überschüttet. Er wolle jetzt Goldgulden für Thaler,[1] Aenderung der Zahlungstermine. Man gewährte ihm eine Pension von 4000 Schildthalern, dem Churprinzen von 2000 und zwar für die Lebenszeit K. Franz I. und des Dauphin's, das Geld könne aber nicht in Mainz, sondern in Paris oder Metz, auch nicht in rheinischem, sondern in französischem Golde gezahlt werden, das besser sei als das rheinische. Es scheint, der Churfürst schämte sich, der Welt zu zeigen, dass er im Besitze von so vielem französisischem Golde sich befinde. Die Reichsregentschaft (regimen imperii) wurde dem Churfürsten zugesagt, sowie Schutz und Hülfe, wenn er wegen der Wahl angegriffen werden sollte. Der Churfürst solle übrigens einen Eid leisten, und sich schriftlich erklären, den König zum Kaiser zu wählen.

Die Franzosen glaubten in der That schon im Reinen zu sein. Der König gedachte über Frankfurt nach Mailand, nach Rom zur Königs- und Kaiserkrönung zu ziehen,[2] der Admiral von Frankreich machte in Lothringen gar kein Hehl daraus.[3] Der König liess es den Schweizern eröffnen, erhielt aber von diesen nur die Antwort, er möge davon abstehen, und eine offene Drohung der Aufkündigung ihrer Freundschaft. Sie legten in Rom wie

[1] Le Glay n. CXVII.
[2] Mone 1836, p. 397.
[3] Sanuto bei Lanz, S. 229.

in Deutschland eine Contremine an und sprachen [1] sich sehr unumwunden für K. Karl aus. [2] Die Täuschung der Franzosen wurde immer grösser, je näher der Wahltag heranrückte. Sie pochten jetzt auch noch auf die englische Freundschaft, während diese für beide Competenten gleich hinterlistig sich zeigte.[3]) Dennoch wurde bis zum letzten Augenblicke gearbeitet. Unter einem Geleite von 400 deutschen Reitern brachten Bonnivet, d'Orval und l'Advantureux 400,000 Thaler auf deutsches Gebiet, die Churfürsten zu bestechen. Der Admiral begab sich, als die Zeit der Wahl nahte, nach einem Schlosse in der Nähe von Frankfurt, [4] wo er sich verborgen hielt, was ihn aber nicht hinderte, mit den Churfürsten von Brandenburg und Sachsen zu unterhandeln. In Trier wie in Cöln hatte die Bewerbung um die Krone offen stattgefunden. Fleuranges, dem wir die Nachrichten über die Reisen der Gesandten nach Trier, Cöln und Frankfurt verdanken, erwähnt, dass es in der Möglichkeit gelegen war, die Armee des schwäbischen Bundes für K. Franz zu gewinnen und dieses verabsäumt worden war. Der Bund habe die Wahl K. Karls entschieden. [5] Es habe sich um 14 Tage gehandelt, innerhalb welcher l'Advantureux die Bundesarmee hinüberzuziehen hoffte. Jetzt aber begab sich der Admiral so rasch als möglich nach Coblenz, wo d'Orwal und l'Advantureux geblieben waren, und von da mit Unterstützung des heimkehrenden Churfürsten von Trier nach Lothringen.

Es gab vielleicht einen Moment, in welchem der französische König durch Appell an die Gewalt seiner Sache eine bessere Wendung geben konnte. Er selbst scheint Mitte April dieser Meinung nicht fern gestanden zu sein. Sein Schreiben vom 16. April an seine Gesandten beweist, dass er sich mit diesem Gedanken beschäftigte. [6] Er sei froh, meinte er, wenn die Sache ohne Blutvergiessen ablaufen könne. Jetzt aber davon abzustehen, sei eine Schande, auf welche hin ihm die

---

[1] Le Glay II. p. 418.

[2] Das kostete übrigens K. Karl 27,000 Goldgulden jährlich an Besoldung. Le Glay II. p. 433.

[3] Mone l. c.

[4] Rüdesheim, wo er als Capitaine Jacob verweilte.

[5] Qui feust cause de fairefaire l'election en faveur du dit Empereur. c. 43.

[6] Bei Mignet p. 249.

Schweizer eine Lection geben würden. Ihm liege vor Allem daran, zu verhindern, dass nicht der Catolico Kaiser werde, da ihm dieser einen unberechenbaren Schaden zufügen könnte. Er habe eine Armee von 40,000 Mann aufstellen lassen und zwar für 6 Monate. Wolle man ihn angreifen, so werde er sich zu vertheidigen wissen. Er schloss sich (21. April) mit dem Subintendanten Semblançay, dem Schatzmeister Babou und anderen Finanzbeamten ein, die Mittel zu berathen, um den Widerstand zu organisiren. Jetzt kam aber auch der finanzielle Feldzug dazu, den die Fugger an der Spitze der deutschen Bankhäuser gegen Frankreich eröffnet hatten. Sie gaben den Franzosen keinen Credit, selbst als die Fugger 30,000 Fl. und darüber einbüssten. Die Nachkommen der Leinweber hatten mehr fürstlichen Sinn als die Churfürsten des Reiches. Der französische König war gezwungen die Summen zur Bestechung der Churfürsten mit einer Bedeckung erst von 400, dann selbst von 800 Mann nach Deutschland zu schicken. Da ging das Geschäft zu offen. Unter der Decke hatte man sich dieses noch gefallen lassen. Nach Aussen hin aber hätte man gerne den Biedermann und Patrioten fortgespielt.

An den welfischen Herzog von Lüneburg, an den Herzog von Holstein, an den von Meklenburg gingen von Frankreich Weisungen; man versteht, warum der Geizvater [1] Churf. Joachim 15,000 Mann zu Fuss und 4000 zu Pferde anbietet; warum der deutsche Maltzan, in der Ueberzeugung, dass alles gut gehe, wenn man nur das hohenzoller'sche Brüderpaar sättigen könne, seine Depesche mit cito, cito, cito schliesst; warum der König unter dem Commando des Marschall Chabannes ein Heer mit 60 ganz neuen Kanonen an der Grenze der Champagne aufstellt; warum der Hohenzoller [1] die Wahlhandlung hinausgeschoben sehen will und Cöln die Wahlstätte sein solle, die die französischen Truppen am leichtesten erreichen konnten; warum K. Franz seinem Unterhändler mit dem Churfürsten-Markgrafen aufträgt, ihm alles zu gewähren, was er verlange, wenn er nur fest bleibe. [2] Mit ihm, dem Pfälzer, Mainzer und Cölner sei ja die Sache entschieden. 175,000 Goldthaler, deren Zahlung am 10. Mai zu Coblenz mit 50,000 Thaler beginnen sollte, waren

[1] le père de tout avarice. Zevenbergen an Margaretha, Le Glay I. p. 203.
[2] Brief vom 28. März bei Mignet p. 254.

ja am 8. April festgesetzt worden. Dafür und was man später noch abzujagen hoffen mochte, konnte ja der Verrath Deutschlands in Scene gesetzt werden.

Mit Recht konnte man aber fragen, wozu sollte der französische König voreilig einen Krieg anfangen, wenn ihm die deutsche Krone ohne denselben zufiel? War es denn doch noch Ende Mai dem französischen Unterhändler Jean d'Albert, der sich in aller Heimlichkeit nach Bonn zu dem Churfürsten von Cöln begeben hatte, gelungen, den letzteren zu der Aeusserung zu vermögen, wenn die anderen Churfürsten am Wahltage sich als Freunde des Königs erweisen würden, so hoffe er, der Churfürst, von K. Franz, dieser werde ihm gegenüber nach dem Evangelium handeln, in welchem den letzteintretenden derselbe Lohn zu Theil wurde, wie denen, die seit dem frühen Morgen arbeiteten (27. Mai).[1]

Es waren somit keine müssigen Worte, wenn K. Franz mindestens auf 4 Stimmen rechnete. Ehe Jean d'Albert schrieb, wusste der König von seinen Gesandten (23. Mai),[2] dass sie eine urkundliche Verpflichtung des Churfürsten von Trier in Händen hatten.

Nun kam aber für die Churfürsten selbst der schlimmste Moment. Nach der goldenen Bulle hatte jeder von ihnen vor der Wahl zu schwören, seine Stimme ganz frei abzugeben. — Der Wortlaut hiess: absque omni pacto stipendio precio vel promisso seu quocunque modo talia valeant appellari.[3] — Wie viele, wenn man von K. Ludwig von Böhmen und dem Churfürsten von Sachsen absah, konnten denn diesen Eid mit gutem Gewissen leisten? Doch wohl der Erzbischof von Mainz, der sich ja seine Geldsummen für die Kirche in Halle hatte verschreiben lassen, oder sein Bruder, der ja die Mitgift der Princessin Renata in Empfang nahm, von den anderen nicht zu reden? Diesmal hatten beide Bewerber gesorgt, die Gewissen ihrer Wähler frei zu machen. Der König von Castilien und Aragon entband schon am 20. April die Churfürsten ihrer Versprechungen, der französische König, dessen Gesandter die Unterhandlungen tief in den Mai fortsetzte, erst gegen Ende dieses

[1] Mignet p. 265.
[2] Mignet p. 254 n. 2.
[3] de electione regis.

Monates.[1] Nachdem dies geschehen war, nahm der Erzbischof von Trier noch 50,000 Goldthaler nach Frankfurt mit, den Churfürsten von Cöln und die böhmische Wahlgesandtschaft für König Franz zu gewinnen.[2] Er sowie der Markgraf von Brandenburg hatten Vollmachten des Königs bei sich, um mit den anderen Churfürsten für König Franz abzuschliessen. Bonnivet versicherte den Churfürsten von der Pfalz, dass die böhmische Wahlgesandtschaft, d. h. die polnische, bestochen war und den Auftrag hatte, für K. Franz zu stimmen. Höchst, wo Pfalzgraf Friedrich der Markgraf Casimir, der Graf von Zevenberghen, Heinrich Graf von Nassau, der Bischof von Lüttich weilten und Rüdesheim, wo der verkleidete Capitän Jacob (Bonnivet) sein Spiel trieb, waren die Punkte, von wo aus auf Frankfurt eingewirkt wurde, als dieses den Unberechteten seine Thore schloss. Obwohl aber der Pfalzgraf Friedrich sich bereit erklärt hatte, Karl's Gefangener zu werden, wenn er seinen Bruder den Churfürsten nicht gewänne, und, wie bemerkt, selbst heimlich nach Frankfurt ging, war der Widerstand gegen Karls Erwählung noch immer stark genug. Der Erzbischof von Trier schrieb an Bonnivet und benachrichtigte ihn von dem, was vorging. Dieser schrieb sogleich an den pfälzischen Churfürsten und erbot sich zum Schutze der Pfalz gegen Sickingen und den schwäbischen Bund mit 7—8000 Landsknechten und 8000 Pferden unverweilt ins Feld zu ziehen, der königlichen Armee den Befehl zu ertheilen in Deutschland einzurücken und wenn der Churfürst ihm schreibe, die Hälfte der Sickingischen Armee diesem abwendig zu machen und in französischen Sold zu nehmen.[3] So vier Tage vor der Wahl, 24. Juni. Bonnivet erkannte sehr wohl, um was es sich handle, das Votum des Pfälzers zog das des Cölners nach sich, Brandenburg und Trier waren ohnehin für Frankreich, somit die Wahl entschieden, wenn der wittelsbachische Churfürst, der jetzt aber gewaltig für sein Land zu fürchten begann, bei

---

[1] Mignet p. 256 n. 1.

[2] Der Herzog von Suffolk, von K. Franz bestimmt, nach Prag zu gehen, um mit den böhmischen Ständen zu unterhandeln, erreichte sein Ziel nicht, da der böhmische Kanzler Ladislaus Sternberg, Botschafter König Ludwig's, Prag schon verlassen hatte. Mignet.

[3] Mignet p. 258 n. 4.

K. Franz festhielte. Bonnivet bot ihm Entschädigung für alle Verluste, 200 Pferde, die, so lange er lebe, unterhalten werden sollten und 200,000 fl., ja 300,000 an. Er schrieb gleichfalls an K. Franz, welcher ihm am 26. Juni auftrug, Karl's Wahl um jeden Preis zu verhindern, dann den Churfürsten von Brandenburg zu wählen und, wenn dieser nicht durchginge, den Churfürsten von Sachsen, aber unter der Bedingung, dass er selbst zum König der Römer ernannt werde, und wenn der Churfürst von Sachsen, für welchen der Trierer sei, nicht darauf eingehen würde, diesen ohne diese Bedingung zu wählen, damit es nur K. Karl nicht werde. Dieser Brief von Melun datirt, kam zwar zu spät an, allein der Admiral hatte auch ohne diese Autorisation nach dem Sinne des königlichen Schreibens gehandelt. Allein die Lage hatte sich verändert. Offenbar gelang es dem Pfalzgrafen Friedrich, welcher genau unterrichtet war, welches Feuer über den Rheingau und zwar von zwei Seiten hereinbreche, von den Grafen wie von Sickingen und welche Abneigung gegen K. Franz sich bemerklich mache, seinen Bruder zu überzeugen, dass der friedliche Besitz des Churfürstenthums für ihn vortheilhafter sei, als die Unterstützung des französischen Königs auf Kosten seines Landes und vielleicht der churfürstlichen Würde. Churfürst Ludwig liess Bonnivet als Antwort sagen, er möge auf seine eigene Sicherheit denken. Nichts desto weniger operirte der Admiral fort. Erst wurde nämlich der Churfürst von Brandenburg für das Kaiserthum proponirt. Jetzt aber erinnerte sich der Erzbischof Albrecht seines gegebenen Versprechens; er konnte denn doch nur zwischen Franz und Karl wählen. Er erklärte sich nicht für seinen Bruder. Friedrich Churfürst von Sachsen trug keine Lust die Regierung eines Kaiserreichs auf sich zu nehmen, das keinen Herrn duldete und Anarchie mit Freiheit verwechselte.

So nahte denn der verhängnissvolle Tag, welcher entscheiden musste, ob K. Franz die Monarchie Karls d. G. wieder herstellen oder das Haus Habsburg, wie man anzunehmen berechtigt war, die Weltherrschaft gewinnen sollte. Bereits hatte der Papst seine Meinung in Betreff der Wahl Karl's geändert, die Opposition in Betreff Neapels hatte aufgehört, die Furcht in Betreff der französischen Uebermacht zugenommen. Von Seite P. Leo's fand keine Einwendung in

Bezug auf Karl statt. Die kirchliche Opposition war am 28. Juni, als die Wahl entschieden werden sollte, gegen Karl nicht vorhanden, die Churfürsten konnten frei entscheiden. Sie liessen es an Ueberraschungen nicht fehlen. Zuerst, heisst es, ergriff Albrecht von Hohenzollern, Churfürst von Mainz das Wort, um im geheimen Einverständniss [1] mit dem Churfürsten von Sachsen die dreifache Frage zu erörtern, ob K. Franz, ob K. Karl, ob ein deutscher Fürst zu wählen sei. Man kann sich das unermessliche Erstaunen vorstellen, als er im Interesse deutscher Freiheit sich gegen Franz erklärte, auf das Andenken Maximilians gestützt nicht blos Karls Wahl befürwortete, sondern sie selbst als eine Art von politischer Nothwendigkeit erkannte, um der Auflösung des Reiches zu steuern. Seine Gründe suchte jetzt der Churfürst von Trier zu widerlegen, der die Spitze seiner Argumentation gegen K. Karl kehrte, in K. Franz den künftigen Reformator der Kirche erblickte, von einer Wahl Karl's nur eine spanische Herrschaft befürchtete und, wenn Erzbischof Albrecht den K. Franz als einen Fremden ausgeschlossen sehen wollte, das auch auf K. Karl ausdehnte. Aber auch er habe es nicht gewagt, weder den französischen König direct in Vorschlag zu bringen — der war dem Churfürsten von Mainz bereits erlegen — noch einen aus den Häusern Brandenburg, Baiern und Sachsen und als nun der Churfürst von Sachsen sich für Karl, aber unter gewissen Bedingungen erklärte, seien alle Combinationen Bonnivets und seines Herrn gesunken. Sicher ist, dass alle Bemühungen der Franzosen fruchtlos waren. Niemand wünschte den deutschen Pilatus noch den Vater alles Geizes zum Kaiser. Der Churfürst von Trier hüllte sein Votum in die Worte, die bevorstehende Veränderung Deutschlands sei des Reiches Fatum, aber auch er gab Karl von Habsburg, dem Enkel Kaiser Maximilians, dem Erzherzoge von Oesterreich seine Stimme. Ehe es Nacht geworden war, war am St. Leotage, in der Vigilie der Apostelfürsten in der Capelle der St. Bartholomäuskirche zu Frankfurt, am gesetzlich bestimmten Orte, mit voller Uebereinstimmung der sieben Churherren K. Karl zum römischen Könige gewählt worden 28. Juni 1519.

---

[1] Sleidanus I. p. 20.

Die Franzosen hatten kein Mittel unversucht gelassen. Am 27. Mai schrieb K. Franz den Frankfurtern, er werde eine Gesandtschaft von 300 Pferden, die Herren Janin Dalbret, Grafen von Droy, den Admiral Guillaume Gouffier und den Präsidenten Charles Guillart an ihrer Spitze nach Frankfurt senden, um noch vor der römischen Königswahl mit den Churfürsten zu unterhandeln. Die Frankfurter antworteten jedoch am 4. Juni ablehnend, da, wenn einmal die Churfürsten zur Wahl eingeritten waren, keine fremde Gesandtschaft innerhalb ihrer Mauer sich aufhalten dürfe. Die Gesandten erklärten jedoch diese Antwort für sehr unhöflich, eine abschlägige Antwort für unerhört, und baten jetzt von Coblenz aus, 18. Juni, die Churfürsten um sicheres Geléite zu ihnen; aber auch diesen blieb nichts anderes übrig, als am 25. Juni ihnen abzuschreiben und sie auf das auch sie selbst bindende Reichsgesetz zu verweisen [1]). Nun gehen aber hier die Schreiben mit dem Datum nicht zusammen, da das als Antwort auf das churfürstliche Schreiben bekannte, gesandtschaftliche das Datum vom 5. Juni (Coblenz) trägt. Die Gesandten, selbst verhindert die von ihnen beabsichtigte Anrede an die Churfürsten mündlich zu halten, übersandten die Rede schriftlich und baten sie vortragen zu lassen. Sie war eine Empfehlung des französischen Königs als desjenigen, der allein das seinem Untergang entgegeneilende [2]) Kaiserreich durch seine Macht und seine Person aufzurichten im Stande sei, nachdem er alle besonderen Tugenden eines Augustus, Titus, Nerva, Trajan, Constantin, Theodosius, Karls d. G. in sich vereinige. Es erfolgte eine höfliche, aber nichts versprechende Antwort [3]), welche die Gesandten nicht sehr mit grossen Hoffnungen erfüllen konnte. Der französischen Rede setzte dann der Graf von Nuenar eine andere nicht weniger schwülstige Lobrede K. Karls entgegen, die am Wahlorte selbst unter dem Datum vom 23. Juni in Druck erschien. [4])

Unter dem Schutze des Churfürsten von Brandenburg waren der Admiral Bonnivet und ein anderer französischer Agent über Gelnhausen (1. Juni) nach Mainz gegangen, um dort die Wahl-

---

[1] Goldast Polit. Imp. p. 109.

[2] Nutabandum ac ruinae proximum imperium.

[3] S. d.

[4] Goldast l. c. p. 113.

besprechung vorzunehmen. Pfalz, Trier, Böhmen, Cöln, meinte Churfürst Joachim seien sicher, nur der eigene Bruder zweifelhaft. Nun brachte der Churfürst die eigene Wahl in Anregung, erwirkte aber von dem eigenen Bruder nur für diese Thorheit das zwar der Sache angemessene, aber nicht schmeichelhafte Epitheton. Dem päpstlichen Legaten erklärte gleichfalls Erzbischof Albrecht, er werde nicht für König Franz sein, für K. Karl, oder für den Churfürsten von Sachsen, oder Pfalzgraf Friedrich. In Rom, wie den Italienern überhaupt, schien es noch immer unbegreiflich, warum die Deutschen sich einen Fremden zum Kaiser geben sollten.

Hofften die Franzosen noch immer, so war gewiss, dass wenn ihr König gewählt würde, der Krieg und zwar in und um Frankfurt und Mainz ausbrach, eine unabsehbare Katastrophe erfolgte, die französisch gesinnten Churfürsten nicht mehr lebend nach Hause kehrten. Das erklärt die nun eintretende Standhaftigkeit derjenigen, welche bisher bald zum Einen bald zum Andern sich gewandt hatten.

Die zum Vorlesen bestimmte Empfehlungsrede der französischen Gesandten konnte unter solchen Verhältnissen keines grossen Erfolges sicher sein.

Allein die Darstellung von der vor der Wahl gehaltenen Reden erweist sich in einzelnen Punkten nicht als richtig. Nach dem Wahldecrete versammelten sich die Churfürsten und der böhmische Kanzler Ladislaus von Sternberg am 17. Juni in der St. Bartholomäuskirche zur heil. Geistmesse und zur Eidesleistung, worauf sie in die Kammer gingen, ‚da man die Chur und Wahl römischer Könige pflegt zu halten,‘ und begannen daselbst die Wahlhandlung.[1] Hier also fanden die ersten Besprechungen

[1] Nach den lettere di principi f. 1 fand die Proclamation Karls erst am 4. Juli statt und gingen (f. 5) die Churfürsten am 28. ohne definitiven Beschluss (senz' altra conclusione) auseinander. Diese Anschauung widerstreitet allen anderen Berichten. Allein weil dieses irrig ist, folgt noch nicht, dass die Reden, so wie sie die lettere di principi enthalten und die selbst auf einer Mittheilung des königlichen Secretärs (lettere f. 1) beruhen, nicht während der Wahlhandlungen gehalten worden wären. Wären sie erdichtet, so müsste man sie als Meisterstücke ansehen, so trefflich zeichnen sie die Stellung der beiden Hauptparteien und geben sie die Gründe an, welche für und gegen die beiden Candidaten geltend gemacht werden konnten. Auch ist hierüber, dass derartige Auseinander-

statt, die aber zu keinem anderen Ziele führten, als dass die Wahl selbst auf Montag den 27. Juni vertagt wurde. Während dieser 10 Tage fanden nun die eigentlichen Berathungen statt, die aber auch am 27. Juni noch zu keinem anderen Resultate führten, als dass beschlossen wurde, Dienstag 28. Juni nochmals eine heil. Geistmesse halten zu lassen und hierauf zur Wahl zu schreiten. Offenbar war man aber jetzt vollkommen übereingekommen, so dass die Ceremonie ihren ungestörten Gang nehmen konnte. Und nun gab nicht der Erz-

setzungen wirklich stattfanden, eine volle Uebereinstimmung bei den Schriftstellern, die darüber handelten. Hingegen muss die historia de electione et coronatione Caroli V. Imp. Aug. mit ihren in der Classicität des XVI. Jahrhunderts gehaltenen Reden als eine Compilation angesehen werden, der man nur insoweit Glauben schenken darf, als die vorhandenen Belege sich dafür aussprechen, ihr Inhalt mit der historia übereinstimmt. Man sieht aus der Phrase: erat tum quidem (1519) ea virtus et gravitas principum — vor der Reformation, ut sine insidia singulis concederentur suae laudes nec parum ad communem salutem tum quidem profuit, quod adhuc privatim magna inter se benevolentia devincti erant, quam et reipublicae causa diligenter tuebantur. Die Historia war also für eine Zeit geschrieben, in welcher man auf die Tugenden einer früheren hinzuweisen für nothwendig erachtete, wobei es aber dem Leser unbenommen bleibt, zu urtheilen, ob diese Rücksichten, wie sie die historia darstellt, damals wirklich geübt wurden, die angeblichen Tugenden wirklich vorhanden waren. Dass gerade dem Markgrafen Joachim die Aufgabe zu Theil geworden sei, im Namen der Anderen dem Churfürsten von Mainz beizustimmen, wird kaum für die Glaubwürdigkeit der historia sprechen, nachdem sie selbst darauf meldet, er sei für die Prorogation des Wahlactes gewesen und der selbst nach Maria Sanuto, als schon 6 Stimmen K. Karl gewählt hatten, noch an seiner Gegenstimme festhielt, sammt Richard v. Trier und Ludwig von der Pfalz noch am 27. Juni den Versuch machte, Karl durch die Wahl des Churfürsten von Sachsen zu beseitigen. Die Frankfurter, welche ihn für seine Haltung in der Wahlangelegenheit in Stücke reissen wollten, wussten offenbar etwas genauer, wie viel oder wie wenig man sich auf den beredten Joachim verlassen konnte. Interessant ist hiebei was Giustiniani nach Paces Mittheilung über die Wahl berichtete. He (Pace coming back from Germany) stated that for half a day the Duke of Saxony had been elected king of the Romans; that when the marquis of Brandenburg was nominated, his own brother the archbischop of Mayence rejected him through love of the king of France, and finally the catholic king was elected king of the Romans consensu omnium.) Brewer III. 1. p. 143. Erasmus. (Brief vom 17. October an Bischof Fischer) setzt die Anerbietung der Krone an den Churfürsten von Sachsen auf den Tag vor Karls Wahl?!

bischof von Mainz zuerst seine Stimme ab, sondern er befrug die anderen und als diese sich für K. Karl erklärt hatten, befrugen sie den Erzbischof Cardinal, welcher zuletzt votirte und indem er sich gleichfalls für den Erzherzog zu Oesterreich, Herzog zu Burgund und König von Hispanien, Karl erklärte, war dieser einstimmig gewählt worden. Sogleich wurde das Resultat der königlichen Gesandtschaft, die in Höchst geblieben war, zu wissen gemacht und fuhren nun diese auf ihren mit Kanonen versehenen Schiffen, mit Abfeuerung der Geschütze, Trompeten- und Paukenschall nach Frankfurt, der Cardinal von Gurk, der Erzbischof von Salzburg, der Bischof Ehrhardt von Lüttich, Herzog zu Bouillon aus dem Hause Arenberg, der Bischof von Trient, Bernhard von Gless, Pfalzgraf Friedrich, Markgraf Casimir römischer K. Majestät oberster Feldhauptmann, Heinrich Graf von Nassau, Maximilian von Berga, Herr zu Siebenbürgen in Brabant gelegen, Ciprion von Seventin, R. Kais. Majestät Kanzler, Meister Hanns, kaiserl. Rath, Gerhard von Rotzen, Nicolaus Armerstorffer, Kämmerer, Niclas Ziegler Secretär, der ganze Generalstab des siegreichen diplomatischen Heeres. In Frankfurt wurde 12 Tage Rath gehalten, und ‚als sie sich nun ihres Rathes entschlossen hatten und es gegen den Abschied war, ward auff ein Abendt zugerüst durch die Commission ein köstlich Panketen, — darauff wurden geladen alle Churfürsten. Darnach auff den anderen Morgen brachen die Churfürsten mit sambt den Commissaren und männiglich zu Frankfurt auff und fuhren zu Wasser und zu Land mit grossem Schall und Freuden gegen Mainz. Als sie aber zu Mainz kamen, verblieben sie bei zehn Tagen um zu rathschlagen und zu tagen. Darnach brachen die Churfürsten und männiglich wiederumb auff, und ritt nun jeder nach seinem Heimwesen zu Haus‘ [1].

Niemand wird froher gewesen sein, aus Frankfurt mit heiler Haut gekommen zu sein, als der Churfürst von Brandenburg. Die Frankfurter hatten Lust ihn für seine französische Gesinnung in Stücke zu zerreissen.

Im Juli 1519, schrieb Louise von Savoyen, ‚Herzogin von Angoulesme, von Anjou und von Valois‘, Mutter K. Franz I., tiefbekümmert in ihr Tagebuch, wurde Karl der Fünfte dieses

[1] Officieller Bericht bei Goldast: Politische Reichshandel S. 60.

Namens, Sohn Philipps Erzherzogs von Oesterreich, nachdem das Kaiserthum 5 Monate erledigt worden war, in Frankfurt zum König der Römer gewählt. Hätte es doch Gott gefallen, dass das Kaiserthum länger vacant geblieben wäre, oder dass man es für immer in den Händen Jesu Christi gelassen hätte, dem es gehört und nicht einem andern.[1]

Konnte man französischer Seits nicht hindern, dass es der Sohn Philipps von Oesterreich erlange, so war man doch entschlossen, alles aufzubieten, dass es nicht bei Karl bleibe, und wurde bereits in nächster Zeit das Intriguenspiel mit solchem Erfolge betrieben, dass die Franzosen 1520 der Meinung waren, Karls Kaiserthum werde kaum ein Jahr andauern.

Nachdem aber einmal die spanische Nation den grossen Sieg errungen, dass ihr König römischer König und deutscher Kaiser wurde, war es begreiflich, dass sie auch für die grossen Opfer, die sie gebracht, eine Entschädigung haben wollte und wenn sie auch nur in einem gewissen Einflusse auf die Geschicke Deutschlands bestanden hätte. Es ist hier nicht der Ort auseinander zu setzen, in welchem Zusammenhange Karl's Aufenthalt in Spanien im Jahre 1519 zu dem nachherigen Aufstande der Communen stand, noch welche Folgen es für Karl noch lange Zeit hatte, dass so grosse Geldsummen nach Deutschland wanderten, den heftigen Goldhunger der biedern Deutschen zu stillen. Ich will hier nur Eine Thatsache anführen, welche wenig bekannt ist. Am 12. April 1521 wandten sich der Cardinal von Tortosa, welchen wir von seiner Verwendung bei den Churfürsten für K. Karl kennen, der Admiral von Castilien, der Graf von Benevent, der Prior von Castilien, Don Beltran de la Cueva, der Marques von Astorga, Diego de Rojas Conte Alferez, der Graf von Haro an K. Karl und verlangten von ihm energische Massregeln gegen Martin Luther,[2] zur Vernichtung der teuflischen Haeresie und des grossen Schismas in der Kirche. Der Herzog von Alba und die am kaiserlichen Hofe befindlichen Prälaten würden die geeigneten Mittel angeben. Die Granden schrieben desshalb

---

[1] Journal de Louise de Savoye bei Michaud, Nouvelle collection V. p. 91.

[2] Bergenroth Supplement to vol. I and II of letters despatches and state papers p. 367.

an den Herzog,[1] er möge Karl bitten in den Fussstapfen seiner glorreichen Vorfahren zu wandeln und Martin Luther als Häretiker bestrafen, zugleich bei den härtesten Strafen verbieten, dass Niemand seine Lehren in Spanien einführe und verbreite, der Herzog möge sich desshalb mit den Cardinälen, Granden und Churfürsten berathen.

In ähnlicher Weise schrieben am 13. April der Präsident und der Staatsrath von Castilien an K. Karl. Sie erinnerten ihn nicht nur an die Einführung der Inquisition durch die katholischen Könige, sondern auch an die Vertreibung der Mauren und Juden in Castilien durch dieselben, obwohl sie dadurch einen grossen Theil ihrer Einkünfte verloren;[2] wie aber dafür Gott ihnen den Sieg verliehen und die Zahl ihrer Königreiche vermehrt habe. Luther solle und müsse dem Papst ausgeliefert werden, damit derselbe gegen ihn verfahre.[3] Diesem Schreiben von Burgos, unterzeichnet von dem Erzbischofe von Granada, den Licentiaten Zapata und de Santjago Don Alonso de Castilla, Doctor Cabrero, Licentiat, de Qualla, den Doctoren Beltron und Guevara folgte am 14. April von Tordesillas noch ein anderes sehr bewegliches des Bischofs von Oviedo, der Karl nicht blos an seine Pflicht als katholischen Kaiser mahnte, sondern die Anwendung strenger Massregeln auch noch als eine besondere Gnade erklärte, welche Karl dadurch seinen spanischen Unterthanen erweise.[4] Die letzteren wussten, welches Anrecht sie sich erworben. Wie thöricht ist es daher von neueren Schriftstellern von Karl zu verlangen, dass er sich an Luthers Lehre hätte anschliessen sollen; vielleicht um sich auf jenem Vulcane zu isoliren, welchen man das deutsche Reich nannte und sich seine spanischen Reiche, die kaum pacificirt worden waren, dauernd zu entfremden! —

Der Sieg Karls gehörte bei Alledem zu den Unbegreiflichkeiten. Er war nicht blos über K. Franz erfochten, sondern auch über den Papst, der den Cardinal von Mainz

---

[1] l. c. n. 87.

[2] Aviendo por bien de perder mucha parte de sus rentas rreales por acrecentar nuestra Sancta fe. p. 386.

[3] para que su Sandidad mande hexecutar lo que contra el tiene determinado p. 387.

[4] l. c. p. 389.

zu seinem Legaten in Deutschland, die Churfürsten von Cöln und Trier zu Cardinälen machen wollte unter der Bedingung, dass sie Franz wählten. K. Franz erhielt die Bullen, welche den betreffenden gezeigt wurden, dass sie in Kraft träten, wenn sie den französischen König wählten, und auch der Legat verkündete, Karl sei als König von Neapel von der Kaiserwahl ausgeschlossen; da konnte in der That keine grössere Pression gedacht werden, als diejenige, die Papst Leo X. wirklich bei dieser Gelegenheit auf die deutsche Nation übte.

Es war aber vor Allem ein Sieg über die Nichtswürdigkeit und Verworfenheit des Churfürstencollegiums, namentlich über die hohenzollerschen Brüder, die an Schmutz, Geiz und Habsucht einander gleich über ihre 5 Collegen bei weitem an sittlicher Verkommenheit emporragten. Sechs Male die Partei zu ändern wie es Albrecht von Hohenzollern gethan, war doch selbst in diesem Zeitalter der Treulosigkeit unerhört. Es stand diesem Benehmen nur die Leichtigkeit zur Seite, mit welcher die Churfürsten von der Pfalz und Brandenburg am Wahltage ihre Verpflichtungen gegen Frankreich vergassen und jenen Karl wählten, den sie so beharrlich auszuschliessen gestrebt hatten.

Es war ein Sieg über K. Heinrich von England und Wolsey, welch letzterer nun sich über P. Leo beklagen konnte, dass, wenn er gehalten, was er versprochen, K. Heinrich jetzt Kaiser sei, der sich aber darin gewiss täuschte, wenn er glaubte, die Gemüther der Churfürsten seien ganz wunderbar für seinen Herrn gestimmt gewesen, es hätte nur bedurft den Wahltag so lange hinaus zu schieben, bis das Geld vorräthig gewesen. Gerade die französische Partei wünschte eine Hinausschiebung des Wahltages; erfolgte aber diese, so rückten 40,000 Franzosen mit 60 Kanonen in Deutschland ein und proclamirten nicht K. Heinrich, sondern K. Franz. Es war endlich auch ein Sieg über die lauernde zögernde italienische Politik, die beständig abwog, von welcher Seite, französischer oder habsburgischer, Rom der kleinere Schaden, dem Hause Medici der grössere Vortheil erwachse, durch den Ausgang der Wahl sich von der besorgnisserregenden französischen Präponderanz befreit sah, und nun allmählig mit dem Gedanken sich befreunden konnte, in dem König von Neapel und Kaiser der Deutschen nicht

sowohl einen Dränger als einen Beschützer zu erblicken. Leo hatte auch den Habsburger zur Bewerbung um die deutsche Krone animirt; [1] er hatte jetzt Zeit sich über sein eigenes Werk zu freuen.

Vielleicht der bedeutendste Sieg bestand darin, dass Karl bisher und zwar nicht blos nach der Auffassung der Franzosen für unbedeutend (per niente) erachtet worden war, wie denn überall, wo eine Vergleichung der Persönlichkeit Karls mit der des französischen Königs statt fand, letzterem ganz entschieden der Vorzug zu Theil wurde. Maximilian hatte erkannt, was an seinem Enkel sei und dass er nicht blos tanze, reite, turnire und jage, nicht blindlings dem Einfluss seiner Günstlinge folge. Mit den höheren Pflichten und der höheren Stellung wächst der Mann; wie ein grosses Unglück an einem Tage den Menschen umzuändern im Stande ist, gewährt das Eintreten in die Stellung, die dem Einzelnen gebührt, erst die Möglichkeit seiner selbst bewusst zu werden und Anderen zu zeigen, wie viel man wiege.

Hatte der neue römische König sich durch seine Erhebung K. Franz zum Todfeinde gemacht, so musste sich erst zeigen, ob K. Heinrich VIII. ein treuer Bundesgenosse geworden sei, und die Churfürsten ihrem Oberhaupte mehr Macht in Betreff Deutschlands einräumen würden, als ihnen nach ihrem persönlichen Interesse genehm erscheinen werde. Vorderhand trat die Thatsache hervor, dass die spanischen Königreiche, Adel und Clerus von Aragon und Castilien bis zu ihrer Erschöpfung die Summen beigesteuert hatten, die zur Bestechung der Wähler nothwendig waren, dass der König dadurch in Betreff der inneren Verhältnisse Spaniens von dem Adel abhängig geworden war und jene Zugeständnisse gar nicht machen konnte, die im Interesse der spanischen Krone wünschenswerth waren, und dem Aufstand der Communen in Spanien jede Berechtigung entzogen hätten. [2] Der König hatte seinem Bruder dem Infanten Ferdinand gegenüber die Rechte der

---

[1] Lanz nach Marin Sanuto.

[2] Fauste feliciterque factum optate uno electorum consensu rex est romanorum nuncupatus Carolus rex noster, cujus ingenio, cujus indole, cujus benigna natura nil felicius, cujus genio nil infelicius, qui teneram ejus aetatem ab educatione tyrannica non praeservavit. etc. Petrus martyr ep. 643.

Erstgeburt in Betreff der spanischen Kronen und dazu gehörte auch die von Aragon abhängige Krone von Neapel, welche P. Leo dem Infanten zugedacht hatte, behauptet, ihn geradezu aus Spanien entfernt, seine Wahl zum römischen Könige verhindert und die Einheit sämmtlicher habsburgischer Länder, ihre Zusammengehörigkeit unter ihm als dem Erstgebornen mit allem Nachdrucke behauptet. Seine Wahl setzte den aufrührerischen Bestrebungen in den Erbländern, die K. Franz angestiftet hatte, von selbst ein Ziel, machte aber auch die Versorgung des Infanten nothwendig. Und da diesem die spanischen Königreiche verschlossen bleiben sollten, seine Vermählung mit der Princessin Anna von Böhmen-Ungarn, sowie die beständige Gefahr eines Einbruches der Türken in Ungarn die Nothwendigkeit erzeugten, den österreichischen Ländern einen eigenen Beherrscher zu geben, so knüpfte sich an die römische Königswahl vom 28. Juni 1519 von selbst und unabweislich die Auseinandersetzung der beiden Brüder in Betreff der Constituirung der österreichischen Monarchie (28. April 1521) — einen Monat vor der Vermählung mit Anna Jagellona (27. Mai 1521) — als folgenreichstes Ereigniss an. Gerade jetzt war nicht blos der Antagonismus zwischen K. Karl und K. Franz, Burgund-Spanien und Frankreich-Mailand so recht auf die Spitze getrieben worden; es hatte sich auch der Antagonismus des Hauses Hohenzollern-Brandenburg gegen das Haus Habsburg so recht offen als eine Thatsache bemerklich gemacht, von der für die Zukunft Deutschlands das Schlimmste zu besorgen war. Beide Häuser hatten ihre grosse Stellung den Verfügungen des letzten Luxemburgers zu verdanken, der die bedeutendste deutsche Erwerbung K. Karls IV., die Mark Brandenburg, an den Burggrafen von Nürnberg Friedrich I. 1415 abtrat, so dass dieser mit Ueberspringung der herzoglichen Würde, die dem Hause Habsburg K. Rudolf verschafft hatte, Sitz und Stimme im Churfürstencollegium erlangte. Den andern Theil seines luxemburgischen und anjouischen Besitzes brachte Sigmund an das Haus Habsburg, das aber denselben nach wenigen Jahrzehnten wieder verlor, um aus einer osteuropäischen Macht eine westeuropäische zu werden. Gerade in dem Augenblicke, als dasselbe sich von dem Westen zurück zur Wiederaufnahme der alten Stellung wandte, warf sich ihm

Joachim von Brandenburg, dessen Haus fort und fort von der kaiserlichen Gnade zehrte und fort und fort nur auf Vergrösserung dachte, entgegen und wurden alle Hebel angesetzt, statt des Nachkommens so vieler römischer Könige, statt des Enkels Maximilians den französischen König zu erheben, von dem sich jeder Unbefangene sagen musste und sagte, er sei der Zerstörer jeder Freiheit, der sichere Schädiger Deutschlands, sitten- und gewissenlos, der Ruin seines Landes trotz aller seiner glänzenden Aussenseite, treulos und lügenhaft. Aber was galten diese Rücksichten dem Churfürsten Joachim? Mochte das Reich in die Hände eines Tyrannen fallen, wenn nur die brandenburgische Interessenpolitik dabei ihre Triumphe feierte. Wie hübsch hätte es sich doch gemacht, wenn zum Churfürstenthum und den fränkischen Fürstenthümern die Säcularisation von Preussen, von Mainz, von Magdeburg, von Halberstadt, natürlicher Weise auch Alles zum Nutzen und Frommen des Reiches und der christlichen Religion gekommen wäre! Dann konnte man ja einen französischen Kaiser ertragen!

Hatten Franz von Sickingen, Wilhelm von Grumbach so Unrecht, wenn sie mit dem deutschen Fürstenthum aufzuräumen gedachten? War mit diesen Fürsten eine wirkliche Reformation der Kirche möglich? So wenig als die Erhaltung des alten Kaiserreiches.

---

# Wilhelms von Auvergne Verhältniss zu den Platonikern des XII. Jahrhunderts.

Von

Prof. Dr. **K. Werner,**

correspondirendem Mitgliede der k. Akademie der Wissenschaften.

---

In der Abhandlung über die psychologischen Anschauungen und Lehren Wilhelms von Auvergne wurde auf die in dieselben eingeflossenen platonischen Reminiscenzen hingewiesen, die auf ein bestimmtes näheres Verhältniss Wilhelms zu den ihm vorangegangenen mittelalterlichen Trägern und Vertretern platonischer Anschauungen hindeuten. Dieses Verhältniss stellt sich noch bestimmter hervor und lässt sich auch genauer und erschöpfender angeben, wenn neben der Schrift de anima Wilhelms Hauptwerk: De universo, zur Ermittelung desselben herbeigezogen wird. Auf diese Art wird es möglich, jenes Verhältniss auf psychologischem, kosmologischem und erkenntniss-theoretischem Gebiete vollständig zu überschauen, und die Stellung Wilhelms innerhalb der allgemeinen geistigen Bewegungen und Strebungen seines Zeitalters in bestimmter, festbegrenzter Weise anzugeben.

Obschon wir hauptsächlich und vornehmlich sein Verhältniss zu den dem christlichen Abendlande angehörigen Platonikern des zwölften Jahrhunderts in's Auge zu fassen haben, so würde doch dieses Verhältniss sich nicht bestimmt und vollständig beleuchten lassen, wenn wir nicht nebenher auch seine Beziehungen zu den Lehren der arabischen Aristoteliker und

zu den bei denselben vorfindlichen neuplatonischen Elementen berücksichtigen würden; wir können von diesen Beziehungen um so weniger absehen, da eben mittelst derselben Wilhelms Verhältniss zu den christlichen Platonikern zu einer festbegrenzten Gestaltung gelangte, während zuletzt und zuhöchst seine Stellung nach beiden Seiten hin durch seinen theologischen Christianismus bestimmt wurde.

Als christliche Platoniker des zwölften Jahrhunderts sind Adelard von Bath und Bernhard von Chartres hervorzuheben, welchen weiterhin noch Wilhelm von Conches beizuzählen ist. In einem geistigen Verwandtschaftsverhältniss zu diesen Männern steht Abälard, der zwar der Philosophie bloss als Dialektiker angehört, aber die unter den christlichen Platonikern seines Zeitalters cursirenden allgemeinen Anschauungen in die Theologie hineintrug, theilweise geradezu als theologische Sätze behandelte. Obschon Wilhelm keinen dieser Männer, sowie überhaupt keinen der christlichen Lehrer mit Namen aufführt, so hat er doch unzweifelhaft jeden derselben gekannt und ihre Meinungen berücksichtiget; in Bezug auf Adelard von Bath muss noch mehr behauptet werden, er hat Adelards Schrift de eodem et diverso nicht bloss gekannt, sondern aus ihr auch geistige Anregung geschöpft und so viel an sich gezogen, als er nur immer mit seinen christlichen Ueberzeugungen vereinbar fand.

Obwohl noch ungedruckt, ist Adelard's Schrift de eodem et diverso ihrem Inhalte nach seit Langem durch Jourdain's[1] ausführliche Mittheilungen über dieselbe bekannt. In die Form einer Allegorie eingekleidet, führt sie die Erscheinungen zweier Gestalten vor, der Philokosmie und Philosophie, die dem in der Stille eines abgelegenen Thales in astronomische Meditationen versunkenen Verfasser sich plötzlich zeigten. Die Philokosmie, die sich ihm zuerst als freudenverheissende Führerin anbietet, hat in ihrem Gefolge das Glück, die Macht, die Würde, den Ruhm und die Lust; die Philosophie ist von den sieben freien Künsten umgeben. Indem die Philokosmie die Güter anrühmt, welche sie durch die ihren Befehlen dienst-

[1] Gesch. d. aristotel. Schriften im Mittelalter. Uebersetzt v. Stahr (Halle, 1831) S. 249—259 u. S. 404—406.

baren Begleiterinnen zu bieten hat, sucht sie zugleich die Unzuverlässigkeit, Eitelkeit und Thorheit des vermeintlichen Weisheitsstrebens zu beweisen, um den durch ihre Erscheinung überraschten Hörer ihrer Worte ganz zu gewinnen und mit sich fortzureissen. Der Eindruck ihrer Worte dauert aber kaum so lange, als ihre sichtbare Gegenwart. Ehe sie noch verschwunden, beginnt die Philosophie zu sprechen, weist die hämische Verspottung des in aller irdischen Zeit freilich unvollkommenen menschlichen Weisheitsstrebens zurück, und zeigt, was der geistig recht gestimmte Mensch, welcher nicht auf die trügerischen Sinne sich stützt, sondern dem höheren geistigen Erkennen nachstrebt, immerhin doch zu erkennen vermöge, und welche tiefinnere Befriedigung und Erhebung ihm daraus quelle.. Nach diesen Auseinandersetzungen der Philosophie ergreift Adelard, der Philosoph, selber das Wort, um das von der Philosophie Gesagte aus der Herkunft, Natur und Bestimmung der Seele zu begründen, und die auf die Reizung der irdischen Weltlust berechneten Lockungen der Philokosmie als einen Trug hinzustellen, durch welchen sich nur die um das Bewusstsein ihrer Abkunft und Bestimmung gekommene Seele berücken lassen könne. Die Möglichkeit und Leichtigkeit des Abhandenkommens dieses Bewusstseins ist ein der Seele mit ihrer Einsenkung in den Erdenleib angethanes Geschick; an sich aber hatte die Seele die Bestimmung, im Körperlichen allenthalben das rechte Mass und Gleichmass herzustellen und zu erhalten. Diess gilt von der Seele des Makrokosmos und von jener des menschlichen Mikrokosmos. Um auf das Körperliche wirken zu können, ward die menschliche Seele mit den Kräften des Zornmuthes und des ἐπιθυμητικόν begabt, um mittelst des ersteren die Ausbrüche rohen Ungestümes niederzuhalten und die widerwillige Trägheit aufzustacheln, mittelst des letzteren aber das rechte Mittelmass im Begehren zu erwirken. Aber eben diese Zuthat zum ursprünglichen Wesen der intellectiven Seele schuf die Möglichkeit einer Abirrung der intellectiven Seele von ihrer Gleichförmigkeit und Selbstgleichheit, vermöge welcher sie, ein lebendiges Bild der Gottheit, an sich weder Grösse noch Kleinheit kennt. Allerdings ward ihr, um die Regungen und Aeusserungen des Zornmuthes und ἐπιθυμητικόν zu regeln und zu discipliniren, Vernunft

verliehen. Aber die Einsenkung in den irdischen Körper ist Ursache der Verdunkelung ihres lichten Wesens; demzufolge dann ihr Mangel an rechter Fassung und Besonnenheit in Regelung und Disciplinirung der beiden untergeordneten Vermögen, und ihre Ueberwältigung durch die Ausschreitungen derselben. Diese Ueberwältigung kann bis zu dem Grade fortschreiten, dass sie die Fähigkeit, Wahres vom Falschen zu unterscheiden verliert, die von der Philokosmie gepriesenen Güter für die echten Güter des Lebens hält, und in Erringung derselben sich selig preist. Die sinnlichen Lebensgüter blenden das Licht der Vernunft, und würdigen den Menschen zum Thiere herab. Es gibt nur Ein Mittel, die verirrte Seele aus ihren schmählichen Banden zu befreien: die Rückkehr zu sich selbst und zum eigensten Bereiche ihres Denkens und Schaffens d. i. zur Philosophie und zu den edlen freien Künsten.

Diese Auslassung Adelards lässt sich unter den nöthigen Modificationen, die durch den christlich-theologischen Standpunkt Wilhelms bedingt sind, ganz in den Inhalt jener Anschauungen umsetzen, welche Wilhelm von Auvergne in seiner Schrift de anima und anderwärts entwickelt. Der Umtand, dass Wilhelm nicht gleich Adelard als Philosoph, sondern als Theolog spricht, bringt es mit sich, dass er den von Adelard stillschweigend vorausgesetzten Grund des thatsächlichen Herabsinkens der Seele von der Höhe ihres ursprünglich reinen und lichten Geistlebens, so wie des Verlustes ihrer Herrschaft über die entartenden Kräfte des Zürnens und Begehrens ausdrücklich angibt und der Kirchenlehre gemäss im ersten Sündenfalle sucht; dass er ferner der bei Adelard empfohlenen Rückkehr der Seele zu sich selbst und zur Pflege edler Geistesthätigkeit die Rückkehr zu Gott und die Hinwendung auf die ewigen Güter des Lebens substituirt, womit natürlich die von Beiden, von Adelard und von Wilhelm geforderte Wiedergewinnung der verlorenen Geistigkeit bei Wilhelm einen ausschliesslich ethisch-religiösen Sinn gewinnt.[1] Diese ethisch-religiöse Geistigkeit wurzelt, weil durch die Wiederherstellungsgnade bedingt,

---

[1] Spiritualitas est perfectio, per quam avertimus imprimis ab animabus nostris mala spiritualia, quæ sunt vitia et peccata, atque poenas, quæ pro eis redduntur judicio creatoris. De anima V, 12.

in einem supranaturalen Elemente, und unterscheidet sich hiedurch von der in der irdischen Zeitlichkeit unwiderbringlichen natürlichen Geistigkeit, deren sich der Mensch nach Wilhelms Anschauung am Anfange seines Zeitdaseins vor dem Falle erfreute. Sofern nun dieser zeitlich nicht wieder erringbare Stand natürlicher Geistigkeit das Ideal oder die vollkommene Wirklichkeit jener Seelenverfassung ist, welche der Mensch nach Adelards Weisung in der Pflege der Philosophie und der edlen freien Künste anstreben soll, muss Wilhelm in dem von dem Platoniker geforderten Höhengrade natürlicher intellectueller Einsicht eine dem dermaligen Zeitmenschen unerschwingliche Denkhöhe erkennen, obschon er ihr Vorhandensein als das Normale und Gesollte ansieht, und an diesem Normalen und Gesollten den Tiefgrad der Erkenntnissfähigkeit, zu welchem der Mensch durch die Folgen seines Falles herabgedrückt wurde, ermisst. In der Bezeichnung des Tiefpunktes dieses Falles stimmt er auf's Wort mit Adelard zusammen, nur dass er die vom rein menschlichen Standpunkt gewählte Bezeichnung Adelards im christlich-sittlichen Eifer noch sehr verschärft;[1] er ist mit Adelard darin einverstanden, dass die Einsenkung der Seele in den Körper der augenfällige Veranlassungsgrund jener Seelenerniedrigung sei[2] und stimmt in seiner Weise ganz der Behauptung Adelards bei, dass die Seele schon bei ihrem Eintritt in den Körper einen grossen Theil ihrer Göttlichkeit verliere,[3] und in ihrer Verdunkelung durch niedrige Leiden-

[1] Debes autem scire, quod perversitas ista non brutalitas, sed brutalitate longe deterior sit. Si brutalitas esset ..... assimilaretur uni speciei animalium irrationalium. Manifestum autem est, quoniam ipse assimilatur multis et forte omnibus aliqua perversitate. De anima V, 12.

[2] Revertar ad solvendam quæstionem, quam ob causam benedictus in ultimitate bonitatis bonus atque in ultimitate sapientiæ sapiens animam humanam corpori tam noxio conjungat; cum ejus corruptione certum sit ei abyssum prænominatarum miseriarum totam contrahere, videlicet ut brutalibus animalibus comparetur et adæquetur, atque brutalibus animabus omni insipientia omnique vitiorum monstrositate assimiletur. De anima V, 20.

[3] Manifestum est tibi, quid intendant doctores gentis christianorum in sermone, quo dicunt homines nasci animales sive brutales; videlicet quia nascuntur in dispositione contraria sive statu contrario spiritualitati antedictæ. De anima V, 12.

schaften und im Haften am Sinnlichen letztlich ihres Ursprunges und Endzweckes vergesse.[1] Er anerkennt, wenigstens bis zu einem bestimmten Grade, die Berechtigung der beredten Klagen des Platonikers Adelard über den Trug der Sinne,[2] und liefert in seiner Schilderung des hohen Glückes zurückgezogener geistiger Meditation und Forschung eine stimmungsverwandte Parallele zu Aeusserungen ähnlicher Art in Adelard's Schrift.[3] Eine directe Bezugnahme auf diese und zugleich auch eine unverholene Hervorstellung seiner theilweisen Missbilligung ihrer Gesinnungsrichtung scheint sich hervorzustellen, wenn er nicht nur andeutet, dass das Glück der philosophischen Meditation oder der Beschäftigung mit den freien Künsten keineswegs das höchste sei, sondern sich auch in Aeusserungen über die abstracte Trockenheit der Mathematik ergeht, deren ausschliesslicher Betrieb von dem tieferen christlichen Seelen-

---

[1] Ignorantia animarum suarum impossibilis est hominibus; verumtamen cogitatio earum h. e. ut de ipsis vel ipsas cogitent, est eis valde difficilis. Causa autem in hoc est, quia animæ nostræ adeo vel natæ sunt vel assuetæ sequi signa seu notas quæ in eis sunt; sequi inquam signa ut signa sunt, et abire per ea quæ significant, ut difficillimum sit eis ad se converti et a rebus hujusmodi avocari. De anima III, 13.

[2] Quoniam manifestum est, sensus omnes in multis nuntios esse fallaces atque mendaces, cavendum est . . . . . a mendaciis eorum, quod est dicere, ne credatur eis contra veritatem. De anima II, 15. — Non omnis apprehensio sensibilis falsa vel mendax est, quemadmodum dicit Aristoteles, quoniam sensus circa propria sensata neque errat neque mentitur, ut tactus non errat circa calidum aut frigidum, neque visus circa album aut nigrum aut lucidum aut obscurum. Verum circa primum, et magnum et majus et minus frequenter errat nobisque mentitur; magnitudo enim non est proprium sensatum ipsius, similiter neque magis aut minus, et generaliter circa majoritatem et minoritatem omnium sensibilium et alias etiam comparationes eorum ad invicem frequens est omnes sensus errare. De anima III, 7.

[3] Unusquisque nostrum sentit, quanto dolore vel molestia abstrahimur a meditationibus et contemplationibus rerum, quarum meditationes et contemplationes nobis placent. Quam molestum sit enim unicuique philosophantium avocari et abrumpi per hominum sollicitationes, negotiorum terrenorum occupationes a libris physicis vel secretis rerum philosophicarum cogitationibus nullus philosophicarum scientiarum amator ignorat. Quid igitur mirum, si animæ humanæ in prædicto felicitatis naturalis existentes delectantur ad contemplationes rerum tam bonarum tamque delectabilium, ut sunt bona illa spiritualia atque sublimia, et ad rerum

bedürfniss mitunter ganz ablenke,[1] obschon nicht zu verkennen sei, dass derartigen trockenen Studien Ergebene über das Begehren des gemeinen Haufens nach Reichthum, Lust, Ehre und anderen Gütern ähnlicher Art erhaben seien. Sollte da nicht auf Adelards Philokosmie und deren Zurückweisung durch die in Begleitung der sieben freien Künste erschienene Philosophie angespielt sein, und sollte die Bemerkung über die Trockenheit mathematischer Studien nicht Adelard, dem Verfasser der arabisch-lateinischen Uebersetzung des Euklid gelten?

Drückt sich hierin ein etwas gespanntes Verhältniss des Theologen zu der ausser dem Bereiche specifisch christlicher Anschauungen stehenden Weltweisheit aus, so haben wir nunmehr auch auf jene Differenzen zwischen Wilhelm und Adelard einzugehen, welche unmittelbar das Philosophische selber betreffen. Die gegen die Philokosmie das Wort ergreifende Philosophie setzt der Schmähung der Vernunft durch erstere eine rückhaltlose Verwerfung des geistigen Werthes der Sinneserkenntniss entgegen; dieselbe soll schlechthin keinen Antheil am Zustandekommen der tieferen geistigen Erkenntnisse haben, und den Geist hierin, statt zu fördern, einfach nur hemmen. Wessen Blick — ruft Adelard aus — vermag den unermesslichen Himmelsraum zu umfassen? Welches Ohr seine Harmonie zu vernehmen? welches Auge die Atome zu scheiden? Welches Gehör das Geräusch ihres Zusammenstosses zu unterscheiden? Keinerlei Vertrauen gebührt den Sinnen; nicht das Wissen, nur die Meinung könne von ihnen ausgehen. Wilhelm ist mit dieser absoluten Geringschätzung der sinnlichen Erkenntniss nicht einverstanden; er meint, dass es sich nicht bloss um die Erkenntniss der Dinge an sich, sondern auch um die Erkenntniss

---

inferiorum, sensibilium scil. vel temporalium apprehensiones descendere non solum non curant, sed molestum habent propter separationem a rebus sublimibus, quarum cogitatus et contemplatio ultra quam scire nobis possibile sit, delectabilis est; et intendo, quod molestus est eis descensus hujusmodi, nisi ex permissione creatoris, vel propter ampliorem magnificationem ipsius, vel propter immutationem aliquam vel utilitatem hujusmodi hominum. De anima V, 18.

[1] Dicit unus e majoribus gentis christianorum theologis, quod arithmetica et geometria, etri veritatem contineant, non sunt scientiæ tamen pietatis. Ibidem.

der Grösse und Herrlichkeit des in ihnen sich offenbarenden Schöpfers handle, die auch demjenigen, der nicht Philosoph ist, im Anblicke der sichtbaren Welt sich vernehmbar machen müsse.[1] Zudem seien im Stande der gefallenen Natur die Sinne ein unentbehrliches Vehikel zur Erkenntniss der Sinnendinge, deren inneres Wesen der verdunkelten Erkenntnisskraft des menschlichen Intellectes nunmehr verdeckt ist und nur unter der Hülle der sinnlichen Accidentien sich zeigt.[2] Aber auch dann, wenn die menschliche Seele ihre intellectuelle Sehkraft noch ungeschwächt besässe, müsste es für sie einen grossen Reiz haben, die Dinge nicht bloss nach ihrer inneren, dem menschlichen Intellecte vernehmbaren Seite, sondern auch nach ihrer sinnlichen Aussenseite sich zu besehen.[3] Das Ver-

---

[1] Adaugetur animabus humanis non modicum vis magnificandi creatorem ex sensibili cognitione sensibilium et particularium. Cum enim considerant, quod tam multipliciter vult eis innotescere creator videlicet testimoniis virtutis intellectivæ, quæ accipiuntur a rebus intelligibilibus, cognoscunt indubitanter, quam magnificari velit ipse creator, qui tam multiplicia testimonia potentiæ et bonitatis suæ dat animabus nostris. De amina V, 18.

[2] Nunc autem h. e. tempore miseriæ et corruptionis præsentis necesse habent animæ humanæ mendicare a rebus sensibilibus per sensus cognitiones eorum sensibiles, propter obtenebrationes virtutis intellectivæ, quæ ad exteriora particularia et sensibilia penitus coeca est, et ad illa omnino non attingens nisi sensibus adjuta et aliquatenus illuminata. Sensus enim, sicut ait unus ex majoribus philosophis Latinorum, nihil integritatis percipit, sed usque ad proximum venit, ratio vero quædam subesse perpendit et intelligit i. e. substantiam subesse varietati accidentium .... Quapropter a propria luce naturali et intima destituta mendicat lumina sensuum et rerum particularium sensibilium; propter eandem adjuvari necesse habet, quemadmodum et nos destituti a luce solari et lumine diei lucernas nobis accendimus. Ibidem.

[3] In sublimi contemplationis et delectationis spiritualis existens anima humana, non est dubium quin etiam de ordine universi et de partibus ejus, quarum altera est mundus sensibilis, multa cogitet et cognoscat; et licet cognitione lucidiori quam sit ea cognitio, quæ per sensus est, nihil tamen prohibet eidem posse placere, ut aliter res sensibiles cognoscat et de eis experiatur, et hoc unusquisque apud se ipsum per se cognoscit. Plerumque quod auditu cognoscimus, videre cupimus; multa enim quæ per demonstrationes scimus etiam per sensum cognoscere volumus et experiri. Quamvis enim certissima sit atque firmissima cognitio demonstrativa, tamen sæpissime ea, quæ per demonstrationes cognoscimus, sensibus probare et experiri volumus. De amina V, 17.

hältniss der Sinne zum Intellect entspricht dem Verhältniss der Sinnendinge zur Welt der reinen Geister; wie die geistigen und sinnlichen Realitäten in ihren vielfachen Abstufungen ein harmonisches Ganzes, gleichsam ein Tongemälde oder eine Tonschöpfung bilden, in welchem die höheren Töne durch die geistigen Creaturen, die tiefen und unteren Töne aber durch die sinnlichen Realitäten vertreten sind, so bilden die niederen und höheren Erkenntnisskräfte des Menschen ein harmonisches Ganzes, und seine Erkenntniss setzt sich aus der Thätigkeit beider als eine gleichsam musikalische Symphonie zusammen.[1]

Wir wollen den Werth dieses poetischen Bildes nicht allzuhoch veranschlagen, da es ziemlich unklar gedacht ist, sondern einfach davon Notiz nehmen, dass Wilhelm, der unter den freien Künsten die Musik so sichtlich vor der Mathematik bevorzugt, von der nahen und innigen Beziehung beider zu einander keine Ahnung zu haben scheint, und nach dieser Seite kein Verständniss für die echte Platonik verräth. Wie verhält es sich aber mit seiner Idee vom Menschen, den er, wie wir eben hörten, als ein musikalisches Ganzes auffasst? Fügen sich die Töne dieses mikrokosmischen Ganzen zu einer in sich geschlossenen Einheit zusammen, die den Menschen nach seinem specifischen Charakter als kosmisches Centralwesen, als Weltwesen par excellence hervortreten liesse? Dass

[1] Cum inspexeris decorem et magnificentiam universi in omnibus scil. partibus suis spiritualibus et corporalibus, invenies indubitanter omnia et singula clamare, imo cantare quod est concorditer super musicalem omnem suavitatem resonare laudes et gloriam creatoris, ipsumque universum esse velut canticum pulcherrimum, quod ipse in cythara sua, quæ est unigenitus. Dei filius, ineffabilis suavitatis concentu modulatur....... apparebit tibi ..... sublimissimas ac nobilissimas creaturas præcinere tanquam voces excelsissimas et acutissimas, sensibiles vero et inanimatas succinere tanquam gravissimas demississimasque voces; ceteras vero creaturas pro varietate alias quidem gravius, alias excelsius quidem et acutius resonantes, et extremis mira concordia consonantes concentum miræ jucunditatis efficere, concentum quidem non auribus corporalibus audibilem, sed auribus spiritualibus ineffabili suavitate delectabilem. Et quoniam sicut res ad res se habere noscuntur, sic vires seu virtutes apprehensivæ seu motivæ illis adjunctæ et appropriatæ se habent ad invicem, necesse quemadmodum res rebus succinunt videlicet sensibiles intelligibilibus, sic et sensibiles cognitiones et ipsos sensus ad intelligilibiles et intellectum seu intellectivam virtutem succinere necesse est. De anima V, 18.

wir von einer solchen Erwartung Abstand zu nehmen haben, wurde schon in der Abhandlung über die Psychologie Wilhelms von Auvergne erinnert; hier wollen wir nur sehen, wie er sich hinsichtlich seiner anthropologischen Grundanschauungen zu jenen Männern verhält, mit welchen ihn zu vergleichen wir uns in dieser Abhandlung zur Aufgabe stellten. In den ziemlich unbestimmt und allgemein gehaltenen Aeusserungen Adelards über die Beseelungsprincipien der Körper ist von der menschlichen Seele als Lebensprincip des menschlichen Leibesgebildes nicht speciell die Rede. In Bezug auf den menschlichen Körper wird gesagt,[1] dass die wesentlich der Veränderung unterworfene Natur des Körpers des Höchsten, des Niedrigsten und des Mittleren fähig gewesen sei. Als das Mittlere hat man die in θυμός und ἐπιθυμητικόν sich gliedernde Kraft anzusehen, mittelst welcher der ohne Zweifel durch die Weltseele lebendig gemachte Körper von dem intellectiven Principe regiert werden soll. Wilhelm weiss nichts von einem allgemeinen Beseelungsprincipe der Körperwelt, und hat jedenfalls die Annahme eines solchen für seine anthropologischen Anschauungen nicht nöthig, da er sich der Bibel und Kirchenlehre gemäss die gesammte Menschengattung Einem unmittelbar durch Gott selber geschaffenen Menschenpaare entstammt denkt, und das sinnliche Leibesleben durch die dem Zeugungssamen immanenten Vitalkräfte propagirt werden lässt. Jeder Embryo ist als solcher etwas Lebendiges, da die Eltern nur lebendige Körper zeugen können;[2] aber diese von den Eltern überkommene Lebendigkeit des Embryo geht unter in der Vitalkraft der nachfolgend in den Embryo eintretenden intellectiven Seele, die unter Einem zugleich auch Animations- und Empfindungsprincip des von ihr in Besitz genommenen Organismus ist. Die Seele tritt in den Embryo ein, wenn dieser durch die ihm immanente Gestaltungskraft so weit ausgebildet ist, dass er geeignet ist, von der ihm zugedachten Seele in Besitz genommen zu werden; das Verhältniss der Seele zu dem von ihr in Besitz genommenen Körper verdeutlichet Wilhelm nach Art der christlichen Platoniker durch das Verhältniss des Reiters zu seinem Pferde,

---

[1] Vgl. Jourdain, Gesch. d. aristot. Schr., S. 257.

[2] De anima IV, 3.

des Bewohners zu seinem Hause, des Arbeiters zu seinem Instrumente, des Bekleideten zu seinem Gewande. Gleichwol erklärt er sich gegen die von Hugo a St. Victore festgehaltene Ansicht, dass die Seele durch sich selber schon das Menschsein des Menschen ausmache; die Seele ist bloss die constitutive Form des Menschenwesens, der Mensch selber aber das Totum aus Form und Materie.[1] Er kommt indess nicht dazu, die Weltstellung des Menschen als dieses Totum's zu bestimmen; wenn er gelegentlich den platonischen Gedanken vom Menschen als Mikrokosmos billigend erwähnt,[2] so hat diess nicht viel zu bedeuten, da eine tiefere Fassung und nähere Beleuchtung dieses Gedankens gänzlich ausser seiner Absicht liegt. Die Weltstellung des Menschen wird einzig nur mit Rücksicht auf die Location der Menschenseele in der Stufenleiter der Wesen als Mittelwesen zwischen den Engeln und Thierseelen bestimmt.[3] Schon diese Angabe der kosmischen Stellung der Menschenseele zeigt, in wie begrenztem und verengendem Sinne Wilhelm jene Stellung auffasst; er findet für sie eine ganz neue, vor ihm niemals zur Sprache gebrachte Rangirung, wenn er sie als Mittelwesen in der Reihe der unkörperlichen Lebewesen auffasst. Sie hat mit den Engeln die Intelligenz, mit den Thierseelen die animalischen Dispositionen und Begehrungen gemein, die aber freilich nach Wilhelm erst mit dem Sündenfalle actuell hervorgetreten sind.[4] Er fasst dieses Hervortreten als eine Verkehrung der ursprünglichen irasciblen und concupiscibIen Kraft der Seele, die also ursprünglich auf das Geistige, Himmlische und Göttliche gerichtet gewesen sein müssen. Es braucht kaum gesagt zu werden, dass hier eine Fusion und Verwechslung der ethischen Seelenrichtung mit jenen Vermögen oder Functionen statt hat, welche in Plato's trichotomischer Schematisirung des inneren seelischen Menschen als die der Vernunft subordinirten Functionen des θυμός und ἐπιθυμητικόν erscheinen. Eben so klar ist ferner, dass die Seele

---

[1] De anima I, 2.
[2] De universo I, Pars 3, c. 97.
[3] Vgl. die kleine Abhandlung Wilhelms de immortalitate animæ. Opp. Tom. I, p. 332.
[4] De anima V, 13.

nicht als Mittleres zwischen Engeln und Thierseelen erscheint, wenn der θυμός und das ἐπιθυμητικόν erst in Folge des Falles als dem thierischen Seelenleben ähnliche Kräfte und Strebungen hervorgetreten sind; die Menschenseele ist ja da erst in Folge des Falles jenes Mittlere zwischen Engeln und Thierseelen geworden, welches mit den Engeln die Intelligenz, mit den Thieren den animalischen Zornmuth und die sinnlichen Begehrungstriebe gemein hat; nichts zu sagen davon, dass die der Seele durch die sinnliche Leiblichkeit aufgedrungenen sinnlichen Begehrungen als Functionen, Kräfte oder Begehrungen der Seele selber gefasst werden sollen, als ob sie in einem Können oder natürlichen Begehren der Seele ihre natürliche Wurzel hätten.[1] Wenn Adelard das Irascibile und Concupiscibile überhaupt nicht zum Wesen der gottähnlichen, sich selbst gleichen Seele rechnet, sondern als etwas zum sinnlichen und vergänglichen Theile des Menschenwesens Gehöriges betrachten zu wollen scheint, so fühlt Wilhelm allerdings, dass, wenn man die intellective menschliche Seele als ein lebendig wollendes und strebendes Wesen fassen wolle, man jene Kräfte zu ihrem eigensten Wesen rechnen müsse, begeht aber den groben Fehler, das in der sinnlichen Animalität des Menschen Begründete aus jenen Kräften abzuleiten — ein Versehen, das bei seinem Nichtwissen um die nach verschiedenen Graden abgestufte und vielfältig diversificirte Lebendigkeit alles Natürlichen und Körperlichen freilich ziemlich erklärlich ist. Den Inconvenienzen, welche aus diesem Mangel eines lebendigeren Naturbegriffes auf dem Gebiete der Anthropologie erwuchsen, vermochte auch die von den Platonikern jenes Zeitalters angenommene Weltseele nicht abzuhelfen; augenscheinlich natürlicher und anscheinend um Vieles befriedigender wussten die arabischen Aristoteliker, deren kosmologische Lehren gegen Ende jenes Jahrhunderts im christlichen Abendlande bekannt zu werden begannen, den auf anthropologischem Gebiete vorhandenen Nöthen und Wirren zu begegnen — freilich nur im Geiste eines naturalistischen Kosmismus, gegen welchen

[1] Quantum igitur ad ea, quae vires animales habent ex corpore, radices ipsae pendent ex essentia ipsius animae velut radii protensi ex luminositate ipsius. De immort. an., l. c.

das ethisch-religiöse Bewusstsein des christlichen Abendlandes auf das entschiedenste zu reagiren sich aufgefordert fühlte. Sofern die arabischen Aristoteliker auch neuplatonische Elemente in ihre Lehren aufgenommen hatten, berührten sie sich einigermassen mit solchen christlichen Platonikern, welche sich auf emanatianistische Grundanschauungen stützten; wir können in dieser Hinsicht eine Art geistiger Continuität zwischen den Lehren Bernhards von Chartres, und den nach ihm im Abendlande bekannt werdenden Lehren eines Alfarabi, Avicenna, Algazel, so wie des Juden Avicebron annehmen, mit welchen sich bereits Wilhelm mehr oder weniger umständlich auseinanderzusetzen veranlasst sah.

Bernhard von Chartres, auf dessen Anschauungen Wilhelm in seinem Werke de Universo unzweifelhaft Bezug genommen hat, heisst bei Johann von Salisbury [1] der vollkommenste Platoniker seines Zeitalters; es wird weiter von ihm bemerkt, dass er und seine Schüler sich um eine Concordirung des Plato und Aristoteles bemüht hätten,[2] was aber nicht recht habe gelingen wollen. In Bezug auf Bernhard kann dieses Ausgleichungsbestreben unter Anderem auch darauf bezogen werden, dass in die Welt der reinen Ideen, in welcher Alles, was in der wirklichen Welt zur Erscheinung kommt, urhaft vorgebildet ist, auch die aristotelischen Kategorien als urbildliche Realitäten aufgenommen sind. Die Art und Weise, wie Bernhard sich diese Idealwelt denkt, in welcher alles Sein und Geschehen in der Welt vom Allgemeinsten bis in's Einzelnste urbildlich präformirt und prädeterminirt ist, macht es nothwendig, diese Idealwelt als eine lebendige Wirklichkeit zu fassen, in welcher Alles, was in der aus der Hyle geformten Welt in zeitlicher Succession hervortritt, in zeitloser Simultaneität als erste urhafte Schöpfung vorhanden ist. Die Idealwelt ist also selber schon eine urhafte Schöpfung Gottes, die der göttliche Verstand als ewige Schöpfung in sich trägt; als Schöpfung kann sie aber nicht mit dem Schöpfer coätern sein, da ihr dieser als Ursache nothwendig vorauszudenken ist; sie hat nur als göttliche Gedankenconception an der Ewigkeit ihres

[1] Metalogicus IV, 35.
[2] Metalog. II, 17.

Conceptors Theil, gleichwie die aus der Hyle gebildete wirkliche Welt in ihrer Weise an der Aeternität der Idealwelt, die in der wirklichen sich abbildet, Theil hat, indem die zeitliche Succession eben nur eine successive Entfaltung und Hervorstellung dessen ist, was in der urbildlichen Idealwelt in zeitloser Simultaneität vorhanden ist. Wie die urbildliche Idealwelt eine Schöpfung des göttlichen Verstandes ist, so ist auch die Hyle, in welcher sie sich abschatten und abgestalten soll, eine Schöpfung des göttlichen Willens; damit soll der antiken platonischen Weltlehre gegenüber der christliche Standpunkt gewahrt werden, der zudem diess voraus hat, dass er Alles strenge auf eine letzte einheitliche absolute Ursache, die keine andere neben sich hat, sondern jede andere aus sich selbst heraussetzt oder durch sich selber gründet, zurückführt. Die Gottheit als absolute Wirkungsursache alles Seienden gründet durch sich selbst die wirkliche Welt, indem sie die Hyle schafft, aus welcher die wirkliche Welt herausgebildet werden soll; sie setzt die wirklichen Ursachen des von der wirklichen Welt umschlossenen Seins und Geschehens aus sich heraus, indem aus dem göttlichen Verstande (Noys = νοῦς) die Endelychia (= ἐντελέχεια) emanirt, die als lebendiges Gestaltungsprincip in die für den Weltgestaltungsprocess durch die Providenz vorbereitete und signirte Hyle eingeht. Für die Beschreibung des Weltgestaltungsprocesses dient der platonische Timäus als Vorbild; wir kennen sie übrigens nur aus jenen Bruchstücken, die theils von den Verfassern der Histoire littéraire de la France,[1] theils im Anhange zu Cousins Ausgabe der Oeuvres inédits d'Abélard (p. 627 ff.) aus Bernhards handschriftlich vorhandenem Megacosmus et Microcosmus der literarischen Oeffentlichkeit anheim gegeben worden sind. Die in der Idealwelt bis in's Einzelnste vorgezeichnete Prädetermination des Weltlaufes drückt dem Weltsysteme Bernhards einen ziemlich deterministischen Charakter auf. Dem Weltlaufe ist der göttliche Wille imprägnirt, der sich in der Yrmarmene (εἱρμαρμένη) zur unverbrüchlichen Geltung bringt. Die Yrmarmene emanirt aus der Natura, wie die Natura aus der Endelychia; unter der Natura ist der den göttlichen Ideen gemäss gestaltete Weltstoff

[1] Tom. XII, p. 267.

zu verstehen, dessen Determinationen in den das irdische oder niederweltliche Geschehen ursächlich bestimmenden oberen Weltkreisen enthalten sind. Der absolute Repräsentant der Niederwelt ist in Bezug auf seine irdische Leiblichkeit der Mensch,[1] der aber nach der geistigen Seite seines Wesens in den Himmel hineinragt,[2] und wenn sein irdisches Wohnhaus, der Erdenleib, aufgelöst ist, an den Ort seiner himmlischen Abkunft zurückkehrt, von dem er ausgegangen ist.[3] Damit ist in der Fassung, die Bernhard diesem Gedanken gibt, auch die Präexistenz der Seelen ausgesprochen,[4] und zugleich gesagt, dass die präexistente Menschenseele durch ihre Einsenkung in den Leib in das Geschick des Weltlaufes hineingezogen, und der die irdische Niederwelt beherrschende Yrmarmene unterthan wird, obschon sich diese Unterjochung unter die Herrschaft des Schicksales,

---

[1] In einem Fragmente aus Bernhard's Commentar zu Virgil's Aeneis heisst es: Corpus inferius spiritibus et accidentibus. Corporum iterum quædam sunt coelestia, quædam caduca. Sunt caduca, quæ sunt dissolubilia. Caducorum quædam sunt hominum, quædam bestiarum et herbarum vel arborum, quædam inanimatorum. Humanum vero reliquis est inferius . . . . . Cumque nil inferius humano corpore, infernum idem appelatur. Oeuvres inéd. d'Abélard, Apprenice, p. 642.

[2] In einem poetischen Fragmente aus Bernhard's Megakosmos (Oeuvres inéd. d'Abélard p. 634) heisst es vom Menschen:

Effigies cognata deis, et sancta meorum
Ac felix operum clausula fiet homo;
Mentem de coelo, corpus trahet ex elementis,
Ut terras habitet corpore, mente polum.

[3] Sed cum nutarit, numeris in fine solutis,
Machina corporeæ collabefacta domus,
Aethera scandet homo, jam non incognitus hospes,
Præveniens stellæ signa locumque suæ. (Ebendas. p. 635.)

[4] Nach Vollendung der makrokosmischen Schöpfung requiriren die Noys und die Natura den Beistand der Urania zur Erschaffung des Menschen. In der Schilderung der Reise, welche die beiden zum Sitze der Urania sich begebenden Göttinnen durch den Weltraum machen, kommt folgende Stelle vor: Cancri circa confinium turbas innumeras vulgus aspicit animarum; quæ quidem omnes vultibus quibus itur ad coelum, et quibusdam quasi lacrimis exturbatæ. Quippe de splendore ad tenebras, de coelo ditis ad imperium, de æternitate ad corpora per cancri domicilium quæ fuerant descensuræ, sicut puræ, sicut simplices obtusum coecumque corporis, quod apparari prospiciunt, habitaculum exhorrebant. L. c. p. 632.

i[illegible]
v[illegible]
fe[illegible]
bl[illegible]
lan[illegible]
mi[illegible]
Wi[illegible]
unv[illegible]
der [illegible]

[illegible]

Bezüglich der Weltseele bemerkt Wilhelm von Conches,[1] dass sie von einigen Zeitgenossen mit dem heiligen Geiste der Trinitätslehre identificirt werde; andere hielten sie für den allem Lebendigen eigenen vigor naturalis; wieder Anderen gelte sie als eine unkörperliche Substanz, welche in jedem einzelnen Körper nach ihrer Ganzheit vorhanden sei, obschon sie wegen der Trägheit mancher Körper nicht in allen gleichmässig durchgreifen könne. Diese letztere Ansicht ist jene Bernhards von Chartres[2] und ohne Zweifel auch die Wilhelms von Conches, indem er die Wesenheit der Weltseele in ähnlicher Weise wie Bernhard als einen Auszug und eine Ineinsbildung vom Dieselbigen und Verschiedenen, Geistigen und Körperlichen ansieht. Die Identität der platonischen Weltseele mit dem heiligen Geiste der christlichen Trinitätslehre ist bekanntlich eine Lieblingsmeinung Abälard's,[3] der aber damit nicht etwa sagen wollte, dass der heilige Geist der das gesammte sichtbare Universum durchdringende Lebensgeist oder die Seele des Universums sei, sondern umgekehrt, dass Plato eine hohe alte Weisheitslehre, die das Geheimniss der heiligen göttlichen Trias in sich schloss, in mythisch-poetischer Schilderung wiedergebend und vor ungeweihten Blicken verhüllend, durch seine Lehre von der Weltseele nur die Wahrheit habe ausdrücken wollen, der von der göttlichen Macht und Weisheit ausgehende Geist des Lebens und der Weihe gehe in die Seelen der gottgeweihten Frommen als innerste Lebensseele ein — gemäss dem augustinischen Satze, dass, wie die Seele das Leben des

[1] Περὶ διδαξέων, sive elementorum philosophiæ libri quatuor.

[2] In einem der von Cousin aus dem Megakosmos mitgetheilten Fragmente heisst es: Ubi igitur animæ mundique de consensu mutuo societas intervenit, vivendi mundus nactus originem, quod de spiritus infusione susceperat, mox de toto reportavit ad singula, eo vitæ vel vegetationis genere cui pro captu proprio fuerant aptiora. Aetherea æthereis, pura puris conveniunt. Cum coelo, cum syderibus endelychiæ vis et germanitas invenitur. Unde plenaque nec decisa potentiis ad confortanda coelestia supera regione consistit. Verum inferioribus virtus ejus degenerat. Quippe imbecillitas corporum tarditatem importat, quo se minus talem exserat, qualis est per naturam. Oeuvr. inéd. d'Abélard p. 629.

[3] Sie findet sich näher ausgeführt im ersten Buche von Abälards Indroductio ad theologiam, sowie weiter im ersten Buche seiner Theologia christiana. Vgl. Abælardi Opp. (ed. Cousin) Tom. II. p. 46 ff. u. 379 ff.

Leibes, so Gott das Leben der Seelen sei.[1] Plato habe indess recht wohl den heiligen Geist die Seele der Welt nennen können, da in der That Alles in Kraft der göttlichen Güte lebe und in der vorausordnenden Güte Gottes sein wahres, eigentliches Leben habe.[2] Wilhelm von Auvergne, welcher die Identificirung der Weltseele mit dem heiligen Geiste, oder vielmehr des heiligen Geistes mit demjenigen, was nach allgemeiner Ansicht unter der Weltseele verstanden wird, als ein sacrilegisches Attentat gegen den Kirchenglauben bekämpft,[3] kannte augenscheinlich Abälards Lehre bloss vom Hörensagen, vielleicht aus dem Briefe Wilhelms von Thierry an Bernhard von Clairvaux,[4] wo dieselbe Beschuldigung gegen Abälard vorgebracht wird, was um so sonderbarer erscheint, da der Kläger das Verzeichniss der Irrthümer Abälards eben aus jenen beiden obenerwähnten Schriften desselben, den Hauptwerken Abälards, gezogen haben will. Bernhard von Clairvaux, der ein aus den selbsteigenen Worten Abälards zusammengestelltes Verzeichniss der irrigen Meinungen desselben anfertigte,[5] liess selbstver-

---

[1] Die näheren Erklärungen, welche Abälard (Opp. Tom. II, p. 48) über die Nothwendigkeit, Plato's Lehre in der angegebenen Weise zu deuten, gibt, zeigen, dass ihm, dem Dialektiker, der Gedanke einer lebendigen Natur nicht bloss fremd, sondern geradezu unverständlich war: Clarum est, quæ a philosophis de anima mundi dicuntur, per involucrum accipienda esse. Alioquin summum philosophorum Platonem summum stultorum deprehenderemus. Quid enim magis ridiculosum, quam totum mundum arbitrari unum animal esse rationale? . . . . . Animal quippe non potest esse nisi sensibile; quis autem ex quinque sensibus mundo inesse poterit, nisi forte tactus? ... Atque est pars corporis mundi, qua ipse si tangatur, sentire queat magis quam arbores et plantæ, quæ eadem anima vivificari dicuntur. Numquid ex effossione terræ potius sentiret mundus, quam arbores ex frondium avulsione vel totius corporis sui abscissione? Præterea, quid opus erat creatione animarum nostrarum, quas postea factas esse Plato commemorat, aut quid opus est animam mundi his corporibus nostris inesse, quæ non animat? Gegen diesen letzteren Einwand, der dazumal öfter vorgebracht worden zu sein scheint, bemerkt Wilhelm von Conches: Non dicimus animam mundi esse animam, sicut nec caput mundi esse caput (Περὶ διδαξέων Lib. I).

[2] Abælard. Op. Tom. II, p. 379.

[3] De universo I, Pars III, c. 33.

[4] Dieser Brief findet sich in der Sammlung der Schriften Bernhards (Opp. ed. Venet., Tom. I) als ep. 326.

[5] Vgl. Abælard. Opp. II, p. 765 ff.

ständlich diesen Punct fallen; und was Wilhelm von Auvergne wider den angeblichen glaubenswidrigen Irrthum Abälards vorbringt, beruht auf einer ganz falschen Vorstellung von der durch Wilhelm von Thierry Abälard zur Last gelegten Identificirung des heiligen Geistes mit der Weltseele.

Angesichts der unkritischen Gläubigkeit, mit welcher Wilhelm von Auvergne die unrichtige Angabe über Abälards vermeintlichen Irrthum hinnimmt, fällt es einigermassen auf, wenn er auf eine eigene Untersuchung darüber eingeht, in welchem Sinne Plato's Lehre von der Weltseele zu verstehen sei,[1] ja wenn er bei dieser Gelegenheit für eine nach ihrem Wortlaute anstössige Aeusserung des Saracenen Abumasar[2] um eine mildernde Deutung sich bemüht, nach deren Grundsätzen sich wohl auch der vermeintlichen Identität des heiligen Geistes mit der Weltseele ein erträglicher Sinn hätte abgewinnen lassen. Wilhelm kann nicht glauben, dass Plato das ganze sichtbare Universum als Ein lebendes Wesen (unum animal) angesehen haben soll; der Ausdruck unum animal könne sich bloss auf die himmlische Welt, die mit der Mondsphäre beginnt, beziehen, oder sei vielleicht gar nur auf die Fixsternsphäre als oberste und höchste Weltsphäre zu beschränken; denn die beiden noch höheren Sphären, die neunte und zehnte, werde Plato kaum gekannt haben. In dieser seiner Voraussetzung wird Wilhelm dadurch bestärkt, dass Avicenna den Himmel ein Gott dienendes Lebewesen nenne; wenn Abumasar Gott den Geist des Himmels nenne, so werde man das Wort ‚Gott' da wohl nur im äquivoken Sinne zu verstehen haben. Angenommen, dass Plato unter der Weltseele das Beseelungsprincip der obersten Weltsphäre gemeint habe, frage es sich, wie er über die Beseelung der übrigen Himmelssphären dachte; und da scheine es am angemessensten, anzunehmen, dass er jeder derselben eine besondere Seele zutheilte, und alle diese Seelen zusammen als die Eine aus dem Dieselbigen und dem Verschiedenen zusammengesetzte Weltseele genommen habe. So habe Plato auch Kopf, Herz und Matrix im Menschen als besondere Lebewesen bezeichnet und doch den Menschen in seiner Ganzheit

---

[1] De Univ. Ps. 3, c. 29 ff.

[2] Abu Maschar (Dschiafer Ben Mohammed Ben Omar) † 885.

als Ein Lebewesen angesehen. Wie ferner Plato das Haupt für den eigentlichen Menschen nahm, den Rumpf aber nur als die das Haupt tragende Säule ansah, so wird er auch den obersten Himmel für den dem Haupte des mikrokosmischen Menschen entsprechenden Haupttheil des Makrokosmos, und den gesammten anderen Theil des Universums für den Träger jenes obersten Theiles genommen haben. Er dachte wohl die Welt als Eine, aber die Einheit derselben verlegte er in den obersten Himmel, und als Einheitsprincip sah er die daselbst wohnende Seele an, deren Wirksamkeit sich zufolge der Contiguität der Himmelssphären in alle übrigen verpflanzte. Man kann die in den übrigen Sphären wirksamen Influenzen der in der obersten Sphäre wohnenden Seele als Sonderseelen betrachten in jenem Sinne, in welchem Plato den dem Haupte subordinirten Regionen des Menschenleibes eine Sonderseele zuwies. Vergleicht man Wilhelms Auffassung der platonischen Weltseele mit jener Abälard's, so ergibt sich, dass bei Abälard viel weniger von ihr übrig bleibt, als bei Wilhelm; während letzterer in ihr eine, wenn auch auf eine obere Sphäre des Weltraums beschränkte kosmische Realität erkennt, so bleibt bei Abälard von dieser kosmischen Realität gar nichts übrig, mit Ausnahme der durch die göttliche Güte oder den heiligen Geist gewirkten musikalischen Massverhältnisse der Schöpfung,[1] in denen nach Wilhelm[2] das Wesen der Weltseele eben nicht bestehen soll; es hiesse dies nach Wilhelms Dafürhalten die Lehre Platons mit jener des Pythagoräers Philolaus verwechseln. Betreffs der Frage, ob die Annahme einer Weltseele mit dem christlichen Glauben vereinbar sei, spricht sich Wilhelm nicht geradezu verneinend aus;[3] allerdings wisse die Bibel nichts von einer Weltseele, und das gläubige Volk werde durch Erwähnung derselben ganz fremdartig angemuthet; gegen den christlichen Glauben würden aber nur Jene verstossen, welche die Seelen der Himmelssphären zu Lenkerinnen der irdischen und menschlichen Dinge machen wollten oder das Geschehene in der menschlichen Welt geradezu durch sie bestimmt wer-

[1] Abälard Opp. II, p. 40 ff.
[2] De Univ. I, Ps 3, c. 30.
[3] O. c., c. 31.

den liessen. Eine Beseelung der sublunaren Welt werde man mit Aristoteles bestimmt abzulehnen haben; das vegetative und animalische Generationsleben der Erdsphäre wird im Einklange mit der heiligen Schrift und christlichen Lehre aus der Befruchtung des Wasser- und Erdelementes durch das göttliche Segenswort abzuleiten sein.[1] Die Unbeseeltheit der vier Elemente hebt so wenig die platonische Idee der Weltbeseelung auf, als die Unbeseeltheit der quatuor humores des menschlichen Leibes hindert, dass der Mensch ein Lebewesen sei. Diess gehe auch ganz gut mit Plato zusammen, der den Menschen als mundus minor nach Analogie des mundus major fasst, von diesem aber lehrt, dass die obere Welt nicht der sublunarischen Welt, wohl aber diese jener bedürfe.

Wenn Abälard bereits dasjenige, was Plato Weltseele nannte, unmittelbar als göttliche Machtwirkung nahm, und das Princip dieser Wirkung in die göttliche Wesenheit hinein verlegte, so musste er consequenter Weise auch die platonische Ideenwelt unmittelbar in das göttliche Denken hineinverlegen. Wilhelm von Auvergne ist in diesem Punkte natürlich derselben Ansicht, und erklärt gleich Abälard, dass gemäss den Anschauungen der christlichen Theologie der mundus archetypus im Sohne Gottes gegeben sei, der als wesensgleiches Abbild des göttlichen Vaters zugleich das vergegenständlichte göttliche Urbild der Welt sei.[2] Hier erwächst aber die Frage, wie und in welchem Sinne Gott Urbild der Welt sein könne; die Erörterung dieser Frage veranlasst Wilhelm, sich principiell über sein Verhältniss zur platonischen Lehre auszusprechen, wobei denn auch seine grundsätzliche Abweichung von älteren und zeitgenössischen Platonikern zu einem sehr entschiedenen Ausdrucke gelangt. Er geht in dieser Erörterung von der Bestimmung des richtigen Verhältnisses des Geschaffenen zu seiner göttlichen Ursache aus.[3] Vor allem steht es ihm fest, dass Gott das urhaft Seiende sei, zu dessen Realität sich das creatürliche Sein bloss wie ein Schatten verhält. Daraus folgt aber nicht, dass es aller Realität ermangele; sondern in dem Grade, als es an der Wahrheit, Schönheit, Güte, Hoheit, Weis-

[1] L. c., c. 27.
[2] De Univ. II, Ps. 1, c. 17.
[3] De Univ. II, Ps. 1, c. 33 ff.

heit u. s. w. des göttlichen Seins Theil hat, participirt es auch an der Realität desselben, obschon ihm Sein, Wahrheit, Güte u. s. w. im Verhältniss zu Gott nur äquivok und beziehungsweise beigelegt werden kann. Plato hat darin gefehlt, dass er alle Aussagen über die sichtbaren Dinge als solche nahm, die bloss gleichnissweise und mit Beziehung auf eine höhere geistige Realität über ihnen, von welcher sie in Wahrheit ausgesagt würden, zu gelten hätten. Jeder muss einsehen, dass die Erde oder das Feuer nicht in jenem Sinne Erde und Feuer genannt werden, in welchem von Beiden, von Erde und Feuer das Gutsein ausgesagt wird; das letztere wird von ihnen beziehungsweise, nämlich mit Beziehung auf das Urgute, ersteres aber von den genannten Objecten gemäss dem, was sie an sich sind, ausgesagt. Wollte man nicht zugeben, dass die der Sinnenwelt angehörige Erde in Wahrheit die Erde sei, und darum auch mit voller Wahrheit Erde genannt werde, so müsste man consequenter Weise zu der Behauptung fortschreiten, dass den Bezeichnungen, die das Sinnliche als solches betreffen, überhaupt keine Wahrheit einwohne, die durch dasselbe bezeichneten Dinge also gar nicht seien.[1] Oder sollten etwa die sinnlichen Qualitäten weiss, schwarz u. s. w. sollten die sinnlichen Gestalten Pferd, Rind u. s. w. in der geistigen Welt der Intelligibilien ihr wahres Sein und ihre wahrhafte Wirklichkeit haben? Selbst in Beziehung auf den Menschen — fährt Wilhelm fort — geht es nicht an, den wahrhaften Menschen von seiner sinnlichen Erscheinung zu trennen, und ihn der Welt der reinen Intelligibilien zuzuweisen; die Definition des Menschen als animal rationale gressibile bipes schliesst Momente in sich, die sich von seiner sinnlichen Leibhaftigkeit nicht abtrennen lassen. Es ist nicht schwer zu er-

---

[1] Hiernach ist zu berichtigen, was in Prantl's Geschichte der Logik Bd. III, S. 77 zu lesen ist, woselbst an Wilhelm von Auvergne gerügt wird, ‚dass er im Anschlusse an die Araber die menschlichen Worte als die wahrhaft adäquaten essentiellen Bezeichnungen des Einzelnen betrachtet'. Dass diese Anschuldigung auf einem völligen Missverstehen der wahren Meinung Wilhelms beruht, wird nach dem oben im Texte Mitgetheilten keines besonderen Beweises bedürfen. Ein anderes Missverständniss auf derselben Seite des citirten Werkes werden wir weiter unten zu berichtigen Gelegenheit finden.

kennen, von welchem Interesse Wilhelm in diesen Erörterungen geleitet wird; es handelt sich für ihn darum, die Realität des geschöpflichen Seins im Allgemeinen, der Sinnenwelt im Besonderen, gewissen emanatianistischen Theorien gegenüber, die sich auf Plato stützten, zu erhärten. Er gibt aber weiter gar nicht zu, dass jene emanatianistischen Theorien den wahren Plato wiedergäben oder sich auf ihn zu stützen vermögend wären; diess wäre nur unter der Voraussetzung möglich, dass Plato die Ideen wirklich von Gott abgetrennt, und als etwas ausser dem höchsten Gotte Bestehendes hingestellt hätte. Nur für diesen Fall nämlich könnte die Ansicht Bernhard's von Chartres, der die Ideenwelt als eine aus Gott emanirte Schöpfung ansieht, oder die Anschauungsweise Avicema's, der die intelligenta prima als erste göttliche Emanation auffasst, als Fortbildung des ursprünglichen echten Platonismus angesehen werden. In diesem Punkte hat Wilhelm auch vollkommen Recht; eine andere Frage ist jedoch, ob er den sogenannten echten Platonismus geistig auch wirklich überwunden habe. Wenn er z. B. jene vorerwähnte Definition des Menschen als Instanz gegen die platonische Anschauung der sinnlichen Wirklichkeit einsetzt, so hat er sich denn doch allzusehr an die empiristische Wirklichkeit gehalten. Jene Definition, die trotz ihrer nicht zu bestreitenden exacten Richtigkeit jedenfalls das Product eines logisch-empiristischen Denkens ist, müste, um als philosophisch giltig angesehen werden zu können, erst aus der Idee des Menschen als denknothwendiger Inhalt derselben deducirt werden. Freilich könnte Wilhelm sagen, Plato selber in seinem Timäus habe gerade jene den Menschen von seiner leiblich-sinnlichen Seite charakterisirenden Momente aus der Idee des Menschen deducirt. Hat aber Plato in jener Schilderung die Idee des in Gott vollendeten Menschen vor Augen gehabt? Den Origenes wollte es nicht so bedünken; und wenn auch die eigenthümliche Meinung desselben von der Gestalt der verklärten Leiber mit Grund befremdlich und anstössig befunden wurde, so wird man andererseits nicht verkennen dürfen, dass der Mensch als animal gressibile bipes ganz gewiss specifisch der unverklärten zeitlich irdischen Wirklichkeit angehört.

Wilhelm schliesst sich der Abälard'schen Auffassung der platonischen Ideenlehre in so weit an, dass er die christlich

theistische Ausdeutung derselben, vermöge welcher die Ideen unmittelbar in das göttliche Denken selber zu verlegen sind, mindestens für die wahrscheinlich richtige und durch Plato's Intentionen selber geforderte hält. Man könnte darüber zweifeln, bemerkt Wilhelm[1], ob Plato unter den Ideen die Artbegriffe oder die Urbilder der Sinnendinge gemeint habe. Der ersteren Annahme widersprechen seine Aeusserungen im Timäus; denn daselbst heisst es, dass die Erde und das Feuer, die wir mit unseren Sinnen wahrnehmen, nicht die wahrhafte Erde und das wahrhafte Feuer seien; er denkt also hiebei an die Urbilder dieser Sinnesobjecte. Hat er sie als Urbilder gedacht, so müssen sie als Gedanken des Schöpfers genommen werden, da sie ausser dem Denken des Schöpfers weder als sinnliche noch als unsinnliche Realitäten existiren können; nicht als sinnliche, da sie eben die übersinnlichen Urbilder der sinnlichen Objecte sein sollen — nicht als unsinnliche Realitäten, da Stoffe, Farben u. s. w. eben nur eine sinnliche Existenz haben können. Die Annahme, Plato habe unter den Ideen die Artbegriffe verstanden, muss schon darum preisgegeben werden, weil er doch ganz gewiss wusste, dass die Art eines Dinges sein Wesen oder Esse ausmache; ist das ganze Esse der Individuen in den Individuen selber, so kann es nicht ausser ihnen sein, der Artbegriff kann nicht als eine von den unter ihm befassten Einzeldingen gesonderte Realität existiren. Demnach ist der Existenz eines von Gott und den Dingen gesonderten Reiches real existenter Allgemeinbegriffe kein Raum gegeben.

Eine Welt sogenannter Archetypen ist nicht denkbar,[2] mag man sie mit dem Schöpfer identificiren oder von ihm unterscheiden. Identificirt man sie mit dem Schöpfer, so muss jedes Archetyp als Schöpfer genommen werden; damit wird aber die untheilbare Einheit des Schöpfers in eine reale Vielheit von Schöpfermächten aufgelöst. Nimmt man die Welt der Archetypen als etwas von Gott Verschiedenes, so muss sie eine erste urhafte schöpferische Setzung Gottes sein, in der er sich urhaft die Welt vergegenwärtiget. Da sie aber eine Schöpfung ist, und von Gott nicht blind producirt worden sein

---

[1] De Univ. II, Ps. 1, c. 35.
[2] De Univ. I, Ps. 1, c. 38.

kann, so muss sie in einer vorausgehenden Ideenschöpfung präconcipirt sein, diese als Schöpfung abermals in einer anderen, und so in's Unendliche fort. Also ist der Gedanke einer geschaffenen Idealwelt ebenso undenkbar, als jener einer schöpferischen Archetypenwelt. Man wird leicht erkennen, dass hier mit einem Schlage zwei Systeme, jenes des Bernhard von Chartres und das des Scotus Erigena abgethan sein wollen, und Wilhelm unter Einem mit dem gesammten speculativen Platonismus des früheren Mittelalters aufgeräumt wissen will. Grund dessen ist aber nicht etwa der pantheisirende Emanatianismus der Systeme der genannten Männer, sondern ihre Nichtübereinstimmung mit dem richtig verstandenen Plato, der im Punkte der Ideenlehre einigermassen der christlichen Logoslehre vorgegriffen hat;[1] noch mehr sei dies der Fall in dem hermetischen Buche, welches λόγος τέλειος betitelt ist.

Die von Wilhelm als richtig verstandene Ansicht Plato's über die Lehre vom göttlichen Verstande als wahrhafter Welt der Intelligibilien wird ihm denn auch zum Richtmass für den emanatianistischen Kosmismus der Araber, den er auf Aristoteles zurückführt, während er in Wahrheit aus einer Verschmelzung oder Amalgamirung des Aristotelismus mit neuplatonischen Elementen hervorgegangen ist. Wilhelm bekämpft diesen Emanatianismus weit weniger desshalb, dass er Emanatianismus ist, als vielmehr um des Umstandes willen, dass in ihm das göttliche Urwesen nicht als die unmittelbare Ursache alles Geschaffenen erscheint. Es ist also eigentlich nur die gröbere und minder verhüllte Form des Emanatianismus, an der er sich stösst, während die feinere Form desselben bei ihm kein Bedenken erweckt. Man muss diess aus der augenscheinlich günstigen Meinung schliesen, die er von Avicebron's Lehren hegt. Er kann nicht umhin, in demselben trotz seines arabischen Namens und Idioms einen Christen zu vermuthen;[2] er rühmt von ihm, dass er in seinem fons sapientiae (unter diesem Titel citirt Wilhelm Avicebrons Schrift fons vitae) den Gedanken der eingebornen Weisheit Gottes erfasst, und ein eigenes Buch über das allwirkende Wort des Ewigen geschrieben

---

[1] De Univ. I, Ps. 1, c. 26.

[2] De Univ. II, Ps. 1, c. 26.

habe.[1] Dass trotz der biblisch-creatianistischen Sprache des fons vitae die Schöpfung dennoch der Substanz nach aus Gott educirt werde, scheint Wilhelm entgangen zu sein. Es genügt ihm, dass Avicebron für die Entstehung alles Geschaffenen unmittelbar auf den göttlichen Verstand und Willen recurrirt, und letzteren zur Immediatursache der Entstehung alles Geschaffenen macht; dass der von der Weisheit durchdrungene und aus der Weisheit emanirte Wille eigentlich doch nur Gestalt der Materie, diese aber aus Gott emanirt gedacht werden müsse, scheint Wilhelm bei Avicebron nicht aufgefallen zu sein. Ein richtigerer Einblick in die Sache findet sich bei Thomas Aquinas,[2] der es an Avicebron als Grundfehler bemängelt, einer höchsten Materialursache alles Geschaffenen nachgeforscht zu haben, da doch, wie bereits Plato gezeigt habe, das Aufsteigen zu den höchsten Ursachen ausschliesslich auf Wirkungs- und Formprincipien hinleite.

Die Hauptinstanz, welche Wilhelm gegen den emanatianistischen Kosmismus der Araber geltend macht, ist die durch denselben involvirte Läugnung oder Beseitigung der Lehre vom schöpferischen Worte Gottes als absoluter unmittelbarer Seinsursache alles Geschaffenen, welche die urbildlichen Formen alles Geschaffenen in sich trägt und durch sich selbst in schöpferischer Causalität verwirklichet. An die Stelle dieser Einen absoluten Causalität haben die Araber (Algazeli, Avicenna u. s. w.) eine Reihe abwärts steigender Emanationen gesetzt,[3] von der intelligentia prima angefangen bis herab zur intelligentia decima, der letzten und untersten universalkosmischen Wirkungsursache. Die intelligentia prima ist das Product des göttlichen Selbsterkennntnissactes. Gott setzte die-

[1] Wilhelm wird um diese Schrift Avicebrons wohl nur aus einer Stelle im fünften Buche des fons vitae gewusst haben, woselbst sich Avicebron auf dieselbe bezieht. Wir kennen sie bloss unter dem Titel, unter welchem sie in dem von Munk (Mélanges de philosophie juive et arabe Paris 1859, p. 223) mitgetheilten Fragmente einer lateinischen Uebersetzung des fons vitae erscheint. Et jam disposui — heisst es daselbst — verba de his omnibus in libro qui tractat de scientia voluntatis; et hic liber vocatur: Origo largitatis et causa essendi.

[2] Opusc. de substantiis separatis, c. 6.

[3] De Univ. I, Ps. I, c. 24 ff.

ses Product, indem er sich als Urbild und Spiegel des Universums dachte und erkannte; es ist der erschöpfende in sich vollkommen geeinigte Ausdruck dieser göttlichen Selbsterkenntniss. Wie aber Gott wesentlich ein Denkender ist, so auch die aus ihm emanirte intelligentia, der es wesentlich war, sowohl ihren Schöpfer als auch sich selbst zu denken, und die Acte dieses Denkens eben so, wie ihr Schöpfer, in realen Emanationen zu vergegenständlichen. Ihren Schöpfer in seiner Herrlichkeit denkend entlässt sie aus sich die intelligentia secunda als lichtstrahlende Emanation; ihre selbsteigene Potenzialität denkend wirft sie gleichsam als ihren Schatten die Materie des ersten Himmels heraus, ihre selbsteigene Actualität (perfectio) denkend emittirt sie das Formprincip des ersten Himmels, wodurch dieser Gestalt gewinnt. Endlich denkt sie sich auch als Intelligenz, und macht damit ein drittes Lichtprincip aus sich emaniren, die Seele des ersten Himmels, welche die Bewegerin desselben ist. In ähnlicher Weise wird nun weiter auch die Entstehung der übrigen himmlischen Intelligenzen bis zur zehnten herab, der übrigen Himmel, Himmelsformen und Himmelsseelen erklärt. Die zehnte Intelligenz ist die Sonne unserer Seelen, und von ihr geht die Verursachung des Vielen und Vervielfältigbaren aus, sie ist die Schöpferin der Materie der generablen und corruptiblen Dinge; aus ihr sind auch unsere Seelen emanirt, in deren geistiger Lichtschwäche sich die Erschöpfung der in zunehmender Abschwächung bei der zehnten Emanationssstufe angelangten Lichtemanation kundgibt.

Wilhelm hat gegen alle einzelnen Punkte dieser emanatianistischen Gesammtanschauung ernstliche Einwendungen in Bereitschaft. Die intelligentia prima ist etwas Geschöpfliches, wie alle nachfolgenden Emanationen; man sieht nicht ein, wesshalb der Schöpfer, der, soferne er sich als Schöpfer oder ursächliches Weltprincip denkt, die intelligentia prima aus sich hervorgehen macht, nicht eben so gut alles übrige Geschaffene unmittelbar durch sich selber setzen sollte. Man muss annehmen, dass er Alles gleichmässig erkenne, da weder in ihm selber, noch in den Dingen irgend eine Ursache liegt, welche hindern könnte, dass er alles ohne Unterschied gleichmässig und gleich gut erkenne; wenn er nun eben als Erken-

nender zum Schöpfer wird, so sieht man nicht ein, wesshalb sein Schaffen auf die Hervorbringung der Intelligentia prima sollte beschränkt gewesen sein. Wilhelm sieht hierin eine Beschränkung der Freiheit, der Macht und auch der Einsicht des Schöpfers, sofern sein Wirken durch sein Erkennen bestimmt, dieses also auf die intelligentia prima als einziges Object beschränkt ist. Sofern das Erkennen als solches der Ursächlichkeitsgrund des Schaffens ist, wird jeder Antheil des Willens am Schaffen ausgeschlossen, und dasselbe zu einem naturnothwendigen Acte gemacht; Gott ist demzufolge die willenlose Ursache dessen, was er selber setzt, und was durch die von ihm producirte intelligentia prima unmittelbar und mittelbar weiter noch causirt wird. Von einer providentiellen Leitung des aus Gott in abgestuften Graden emanirten Weltganzen kann da keine Rede sein; es fehlt hiezu von Seite der höchsten Weltursache nicht nur an der Macht des Alles unmittelbar beherrschenden Willens, sondern selbst das Denken und Erkennen Gottes geht ganz in der ihm unmittelbar gegenständlichen intelligentia prima auf, daher schon aus diesem von einem weltleitenden providentiellen Walten keine Rede sein könnte. Der allwaltende Gott ist allen Dingen nahe, keines ist von seiner Gegenwart und Wirksamkeit ausgeschlossen. Nach jener Lehre aber wäre er einigen Dingen nahe, anderen ferne, ja unermesslich ferne, so dass sie selbst seinem geistigen Blicke ganz entzogen wären. Diess ist nicht der Alles umfassende, haltende und tragende Gott, der, wie er absolut über Allem ist, so zugleich innerlichst in Allem ist, so dass seinem allbeherrschenden Willen auch nicht das Kleinste und Mindeste in seinem Sein, Dasein und Leben entzogen ist; Gott ist in der Allverbreitung seines Wirkens der fons vitae des gesammten Universums in ähnlicher Weise, wie es das Sonnenlicht für die sichtbare irdische Natur, wie es die Seele für den Leib ist, nur noch in ungleich vollkommenerer Weise, so dass er Alles in Allem wirkt und nichts ohne ihn geschieht.

Die ersten neun Intelligenzen haben nach der Lehre der Aristoteliker die Bestimmung, die neun Himmelssphären zu bewegen und sind von Aristoteles eben zur Erklärung der Himmelsbewegungen ausgedacht worden.[1] Jede Sphärenseele

[1] De Univ. II, Ps. 1. c. 4 ff.

hat nämlich das Verlangen, jener Intelligenz, die ihrer Sphäre vorgesetzt ist, sich selbst und die von ihr beseelte Sphäre zu verähnlichen; die kreisförmige Bewegung der Sphäre soll als die vollkommenste aller Bewegungen das Ergebniss dieses Verähnlichungsstrebens sein. Wilhelm findet, dsss diese Bewegung eigentlich nur ein unaufhörliches zielloses Suchen des absoluten Ortes des sich bewegenden Körpers ist, der jenen Ort zwar in jedem Momente zu errreichen scheint, aber kaum erreicht in demselben Momente schon wieder aufgeben muss. Von einer Verähnlichung der bewegten Sphäre mit der ihr entsprechenden Intelligenz kann keine Rede sein; die Intelligenz, die als causa finalis angestrebt wird, ruht unbewegt in sich selber, die kreisende Sphäre wird durch das Verlangen ihrer Seele nach Vereinigung mit jenem Ruheziele in der Unruhe einer beständigen Kreisung erhalten; die Intelligenz ist vollkommen actu, die kreisende Sphäre stets nur in potentia ad actum, ohne diese Potentialität in irgend einem Momente je actuiren zu können. Wilhelm vergleicht das ruhelose Herumtreiben der Sphären durch ihre Seelen in einem nicht gerade edlen Bilde mit der Bewegung einer durch Pferde oder Mäuler getriebenen Tretmühle, wobei nur der Unterschied statthabe, dass die Bewegung der Tretmühle einem nützlichen Zwecke diene, während das Umtreiben der Himmelssphären gänzlich ziellos sei. Diese letztere Bemerkung ist in mehr als einer Beziehung verfehlt, und hält sich nicht auf der Höhe einer wissenschaftlichen Argumentation; von grösserem Belange ist es, wenn Wilhelm die Frage aufwirft, weshalb die einzelnen Himmelsseelen jede gerade nur der speciell ihre besondere Sphäre beherrschenden Intelligenz zugewendet seien, und nicht vielmehr der intelligentia prima, die als die vollkommenste und herrlichste doch den stärksten Zug auf alle Himmelsseelen ohne Unterschied ausüben sollte? Die Himmelsseelen seien damit zu einer Unfreiheit verurtheilt, über welche die irdischen Menschenseelen hinausgehoben seien; denn diesen sei es anheimgegeben, ihre Ideale in der höchsten und vollkommensten Wirklichkeit zu suchen, ja es gilt sogar als tadelhaft, mit Beiseitesetzung des Besten und Vollkommensten das minder Vollkommene zu seinem absoluten Ideale zu machen. Es geht aber gar nicht

an, das Begehren und Streben der Himmelsseelen in der genannten Weise einzuschränken; sie können zuhöchst nichts Anderes als Gott selbst begehren, der die denknothwendige Finalursache alles Geschaffenen ist. Sie bewegen also die Himmelssphären entweder, weil es Gott so gefällt, oder um Gott zu gefallen, oder um ihn zu verherrlichen. Bei Avicenna scheint eine Einsicht in die Denknothwendigkeit dieser Final-Beziehung hervorzubrechen, wenn er sagt, dass die Bewegung des Himmels im Dienste des höchsten Gottes sich vollziehe. Es lässt sich gar nicht denken, wie die Seelen jener Sphären ihre absolute Befriedigung innerhalb ihres Lebenskreises sollten finden können, so wie sich umgekehrt nicht denken lässt, dass sie nicht absolut befriediget sein sollten, da sie nach der Lehre der Aristoteliker absolut vollendet (in perfectione ultima) sein sollen. Eben diese vermeintliche absolute Vollendung lässt sich aber mit dem ruhelosen Kreisen ihrer Körper nicht vereinbaren; damit hebt sich die Vorstellung dieser Himmelsseelen eigentlich schon von selber auf; und die ihnen angeblich entsprechenden Intelligenzen werden, um überhaupt als kosmische Wesen denkbar zu sein, in die seligen Himmelsgeister umzusetzen sein, die nicht, wie jene Intelligenzen, absolut in sich ruhen, sondern in die Anschauung der Gottheit vertieft sind, und aus diesem Schauen ewig Freude, Kraft und Stärke schöpfen. Nur wird dann die dürftige Zehnzahl jener angeblich auseinander emanirten himmlischen Intelligenzen als absolut ungenügend erscheinen; es wird vielmehr an die Stelle der ersten, der sogenannten intelligentia prima, eine unermesslich reiche Vielzahl von Geistern zu treten haben, wie es der unendlich reichen, allvermögenden Schöpferkraft Gottes, und seiner neidlosen Güte, die eine möglichst grosse Zahl von Wesen beseligen will, angemessen ist.

Ausser den neun Intelligenzen, welche den neun Himmelssphären entsprechen sollen, nehmen die Aristoteliker noch eine intelligentia decima an, welche den Namen intelligentia agens führt, und die Mittlerin des intellectiven Erkennens der menschlichen Seele sein soll.[1] In dieser intelligentia decima sollen die Allgemeinbegriffe der irdischen Sinnendinge aufgehoben

[1] De Univ. II, Ps. 1, c. 14 ff.

sein, und sie soll für unser intellectives Erkennen dieselbe Bedeutung haben, wie die Sonne für unser sinnliches 'Erkennen. Gleichwie jedoch das blosse Sonnenlicht für sich nicht ausreicht, zu bewirken, dass in einem Spiegel die Bilder der Sinnendinge wiedererscheinen, wenn nicht diese Dinge selber dem Spiegel nahe gebracht werden, so kann die Einwirkung des intellectus agens für sich allein nicht ausreichen, in unserem Erkennen die intellectiven Formen der Dinge wiederscheinen zu machen. Aristoteles sagt freilich, dass die intelligiblen Formen in unserem Intellecte potentiâ propinquâ vorhanden seien, während die entsprechenden sinnlichen Formen im Spiegel bloss in potentia remota vorhanden wären; aber er deutet andererseits doch auch wieder an, dass die intelligiblen Formen durch eine Abstreifung der sinnlichen Einhüllung des Vorstellungsinhaltes zu Stande kämen. Daraus folgt nun, dass uns die Intelligentia agens nicht die intelligible Form selber einstrahlt; welchen Antheil soll sie denn nun eigentlich am Zustandekommen unseres intellectiven Erkennens haben? Sie kann nur entweder sich selbst oder die in ihr vorhandenen Formen unserem Intellecte einstrahlen; als Inbegriff aller Intellectualformen der Sinnenwelt ist sie eigentlich nichts anderes als die platonische Ideenwelt, deren Annahme Aristoteles durch seine eigenthümlichen uranokosmischen Lehren von sich ablehnen wollte. Es hilft nichts, zu sagen, in der intelligentia agens seien nicht die veritates rerum, sondern bloss die similitudines dieser veritates vorhanden; nimmt Aristoteles eine himmlische Wirklichkeit jener similitudines an, so muss er eine himmlische Wirklichkeit jener veritates annehmen, auf welche jene similitudines zurückweisen; dann ist also die mit der intelligentia agens nicht gegebene platonische Ideenwelt in einer höheren Region über jener intelligentia zu suchen. Der Ausweg, die jenen similitudines entsprechende Wahrheit in die Dinge selber zu verlegen, geht nicht an, und ist durch den ganzen Denkzusammenhang der aristotelischen Weltanschauung verlegt; die leidenlosen himmlischen Intelligenzen recipiren nichts von den sinnlichen Erdendingen, und gehen in der Ordnung des Seins und Gewordenseins denselben voraus, gerade so wie das Wahre und Wahrhaftige seiner Nachbildung vorausgeht. In der Intelligentia agens müssen

die intelligiblen Formen aller irdischen Dinge und Wesen vorhanden sein; sie ist ja nach Aristoteles die Schöpferin unserer Seelen und die Bildnerin unserer Leiber, und muss beide, Seelen und Leiber, nach den ihr eingebornen, natürlich eigenen Ideen hervorgebracht haben.

Dieses, der intelligentia agens beigelegte Schöpfervermögen ist nun ein weiterer Punkt der Kritik Wilhelms.[1] Erstlich ist unter der Voraussetzung eines derartigen Ursprunges der Menschenseelen die Verschiedenheit und Ungleichartigkeit ihrer besonderen Begabungen nicht erklärlich. Dieser Unterschied kann nicht aus dem in sich durchaus gleichartigen und gleichmässigen Wirken der intelligentia agens erklärt werden; er kann eben so wenig in der Verschiedenheit der körperlichen Dispositionen gegründet sein, da ja auch die Körper der Menschenseelen ein Product jener durchaus gleichartigen und gleichmässigen Wirksamkeit der intelligentia agens sein sollen. Ferner muss das Schaffen der Seelen als ein ohne Mittel innerhalb der intelligentia agens vor sich gehender Act gedacht werden; wie ist es mit der Güte der schaffenden Potenz zu vereinbaren, dass sie die in sich erzeugten Seelen aus sich hinausstösst, um sie in irdische Leiber einzukerkern? Jede der oberen neun himmlischen Intelligenzen bringt eine andere Intelligenz hervor, und schafft sich ihren eigenen Himmel; warum beschränkt man das Schaffen der intelligentia agens auf die Hervorbringung der Seelen und Leiber, warum war sie unvermögend, sich ihren eigenen Himmel zu schaffen, oder in Ermangelung dessen wenigstens die gesammte tellurische Sphäre zu gestalten? Aber freilich ist auch das den anderen Intelligenzen zugeschriebene Schöpfervermögen mit allerlei Ungereimtheiten behaftet. Jede der Intelligenzen setzt in demjenigen, was sie schafft, etwas, das minder ist, als sie selbst. Man muss fragen, sind die zehn Intelligenzen Individuen einer und derselben Species oder nicht? Gehören sie unter Eine Species, so begreift man nicht, weshalb jede folgende etwas Minderes ist als die ihr vorausgehenden; sind sie aber nicht Einer Species, so ist unbegreiflich, wie eine aus der anderen auf natürliche Weise hervorgehen konnte.

---

[1] De Univ. II, Ps. 1, capp. 19—27.

Eine Hauptinstanz gegen das angebliche Schaffen jener Intelligenzen bietet sich Wilhelm in dem Umstande dar, dass sie mittelst ihrer intellectiven Thätigkeit schaffen sollen.[1] Die erste Intelligenz bringt die zweite hervor, indem sie den Schöpfer denkend erfasst. Daraus folgt, dass jede der anderen Intelligenzen gleichfalls dadurch, dass jede aus ihnen ihre Schöpferursache denkend erfasste, eine neue Intelligenz setzte. Wenn aber jede derselben schaffend ihre Schöpferursache wiedersetzte, so begreift man nicht die successive Abschwächung der auf einander folgenden Creationen. Eben so unbegreiflich ist, dass die ihre Schöpferursache denkende Intelligenz eine andere aus ihr emanirte Intelligenz als Frucht ihres Gedankens setzt; das ist gerade so, als ob derjenige, der den Bauplan für ein Haus entwirft, eine Statue producirte. Man könnte jenen Gedanken nur so zurecht legen, dass gesagt würde, die erste Intelligenz habe die aus ihr hervorzugehen bestimmte zweite Intelligenz in der Idee des Schöpfers wahrhaft verstanden und so die Hervorbringung derselben zu Stande gebracht. Noch bedenklicher steht es um die angebliche Hervorbringung der Himmelsseelen durch die Intelligenzen, da zwischen beiden nicht bloss ein specifischer, sondern ein generischer Unterschied besteht. Am allerwenigsten ist aber die Creirung der körperlichen Form des Himmels durch die Intelligenzen denkbar, da diese Form vom Denken der Intelligenzen noch weiter absteht, als die Materie des körperlichen Himmels; die Materie an sich ist einfach nur formlos, die Formirung derselben aber ergibt etwas den intelligiblen Formen der Intelligenzen positiv Unähnliches. Die Materie des Himmels konnte aber von den Intelligenzen desshalb nicht hervorgebracht werden, weil die Intelligentia prima, wenn sie die Potenz des Schöpfers dachte, nicht etwas bloss potentiell Seiendes, sondern den Schöpfer selber dachte; daher konnte aus ihrem Denken der Potenz des Schöpfers nichts Anderes und Geringeres, als aus ihrem Denken der Essenz des Schöpfers hervorgehen, die Frucht jenes Gedankens der Potenz des Schöpfers konnte nicht die Emanation der Materie oder das an sich blos potentielle Sein sein. Die Potenzialität des Schöpfers ist rein activ, jene der

[2] De Univ. II, Ps. I, c. 27 ff.

Materie rein passiv. Ueberhaupt aber ist es verfehlt, der intellectiven Thätigkeit als solcher eine schöpferische Wirkung zuschreiben zu wollen, da, wie doch Aristoteles gemeinhin lehrt, der Erkennende weit mehr receptiv als activ sich verhält; die Einsicht oder Intelligenz ist nur die Leuchte der Wirkungsthätigkeit, nicht aber diese selber.

Es handelt sich endlich noch um die Grundvorstellung, die diesen emanatianistischen Anschauungen unterliegt. Wilhelm hebt sie öfter als einmal hervor;[1] es ist die Meinung, die kosmische Wirklichkeit sei der natürliche und naturnothwendige Ausfluss eines ersten Wirkungsprincipes in jener Weise, wie der Glanz von der Sonne, oder die Wärme vom Feuer ausfliesst. Daraus würde folgen, dass die Schöpfung ein naturnothwendiges und seit ewig vorhandenes Educt aus Gott sei. In der That behauptet Avicenna mit Aristoteles den Bestand der Schöpfung von Ewigkeit her;[2] Gott gehe der Welt nur als ursächliches Princip, nicht aber der Zeit nach voraus, weil der Schöpfer nicht ohne Schöpfung gedacht werden könne, und somit, wenn die Welt einen Zeitanfang hätte, auch der Schöpfer mit der Welt in der Zeit angefangen haben müsste. Avicenna übersieht, dass es ausser der zeitlichen Präcedenz noch eine andere über die Zeit erhabene Präcedenz gibt; die Zeit selber hat zu ihrer absoluten Voraussetzung die Ewigkeit, und diese ganze ungetheilte, untheilbare Ewigkeit des Schöpfers ist dem zeitlichen Schöpfungsanfange vorauszustellen. Der angebliche Widersinn einer Zeit vor der Zeit fällt da hinweg; das Ante der Zeit und das Ante der Ewigkeit gelten nicht univoce und nicht in demselben Sinne, weil Zeit und Ewigkeit gar nicht mit einander vergleichbar sind. Univoque Aussagen gelten nach Aristoteles nur von Dingen, die sich mit einander vergleichen lassen. Zeit und Welt sind Correlate; demzufolge sind auch Vorzeitliches und Ueberweltliches Correlate; wie es nun widersinnig wäre, zu fragen, ob jemand am äussersten Rande des obersten Himmels seine Hand über diesen Rand hinausstrecken könne, so wäre es auch widersinnig, von einer Zeit vor der Zeit zu sprechen. Ante und Post gilt eben nur von dem, was innerhalb der Zeit ist,

---

[1] De Univ. I, Ps. I, c. 21.

[2] De Univ. I, Ps. 2, capp. 7 ff.

sowie Ultra und Extra nur von dem, was innerhalb der Welttotalität ist. Daraus aber, dass vor der Zeit keine Zeit und über der Welt als totalitas rerum nicht wieder eine Welt ist, folgt nicht, dass vor der Zeit und über der Welt nichts sei. Avicenna hält den Uebergang vom vorausgegangenen Nichtschaffen zum nachfolgenden Schaffen für etwas Undenkbares; wie die schöpferische Ursache im Momente des angeblichen zeitlichen Schaffens disponirt war, muss sie auch schon früher disponirt gewesen sein, also ihr Schaffen von Ewigkeit her stattgehabt haben. Nehme man ein Schaffen in der Zeit an, so müsse man dafür halten, dass etwas eingetreten sei, wodurch das Schaffen ermöglicht worden sei, und dass etwas Anderes, wodurch es bisher verhindert wurde, beseitigt worden sei. Gegen dieses Argument Avicenna's ereifert sich Wilhelm in fast leidenschaftlich erregter Weise. Wenn nichts einen Anfang in der Zeit gehabt, sondern Alles von Ewigkeit her gewesen sein soll, so heisst diess so viel, dass Alles ohne einen Anfang seiner Existenz sei — ein Irrthum, den man nicht widerlegen, sondern zusammt seinen Bekennern mit Feuer und Schwert ausrotten sollte. In der schöpferischen Ursache, die vom Nichtschaffen zum Schaffen übergeht, soll eine Veränderung vorgehen, und etwas eintreten, was früher nicht in ihr war; woher soll dieses Neue in ihr, welches Ursache des Jetzt-Schaffens ist, gekommen sein? Es kann nicht ursachlos eingetreten sein; also muss man für diese Ursache des Jetzt-Schaffens wieder eine Ursache suchen, und so in's Unendliche fort. Avicenna würde aus der Unmöglichkeit dieses regressus in infinitum folgern, dass die schöpferische Ursache eben vom Anfange her und seit ewig zum Schaffen disponirt gewesen sei; Wilhelm zieht umgekehrt die Folgerung, dass die Inswerksetzung des seit ewig bestehenden Schaffensbeschlusses keine Veränderung der immutablen Wesenheit des Schöpfers involvire. Er bringt diese absolute Immutabilität des Schöpfers in Verbindung mit der absoluten Allvermögendheit Gottes, die als solche jede Determinirtheit und Nöthigung Gottes, etwas Bestimmtes mit Ausschluss alles Anderen sonst Möglichen hervorzubringen, ausschliesst. Wenn Gott vermöge seiner absoluten Allvermöglichkeit nicht determinirt oder genöthigt ist, etwas Bestimmtes hervorzubringen, so ist allerdings nicht bloss die Wahl des zu

Schaffenden, sondern das Schaffen selber seinem Wollen oder Nichtwollen anheimgegeben, woraus wenigstens so viel folgt, dass Gott nicht seiner Natur zufolge von Ewigkeit schaffen musste, und wenn er in der Zeit, d. h. nachdem er vorausgehend nicht geschaffen hatte, zu schaffen begann, in seinem Wesen kein anderer wurde, als er früher war. Den eigentlichen Grund dafür, dass die Dinge wirklich einen zeitlichen Anfang hatten und haben mussten, findet Wilhelm in der metaphysischen Qualität der geschaffenen Dinge, die als solche an sich bloss möglich sind, während sie, wenn sie von Ewigkeit her wirklich wären, als nothwendige erachtet werden müssten.

Fragen wir nun schliesslich, ob Wilhelm den Emanatianismus, den er im christlich-theologischen Interesse bekämpft, auch speculativ überwunden habe, so müssen wir billig hieran zweifeln. Nicht nur unterlässt er, den christlichen Gottesbegriff, welchen er den emanatianistischen Vorstellungsweisen des Neuplatonismus entgegenstellt, philosophisch so weit zu vertiefen, dass aus demselben die speculative Idee des göttlichen Schaffens als eines reinen und absoluten Hervorbringens resultirte, sondern er gebraucht auch über die göttliche Schaffensthätigkeit Redeweisen, welche sichtlich darauf hinweisen, dass er geistig selber noch unter dem Einflusse der von ihm bekämpften emanatianistischen Vorstellungsweise steht. Er spricht von einem Ausfliessen und Recipirtwerden, nicht nur der Bestimmtheiten des Seins, sondern des Seins selber;[1] er vergleicht das Sein der Creaturen mit einem aus dem Lichte der Gottheit ausströmenden und den gesammten Schöpfungsraum ausfüllenden Lichte. Man habe sich, erklärt er weiter, die Gottheit als ein nach allen Seiten hin strahlendes Licht, das Sein des Universums aber als die Circumfulgenz dieses Lichtes, und als die allverbreitete und nach allen Seiten hin expandirte Radiosität und Luminosität vorzustellen; gleichwie, wenn die Sonne das einzige Licht wäre, alles Leuchtende sein Leuchten nur der Sonne verdanken würde, so verdankt alles Seiende in unvergleichlich höherem Grade sein Sein dem Schöpfer. Der Unterschied ist nur dieser, dass die im Lichte der Sonne leuchtenden Körper verschiedene Abstände von ihrer

---

[1] De Univ. I, Ps. 1, c. 30.

Leuchtquelle haben, der Schöpfer aber jeglichem Geschaffenen unmittelbar und innerlichst nahe ist. Wenn man irgend ein Geschaffenes aller seiner speciellen Bestimmtheiten, seiner accidentellen Formen und seiner substantiellen Form entkleidet, so bleibt noch das Sein und mit diesem der Geber des Seins übrig. Will man sich an diese Erklärungen Wilhelms strenge halten, so ergibt sich nichts anderes, als dass die schaffende Gottheit in allem Geschaffenen sich selber setzt, natürlich unter jenen Einschränkungen, welche die allgemeine und specifische Qualität des Geschaffenen selbstverständlich mit sich bringt. Der von ihm an Avicenna gerügte Gedanke einer göttlichen Lichtemanation wird also von ihm selber adoptirt, nur soll derselbe auf eine mit der Absolutheit des göttlichen Wesens verträgliche Art ausgedeutet werden. Damit scheint ihm das christliche Glaubensinteresse hinlänglich gewahrt zu sein. An die Stelle der lichtaussendenden Sonne, von welcher er mit Avicenna das zur Verdeutlichung der Schöpfungsthätigkeit bestimmte Bild entlehnt, tritt das schöpferische Gotteswort als die Sein und Leben causirende Lichtsonne der Gesammtschöpfung. Dieses ewige Schöpferwort ist unter Einem Verstand, Kraft und Willen des Schöpfers: Verstand als die aus der Tiefe des göttlichen Wesens herausgesetzte Conception des Weltgedankens — Kraft und Wille als reale Selbstobjectivirung dessen, der im Worte sich selbst und Alles durch das Schöpferwort Hervorzubringende ausspricht. Um nun den Gedanken von der Zeitlichkeit der Schöpfung sowohl, als auch von der absoluten Freiheit Gottes in der Causirung der zeitlichen Schöpfung speculativ zu begründen, hätte er, was von Seite der mittelalterlichen Theologen überhaupt nicht geschehen ist, dazu fortschreiten müssen, die Selbstaussprache Gottes in seinem Worte als Moment eines immanenten göttlichen Lebensprocesses zu betrachten, in welchem Gott sich vor sich selber in der absoluten Fülle seines Wesens aufschliesst, um mittelst dieses Selbstaufschlusses den absoluten Rückschluss in sich selber zu vollziehen, und sich damit in jenem ewigen Processe ewig als den absolut Fertigen und sich selber absolut Genügenden zu affirmiren. Dann hätte die Schöpfung als eine auf Grund dieses immanenten Lebensprocesses vor sich gehende und diesen als absolutes Prius voraussetzende Thätigkeit erscheinen müssen,

zu welcher es für Gott als dem absolut sich selber Genügenden keinerlei Art von Wesensnöthigung gab und geben konnte. Sofern weiter Gott das absolute Prius des Seienden ist, muss er die absolute Ursache alles anderen ausser ihm Seienden sein, und dieses kann so gewiss kein Educt, keine Ausstrahlung des absolut Seienden sein, als letzteres kraft jenes immanenten Lebensprozesses, in welchem es sich absolut in sich selber zurückschliesst, jede Emanation seiner selbst nach Aussen ausschliesst; daraus ergibt sich denn von selber der Begriff des Schaffens als eines reinen, absoluten Hervorbringens, nicht aus der incommunicablen Fülle des eigenen Wesens, sondern aus der absoluten Fülle der in sich selber absolut gesammelten Kraft, deren Höchstes es ist, das was schlechthin nicht war, als seiend zu setzen. Wilhelm bleibt aber dabei stehen, dass der absolute Schöpferwille im göttlichen Schöpferworte eine hypostatische Realität hat, und dass in dieser Realität als objectivirtem verbum mentis divinae zugleich jene göttliche ars real gesetzt sei, mittelst welcher und in deren Kraft das göttliche Kunstwerk des Universums geschaffen werden soll. Es sind hier disparate unfertige Gedanken neben einander gestellt, deren Unzusammenhang es zu keiner gedankenhaften speculativen Fassung des göttlichen Schaffenswerkes kommen lässt. Wenn die Welt ein göttliches Kunstwerk genannt wird, so ist damit gesagt, dass sie ein Werk des göttlichen Verstandes und Willens sei; die daneben einhergehende Vorstellung einer göttlichen Kraft- und Seinseinflössung entstammt einem ganz anderen Denkhabitus, und involvirt den Gedanken eines Recipienten dieser Kraft- und Seinseinflössung, als welchen man, so scheint es fast, den leeren, seiner Füllung durch das göttliche Schaffen harrenden Weltraum, die leere Fassung der noch nicht geschaffenen Welt anzusehen hätte. Darin wäre dann wohl auch noch ein unwillkürliches Nachwirken der im platonischen Timäus vorgetragenen Anschauungsweise erkennbar; so wie die Ableitung der Welt von dem aus Gott emanirten Schöpferworte in der von Wilhelm ihr gegebenen Fassung eigentlich nur als eine christlich rectificirte Nachbildung der neuplatonischen emanatianistischen Schöpfungslehre genommen werden kann.

Hier erwächst uns nunmehr die Aufgabe, das Verhältniss

Wilhelms zu dem von ihm mehrmals citirten Avicebron (Wilhelm schreibt immer: Avicembron) etwas näher in's Auge zu fassen. Dass Wilhelm sich nicht auf das speculative Gedankensystem Avicebrons stützte, ist für sich klar, da er überhaupt nicht speculativer Denker ist; dass er sich aber von ihm mehrfach anregen liess, und namentlich in der Schöpfungslehre auf ihn Bezug nahm, liegt offen da. Für seine Verbindung der Weisheit mit dem Willen in der Idee des Schöpferwortes findet er eine Bestätigung in der analogen Anschauungsweise Avicebrons, wobei er freilich von dem emanatianistischen Charakter derselben völlig absieht, ja ihn kaum erkannt zu haben scheint. Bei Avicebron ist der aus der göttlichen Intelligenz ausgeflossene Schöpferwille nur die Ursache der Stoffgestaltung, nicht aber der Materie selber; diese ist dem göttlichen Wesen entflossen. Wilhelm kommt wiederholt auf einen Spruch Avicebrons,[1] dessen Fassung durch sich selber schon zu erkennen gibt, dass Avicebron die Schöpfung als einen aus Gott hinausgeworfenen Schatten des göttlichen Wesens ansieht; Wilhelm hält sich einfach daran, dass Avicebron im Geschaffenen in Hinsicht auf die metaphysische Realität desselben nur einen Schatten der absoluten Realität des göttlichen Wesens sieht, und übersieht demzufolge völlig, dass das von Avicebron gewählte Bild die Unabtrennlichkeit der Schöpfung von Gott, somit die Nothwendigkeit und absolute, für den göttlichen Willen schlechthin gegebene Determinirtheit der Schöpfung ausdrückt. Allerdings erklärt Wilhelm, dass er sich auf eine kritische Beurtheilung der Schöpfungslehre Avicebrons nicht einlassen, und den eigentlichen Sinn des angeführten Satzes dahin gestellt sein lassen wolle;[2] aber er legt ihm einen möglichst günstigen Sinn unter, indem er ihn zufolge seiner Meinung, Avicebron sei ein christlicher Theolog gewesen, in christlich-theologischem Sinne deutet. Vielleicht hat ihm Avicebrons Lehre von der Entstehung der Weltsphären durch successiven Ausfluss aus der allgemeinen Intelligenz einen Rückhalt für

---

[1] Creaturae erexerunt se ad creatorem, et fecerunt ei umbram. De Univ. I, Ps. 1, c. 18; II, Ps. 1, c. 33.

[1] An einer anderen Stelle (Univ. I, Ps. 1, c. 17) tadelt er auch, aber ohne Beziehung auf Avicebron, die Vorstellung vom Schaffen als einem Schattenwerfen der göttlichen Essenz.

seine Bestreitung der Himmelsseelen geboten; jedenfalls aber deutet die in seiner Schrift de anima auftauchende Frage, ob nicht besser gesagt werde, der Leib sei in der Seele enthalten, als umgekehrt die Seele im Leibe, auf einen aus Avicebron entlehnten Gedanken hin.[1] Wenn Avicebron den weltschöpferischen Willen des verbum agens nennt, so ist diess Wilhelm ganz aus der Seele gesprochen; wenn umgekehrt Wilhelm in einer sehr an Avicebron erinnernden Weise von einem Ausfliessen aus dem göttlichen Worte spricht,[2] so lässt sich, wenn man streng bei der Sache bleiben will, doch gewiss nur an ein Ausfliessen der Formen denken, für welche die Materie

---

[1] Avicebron hat eine Schrift de anima abgefasst, die handschriftlich in Paris aufbewahrt wird und von Munk eingesehen worden ist. Die von ihm mitgetheilten Ueberschriften der einzelnen Capitel der betreffenden Schrift Avicebrons (Mélanges etc. p. 171) lassen die Anlage derselben erkennen, die eine auffallende Aehnlichkeit mit jener des gleichnamigen Werkes Wilhelms hat, so dass man sich der Vermuthung nicht entschlagen kann, Wilhelm möge Avicebrons Abhandlung de anima gekannt und bei Abfassung seiner eigenen gleichnamigen Schrift vor sich gehabt haben. Man vergleiche die in unserer Abhandlung über Wilhelms Psychologie angegebene Reihenfolge der Materien in Wilhelms Schrift de anima mit Inhalt und Reihenfolge der Capitel in Avicebrons Schrift nach Munks Angabe: 1. An sit anima. 2. Quomodo anima moveat corpus. 3. Quid sit anima. 4. Definitio animæ secundum Aristotelem (nach Munks Vermuthung späteres Einschiebsel). 5. Utrum anima sit creata. 6. An una anima, an multæ. 7. An fuerint animæ creatæ ab initio mundi. 8. Utrum anima creata sit a nihilo. 9. Utrum anima sit immortalis. 10. De viribus animæ. 11. De propriis viribus animæ. Jedenfalls wird man gestehen müssen, dass sich die Materien beider Abhandlungen vollständig decken.

[2] Verbum Dei non aliud, quam ipse, cujus verbum est. Ex hoc sequitur, ut sit sermo vivus in ultimitate vitæ et vivacitatis, et sit influens et redundans in ultimitate influentiæ ac redundantiæ. (Univ. I, 1, c. 26). — Verbum creatoris est per semetipsum influens de se ipso et esse et vitam super omni, quod locutioni ejus placuerit. Man vergleiche damit die Stellen aus dem fünften Tractate des Fons vitæ: Dico ergo, quod creatio rerum a creatore alto et magno quæ est exitus formæ ab origine prima i. e. voluntate, et influxio ejus super materiam jam est exitus aquæ emanantis a sua origine et ejus effluxio, quæ sequitur alia post aliam, hoc autem sine motu et tempore. — Largitor formæ est super omnia, unde oportet, ut receptio ejus sit infra eum, et etiam, quia ipse est unum, oportet, ut esse fluat ab ipso, et esse quo propinquius fuerit origini

bereits in irgend einer Weise gesetzt sein muss. Auch dasjenige, was Wilhelm über das Wort als ars et sapientia Dei bemerkt, deutet im Grunde nur auf die Gestaltungsthätigkeit des göttlichen Wortes hin. Die Erschaffung der reinen Geistwesen erscheint nach seiner Art zu reden als ein Ausfliessen der göttlichen Vollkommenheiten,[1] deren Ausflüsse keines Fulcimentes nach Art der Körperformen bedürfen; da nun die Materie nicht als ein Ausfluss göttlicher Vollkommenheit genommen werden kann, so müsste man sie eigentlich in ganz anderer Art entstanden denken, wenn überhaupt von diesem Standpunkte aus ihr Entstehen sollte denkbar gemacht werden können; denn man wird kaum zu hart urtheilen, wenn man dafürhält, dass Wilhelm philosophisch den antiken Dualismus zwischen Gott und Materie eben so wenig überwunden habe, als den Emanatianismus, dessen Formeln, wenn auch im Sinne des christlichen Schöpfungsglaubens ungedeutet, bei ihm so häufig wiederklingen. Entschieden weicht Wilhelm von Avicebron darin ab, dass er der unter den christlichen Theologen schon dazumal vorherrschenden Ansicht zufolge die körperlosen Geistwesen als rein immaterielle Wesen nimmt, während nach Avicebron alles Geschaffene aus Materie und Form zusammengesetzt ist. Er ist aber mit Avicebron in Rücksicht auf die Einheit aller Materie einverstanden, während Albert und Thomas mit Aristoteles zwischen der Materie der irdischen und himmlischen Körper unterscheiden.

Als Dualist hält Wilhelm an dem bleibenden unaufheblichen Unterschiede zwischen der geistigen und körperlichen Realität fest, und behauptet demnach mit der ewigen Fortdauer der zeitlich geschaffenen Welt auch die ewige Dauer der Körperwelt, obschon diese mit dem Eintritte der Weltvollendung

---

essendi, erit fortius lumen et stabilius in esse. (Beide Stellen mitgetheilt in Seyerleins Aufsatze über Avicebron, Theol. Jahrbücher v. Baur u. Zeller, Jahrg. 1857, S. 359).

[1] Sapientiam, sanctitatem et ceteras hujusmodi perfectiones, cum cogitaveris eas apud hujusmodi substantias, invenies eas descendentes sive fluentes a creatore stabilitas ab eodem, et innixas super eundem innixione corporali firmissima et singulari, non habentes nec requirentes aliud vel fundamentum vel fulcimentum, et ad hunc modum se habet de omnibus his, quæ a creatore per viam creationis descendunt. De Univ. II, Ps. 2, c. 2.

nicht in ihrer gegenwärtigen Gestalt und Daseinsform fortbestehen werde. Selbstverständlich tritt er hiedurch in Gegensatz zum naturalistischen Kosmismus der Aristoteliker, welche die gegenwärtig bestehende Welt- und Naturordnung für eine seit ewig bestandene, unvergängliche Ordnung halten; auch bestreitet er das von diesen angenommene Causalverhältniss der siderischen Welt zur tellurischen, und die determinirenden Einflüsse desselben. Das Entstehen und Vergehen der irdischen Existenzen ist nicht in dem Grade, wie es die Aristoteliker annehmen, durch die Causaleinflüsse der siderischen Welt bestimmt;[1] die Menschenseelen werden den Leibern unmittelbar durch Gott selbst eingeschaffen. Gegen die im Sinne des aristotelischen Kosmismus behauptete Incorruptibilität und Immutabilität des Weltganzen will Wilhelm[2] an der Auffassungsweise des platonischen Timäus festhalten, der den höchsten Gott zu den von ihm geschaffenen Göttern sagen lässt, dass die Unauflöslichkeit ihres Wesens nicht in ihrer Natur, sondern einzig in seinem Willen begründet sei. Wilhelm zieht hieraus die Folgerung, dass der Bestand alles Geschaffenen durchgängig vom Willen des erhaltenden Gottes abhängig sei. Die dereinstige ewige Vollendung des Weltganzen ist Hinüberführung desselben in den Stand unbewegter Ruhe, in welchem sich gegenwärtig schon das Empyräum befindet; das gegenwärtige ruhelose Kreisen der Himmelssphären ist Zeichen der gegenwärtigen Unvollendung des sichtbaren Himmels. Von diesem Gesichtspunkte aus bekämpft er die Lehre von dem platonischen Weltjahre, und dem mit der Wiederkehr desselben regelmässig sich erneuernden Laufe der Dinge.[3] Im Zusammenhange damit erörtert er die dem Origenes zugeschriebene Meinung von einer endlosen Folge neuer Einkörperungen derselben Seelen, die, nachdem sie aus dem irdischen Strafexil in den Himmel zurückgekehrt sind, auf's Neue fallen und wieder eingekörpert werden, um nach abermaliger Läuterung auf's Neue zu fallen, und

---

[1] Intentio motus coelestis non extenditur in particularia vel individua singulariter. (Univ. I, 2, c. 17). — Concedendum, quod stellæ multa adjutoria præstant et generationi et conservationi rerum generabilium. Verum non eo usque, ut homines hujusmodi putaverunt (Univ. I, 1. c. 42).

[2] De Univ. I, Ps. 2, c. 38.

[3] De Univ. I, Ps. 2, c. 16 ff.

so in's Endlose fort.[1] Wilhelm gesteht selber, dass Origenes derlei nicht gelehrt haben könne, nimmt aber davon Anlass, die Bedeutung der christlichen Auferstehungslehre in's Licht zu setzen. Es handelt sich natürlich für ihn darum, zu zeigen, dass, da der Leib zum Wesen des Menschen gehört, die Einsenkung der Seele in den Körper nicht als ein Strafgeschick, und die Vergesellschaftung der Seele mit dem Leibe nicht als ein Hemmniss und eine Fessel der vollkommensten und höchsten Geistesthätigkeit angesehen werden könne; dass demzufolge nichts hindere, die Seele auch in ihrer himmlischen Seligkeit mit dem Leibe vereinigt zu denken, und dass überdiess diese Verbindung als eine unlösliche gedacht werden müsse, womit von selber die Möglichkeit einer endlos sich wiederholenden Reihe neuer Einkörperungen hinwegfällt. Die christliche Auferstehungslehre hängt eben auf das Engste mit der Lehre von einer endgiltigen absoluten Weltvollendung zusammen; gehört der Leib zum Wesen des Menschen, so wird der in Gott vollendete Mensch einen der vollendeten und verklärten Natur entsprechenden Leib haben müssen, und umgekehrt involvirt die Auferstehung die Einrückung der gesammten Natur in den Stand des ewig vollendeten Seins.

Mit besonderer Schärfe kehrt sich Wilhelm gegen alle fatalistischen Lehren,[2] gegen welche er namentlich die Thatsache der menschlichen Willensfreiheit wiederholt urgirt. Er unterscheidet mehrere Arten von Fatalismus, den siderischen, ferner den religiös-theologischen, welcher alles Geschehen durch das göttliche Vorherwissen und Vorausbestimmen auf eine die menschliche Willensfreiheit aufhebende Weise determinirt sein lässt, endlich die Lehre von der Yrmarmene oder von der durch die Verflechtung und Verkettung der Ursachen bewirkten

---

[1] De Univ. I, Ps. 2, c. 19 f.

[2] Gegen die Lehre von einer allbeherrschenden Nothwendigkeit bemerkt er De Univ. I, Ps. 3, c. 20: Contra errorem istum non est tam ratione disceptandum, quam igne et gladio pugnandum. — Aehnlich Univ. I, 1, c. 46 über den astrologischen Fatalismus: Manifestum est, ista infamatione duorum planetarum (Saturni et Martis) eos blasphemare contra bonitatem creatoris. Omnis autem blasphemia contra creatorem non solum impietas est, ferro et igne exterminanda, sed etiam error impossibilis etc.

Nothwendigkeit des Geschehens. Wilhelm[1] nennt die hermetische Schrift de Deo deorum als diejenige, in welcher die Lehre von der Yrmarmene vorgetragen werde; er könnte aber möglicher Weise nebenhergehend auch auf Bernhard von Chartres Bezug genommen haben, der, wie wir oben hörten, gleichfalls von der den Weltlauf beherrschenden Yrmarmene spricht, ihre Macht indess auf die irdische Niederwelt beschränkt. Wilhelm fragt, ob in jener angeblichen absolut determinirten Verkettnng der Ursachen bei Gott anzufangen sei, so dass ein erster und unmittelbarer Ausfluss aus Gott den ersten Ring oder das erste Glied jener unzerreissbaren Kette bilde. Wenn dieser Ausfluss aus Gott das erste Glied jener nothwendigen Verkettung ist, so ist er etwas Naturnothwendiges, und damit das göttliche Schaffen als ein Act der Naturnothwendigkeit hingestellt; diess heisst aber dem Schöpfer Schmach anthun, da die Natur, wie Aristoteles lehrt, per modum servientis wirkt. Sieht man aber im Schaffen, statt es als einen naturnothwendigen Act zu nehmen, einen Act der absoluten göttlichen Freiheit, so fällt eben damit das Grund- und Anfangsglied jener angeblichen absolut determinirten Verkettung der Ursachen hinweg. Die erste Hervorbringung des schaffenden Gottes soll doch eine intelligente Substanz sein, und bei intelligenten Substanzen setzt man voraus, dass sie selbstgewollter wahlfreier Handlungen fähig seien; denn wozu hätten sie sonst intellectuelle Fähigkeit und Begabung? Es muss ihnen insbesondere das Vermögen freier selbstgewollter Zwecksetzung zukommen; damit wird aber der Nexus eines absolut determinirenden Causalzusammenhanges schlechthin durchbrochen. Die seligen Himmelsintelligenzen dienen Gott in Liebe, die allerdings eine absolute Hingebung an den göttlichen Willen in sich schliesst, aber diesen Willen nicht als zwingenden, das Selbstwollen und Selbstkönnen lähmenden erscheinen lässt; der Gehorsam aus Liebe ist ja eben das gerade Gegentheil des unfreien, knechtischen Gehorsams ohne Selbstwillen. Zwang ist als Gebundenheit des Selbstwillens ein Zeichen höchster Schwäche und unselbstigen Nichtkönnens, die Liebe hingegen höchste Energie. Damit ist freilich die Macht der Yrmarmene zunächst nur aus dem Gebiete

---

[1] De Univ. I, Ps. 3, c. 21.

der geistigen Welt verwiesen, und nicht bewiesen, dass dasjenige, was geschieht, nicht wirklich geschehen müsse oder dass es auch anders geschehen könnte, da denn doch durchaus nichts gegen den allbestimmenden Willen dos Schöpfers geschehen soll. Aber dieser allbestimmende Wille, bemerkt Wilhelm hierüber, hat den gegenwärtigen Lauf der Weltdinge nicht so determinirt, dass derselbe ein unveränderlicher, ewiger wäre; die gegenwärtigen Bewegungen des Himmels werden nicht ewig dauern, und wenn Engelkräfte die Beweger der Himmelssphären sein sollten, so werden sie gewiss einst, dem Willen des Schöpfers gemäss, ihre motorischen Einwirkungen auf die Sphären einstellen. Wilhelm will, man möge hieraus erkennen, dass nicht nur Vieles anders sein könne, als es gegenwärtig ist, sondern dereinst auch anders sein werde. Das Wollen des Menschen ist als solches jeder Nöthigung entzogen; einem Zwange oder einer Nöthigung kann der Mensch bloss in der Ausführung und Inswerksetzung des von ihm Gewollten unterliegen. Er ist im gegenwärtigen Stande der gefallenen Natur als Körperwesen der Herrschaft des Zwanges unterthan worden, dieser Zwang hebt jedoch die Fähigkeit des selbsteigenen Wollens nicht auf. Wilhelm wirft sich selber die Frage auf, ob wir nicht, da wir die causa prima alles Geschehens nicht in unserer Macht haben, allem Geschehen gegenüber absolut machtlos seien, so dass wir nichts von dem, was geschieht, erwirken oder abwenden können? Das Resultat seiner hierüber angestellten Erörterung ist, dass wir allerdings das durch den Willen der causa prima bestimmte Geschehen in keiner Weise hindern, ändern oder modificiren können, dass wir vielmehr selber ganz und gar der Macht jenes Einen höchsten Willens anheim gegeben und von demselben schlechthin abhängig sind. Wir haben jedoch das von Gott uns verliehene Vermögen, den von unserem Wollen und Zuthun unabhängigen Lauf der Dinge für uns unschädlich oder nützlich zu machen; dieses Vermögen reicht so weit, als Gott in seiner Weisheit es reichen lassen wollte, und indem wir es ausbeuten, handeln wir eben nur als Organe und Executoren des göttlichen Willens. So tritt also an die Stelle des Schicksals die Allherrschaft des göttlichen Willens, gegen die wir uns allerdings auflehnen können; aber nicht so, dass diese Auflehnung

einen andern Erfolg, als unsere eigene Schädigung hätte. Auch ist selbst unser Vermögen, dem göttlichen Willen unser Herz zu verschliessen, ein sehr beschränktes, welches Gott, wofern und soweit er diess will, durch die Macht seines Gnadenwillens bewältigen kann. In dieser Weise also, auf dem Wege der christlich-theologischen Reflexion, überwindet Wilhelm die im christlichen Weltalter nachklingenden Lehren des antiken Fatalismus; in dieser Weise verfährt er allenthalben, und ohne selber Philosoph zu sein, begnügt er sich durchwegs mit einer vom christlich-theologischen Standpunkte vorgenommenen Rectification dessen, was ihm an den, die Schulen seines Zeitalters beschäftigenden Lehren, Meinungen und Anschauungen älteren und jüngeren Ursprunges bedenklich, anstössig und verfehlt erscheint.

Kehren wir nochmals zu Wilhelms Polemik gegen die Lehre von der Weltseele zurück, um daran die Charakteristik seiner Stellung in der das Mittelalter bewegenden Universalienfrage anzuknüpfen. Dass er einem extremen Realismus nicht zugethan sein konnte, geht schon aus seiner oben angeführten Ausdeutung der platonischen Ideenlehre hervor. Gegen die Annahme einer Seele des Universums wendet er ein,[1] dass ihr zufolge alle Einzelseelen nur Besonderungen dieser Gemeinseele sein könnten und demnach die Seele Plato's und die Seele des Sokrates im Wesen eine und dieselbe Seele wären. Daraus würde weiter folgen, dass es überhaupt keine Substanzunterschiede, und im Zusammenhange damit auch keine Generation und Corruption d. i. Bildung und Auflösung der Substanzen, sondern bloss Alterationen d. i. Wandlungen der Dinge in accidenteller Beziehung gebe, und daher auch die Individuen einer Species nur zufolge ihrer accidentellen Verschiedenheiten eine numerische Mehrheit constituirten. Allerdings sind wir Zeitmenschen in dieser irdischen Dämmerregion zufolge unseres beschränkten und verdunkelten geistigen Erkennens daran gewiesen, die Dinge nach den Unterschieden ihrer zufälligen äusseren Merkmale von einander zu unterscheiden; in den Stand der himmlischen Glorie eingerückt würden wir jedes Einzelding im tiefsten Grunde seines Eigenwesens

[3] De Univ. I, Ps. 3, c. 29.

erkennen, durch die es von jedem anderen Dinge derselben Species verschieden ist, und demnach in der Unterscheidung und Zählung der Mehrheit nicht von jenen sinnlich äusseren accidentellen Verschiedenheiten abhängig sein. Mit dem Dringen auf die von zufälligen sinnlichen Merkmalen unabhängige Eigenheit des Einzelobjectes hängt es zusammen, dass Wilhelm die Individuation der geistigen Wesenheiten nicht von ihrer materiellen Einleibung abhängig gedacht wissen will; auch die Engelwesen müssen[1] trotz ihrer Immaterialität als singuläre Wesen gedacht werden, was in noch höherem Grade von Gott selbst gilt. Dieser principielle Individualismus ist offenbar antirealistisch und hängt mit Wilhelms unspeculativem Empirismus zusammen, den man am besten als einen psychischen Sensismus bezeichnen wird. Das Erkennen ist für Wilhelm lauter Wahrnehmen; und zufolge der doppelten, der menschlichen Seele zugeschriebenen Wahrnehmungsfähigkeit unterscheidet Wilhelm ein doppeltes, das sinnliche und das intellectuelle Erkennen. Die Wahrnehmung geht aber allenthalben auf dasjenige, was auf eine bestimmte, eigenartige Weise ist, also auf das Concrete, Besondere und Individuelle; das Allgemeine als solches hat für Wilhelm blos ein gedankenhaftes Sein, in der Wirklichkeit stellt es sich in den individuellen Exemplaren der Art oder Gattung dar. Das Schaffen und Hervorbringen, bemerkt Wilhelm[2], kann nur auf das Einzelne und Individuelle gehen; Gott kann nicht einen Menschen schaffen, der weder Sokrates, noch Plato, noch irgend ein anderer bestimmter Mensch wäre. Der Allgemeinbegriff oder die Species ist wohl durch jedes Exemplar der Gattung dargestellt, sofern in jedem Exemplar der Allgemeinbegriff desselben sich verwirklicht darstellt; aber eben desshalb hat er keine subsistente Wirklichkeit ausserhalb den Exemplaren, in welchen er verwirklichet ist.[3] Das Sein der Species ohne Individuen ist ein bloss potentielles, incompletes Sein, gerade so wie das Sein des Genus ohne die unter ihm befassten Species; demzufolge setzt Gott durch Erschaffung der concreten durchaus individuell gestalteten Wirklichkeit die Genera und

[1] De Univ. II, Ps. 2, c. 12.
[2] De Univ. II, Ps. 2, c. 10.
[3] De Univ. II. Ps. 2, c. 12.

Species in Wirklichkeit. Da Gott die Dinge vollkommenst denkt, so sind sie auch im göttlichen Denken nicht etwa bloss nach ihren allgemeinen, unbestimmten Art- und Gattungsbegriffen, sondern bis in's Kleinste gezählt nach ihrem individuellen Sein vorhanden; der mundus archetypus ist ein bis in's Einzelnste durchdachter freischöpferischer Entwurf des Welt-Ganzen, der durchwegs und in Allem die Bestimmtheit des absolut freien göttlichen Wollens an sich trägt. Daraus, dass die Welt in ihrer concret individualisirten Gestaltung genau diess ist, als was Gott sie denkend wollte, wird man es sich zu erklären haben, dass nach Wilhelm das intelligible Wesen der geschaffenen Dinge von uns nur in Gott erkannt werden könne. Da ferner diese Erkenntniss auf der Eigenheit des Singulären und Individuellen als solchen, als des eigentlich Seienden gehen soll, so wird man weiter auch begreifen, wesshalb Wilhelm das bloss generelle Erkennen, in welchem die Eigenheit des Individuellen nicht erfasst wird, als Zeichen der Schwäche und Kurzsichtigkeit unseres menschlichen Denkens nimmt; es ist also nicht richtig, wenn man[1] in dieser seiner Ansicht vom generellen Denken einen Widerspruch gegen seine anderweitige Behauptung, dass der menschliche Intellect ein Spiegel des Intelligiblen sei, finden will.

Die Richtung auf die geistige Erfassung des Individuellen als solchen ist ein charakteristischer Grundzug im Denken Wilhelms; nur vermag diese Richtung seines Denkens zufolge mancherlei hemmender Ursachen nicht zum vollen Durchbruche zu gelangen. Ihm selber fehlt noch die Bewusstheit um diesen Zug seiner Denkrichtung, der sich in entschiedener und bewusster Weise erst im Gegensatze zum speculativen Peripatetismus der Scholastik hervorbilden konnte. Hätte er einige Jahrhunderte später gelebt, so würde vielleicht der Leibnitz'sche Individualismus seine Aufmerksamkeit sehr lebhaft beschäftiget haben. Er betont den Gedanken des Allgemeinen nicht mehr, als es ihm nöthig scheint, um die objective Wahrheit und Giltigkeit desselben zu wahren. Für diese tritt er nun allerdings entschiedenst ein; der Art- und Gattungsbegriff sind ihm objectiv wahre Gedanken, die der Mensch so gewiss denken

[1] Vgl. Prantl, Gesch. d. Logik Bd. III, S. 77.

muss, als er die Dinge intellectiv d. i. im Lichte der göttlichen Wahrheit denkt. Von einer förmlichen Hypostasirung des Allgemeinbegriffes aber auf Kosten der individuellen Einzelexistenzen ist bei Wilhelm keine Rede; in der objectiven empirischen Wirklichkeit sind nur Einzeldinge, deren jedes den allgemeinen Begriff seiner selbst darstellt, ohne mit demselben zusammenzufallen, weil eine solche Coincidenz die mehrfältige individuelle Darstellung desselben aufheben würde. Es ist demnach ungerechtfertigt, Wilhelm von Auvergne mit Wilhelm von Champeaux zusammenzustellen und in die Classe der extremsten Realisten zu werfen, wie diess von Seite Hauréau's[1] geschieht; der Fehler liegt bei Wilhelm von Auvergne vielmehr darin, dass er zufolge seiner unvollkommenen Auffassung des intellectiven Denkens den Gedanken, dass der Allgemeinbegriff eine objectiv giltige Abstraction des Allgemeingedankens aus den in der empirischen Wirklichkeit gegebenen individualisirten Verbesonderungen desselben sei, nicht zu erschwingen vermag. Er weiss von keinem intellectus agens, von keinem denkmächtigen Principe, das die in den Dingen ausgedrückten Gedanken nach ihrem reinen Gehalte an's Licht zieht; das Denken ist zwar im Gegensatze zum Wollen nicht eine rein passive Function, aber es ist ihm doch nur ein blosses Thun, kein actives Produciren lichter Geistgedanken. Wir wollen damit keineswegs sagen, dass der intellectus agens der peripatetischen Scholastik für die höheren Functionen des speculativen Denkens ausreiche; er drückt eben nur diess aus, dass sich der menschliche Geist allen einzelnen sinnlichen Realitäten gegenüber als denkmächtige höhere Realität wisse, während er schon nicht mehr ausreicht, die gesammte sichtbare Wirklichkeit als Complex specifisch differenter Erscheinungen in einem lichten Geistgedanken denkmächtig zu erfassen. Der intellectus agens der speculativen Scholastik erfasst nur die Ideen der sinnlichen Einzelobjecte, und auch da geht ihm die Idee nahezu im Formalbegriffe des Dinges unter, wie es nicht anders kommen kann, da in der durch und durch particularisirten sinnlichen Wirklichkeit die tiefere Bedeutung des Einzelnen nur aus der Idee des Naturganzen ver-

[1] Philosophie scolastique I, p. 450 ff.

standen werden kann, für deren Erfassung der intellectus agens nicht mehr ausreicht. Aber er hat doch wenigstens den speculativen Gedanken einer Verbesonderung des Allgemeinen im Einzelnen zu seiner Voraussetzung, womit sich denn doch ein etwas geistigeres Verständniss der in der Arteinheit befassten Vielheit als freier Entfaltung des in der Einheit beschlossenen Mannigfaltigen ergibt; während in der steifen Auffassung Wilhelms von Auvergne das Viele nur als eine Summe von Einheiten zählt, die in der höheren Arteinheit befasst sind, wobei es überdiess ganz gleichgiltig erscheint, ob diese numerischen Einheiten Engel- und Menschenseelen oder Exemplare irgend einer Thierspecies sind. Wilhelm hat es leider unterlassen an sich die Frage zu stellen, ob die Thier- und Pflanzenspecies auf dieselbe Art im göttlichen mundus archetypus existiren, wie die ihrer Natur nach universalen Geistexistenzen; diess heisst mit anderen Worten so viel, dass ihm ein seinen christlich-gläubigen Anschauungen entsprechender speculativer Weltbegriff völlig abgeht, und die religiöse Glaubenswelt, in welcher er mit seinen Gedanken und Vorstellungen lebt, den Mangel eines solchen Weltbegriffes einfach decken muss.

Wir würden unserer Aufgabe nicht genügt zu haben glauben, wenn wir letztlich nicht auch noch Wilhelms Verhältniss zu Hugo von St. Victor, dessen Denken gleichfalls auf dem allgemeinen Grunde platonischer Anschauungen stand, kurz in's Auge fassen würden. Freilich ist Hugo bereits weit mehr Mystiker als Platoniker; eben darum aber ist es von Interesse zu beachten, welche Umbildung der Platonismus in seinem Denken erfuhr, und wie sich diese Umbildung zu der von Wilhelm dem Platonismus gegenüber eingenommenen Stellung verhält. Da es Hugo an einer gewissen speculativen Ader nicht fehlt, so darf man im Voraus annehmen, dass er aus der platonischen Anschauungsweise Manches beibehielt, dessen sich Wilhelm als Theolog und zufolge seines empiristischen Individualismus entschlagen zu müssen glaubte. Hugo setzt unbedenklich mit den Platonikern seines Zeitalters Gott, die Ideen und die Materie als die drei Principien der Dinge.[1]

[1] Intelligentia est de solis rerum principiis id est de Deo, ideis et hyle. Erudit. didascal. II, 6.

Die Materie wird von Hugo als Grund der Theilung, Vielheit und Besonderung angesehen; daraus folgt schon von selber, dass der Gedanke eines bestimmten Dinges im Stoffe nicht zum adäquaten Ausdrucke seiner selbst gelangen kann, und der Allgemeingedanke des Dinges ein entschiedenes Uebergewicht über jenen des Concreten und Besonderen behauptet. Dazu kommt weiter noch, dass Hugo, zwischen supralunarischer und sublunarischer Wirklichkeit unterscheidend, die wahrhafte unveränderliche Wirklichkeit der Dinge in der supralunarischen Welt sucht, in der sublunarischen Welt aber nur wandelbare und vergängliche Abbilder der supralunarischen Wirklichkeit sieht.[1] In dem Verhältniss der himmlischen Wirklichkeit zur irdischen reflectirt sich das Verhältniss der göttlichen Idealwelt zu den geschaffenen Wesenheiten der Dinge; wie die Ideen die lebendigen Gründe der unvergänglichen Wesenheiten der Dinge sind, so causirt die himmlische Wirklichkeit durch ihre Influenzen die wandelbaren Formen der sinnlichen Erscheinungswelt, in welchen die unvergänglichen Wesenheiten ihren wandelbaren vergänglichen Ausdruck habe. Die von Wilhelm urgirte Unterscheidung zwischen substantia prima und substantia secunda liegt, wie man sieht, noch völlig ausser dem Denkbereiche Hugo's; die substantiæ rerum (οὐσίαι) sind bei Hugo nichts anderes, als die Ideen selber, soweit sie als Gestaltungsmächte den Stoffen immanent sind. Damit ist der scharfe, durchgreifende Gegensatz zwischen den Anschauungsweisen beider Männer bereits hinlänglich gekennzeichnet. Während Wilhelm den Begriff der Art in jedem einzelnen unter dieselbe gehörigen Individuum vollkommen ausgedrückt sein lässt, in sachlicher Beziehung aber die Art als den Inbegriff aller unter ihr befassten Individuen nimmt, kann nach Hugo das unter einer bestimmten Idee Befasste nur in unvollkommener Weise an derselben theilhaben, so dass die Idee oder der Allgemeinbegriff in keinem sinnlich realen Ausdrucke seiner selbst vollkommen verwirklicht erscheint. Hieraus ergibt sich für Hugo weiter auch ein denknothwendiger Grund, wesshalb es ausser den sinnlichen Realitäten unsinnliche, geistige Wesenheiten geben müsse, in welchen eine solche Unangemessenheit zwischen Idee und Wirklichkeit eines

[1] Erud. didascal. I, 7.

Dinges nicht statt hat. Die geistigen Wesenheiten sind eben solche, in welchen die Wirklichkeit des Dinges die Idee desselben vollkommen erschöpft, so dass von keiner hinter den einzelnen Geistwesen stehenden οὐσία, deren Individuationen sie wären, die Rede sein kann. Die Unmöglichkeit dessen ergibt sich für Hugo aus der Immaterialität der geistigen Substanzen.[1] Diese sind nämlich zufolge ihrer Immaterialität dem Bereiche der sinnlichen Besonderungen und Particularisationen schlechthin entrückt, und stellen jede für sich ein Totum dar; als solche Tota bilden sie jede für sich innerhalb der Grenzen ihrer Geschöpflichkeit das göttliche Sein ungetheilt und wahrhaft nach, was von den Sinnendingen nicht gesagt werden kann. Die sinnlichen Dinge sind eben nur die Darstellungen und Ausdrücke der in Gott vorhandenen Ideen, die geistigen Wesen geschöpfliche Nachbilder Gottes selber; in jedem geistigen Wesen ist das Ganze von dem, was Gott selber ist, ausgedrückt, während jedes Sinnending nur Darstellung eines bestimmten einzelnen Gedankens Gottes ist. Dies ist nun eine Anschauungsweise, welcher der Individualismus Wilhelms schlechthin widerstrebt. Wir wollen nicht bezweifeln, dass er sich der Gründe seines Dissenses wohl bewusst war, und namentlich die Unhaltbarkeit jener οὐσίαι, auf welche der platonisirende Realismus Hugo's gestützt ist, ganz gut erkannte. Leider ging ihm aber auch das Verständniss für die hellen Lichtgedanken desselben ab; dass die menschliche Seele über die Artdifferenzen der Sinnendinge schlechthin hinausgestellt sei, war ein ihm unverständlicher, völlig ferngerückter Gedanke. Damit entging ihm die Möglichkeit, das universelle Wesen der geistigen Existenzen im Unterschiede von jenem der rein sinnlichen Existenzen zu würdigen, und den specifischen Charakter der Gottesbildlichkeit der menschlichen Seele sich zum Bewusstsein zu bringen. Die speculative Erkenntniss dieses letzteren bildet die eigentliche Hinterlage der psychologischen Mystik Hugo's, mit deren Intentionen und Anschauungen allerdings auch Wilhelm in mehr als einem Punkte auf Grund seines christlich-theologischen Bewusstseins zusammentrifft, ohne jedoch in den Denkhabitus der mystisch-psycho-

[1] De sacramentis fidei christianae I, Pars 5, c. 3.

logischen Anschauungsweise irgendwie näher einzugehen; denn dazu ist Wilhelm viel zu sehr Scholastiker, die Form seines Denkens eine ganz andere als jene Hugo's. Und dass er etwa gewisse unentwickelte Denkansätze Hugo's über Wesen und Denkmächtigkeit der gottesbildlichen Seele berücksichtiget oder weiter entwickelt hätte, ist von ihm vollends nicht zu erwarten. Er trifft mit Hugo darin zusammen, dass er den menschlichen Intellect zum Spiegel Gottes macht und die Gotteserkenntniss als Hauptgegenstand des menschlichen Erkenntnisstrebens hinstellt; dass er der sichtbaren Wirklichkeit die Bestimmung zuweist, auf die Erkenntniss Gottes hinzuleiten; dass er die Möglichkeit und den scientifischen Werth einer unmittelbaren Selbsterkenntniss der Seele vertritt, den trübenden Einfluss des Sündenfalles auf die Erkenntniss der höheren, geistigen Dinge Gottes und des eigenen Selbst sehr entschieden betont. Man wird aber nicht umhin können zuzugestehen, dass diese Punkte bei Hugo viel klarer und geordneter behandelt sind und in bestimmten psychologischen und erkenntnisstheoretischen Grundanschauungen einen philosophischen Rückhalt haben, der bei Wilhelm fehlt. Darin besteht eben der Grundunterschied zwischen Hugo und Wilhelm, dass jener sein christlich-kirchliches Bewusstsein in den Anschauungen einer psychologischen Mystik zu verinnerlichen strebt, während Letzterer den Inhalt der ihm mit Hugo gemeinsamen Ueberzeugungen rein gegenständlich auffasst, und mit der in der christichen Logoslehre gegebenen Hinterlage einer rationellen Fassung des christlichen Weltbegriffes sich begnügt, ohne diesen an irgend einer Stelle philosophisch zu vertiefen. Die nothwendige Vorbedingung hiefür wäre eine tiefer gehende Verständigung über den Gedanken des Allgemeinen gewesen; wie wenig aber Wilhelm mit diesem anzufangen wusste, ist im Laufe dieser Abhandlung zur Genüge gezeigt worden. Allerdings hat er die Irrung Hugo's vermieden, die Ideen als ontologische, der sinnlichen Erscheinung substante Realitäten anzusehen; man kann es ihm sogar als ein Zeichen unbefangenen und gesunden Sinnes anrechnen, dass ihm die den Platonikern eigene Confundirung von Ontologie und Ideologie nicht zusagen wollte. Dieses Verdienst ist jedoch rein negativer Natur; indem er die in christlichem Sinne recti-

ficirte Ideenlehre Platons mit einem empiristischen Realismus vergesellschaftete, machte er sie für die Zwecke eines tiefer dringenden Denkstrebens völlig unfruchtbar, und scheidet sich von einem inneren, geistigen Zusammenhange mit Plato fast völlig ab. Jedenfalls steht er, wie der Zeit, so der Sache nach am äussersten Ende und Ausgang der platonisirenden Tendenzen des zwölften Jahrhunderts, und kündiget sich in seiner häufigen Bezugnahme auf Aristoteles als Vorboten der peripatetischen Scholastik an. Freilich ist diese Bezugnahme grösstentheils nur polemischer Art, und Wilhelm eigentlich noch weniger Aristoteliker, als er Platoniker ist; in seinem Denken vollzieht sich eben nur eine völlige Zurückziehung des christlichen Denkens vom Platonismus auf sich selber und auf den Lehrinhalt der kirchlichen Theologie. Da aber diese im Bedürfniss nach einer möglichst breiten rationellen Unterlage für ihren lehrhaften Inhalt eine solche Isolirung nicht vertrug, so konnte Wilhelms Verhalten nur einen transitorischen Moment in der Entwickelung der mittelalterlichen Theologie und Scholastik bedeuten, welcher den Uebergang derselben aus ihrer älteren platonischen Epoche in die nachfolgende peripatetische Epoche vermitteln half.

---

# Die Aralseefrage.

Noch einmal geprüft

von

**Robert Roesler,**

corr. Mitglied der k. Akademie der Wissenschaften.

Der Aralsee ist in neuester Zeit wiederholt Gegenstand wissenschaftlicher Besprechungen gewesen. Es geschah anfangs nur zu eigener Belehrung, dass ich das quellenmässige Studium der sich an diesen See knüpfenden Fragen unternahm, überzeugt wie ich war, es sei alles bereits so durchgearbeitet, dass es nicht allzu langer Bemühung bedürfen würde, um völlig orientirt zu sein. Im Verlaufe des Studiums stellte es sich aber für mich heraus, dass weder alle Momente mit der nöthigen wissenschaftlichen Schärfe hervorgehoben worden sind — und dies gilt insbesondere für die aus den griechischen und römischen Schriftstellern fliessenden Nachrichten — noch dass wir über Hauptpunkte jemals auf einem anderen Wege als auf dem der genauesten Untersuchung der ganzen aralischen Landschaft zu sicherer Entscheidung gelangen können. In manchen Punkten weist daher auch vorliegende Studie auf folgende, jetzt mehr als je sehr bald zu erwartende Untersuchungen hin. Der sicherste Theil der Ergebnisse besteht in dem was man verneinen darf, in der Beseitigung vieler Behauptungen, die von geistreichen aber schnellen Urtheilern in Umlauf gesetzt, das Gewicht von feststehenden Thatsachen zu erlangen drohen.

Von meinen Vorgängern in der Untersuchung haben A. v. Humboldt und R. Lenz [1] die Fragen, welche das Interesse

[1] Centralasien. Berlin, 1844, 1, 432—532. 2, 307 ff. 351—380 (Bemerkungen über das aralo-caspische Becken von Wilhelm Mahlmann). R. Lenz, Unsere Kenntnisse über den früheren Lauf des Amu-Daria. Mém. de l'Acad. des sciences de St. Pétersb. XVI, 3. 1870.

des Geographen vor allem erregen am eingehendsten behandelt. Wie viel mir aber auch nach ihnen noch zu thun übrig blieb, werden die mit dem Gegenstand Vertrauten am besten beurtheilen.

Die Sonderung der einzelnen Fragen wird der Untersuchung nur günstig sein, wenngleich dabei manche Wiederholung nicht zu vermeiden ist. Diese Fragen aber sind: Was wissen wir von einer einstigen Verbindung des Aralsees mit dem caspischen See? Welches war der Unterlauf des Oxus im Alterthum, welches der des Jaxartes? Bestand jemals eine schiffbare vom Handel benützte Verbindung des caspischen Meeres mit den Binnenlandschaften des oberen Baktriens? Besitzen wir endlich Zeugnisse, welche das Dasein des Aralsees in geschichtlicher Zeit in Abrede zu stellen erlauben?

---

Bis zum 10. Jahrhundert unserer Zeitrechnung wird der Aralsee nirgends erwähnt. Kein griechischer, kein römischer Schriftsteller erwähnt ihn, der erste, der es thut, ist ein Araber. Das ganze Alterthum hatte von ihm als einem vom caspischen Meere deutlich unterschiedenen See keine Kenntniss. Der einzige, der in sehr dunkler Weise von ihm gehört hat, ist Herodot.[1]

Man hat aus diesem Umstande einen zweifachen Schluss gezogen: Die Einen folgerten, der Aralsee habe im Alterthum mit dem caspischen Meere ein Ganzes gebildet, die Anderen, er habe gar nicht existirt, und gehöre zur Klasse der periodisch verschwindenden Seen, von welchen er nur das riesigste Beispiel gewähre. Die erstere Meinung wurde mehr in früherer Zeit gehegt, die zweite darf jetzt für beliebt gelten.

Gegen die Ansicht, welche einen durchgängigen Zusammenhang der beiden Seespiegel behauptete, hat schon A. v. Humboldt geltend gemacht, dass ihm die Stellung des zwischen den beiden Seen liegenden Üst-jurt-Plateau's[2] entgegenstehe, da dieses vom 42—46$^1/_2$ Grade in nicht unbeträchtlicher Erhebung die Westufer des Aralsees von den Ostufern des Caspisees scheidet. Es kann sodann nach den Untersuchungen

---

[1] 1, 103 ὁ δὲ Ἀράξης — στόμασι δὲ ἐξερεύγεται τεσσεράκοντα, τῶν τὰ πάντα πλὴν ἑνὸς ἐς ἕλεά τε καὶ τενάγεα ἐκδιδοῖ.

[2] Centralasien 1, 445. – Die Bedeutung des turkman. Üst-jurt ist Hoch-Land (Plateau).

Ernst's von Baer [1] für ausgemacht gelten, dass der Üst-jurt sich nicht erst in historischer Zeit erhoben hat, ein Zusammenhang auf der ganzen Länge hat also weder zur Zeit der jonischen Logographen noch des Ptolomaeos bestanden.

Der Üst-jurt fällt mit einem deutlichen Steilrande auf einer Linie vom Aibugirbusen des Aralsees zum Balkanbusen des Caspimeeres zum südlichen Tieflande ab. Wenn ein Zusammenhang zwischen den beiden Seen überhaupt jemals bestanden hat, so muss er, so lange es einen Üst-jurt giebt, auf dieser von N. O. nach S. W. verlaufenden Linie angenommen werden. Ebenda hat auch A. von Humboldt einen einstigen Zusammenhang der beiden Wasserflächen vermuthet. ‚Südlich vom 42. Parallel kann sich der scythische Golf des Caspisees vielleicht in einer Furche bis zur Berührung entweder mit dem Aral selbst oder mit einem beide Becken durch Bifurcation verbindenden Wassersystem verlängert haben‘.[2]

Gegen diese Muthmassung von einer ‚appendiculären‘ Verbindung des Aralsees mit dem Caspisee muss nur für die geschichtliche Zeit, auf welche sie Humboldt ausdehnt,[3] Einsprache erhoben werden, denn eben längs jenem Steilrande verläuft in unverkennbarer Weise die breite Furche eines Flussbettes, das man für das des Oxus hält. Für die Zeit, in welcher der Oxus sich auf dieser Furche bewegte, können die Seewasser des Arals mit denen des caspischen Meeres keine Verbindung mehr unterhalten haben. Das ist aber, wie wir sehen werden, eben die geschichtliche Zeit.

---

[1] Kaspische Studien. Petersburg 1855 und in A. Ermans Archiv für wissenschaftl. Kunde von Russland. Berlin 1856. XV, 387—455.

[2] Centralasien 1, 445.

[3] Asie centrale 2, 295: Que très-probablement du temps d'Hécatée et d'Hérodote, comme à l'époque de l'expédition macedonienne, l'Aral ne formait qu'un renflement latéral (appendiculaire) de l'Oxus, et qu'il ne communiquait que par le bras que le golfe scythique de cette mer étendait au loin vers l'est et dans lequel se jetait l'Oxus même. Hiebei bemerke ich nur noch, dass die Alten bei ihrem skythischen Busen so wenig an einen bestimmten Busen dachten, wie bei ihren Bezeichnungen hyrkanischer und caspischer Busen daran gedacht werden darf; jede der gekrümmten Seiten des Caspibeckens empfing eben nach den Anwohnern einen Namen. Der Karabogâz war ihnen wol völlig unbekannt geblieben. Auch ist er durch seine Umrahmung mit Bergen durchaus ungeeignet, einen Arm auszusenden oder einen Fluss in sich aufzunehmen.

Für eine entfernte geologische Periode fällt es mir so wenig ein, etwas dagegen behaupten zu wollen, dass ich vielmehr die Schlüsse, zu welchen die Untersuchung G. v. Helmersens gelangt ist,[1] ihrem vollem Inhalte nach acceptire. Diese Schlüsse sind aber folgende: Zur Zeit als die Üst-jurt-Schichten abgesetzt wurden, bildeten das caspische Meer und der Aralsee ein gemeinschaftliches Binnenmeer. In der Mitte dieses Meeres erhob sich der Boden allmählich zu einem inselartigen Hochlande, dem Üst-jurt, dessen Schichten durch mehrere Kennzeichen lebhaft an die Formation der volynisch-podolischen Hochebene erinnern.

Sodann begann am Fusse des Üst-jurt die Bildung von Mergel und sandigen Thonschichten, in denen Seemuscheln zusammen mit Süsswasserthieren begraben wurden. Auch diese Absätze, die den unteren Schichten des Üst-jurt angelagert sind, stiegen allmählich mit dem Hochlande zusammen zu ihrer gegenwärtigen Höhe empor, ohne dass dadurch eine völlige Trennung der beiden Meere bewirkt worden wäre.

Diese hingen vielmehr noch durch einen Meeresarm mit einander zusammen und behielten daher eine gemeinschaftliche Fauna. Es begann nun die Bildung der Schichten der vierten Abtheilung, die sich noch jetzt fortbilden und Reste auch jetzt in beiden Meeren lebender Thiere enthalten.

Endlich verschwand dieser Meeresarm und es trat eine vollständige Trennung des caspischen Meeres vom Aralsee ein. Jetzt erst konnte der Oxus auf dem alten Meeresgrunde seine Fluthen zum caspischen Meere rollen, die bisher auf kürzerer Bahn in das vereinigte aralisch-caspische Becken geflossen waren. Wo die Mündungsstelle in jener Zeit vor der Trennung der beiden Seebecken gewesen, kann vermuthet werden, sie lag vielleicht oberhalb der Orte, bei denen der Fluss heute seine Theilungen beginnt. Das Parallelogramm des heutigen Deltas mit seinem tieferen Niveau, seinen schilfigen Salzsümpfen scheint ein Theil vom alten Seegebiete zu sein.

[1] Ueber die geognostische Beschaffenheit des Ust-jurt und insbesondere dessen östlichen Abfalles zum Aral-See. Beiträge zur Kenntniss des russischen Reiches 15, 269 ff. Damit ist auch der Mythus von jenem angeblichen Erdbeben, welches vor 500 Jahren den Üst-jurt soll emporgehoben haben, in verdienter Weise zur ewigen Ruhe gelegt.

## II

Die nächste Frage, welche unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, ist der untere Lauf des Oxus, des Amu-Derjâ der Perser, des Dschihûn der Araber.[1] Bekanntlich ergiesst er

[1] Nach einem bei den Persern häufigen Gebrauche heisst der Fluss nach der Stadt Amul Amu, jetzt Tschehardschui, an der er vorbeikommt und zwar von da abwärts Fluss von Amu. Aus demselben Grunde führte er u. a. auch den Namen Balchfluss, Balch-derjâ, obgleich er dieser Stadt sogar ziemlich fern bleibt, aus demselben Grunde den Namen Fluss von Kalif كالف (gewöhnlich Kilif) wie bei Masudi u. s. w. Auf gleiche Weise hiess der Jaxartes, wie wir noch sehen werden, Schasch und nach der Stadt Chodschend Fluss von Chodschend, ein anderer Fluss in Turkistan heisst nach der Stadt Schehr-i-sebz, Wasser von Sch. (Ab-i Schehr-i-sebz d. i. Grünstadtfluss) A. v. Humboldt in seinem Centralasien hat gemeint, man wisse nicht, ob der Fluss Amu nach der Stadt gleichen Namens, oder die Stadt nach dem Flusse benannt worden ist und Oberst Yule (bei John Wood, A Journey to the Source of the River Oxus. New Edition, London 1872, S. XXIII) äussert neuerlich denselben Zweifel: Amu is the name now commonly used in the East, a name apparently of no great antiquity and of uncertain origin, und bemerkt dazu in der Note 2, Some derive it from the city of Amol, or Amuyah, which stood near its western bank, on the road between Bokhara and Khwarizm, called by Abulfeda Amol-ul-Shatt (‚on the river'), to distinguish it from Amol in Mazandaran (Annal. Moslem. II, 581); but it seems as likely that the town took its name from the river. Wenn aber irgend eine Stadt verdiente den Fluss nach sich zu benennen, so am Oxus keine mehr, als Amuie (امول امويه امو). Edrisi meldet davon: Amol est une ville de grandeur moyenne, bâtie à 3 miles des rives du Djihoun; il y a des jardins, des édifices, une population nombreuse, beaucoup de commerce, des ressources et des revenus publics; elle est sur la lisière du désert. — C'est là que se rassemblent les voyageurs qui se rendent au Khorasan, car Amol est le lieu de passage le plus fréquent du Mawar el-Nahar, pays entassé de déserts, en grande partie sablonneux .... Als wichtiger Uebergangspunkt, als Sammelplatz der Karawanen, war also Amol wohl in der Lage, den Fluss nach sich benennen zu machen, als der alte Name Oxus obsolet zu werden anfing und da der neuere Dschihûn nur der Gelehrsamkeit und Literatur angehörte. Endlich ist das Vorkommen desselben Namens Amol, Amul, Amu in Mazenderân wol zwingend genug, um das Verhältniss richtig zu beurtheilen. — Auch die Verbindung Amuie Dschîhûn begegnet so bei Rachid-eddin par Quatremère S. 140; in einfachster Weise nennt man ihn schlechtweg *ab*, das Wasser.

Die Bezeichnung Dschîhûn جيحون ist den Persern und Turanern von den Arabern zugebracht worden, die den Gihon der biblischen

sich im 19. Jahrhundert in den Aralsee, so war es auch im 18. Ueber diese Zeit, die wir genauer kennen, ist kein Zweifel gestattet, oder je erhoben worden. Wol aber über die mehr zurückliegenden Zeiten vom 17. Jahrhundert an aufwärts. Da soll sein Unterlauf ganz oder zum Theil — denn die Bifurcation wird nicht allgemein behauptet — in das caspische Meer erfolgt sei. Ueber die Stelle der Mündung wie über die der Ablenkung nach Westen herrscht in den Zeugnissen mit Ausnahme eines einzigen völlige Unklarheit; die Angaben begnügen sich in der Regel mit der Versicherung der Thatsache selbst.

Bevor wir weiter gehen, erscheint es zweckmässig, auf die jetzige Deltagestaltung einen raschen Blick zu werfen, obgleich dieselbe den Meisten von sehr modernem Datum zu sein scheint.[1] Von dem Augenblicke an, wo der Fluss seine Quellarme zu einem Strome versammelt, fliesst er ungetheilt bis Fort Bend. Hier am Fusse des rechts emporsteigenden Besch-tübe zwischen Kiptschak und Chodscheili (Chodscha-ili) zeigt sich die erste Spaltung. Hier nämlich geht in westlicher Richtung der Laudân ab, der in den langen schmalen, das Deltaland vom Üst-jurt trennenden Aibugirbusen fällt. Der genannte Laudân, der Taldik,[2] der Uluk-Derjâ und der Jangi-su sind die Hauptarme des beinahe quadratischen Deltas. Von den zum Aral selbst auslaufenden Strommündungen ist die Taldikmündung die westlichste, die des Jangi-su die östlichste.

Der Wasservorrath des übrigens minder bekannten Laudân ist der geringste, ihm kommt hauptsächlich nur der Ueberschuss des Oxus zu, denn ein Damm, welchen die Chiwaer beim Fort Bend (d. i. Damm) unterhalten, um die Turkmanen des Stam-

---

Geographie entnahmen und auf den Oxus übertrugen. Noch Ibn Batuta erinnert gelegentlich, dass der Dschîhûn einer der Flüsse des Paradieses war.

[1] Ich benütze dabei The Delta and Mouths of the Amu-Daria, or Oxus. By Admiral A. Boutakoff, of the Russian Navy. Translated from the Russian, and communicated by John Michell, Esq. Journal of the R. Geographical Society. London 1867 XXXVII, 152—160. Basiner, Naturwissenschaftliche Reise durch die Kirgisensteppe und nach Chiwa. St. Petersburg 1848. Von Butakov weicht in vielem die ältere Darstellung ab, welche Makšejev gab. Opisanie Araljskago morja. Zapiski geogr. obščestva. 1851, V, 61.

[2] Vámbéry, Skizzen aus Mittelasien. Leipzig 1368, S. 111 schreibt Tarlik d. i. Enge.

mes Jamûd an Einfällen zu verhindern, wehrt dem regelmässigen Wasserablauf aus dem Oxus. Bei Chodscheili gabelt sich der Fluss wieder in den Kuk-Derjâ oder Kuwan-Dscharma, der nach seinem Austritte aus dem von ihm gebildeten See Tampine Ajage den Namen Jangi-su, das „neue Wasser", empfängt und in einen westlichen, nahezu mit dem Laudân parallel fliessenden Arm, der die Benennung Amu-Derjâ fortführt. In der Nähe des Aibugir angelangt, bildet dieser ein Knie und entsendet von den Ruinen des Fort Altnukuz einen Stromzweig, den Kara-baili, nordnordöstlich, d. i. $43^1/_3$ Meilen unterhalb Chodscheili. Vom Berge Kuschkanad Tau wendet sich der Kara-baili zum See Airtini-kul den er durchfliesst. Bald nach dem Austritte aus ihm bifluirt er, die Hauptmasse des Wassers strömt unter dem Namen Uluk-derjâ, grosses Wasser, zum Aral, der andere rinnt in südwestlicher Richtung und fällt nach 27 engl. Meilen Laufs zum Taldik zurück, so dass also ein Theil des Kara-baili in einer an den Blutumlauf erinnernden Weise wieder in ihn zurückkehrt. Dieser für die Niveauverhältnisse jenes Theils des Deltas charakteristische Fluss heisst Kuldun, seine Einmündung in den Kara-baili erfolgt bei Kungrat,[1] einem ansehnlichern Orte am linken Ufer des Stromes.

Bei dem erwähnten Knie, oberhalb Fort Nukuz schliesst der Amu-derjâ eine nach Norden langgedehnte Insel ein. Der die Insel östlich umgrenzende Arm entlässt den uns schon bekannten Kara-baili, der westliche aber zwei Ausflüsse minderer Bedeutung, den Kok-derjâ und den Kiat Jargan, die nach kurzem parallelen nordwestlichen Laufe in den Aibugir münden. Das Delta bildet eine von einzelnen Berggipfeln unterbrochene ausgedehnte Senkung zwischen dem Üst-jurt und der ansteigenden Platte im Osten des Oxus.

Noch ist eines Flusszweiges zu gedenken, der abweichend von allen übrigen, so zu sagen deltafugal, oberhalb Kuhné (d. i. Alt-) Urgendsch vom Südufer des Laudân ausgeht und sich südwestlich am Rande des Tsching[2] hinzieht. Er heisst

[1] Dieses in seiner Schreibung viel misshandelte Wort ist die Benennung eines Türkenstammes, die wie viele andere, z. B. Tekke Ziegenbock, nach Thieren gewählt ist. Kungr-at oder genauer Konghur at bedeutet kastanienbraunes Pferd. Armin. Vámbéry, History of Bokhara, London 1873, S. 120.

[2] Tsching bedeutet im Turkman. jedes Steilufer.

Sark-rauk (Tschark-rauk) und ist ein Rudiment des alten Oxus aus der Zeit seines Verlaufes zum caspischen Meere.

Der Taldik, der Uluk-derja und das Jangi-su bilden selbst wieder Deltamündungen. Die Spaltung des Uluk erfolgt bei Tenki Kumu $6^2/_3$ engl. Meilen vom Aral, sein westlicher Auslauf heisst Kitsch Kene-derja. Die Mündungen des Uluk sind die nördlichsten aller im Delta. Er ist gegenwärtig der Hauptstrom, ihm am nächsten in Bedeutung kommt der Taldik.

Die Breite des Uluk bei seinem Austritt aus dem Airtinkul ist 15 Faden, seine Tiefe 4 Faden, sie erhebt sich durch Zuflüsse aus mehreren Seen, an denen das Delta überhaupt reich ist — darunter der ansehnliche Daukara-See — bis auf 120 bis 180 Faden bei einer Tiefe von 3—5 Faden.

Die Breite des Jangi-su wechselt von 40—70 Faden, seine Tiefe von 5—8 Fuss, die Strömung ist nur schwach. Mit Saxaulbäumen bedeckte Hügel bilden seine Ufer; 34 Werste vom Ufer des Aral durchsetzt ihn eine Schwelle von Sandstein, über welcher das Wasser nur ein bis zwei Fuss steht; es bleibt nur ein äusserst schmaler Kanal von $2^1/_2{}^{\prime}$. Noch lange weiter aufwärts zeigt sich das Flussbett felsig und von ungleicher Tiefe und seine Ufer erheben sich zu einer Höhe von 40—60'. Die Barre aber führt den Namen Jangi-sunyñ-taschi.

Die Breite des Amu-derjâ vor der Abzweigung des Karabaili beträgt 200 Faden, die Tiefe 5—7 Fuss, die Strömung $2^1/_2$ Knoten ($3^1/_2$ Werst) in der Stunde. Der Kara-baili zeigt bei einer Breite von 20—40 Faden eine Tiefe von 3—7 Fuss.

---

Wie leicht die Angaben der Alten über die von ihnen nicht betretenen Länder wiegen, ersehen wir sogleich aus dem ältesten, zum Theile besten Zeugen Herodotos. Ihm ist offenbar aus zweifacher Quelle von einem Flusse Araxes in Asien Kunde zugekommen; er hat die beiden Nachrichten, die verschiedenen Flüssen galten, zu einer Beschreibung zusammengemischt, welche nun in allen Zügen auf keinen der beiden Flüsse passt. Die eine Quelle erzählte ihm vom Araxes (j. Aras), der durch Armenien zum Südwestende des caspischen Meeres geht, die andere von einem ungleich bedeutenderen ostwärts fliessenden Strome, der, lang wie der Ister, mit vielen Armen in einem Sumpfbezirke

mündet. Er ist erfüllt von grossen Inseln, umwohnt von einer halbwilden Bevölkerung, welche sich in Robbenfelle kleidet, Züge, die auf den Oxus oder, wie Manche meinen, auf den Jaxartes passen. Wenn er aber dann von einer caspischen Mündung dieses Araxes spricht, während vierzig andere desselben „in Sümpfe und Lachen ausgehen‘ so haben wir darin eine Nachricht, welche unwiderleglich auf den Oxus allein anpasst, falls wir annehmen, dass derselbe bifluirte, dass einer seiner Arme den Weg zum Caspisee nahm, dass mehrere andere — in volksthümlicher Uebertreibung des Morgenlandes vierzig — in jener Zone von Sümpfen und Seen sich verloren, hinter welcher als letztes Reservoir erst der mehr den Blicken entzogene Aral liegt, wenn wir also die physischen Verhältnisse für die Zeit des Herodotos so annehmen, wie sie die späteren Zeitalter für jene frühere Periode mit Bestimmtheit vermuthen lassen. Dieses Bruchstück der Nachrichten des Herodotos kommt der Wahrheit ungleich näher, als alles, was das Alterthum später über die Oxusmündung in Erfahrung brachte; es ist in gewissem Sinne, wie wir später sehen werden, unschätzbar. Leider nur hat die Vermischung der beiden Araxes einen ungleich grösseren Schaden gestiftet, als die richtigen Umstände der Mittheilung Vortheil brachten. Aber dass Herodotos, der bald von dem einen, bald von dem anderen Araxes hörte und bei dem Mangel jeder richtigen Schätzung der Entfernungen und der Positionen gar nicht in der Lage war, seine Verwirrung inne zu werden, kann nicht bezweifelt werden und darf uns nicht Wunder nehmen. Es haben Spätere aus viel grösserer Nähe unter günstigeren Verhältnissen viel mehr verworrenes geschrieben. [1]

Denjenigen, welche in dem Araxes Herodots den Jaxartes erblicken, muss entgegengehalten werden, dass es schon für sehr unwahrscheinlich gelten müsste, wenn man bei den Griechen von dem viel entfernteren fast immer durch culturlose Räume fliessenden Jaxartes gehört hätte, ehe man vom Oxus hörte, dem näheren und mächtigeren Flusse, der mitten durch alte reiche Culturgebiete seinen Weg nahm. Aber wir sind

---

[1] Man denke nur an Jenkinson oder an die Nachrichten des Bolšoi Čertjož (bei Lenz S. 15) aus der Zeit von 1584—1598, wo genaues und gänzlich verworrenes durch einander gemischt sind.

zum Glück in der Lage, den Beweis auf festerer Basis zu führen; es lässt sich auch aus unseren Bruchstücken der reichen geographischen Literatur der Alten bis zu höchster Wahrscheinlichkeit darthun, dass sie unter dem Araxes niemals den Jaxartes verstanden, es bleibt trotz der Missverständnisse, die sich eingeschlichen haben, immer noch der Oxus zu erkennen. Der Beweis soll aber erst im Anhang geführt werden, weil dieser Punkt von keinem wesentlichen Einfluss auf den Gang der vorliegenden Untersuchung ist.

Strabon, der nächste der Geographen nach Herodotos, der uns erhalten ist, hat, wo er vom Araxes spricht, Herodotos vor sich und ist ihm augenscheinlich gefolgt:[1] Besonders soll der in viele Arme getheilte Fluss Araxes das Land (der Massageten) bewässern, welcher mit seinen übrigen Mündungen in das nördliche Meer und nur mit einer in den hyrkanischen Busen fällt. Strabon ist aber dort, wo er von dem Oxus spricht,[2] ohne Ahnung, dass dieser der Araxes sein müsse, von dem er sonst meldet. Er hat aber den herodoteischen Bericht vom Araxes noch verderbt, indem er die Combinationen seiner Zeit, die dem Herodotos völlig fremd waren, hineinmischte. Eine solche auf Combination beruhende Behauptung ist es, dass die vielen Mündungen des Araxes in das nördliche Meer, d. i. in den Polarocean gehen, den sich Strabon und die Späteren fälschlich in nächster Nachbarschaft des caspischen Meeres vorstellten. Herodotos, der seinen vielarmigen Araxes in Sümpfe auslaufen lässt, war der Wahrheit näher geblieben. Sodann muss man sich wundern, dass Strabon bei ungleich grösseren Kenntnissen über diese Räume als Herodot doch denselben Araxes, der das Massagetenland durchströmt — dieses aber lag auch nach ihm ganz richtig im Osten des caspischen Meeres — in den hyrkanischen Busen, d. i. in den südlichen anstatt in den östlichen oder skythischen Busen münden lässt, dass er ihm auf solche Weise einen ganz unmöglichen Lauf vorschreibt. Also auch bei Strabon mischt sich noch in die Vorstellung des östlichen Araxes die des armenischen', der sich in den hyrkanischen Busen ergiesst.

---

[1] S. 812.

[2] S. 73, 507, 509, 510, 513, 514, 516—518.

Den Oxus lässt Strabon von den indischen Bergen kommen und in das caspische Meer fallen, von einer Bifurcation und Mündung in nördlichere Gewässer weiss er nichts.[1] Die Feldzüge des Alexandros hatten zwar die Weltkunde erweitert, doch während sie für Indien und Ostpersien reiche Aufschlüsse gewährten, war dieses nicht in ähnlichem Masse der Fall für den jenseits Persiens liegenden Norden, für das Turân der persischen Sage. Nichts kann ungenauer sein, als zu sagen, dass Officiere Alexanders des Grossen am caspischen Meere hinzogen, um dessen Ufer zu recognosciren, während Alexander selbst den Oxus überschritt. Alexander marschirte mit seinem Heere durch Hyrkanien und lernte hier allerdings die Südufer des caspischen Meeres kennen, sodann aber nahm er seinen Weg durch das Bergland von Chorasân nach Herat und Sedschistân und ging über Afghanistân ins Kabulthal, um von da über die Pässe des Hindukusch nach dem Land am Balchflusse niederzusteigen. Eine Recognoscirung des Ostufers des caspischen Meeres, und nur an das Ostufer darf doch hier gedacht werden, lag völlig ausser seinem Wege und Plane; sie konnte ihm nicht das mindeste nützen, denn sein Ziel war die Einbringung des Bessos, der nach Baktrien geflohen war. Auch wird einer solchen Entsendung von Officieren nirgends mit einer Silbe gedacht. Nichts spricht dafür, dass Alexander sodann später eine Recognoscirung der unteren Stromläufe des Oxus und Jaxartes bis zu ihren Mündungen vornehmen liess. Er hätte dies auch von Maracanda[2] aus nicht ohne bedeutende Truppenmacht ausführen können. Das Vordringen im Skythenlande bis

---

[1] S. 73, 510.

[2] In der jetzigen Form Samarkand (سمرکند, aber auch سمرقند) darf man Einwirkung griechischen Mundes vermuten; das zu Maracanda getretene ς ist wol die griechische Präposition εἰς, also Smarkand oder Samarkand = ς Μαράκανδα. Es ist seltsam, dass ein Persist wie Vullers behaupten konnte, kand kend, in Ortsnamen, wie Samarkand sei türkischen Ursprungs (Lex. pers. 2, 894) da es in so manchen alten vortürkischen Ortsnamen der arischen Länder auftritt, so ausser in Maracanda in Socanda. Im heutigen Turkistan tritt das appelat. kand in der Bedeutung Burg, Stadt sowohl an persische als an türkische Bestimmungswörter. Zu den ersteren gehören Namen wie Pendschkend, Paikend, zu den letzteren Taschkend. Auch das Kurdische, eine gleichfalls eranische Sprache, kennt das Wort als gund Dorf, Weiler. S. P. Lerch, Forschungen über die Kurden, 2, 111.

zu der Gegend, in welcher er das ‚äusserste Alexandria‘ gründete, war beschwerlich und blutig genug gewesen und er begnügte sich gern mit den Erfolgen, welche ihn bis etwa Chodschend am Jaxartes gelangen liessen. Was am besten beweist, dass wenigstens der Unterlauf des Jaxartes nie von einem Makedonier besucht worden ist, ist folgender Umstand. Neunzehn Jahre vor Ankunft Alexanders in Sogdiana hat Aristoteles in seinen Meteorologica die Nachricht niedergeschrieben, dass der Tanais ein Gabelarm des Araxes sei, der vom Paropanisos komme, und sich in den mäotischen See ergiesse. Die Vorstellung, dass der Jaxartes der sich in die Maeotis ergiessende Tanais sei, brachten die Makedonier und ihr König aus Griechenland nach Asien [1] und hielten sie hier nicht nur fest, sondern gaben ihr neues Gewicht. Ein Besuch des Mündungslandes vom Jaxartes hätte aber das ganz Unmögliche dieser geographischen Vorstellung sogleich an den Tag bringen müssen. Alexander war bei Erkundigungen in Turân auf die Aussagen der den Makedoniern feindseligen Einwohner des zum grossen Theil unwirthlichen Landes beschränkt. Diese Aussagen, so unvollständig sie auch sein mussten, wären gewiss immer noch sehr werthvoll, wenn sie uns in der ursprünglichen Form überliefert vorlägen. Allein sie wurden wol sogleich mit subjectiven Voraussetzungen und Combinationen vermischt. Ueberdies schrieb Aristobulos, der am meisten auf das Geographische achtete, in seinem 84. Lebensjahre, als die Erinnerung schon verblasst sein musste. Er sowie die Historiai des Polykleitos, die Aufzeichnungen des Patrokles, der unter Seleukos und Antiochos eine Zeit lang auf dem caspischen Meere stationirte, sind für uns verloren. Aus Patrokles und Aristobulos vornehmlich schöpfte Eratosthenes († 194 v. Chr.), aus diesem erst Strabon, der die Beiden vielleicht nur aus Citaten bei Eratosthenes kannte.

---

[1] Es ist daher irrig, wenn Droysen (Alexander des Grossen Züge durch Turan, Rheinisches Museum Bonn 1834 S. 89) behauptet: „es mag bei der Masse des makedonischen Heeres wohl der Glaube gegolten haben, von diesem Flusse (Jaxartes-Tanais) sei es nun nicht mehr weit zur Heimath. Alexander aber musste diesen Irrthum, den verbreitet zu sehen ihm in mancher Hinsicht erwünscht sein mochte, sehr wohl erkannt haben; dafür sprechen seine Unterhandlungen mit dem Chorasmierkönig in Bezug auf den später zu unternehmenden scythischen Feldzug.“

Aber die Expeditionen des Alexander und die Reise des sonst gänzlich unbekannten Demodamas zum Jaxartes, dessen Bericht noch Plinius benützte, sind der Wissenschaft doch einigermassen von Vortheil gewesen. Hingegen sind die Römer niemals an den Oxus vorgedrungen, selbst Pompejus kehrte in der Nähe des caspischen Meeres um. Wir wissen von keiner wissenschaftlichen Reise, die nach der Diadochenzeit in die östliche Landschaft des caspischen Meeres wäre gerichtet worden.

Strabon gibt uns somit den ersten und letzten ausführlichen Bericht über Bactriana und Sogdiana oder das Oxus- und Jaxartesgebiet; was die Späteren, mit Ausnahme des Ptolemaeos, noch mittheilen, ist kaum der Rede werth. Plinius, der mit möglichster Gedrängtheit seine Excerpte zusammenstellt, ist hier, wo er den Bericht des Demodamas benützt, so eilig, dass er auch nicht einmal bemerkt, ob auch die Mündung des Jaxartes in das caspische Becken erfolge, und C. Julius Solinus, der ihn hier wie an so vielen Stellen auszieht, ist nicht mittheilsamer. [1]

Interessant ist die Stelle des Pomponius Mela, der unter Kaiser Claudius schrieb, wegen der mancherlei Verkennungen, die sich an sie knüpfen. Auch A. v. Humboldt hat sie nicht ganz richtig beurtheilt, wenn er sagt [2]: ‚Dieser Schriftsteller ist der einzige, welcher in einem sehr bestimmt ausgesprochenen Satze den Lauf des Oxus fast gerade so schildert, wie wir ihn gegenwärtig kennen.‘ Jaxartes und Oxus gehen nach Pomponius Mela [3] in den skythischen Busen, d. i. nach der Sprache der Alten in die östlichen Krümmen des caspischen Meeres, der Lauf des Oxus aber, der aus dem sogdischen Gebirge hervorbricht, erfolgt zuerst von Ost nach West, worauf er im Lande der Daer ablenkt in nördlicher Richtung und das Meer zwischen den Amardi und Paesicae erreicht. Die letzte Angabe gehört dem Pomponius Mela allein an, wir wissen nicht, aus welcher Quelle sie ihm zufliesst. Amardi und Paesicae, so lesen wir in unsern Ausgaben, doch ist wenigstens der Name Amardi an diesem Orte unbedingt irrig. Die Mündung des Oxus kann niemals dahin gelegt worden sein, weil das

[1] Plin. 6, 52. Solinus ed. Mommsen 101, 104, 199.

[2] Centralasien 1, 518.

[3] 71, 42 ed. Parthey.

Volk der Mardi oder Amardi am Kizil Uzen oder Sefid Rûd am südwestlichen Ufer des Caspisees wohnte. Strabon nennt zunächst den Daern unmittelbar am hyrkanischen Meere ein Volk Aparnoi. Diese bewohnten etwa das Gebiet, das die jetzigen Goklan-Turkmanen inne haben. Die Aparnoi oder Parnoi des Ptolemaeos eignen sich besser für die Localität am unteren Oxuslauf, wenn wir denselben uns im Süden des Balkan-Golfes denken und Pomponius Mela hatte vielleicht in seiner Vorlage noch den richtigen Namen Aparni. Die Paesicae, wofür die Handschriften auch Pessici, Pestici und Paestici bieten, erscheinen auch bei Plinius in der Aufzählung der skythischen Stämme. Vielleicht aber, dass hier die Aspasiacae, von denen Polybios[1] Erwähnung macht, die richtige Lesung geben. Es stimmte dies auch etwa zu der Angabe des Ptolemaeos, nach welcher die Stadt an der Mündung des Oxus Aspabota hiess. Vielleicht aber waren die Pessici und die Aspasiacae ein Volk, doch wäre jede Aenderung zweifelhaft und gewagt. Die Ablenkung des Oxus nach Norden kann sich somit nur auf das unterste Stück des Laufes bezogen haben, wenn Pomponius Mela, und darüber besteht doch nicht der leiseste Zweifel, diesen Fluss zum caspischen Meere fliessen lässt und wir die Mündungsstelle nicht nördlicher als am Balkan-Golfe ansetzen dürfen.

Arrianos in der ersten Hälfte des 2. Jahrhunderts benützt in seiner Geschichte Alexanders zumeist den Aristobulos, welcher den König auch auf dem skythischen Feldzuge begleitet hat. Der Oxus geht also auch bei ihm in ‚das grosse Meer bei Hyrkanien'.[2] Eine reichere Ausbeute ist bei ihm nicht zu gewinnen. Er steht hierin dem aus denselben Quellen schöpfenden Quintus Curtius nach, aus dem wir aber doch für die Lösung der Mündungsfrage nichts gewinnen.

Ptolemaeos repräsentirt sodann hier wie in hundert anderen Fragen den höchsten Stand der geographischen Kenntnisse im Alterthum. Er hat das caspische Meer im Norden wieder geschlossen, legte aber die grosse Axe desselben in beklagens-

---

[1] 1, 10, 48. Weder an die Πάσχοι, noch an die 'Ασπίσιοι des Ptol. 6, 12, 4; 6, 14, 12 darf hier gedacht werden, da sie die gänzlich verschiedene Position, die ihnen Ptolemaeos anweist, vor einer Identificirung mit dem am caspischen Meere wohnenden Stamme schützt.

[2] 1, 3, 29. 30.

werther Verirrung von West nach Ost und gab ihr eine Länge von 185 geogr. Meilen, d. i. um 100 Meilen zu viel. Der Oxus mündet bei Aspabota in das caspische Meer in gleicher Breite mit dem armenischen Araxes am jenseitigen Ufer. Ptolemaeos kennt und nennt den Aralsee nicht, obgleich seine orographischen Kenntnisse über diesen hinausreichen. Sein oxianischer See (Ὠξειανὴ λίμνη) wird von einem unbenannten Zufluss des Oxus im oberen Laufe desselben gebildet.[1] Diejenigen, welche wie Humboldt den Karakulsee südlich von Bochârâ, in welchen der Zerefschân oder Kohik einmündet, für den oxianischen See des Ptolemaeos halten, haben also ungleich mehr Recht als die, welche dem offenen Text des Ptolemaeos zum Trotz auf Karten oder in Büchern den Aralsee kurzweg lacus Oxianus nennen. Ob der Karakul wirklich der oxianische See ist, oder ob wir nicht den letzteren viel höher im sogdischen Gebirge, dem Bolor-Tag der Neueren suchen müssen, wird übrigens zweifelhaft bleiben müssen. Ich glaube, dass der Jeschil-Kul der Quellsee des Ak-Su oder oberen Zerefschân eben so gut ein Recht hat, für den oxianischen See gehalten zu werden, wie der See von Karakul. Es würde sich dann um so leichter begreifen, wie Plinius berichten kann, dass der Oxus im Oaxussee, wie er ihn nennt, entspringe,[2] man hat eben den Zerefschân für den oberen Oxus gehalten, wie ich denn finde, dass man noch im 18. Jahrhundert meinte, der Oxus sei früher Kohik genannt worden. Bei der Identificirung des Aralsees mit dem oxianischen See darf man sich am wenigsten auf Ammianus Marcellinus[3] berufen, der hier durchaus keine selbständige Quelle heissen kann, sondern alle Nachrichten geographischen Inhalts aus Ptolemaeos schöpft. Seine palus Oxia ist daher kein anderer See als der oxianische See bei Ptolemaeos, nur ist des Ammianus Fassung ungenau und der Text wie an vielen Stellen im 6. Capitel des 23. Buches durch die Abschreiber verderbt.[4]

---

[1] 6, 12, 3 ἀφ' ὧν (die sogdianischen Berge) ποταμοὶ διαρρέουσι συμβάλλοντες ἐκείνοις (Oxus und Jaxartes) πλείους ἀνώνυμοι, ὧν εἷς ποιεῖ τὴν Ὠξειανὴν λίμνην.

[2] 6, 48. Oxus amnis ortus in lacu Oaxo.

[3] 23 6, 59 (ed. Eyssenhardt S. 287).

[4] Es ist lange Zeit unbemerkt geblieben, dass wir in diesem Abschnitt de Ammianus keine selbständige neue geographische Quelle vor uns haben

Die Peutingersche Tafel bietet in dieser äussersten Abtheilung ihrer Darstellung ein sehr verwirrtes Bild. Der Oxus zugleich mit einigen anderen Flüssen ergiesst sich in das hyrkanische Meer, welches gegen Norden hin durch einen Sund mit dem nördlichen Ocean in Verbindung steht. Die Oxusmündung liegt gegenüber der Mündung des Cyrus (Kur). Dagegen enthält die Karte den Jaxartes nicht; seine Stelle vertritt ein in das östliche Meer mündender Araxes, dessen Quellen am mons Taurus angesetzt sind.

sondern dass es sich auf eine Bearbeitung des Ptolemaeos stützt, welche den dürren topographischen Stoff desselben durch Herbeiziehung anderer Nachrichten zu beleben und zu popularisiren versucht hatte. Diesem so zu sagen mit Fleisch bekleideten Auszuge des Ptolemaeos ist Ammianus im 23. Buche gefolgt, aus ihm fliessen die mancherlei Verstösse und Schreibfehler, in welchen Ammianus von unseren besseren Ptolemaeos-Ausgaben abweicht, denn es waren sehr verderbte Handschriften, die von dem unbekannten Excerptor benützt wurden. Wer vom Ptolemaeos zur Lecture dieses Theils von Ammianus übergeht, musste diesen Sachverhalt entdecken und so geschah es auch mir; ich fand aber, nachdem ich mit dem Gegenstande vertrauter geworden, dass V. Gardthausen einige Jahre früher in einer sehr sorgfältigen Abhandlung (Coniectanea Ammianea. Kiliae 1869) dieselben Ideen geäussert und ausreichend begründet hat. Dadurch bin ich der Mühe überhoben, mich über diesen Nebenpunkt meiner Arbeit eingehender verbreiten zu müssen. Nur in ganz wenigen Einzelheiten bin ich zu anderen Ergebnissen gelangt als mein Vorgänger und ich will nicht unterlassen, dieselben hier anzumerken. Acropatenae (23, 27) für Atropatenae darf nur für einen der Fehler gelten, wie sie aus dem Dictiren entspringen, deren es hier auch viele gibt. 39. Zombis et Patigran et Gazaca. Gardthausen schlägt zweifelnd Tigrana vor, W. Tomaschek (Zeitschrift f. d. österr. Gymnasien 1872, S. 285) Bazigraba, welches sich in vieler Hinsicht empfiehlt. Vielleicht aber liegt doch eine aus Ptolemaeos zu heilende Entstellung vor; ich vermuthe SoZOa PharasPA TIGRANA, diese drei Orte werden bei Ptol. an der entsprechenden Stelle genannt und eine bedeutende Abweichung von ihm scheint mir doch sehr fraglich. 59 ist Araxates unzweifelhaft in Jaxartes zu verbessern, die einzige Namensform, welche feststeht, ebenso Ascanimia unbedenklich in Ascatanca zu ändern. Zweifelhaft aber muss es bleiben, ob 61 Apurii oder Tapurii zu lesen ist, denn dass der Verderb Apurii für Tapurii, 'Απυροί für Ταπυροί schon in frühere Zeiten zurückgeht und nicht erst unseren späten Handschriften des Ammianus, Dionysios, Avienus und Priscianus zur Last gelegt werden kann, darf nach den Anmerkungen Gardthausens S. 40 als sicher gelten, aber Verderb und Entstellung bleibt die Form 'Απυροί Apurii nicht minder. Es gab neben dem Volke der Tapyri kein anderes der Apyri, eben so

Auch die Periegesis des **Dionysios**[1] bezeichnet den Oxus, dem sie einen Araxes beigesellt, als Fluss, der zum caspischen Meere geht.

Fassen wir alle hier in Erwägung gezogenen Nachrichten der Alten über den Oxus zusammen, so ergiebt sich die Ueberzeugung, dass dieselben mit Ausnahme Herodots ihn ausschliessend zum östlichen Gestade des caspischen Meeres gelangen liessen. Von diesen Nachrichten sind nun allerdings nur wenige von einander unabhängig, die meisten vermehren die Zahl, aber nicht das Gewicht der Zeugnisse. Für die Mündungsstelle kommen nur drei Aussagen in Betracht, die zu allgemein gefasste des Pomponius Mela, die des Ptolemaeos und die Peutingersche Tafel. Beide letzteren stimmen darin überein, dass die Mündungen des Oxus und des armenischen Araxes, für welchen letzteren die Peutingersche Tafel den Kur eintreten lässt, einander gegenüberliegen.[2]

---

wenig als zweifache Tapyri, wie Forbiger A. Geogr. 2, 567, 589 grundlos behauptet. Auch sollte eine Etymologie, wie dass sie des Feuers entbehrten und darum Apyri hiessen, dem naiven Kopfe eines Griechen überlassen bleiben und nicht wieder aufleben gemacht werden. Tapuri Ταπυροί Ταπούρεοι allein ist die richtige Form, diese allein bei den massgebenden Schriftstellern bezeugt, ihr entspricht die jüngere Pehlewiform Tapur, ihr das neupersische Tabar (طبری Tabari, Volksname, طبرستان Tabaristân, Landesname). Bei Solinus 198 findet sich der Schreibfehler Lapyri. — Talicus 63 ist nicht mit G. in Dacius zu ändern, sondern ist einfach Daix und entstand gleich Formen wie Rogomanius, Emodon aus den Genitiven bei Ptolemaeos, also Talicus aus Δάϊχος ποταμοῦ ἐκβολαί. Trotz des Ptol. Ottorocorra vertritt G. Oporocarra bei Ammianus 65, was nur Hörfehler sein kann, für das allein richtige Ottorocorra, das Uttara-kuru der Inder. 73 gibt Eyssenhardt den Text folgenderweise: ciuitates autem etiam hic sunt [in ciuitate] praeter insulas Sedratira et Gynaecon limen meliores residuis aestimantur. W. Tomaschek (S. 283) schlägt zur Verbesserung der sehr verderbten Stelle vor, das von Eyssenhardt getilgte in ciuitate als inclutae zu lesen, was ich durchaus billige und acceptire, damit aber den Text noch nicht gereinigt glaube. Ich nehme eine grössere Aenderung oder besser gesagt Ergänzung nach Ptolemaeos vor und lese die Stelle: ciuitates autem etiam hic sunt inclutae praeter insulas Asthaea et Codana non paucae, sed RAgIRAua et Gynaecon limen meliores residuis aestimantur.

[1] v. 747 ἱερὸς Ὦξος — ὅστε λιπὼν Ἠμωδὸν ὄρος μετὰ Κασπίδα βάλλει. Vgl. Avienus v. 925. Priscian. v. 723.

[2] Der Oxus wird $44^0$ d. Br. (6, 14, 2) und der Araxes $43^0$ 50′ (5, 13, 6) angesetzt.

Soweit das Alterthum, d. i. die Zeit bis zum Ende des vierten Jahrhunderts, über welches hinaus uns keine selbständigen geographischen Nachrichten vorliegen. Der Gesichtskreis der byzantinischen Schriftsteller endet am Westufer des caspischen Meeres, darüber hinaus wissen sie nichts, der Oxus und Jaxartes und alles Land herum sind ihnen völlig fremd, der Gesandtschaftsbericht Menanders steht wie eine Oase inmitten der grossen Wüste. Und auch Menander bereichert unsere Kenntniss über den Oxuslauf nicht im geringsten. [1] Sehen wir nun, was die Morgenländer seit dem Aufleben einer neuen eigenthümlichen Kultur bei ihnen von unserem Strome wissen.

Der älteste von den uns erhaltenen Geographen der Araber ist Abu Ishak el Farsi el Istachri der zwischen 915 und 921 schrieb. [2] Der Oxus, den die Araber Dschihûn nennen, fliesst nach ihm an zahlreichen Städten vorbei, bis er nach Chârezm gelangt. Und keines der Länder hat Nutzen von ihm, ausgenommen eben Chârezm, weil dieses niedriger als er selbst liegt. Dann sinkt er von Chârezm in die Niederung hinab und ergiesst sich in einen See, den man den See von Chârezm nennt. Zwischen diesem und Chârezm (d. i. der Stadt dieses Namens,) damals Kâth liegen sechs Tagereisen. — Der Dschihûn erreicht den See von Chowarezm an einer Stelle, wo Fischer wohnen, aber kein Dorf und kein Gebäude ist; diese Stelle heisst Childschan (Chalidschan). Von einem Einströmen in das caspische Meer ist Istachri nichts bekannt. Auch bei der Beschreibung der Ostküste des caspischen oder Chazarenmeeres, wie die Araber es benannten, gedenkt er mit keiner Silbe des Oxus. Wie er sich ausdrückt: Von Abeskun rechts (d. i. östlich) bis zu den Chazaren giebt es an der Küste des Meeres keine Stadt und kein Dorf, mit Ausnahme eines Ortes, welcher 50 Parasangen von Abeskun liegt und Dehistân heisst. Der Ort bildet eine Landzunge, und man fährt auf Schiffen dahin. Nach diesem Orte fahren viele Bewohner der Umgegend des Fischfanges

---

[1] Geographi graeci minor. ed. C. Müller 1.

[2] Kazwini hatte eine reichere Handschrift der alten jetzt unter dem Namen el Istachris gehenden Quelle vor sich als wir in dem von Dr. J. H. Moeller herausgegebenen und übersetzten Texte. Die Stelle über den Oxus s. Buch der Länder, Hamb. 1845, S. 127. 128. — Bei El-Kazwini, Kosmographie, übersetzt von Ethé 1, 362.

wegen; man findet dort Wasser. Ausser diesem findet man keinen bewohnten Ort, ausser Siâhkûh, wo ein türkischer Stamm wohnt. Sie wohnen dort in Kraft eines Vertrages wegen der Zwistigkeiten, die sie mit den Guzen hatten; sie trennten sich damals und haben seitdem ihr Wasser und ihre Weiden für sich. Sie haben die Quellen und Weiden zur rechten Seite dieses Meeres, jenseits Abeskun. — In der Gegend am Siâhkûh hat das Meer eine Untiefe, welche von den Schiffern gefürchtet wird.

Der nächste in der Zeitfolge ist Masudi (um 943), der in den goldenen Wiesen wie in dem Kitâb el tenbîh die Mündung des Dschihûn in den See von Dschordschania, d. i. den caspischen behauptet. Istachris wie Edrisis Karte (um 1154) leitet den Dschihûn auschliesslich zum charezmischen Meere; eben so berichtet seine Darstellung nur von einer Mündung in dieses, das nach ihm wie Anderen sechs Tagereisen von Dschordschania oder Chowarezm liegt.[1]

Nach Abulfedas Geographie (um 1321) geht der Fluss von Balch (nahr Balch) wie der Schriftsteller nicht ganz genau den Oxus benennt, über Termez und Amol (j. Tschehârdschui) in das Südwestende des charezmischen Meeres, der Oxus verläuft also auch nach ihm wie noch heute.

Zu diesen directen kommen noch zwei indirecte Zeugnisse, welche darthun, dass der Oxus damals unmöglich mehr einen für die Schiffahrt geeigneten ansehnlichen Arm bis in das caspische Meer entsendet haben kann; denn der rege Handel, der damals quer über das caspische Meer nach Chowarezm und Chiwa betrieben wurde, und zum ersten Male jene Bahnen einschlug, auf denen ein schiffbarer zum caspischen Meer auslaufender Oxus von hohem Werthe erscheinen musste, zog den Ueberlandweg über die wasserarme Wüste der Guzen, den jetzigen Üst-jurt, und die Turkmanenwüste vor.

Nach Ibn Chordadbeh, der zwischen 855 und 874 schrieb, gingen die russischen Handelsleute, die zumeist Pelzhändler waren, auf dem Slavenflusse, d. i. der Wolga, nach der Stadt der Chazaren, sodann über das Meer von Dschordschan, d. i. das

[1] Géographie d'Edrisi, traduite de l'arabe en français par Amédée Jaubert Paris 1826. S. 471, 473.

caspische und von dessen Ufern nach Balch und Transoxiana.[1] Dass der letzte Abschnitt wäre zu Wasser zurückgelegt worden, bemerkt er keineswegs. Ebenso nicht der fast um ein Jahrhundert spätere Abu Seid el-Balchi († um 950). Ihm zufolge gehen Karawanen von Urgendsch nach Chorasân, Chazarenland und Dschordschan. Dass nach letzterer südlich vom Ausfluss des alten Oxus gelegenen Landschaft die Thalfahrt des mächtigen Flusses nicht vorgezogen wurde, beweist wohl, dass sie nicht mehr bestand.[2]

---

[1] Some original passages on the early commerce of the Arabs by Sprenger. Journal of the Asiatic Society of Bengal 1843 XIII. 2, 521, 523. The Russian merchants who are of Sclavonian origin, export the furs of beavers and of black foxes from the most distant part of the Sclavonian country and bring them to the coast of the Rumish sea, where the Greek emperor levies customs on them. Of if they chose, they go in the river of the Sclavonians (نهر الصقالب) and they pass in the Gulf the town of the Khazar (بخليج مدينة) where they are taxed by the Khazar king (الخزر) and thence they continue their navigation into the sea of Jorjan where they land in any coast they like. The length of this sea is five hundred parsangs. Sometimes they transport their goods on camels from Jorjan (من جرجان) to Bagdad. — Sometimes they proceed to the gulf of the town of the Khazars; thence they sail on the Caspian, thence they proceed to Balkh and Mawara-n-nahr; thence to Taghoz-ghoz, thence to China.

[2] Abu Seid el-Balchi bei Chwolson, Ibn Dasta S. 81, 168 čto gorod Džordžanija na pravom beregu Amu-Darji, u vpadenija jeja v more Aralskoje, jest torgovyi punkt Guzov, i čto karavany otpravljajutsja iz etogo goroda v Džordžan, Chorasan i Chozariju. — Das arabische Dschordschanija (جرجاني) entstand ebenso aus Gurgendsch, wie aus dem Namen des persischen Flusses und Landes Gurgân (كركان) im Munde der Araber Dschordschan (جرجان) wurde. Aus Gurgendsch wurde wieder im Munde der Türken Urgendsch, später die ausschliessend herrschende Form des Stadtnamens, der wenigstens seit dem 11. Jahrhundert zweifellos identisch ist mit Chârizm (d. i. Stadt von Chârizm). Edrisi u. A. sagt ausdrücklich, dass Chowarizm (خوارزم) auch Dschordschanîe heisse und die Wegmasse, die uns bald für Chowarizm, bald für Urgendsch angegeben werden, bezeugen gleichfalls die damalige Identität. Schon bei Firdousi schwanken die Formen des Namens Gurgendsch zwischen Gurgândsch, Gurgendsch und Urgendsch (كركانج كركنج اوركنج), Wassaf (bei Hammer, 1, 154) schreibt Gurgândsch (كركانج.)

Den Griechen und Römern zufolge floss demnach der Oxus zum caspischen Meere, zufolge den Arabern der ersten Jahrhunderte der Hidschra zum Aralsee. Dürfen wir nur einen Augenblick etwa die Frage aufwerfen, wer von den beiden Recht hat? Gewiss nicht; Jedermann sieht, dass diese Fragestellung schon einen Irrthum in sich schliessen, dass sie zu einem falschen Resultate auslaufen würde. Wir haben keinen ausreichenden Grund, den Griechen, und eben so wenig einen, den ältesten Schriftstellern des Islam zu misstrauen. Denn da die Zeiten, für welche die beiden verschiedenen Behauptungen zu gelten den Anspruch machen, weit auseinander liegen, so ist es wol denkbar, dass eine so grosse Veränderung im Unterlaufe des Oxus Platz gegriffen habe und der Fluss, der einst zum Caspisee strömte, in den Zeiten, als die arabische Erdkunde zu blühen anfing, in dem Aralsee endete. Das Ergebniss aus der Zusammenstellung der Zeugnisse vom ersten Keimen geographischer Wissenschaft bis zur Abfassung der Takwîm el boldân um 1321, von Herodotos bis Abulfeda lautet somit: vom 5. Jahrhundert v. Chr. bis vielleicht zum eben so vielten n. Chr. floss der Oxus in das caspische, vom 10. bis in das 14. in das Aralbecken. Ich sage vielleicht, weil Ammianus Marcellinus und keiner, der nach Ptolemaeos schrieb, selbständige Nachrichten besass und während man im Abendlande die alten Berichte wiederholte, die Verhältnisse des unteren Oxuslaufes schon lange geändert sein konnten. So hat ja das gesammte christliche Mittelalter, welches auf Ptolemaeos schwor, in der That grosse Irrthümer festgehalten, welche von den Arabern längst widerlegt waren. Es könnte demnach die Veränderung im Flusslauf schon im 3. Jahrhundert begonnen haben, ohne dass uns, d. i. den Römern, darüber eine Nachricht zukam. Eben so darf man vermuthen, dass das was für das 10. Jahrhundert gilt, schon im 9. vollzogen war, weil nach der erwähnten Mittheilung bei Ibn Chordâdbeh, der in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts schrieb, der Handel der Russen zu Lande über Dschordschan nach Balch seinen Weg nahm. Wäre nämlich der Oxus noch in das caspische Meer geflossen, so begriffe man nicht, warum die Russen, die vorzugsweise kühne kräftige Segler und Schiffer waren und Wasserbahnen allen anderen weitaus vorzogen, den Landweg sollten gewählt haben, warum sie nicht

[illegible] Wasser-
[illegible]
[illegible] [illegible]gniss
[illegible] [illegible]rien,
[illegible] [illegible]ckens
[illegible] ist
[illegible]

lich diese Bestimmung ist, sie leitet darauf, dass dem Ptolemaeos Talka nicht sehr entfernt von der Oxusmündung erschien. Und das ist hier das Entscheidende. Tscheleke liegt südwestlich vom Eingange in die Balkanbucht.

Endlich ist das alte nun schon in einer Reihe von Punkten festgestellte, vom Laudânsee oder Aibugîrbusen in südwestlicher Richtung verlaufende ‚alte Flussbett‘ des Oeghüz, wie es die Eingebornen mit treuem Gedächtnisse noch jetzt nennen sollen,[1] ein unverwischtes, unabweisliches Denkmal des ehemaligen Oxuslaufes. Dieses alte Flussbett würde für sich allein beweisen, dass der Oxus einst theilweise oder ganz in anderer Richtung gelaufen, nur fehlte es uns dann noch immer an einem Zeugnisse über die Zeit, in welcher der Strom diesen Lauf nahm; es könnte dies ja auch nur in vorgeschichtlicher Zeit gewesen sein. Gestützt auf die oben hervorgehobenen Momente dürfen wir aber wol mit höchster Wahrscheinlichkeit behaupten, dass jener Ablauf zum caspischen Meer im Zeitraume der sogenannten alten Geschichte, vielleicht schon lange vor Hecataeos und sicher bis in die Zeit des Cl. Ptolemaeos stattgefunden.

---

Gleichwie nach der Zeit der Antonine im römischen Reiche der wissenschaftliche Sinn, der Untersuchungs- und Erforschungseifer reissend schnell abnahm und der Antheil der Besten sich auf Conservirung der vorhandenen Literaturschätze beschränkte, oder in Excerpirung und Verkürzung der grossen Werke einer früheren Periode äusserte, um so dem auf oberflächliche Aneignung des Wissenswürdigsten gerichteten Sinne des lesenden Publikums zu genügen, so hat unter den Culturvölkern des Islam, den Arabern und Persern, seit dem 13. Jahrhundert mehr und mehr dasselbe äusserliche Dichten und Trachten die Gelehrten der beiden Nationen beherrscht. Ein Sammelwerk hinter dem andern taucht auf, eines immer kritikloser als das andere. Man schreibt aus Bruchstücken von Reise-

[1] Dagegen beruht die „Erinnerung“ an die alte Mündung des Neckar, welchen Valentinianus bei Ladenburg westlich ablenkte, auf einem gelehrten Einfall, der erst 1595 das Licht der Welt erblickte, wie dies jüngst überzeugend nachgewiesen hat Ernst Wörner im Archiv f. Hessische Gesch. und Alterthumskunde, 1873, XIII, 78—99: Ueber den angeblichen früheren Lauf des Neckars durch die Bergstrasse.

berichten einer bessern Zeit die Bücher der Schöpfungswunder, der Wissenswürdigkeiten der Länder, der Weltschau und wie die pompösen Titel lauten mögen, zusammen. Schon Abulfeda war ein Compilator im grossen Stil, freilich ein sehr achtbarer, gewissenhafter, reich belesener, der die besten Materialien benutzte und das auch geistig verarbeitete, was er zusammenleimte. Allein von seinen Nachfolgern gleicht ihm kaum Einer. Für uns sind diese Sammelwerke von hohem Werthe, weil die Quellen, aus denen sie fliessen, meist verloren heissen dürfen. Wo uns aber durch glücklichen Zufall ein alter ächter Reisebericht erhalten ist, sehen wir, wie viel wir sonst entbehren, wie schlecht wir von den Encyclopädikern bedient sind. Wie lehrreich sind in dieser Beziehung die Fragmente Ibn Fodhlans und Ibn Dastas. In solchen Sammelwerken ist es dann, dass im 14. Jahrhundert die Idee einer caspischen Mündung des Oxus neu auftaucht. Zuerst wie es scheint bei Hamdallah, der eine Doppelmündung des Oxus behauptet. Wir sehen aber nicht, was ihn dazu veranlasst hat, auf welchem Zeugnisse er dabei fusst, ob es frische Mittheilung von Reisenden oder alte Kunde aus Büchern ist, der er hier Ausdruck gibt. Nach ihm meldet ähnlich Saïd-Abul-Hasan ben Ali Dschordschanî († 1477). Der von morgenländischen Schriftwerken durchaus unabhängige Reisende Gonzalez Clavijo weiss 1403 auch nur von der Mündung des Oxus in das caspische Meer.

Im 16. Jahrhundert (1650) behauptet Bifurcation Abul-Ghazi Bahadur Chân († 1605), im 17. der Verfasser der grossen Encyclopädie Dschihân-numâ, Kjatib Tschelebi. Ein jüngeres Zeugniss scheint nicht zu bestehen. Würden wir diesen Behauptungen[1] der angeführten Schriftsteller ohne weiteres Glauben schenken, so ergäbe sich also die überraschende Erscheinung, dass der Oxus, der wenigstens vier Jahrhunderte lang nur zum Aralsee geflossen war, wieder theilweise zum alten Laufe ins caspische Meer zurück-

[1] The Embassy of Ruy Gonzalez de Clavijo to the Court of Timour. London Hakluyt Society 1859, S. 118. The river (Clavijo nennt den Oxus Viadme, ein mir ebenso unverständlicher als neuer Name, nur vermuthen kann ich, dass er aus Ab-i Amu, wie man ihm vielleicht sagte, entsprang) descends from the mountain, flows through the plains of the territory of Samarcand, the lands of Tartary, and falls into the sea of Bakou. So nennt er durchwegs das caspische Meer.

gekehrt sei und durch vier Jahrhunderte in Gabeltheilung mit beiden Meeren sich vermischt habe. A. v. Humboldt hat diese Doppelmündung auch bis in das 17. Jahrhundert angenommen. Neben diesen Zeugnissen, welche die Bifluenz behaupten, gibt es aber einige andere, welche sie mit grösserer oder geringerer Bestimmtheit für das 15., 16. und 17. Jahrhundert ausschliessen. Zunächst der Bericht des Engländers A. Jenkinson, der 1559 bemerkt, dass das Wasser des Oxus früher in dieses Meer (das caspische) gemündet habe, sich aber zu seiner Zeit nur in das einzige Becken des Aral ergiesse. Jenkinson erfuhr also von dem früheren Laufe, aber er vernahm weder, dass der Fluss zum Theil in das caspische Becken abfliesse, noch wann er dies zu thun aufgehört habe. Es war also kein Ereigniss, das in der Erinnerung der Menschen noch fortlebte. Wenn also Abul-Ghazi Bahadur Chan schreibt, dreissig Jahr vor 1605, also um 1575, sei ein Dschihûnarm noch zum Caspisee geflossen, so widerlegt ihn das Zeugniss des Reisenden Jenkinson, der 1559 von Mangischlak nach Alt-Urgendsch reisend, von der caspischen Mündung als von einem früheren Vorgange hörte.

Um 1743 wurde im Lande des Oxus versichert, dass die Wasser des Dschihûn seit ungefähr hundert Jahren aufgehört haben, sich in die Balkanbucht zu ergiessen.[1] Sollen wir nun etwa annehmen, dass der Oxus ab und zu im Laufe von einigen Jahrzehnten seinen Lauf jetzt zum Aral und dann wieder zum Caspisee genommen habe? Oder sollen wir glauben, dass die ganze Nachricht von der Doppelmündung durch die zweifache Autorität hervorgerufen wurde, mit welcher der alte Ptolemaeos und die zuversichtlichen Behauptungen der arabischen Geographen auf einige Compilatoren einwirkte. In die Alternative gestellt, entweder dem in mythischem Ruhme strahlenden Ptolemaeos Unrecht zu geben, oder etwa Istachri und Edrisi zu verwerfen, hätten sie beide miteinander combinirt und eine zweifache Mündung angenommen?

Keines von beiden. Weder ist der Oxus vom 14. bis in das 17. Jahrhundert jemals in das caspische Meer geflossen, noch ist er mit seinem ganzen Wassergehalte in das aralische Becken gegangen, weder ist die eine Nachricht ganz

[1] Hanway's Reise cit. bei A. v. Humboldt, Centralasien 1, 498.

falsch, noch die andere ganz richtig. Die Nachrichten sind, um es mit einem Worte zu sagen, unvollständig für die Zeit vom 14. bis zum 17. Jahrhundert, sie sind es allem Vermuthen nach immer gewesen, ein halbes Jahrtausend v. Chr. wie in allen folgenden Jahrhunderten später. Diese Annahme der Unvollständigkeit aller Nachrichten gibt wenigstens den Schlüssel zur Auflösung der ganzen lange hingeschleppten Verwirrung.

Ich gebe mich nicht der Hoffnung hin, als ob die Ansicht, die ich hier entwickeln will, mehr sein könnte als eine Hypothese; aber es ist eine Hypothese, welche die Schwierigkeiten, die bis zum Augenblicke von Allen gefühlt wurden, vollkommen beseitigt.

Der Oxus erreichte schon im frühen Alterthum, d. i. für uns hier die Zeit des Hecatäos und Herodotos, die Niederung im Norden der Culturoase von Chorasmia und floss in den dortigen See, ein anderer ansehnlicher Arm desselben aber folgte der Furche, welche sich ihm im Süden des Tschink, des Randes, mit welchem der Üst-jurt zum Tieflande übergeht, darbot und ergoss sich in den Balkanbusen des caspischen Meeres. Ob es der ansehnlichere Theil des Wassers war, das diesen Weg nahm, lässt sich so wenig sagen, wie, ob er durchaus in einem Strome rann, oder noch vor seiner Mündung in das caspische Meer mehrere inselbildende Theilungen[1] erlitt. Dieser allem Anschein nach einst mächtige caspische Arm — jetzt heisst er Sarkrauk im oberen, Usboi im unteren Abschnitt — galt den Alten aus Unbekanntschaft mit dem transoxianischen Lande als der einzige Auslauf des Oxus, galt für den Oxus schlechthin. Der kriegerische Geist der an seinem rechten Unterlande und Mündungsgebiete sitzenden Massageten,[2] der durch die Wüste erschwerte Verkehr mit den ganz isolirten Chorasmiern, die wahrscheinlich schon früh zur Sesshaftigkeit übergingen, verhinderte Griechen und Römer an genaueren Ermittlungen. Alexander der Grosse, der Einzige unter den Alten, der sich mit der Idee trug, den „Anfang", d. h. den Norden des caspischen Meeres zu

---

[1] Solche lässt die Kartenskizze vermuthen, welche E. G. Ravenstein nach den Recognoscirungen des Capitäns Skobelev entworfen hat. Ocean Highways, April 1873, und H. Kieperts Karte zu F. Marthe, Russische Recognoscirungen in der Türkmenensteppe. Zeitschr. d. Ges. für Erdkunde zu Berlin 1873, S. 71—90.

[2] S. den Anhang über den Araxes.

untersuchen,[1] eine Untersuchung, bei der er über die Hauptpunkte der Oxus- und Jaxartesfrage in das Reine hätte kommen müssen, Alexander starb ehe er noch an die Ausführung des Vorhabens geschritten, das der Geographie eben so grosse Vortheile gebracht hätte, als die Indusfahrt und die Durchschiffung des persischen Golfes.

Der caspische Arm des Oxus ist im Laufe der Zeit mehr und mehr verarmt, in demselben Grade haben die anderen Arme, deren Gang sich dem Blicke der Alten entzog, an Bedeutung gewonnen. Dem endlichen späten kaum jetzt ganz erfolgten Versiegen ging ein langer durch die Jahrhunderte sich hinziehender Process der Abzehrung und Verkümmerung voraus. Vielleicht hatte dieser schon im Zeitalter Alexanders begonnen. Augenfällige Wirkung hat er aber erst in der nachclassischen Zeit erreicht. Als die Araber auf dem caspischen Meere heimisch wurden und dieses zu beschreiben anfingen, besass der Oxus keine caspische Mündung mehr. War er aber damit schon ausgetrocknet? Gewiss nicht, er erreichte nur nicht mehr mit seinen Fluthen den See, er erstickte schon früher im Sande. Eine Untersuchung landeinwärts unternommen, hätte ihn vielleicht wenige Meilen von der Küste aufgefunden. Die älteren Araber aber haben davon nichts vernommen oder wenigstens nichts aufgezeichnet. Als die Araber aber in dem seit dem 12. Jahrhundert an Stelle der alten Hauptstadt Kâth mehr und mehr erblühenden Gurgandsch oder Chowârezm bekannter wurden, da tauchte die Nachricht von dem seit lange verschollenen Stromarme auf, der über Urgendsch hinaus in die Wüste hinauslief und man fing in Persien und andern islamischen Ländern an, auf Grund von solchen Nachrichten in übertreibender Weise bald von einer Bifluenz, bald gar von einer ausschliesslichen Mündung in den Caspisee zu schreiben. Jetzt erst begann die Verwirrung und Entferntere wussten nicht mehr, was sie glauben sollten. Ungenaue Fragen riefen ungenaue Antworten hervor. Was von einem Theile des Oxus zu gelten hatte, wurde von dem ganzen ausgesagt und so die gesammte Anschauung gefälscht. Wer an Ort und Stelle, d. h. in Urgendsch — denn weiter abwärts an das aralische Gestade ist,

[1] Arrian. Anab. 7, 16.

scheint es, nie ein Araber gekommen — nachfragen mochte, erfuhr jederzeit, dass der Arm, an dem die Stadt lag, nicht bis in's Chazaren-Meer sich fortdehne, sondern früher erlösche, dass er aber einst das Meer erreichte. Diese Tradition erhielt sich hier mit zäher Festigkeit durch alle Zeiten und allen Wechsel derselben. Als dann aber ein Stillstand in den Reisen der Muhammedaner eintrat, und gebildete Perser und Araber nicht mehr nach Urgendsch kamen, Urgendsch selbst verfiel, da konnten alle voreiligen Meinungen üppig in Samen schiessen. Weil die Verringerung des Wasservorraths im caspischen Oxusarme im ganzen stetig vor sich ging, da die Ursachen, die sie herbeiführten, stetig wirkende waren, so wusste man auch in Urgendsch, wo man im eigentlichsten Sinne mehr und mehr aufs Trockene gerieth, kein bestimmtes Datum anzugeben, wann die Abnahme erfolgt sei. Immer war es, wenn wir die Antworten zusammenfassen, in der ‚Väter Zeiten', dass der Oxus reichlicher oder dass er gar ins Meer floss; kein Lebender hatte einen anderen Zustand gesehen. Jeder aber überlieferte es seinen Kindern, dass der Strom einst reichlicher fluthete. Zuweilen aber traten Störungen ein, bewirkt duch ungewöhnliche Hochfluthen, wie sie jeden Strom von Zeit zu Zeit schwellen, dann meinte man, der Fluss kehre zu seinem früheren Laufe zurück und knüpfte allerorten Hoffnungen und Befürchtungen an das neue Ereigniss.[1] Die Natur aber folgte, ohne dass die plötzlichen wasserreichen Jahre hieran etwas zu ändern vermochten, dem in ihr liegenden Zuge der Entwicklung unaufhaltsam weiter und die völlige Ostwendung des gegen sein rechtes Ufer drängenden Oxus gedieh zu ihrem jetzigen völligen Abschlusse.

---

[1] Belehrend ist hierüber besonders folgende Mittheilung Basiners, S. 193, aus dem Žurnal manufaktur i torgovli. St. Petersburg 1843: Der ehemalige chiwa'sche Gefangene Kosma Schmelef sagte aus, dass sich im Jahre 1834, zur Zeit der Ueberschwemmung des Amu-darja, das Wasser in so grosser Menge ins Bett des Scharkarauk ergossen habe, dass man sich gezwungen sah, bei Kună-Urgendsch eine Ueberfahrt zu errichten. Zu dieser Zeit befand sich Schmelef in der Stadt Gurlän und hörte dass die Chiwaer durch diese Ueberschwemmung so bestürzt waren, dass sie Boten aussandten, um zu erfahren, wie weit das Wasser vorgedrungen sei, und unter einander sprachen, die Russen errichten auf unserem Boden eine Befestigung (Nowo-Alexandrowsk), jetzt gibt ihnen Gott auch Wasser; der Fluss ging zu ihnen in den Balkan'schen Busen.

Eine solche ausnahmsweise stärkere Strömung im alten Dschihûnbette und der darauf folgende naturgemässe Rückgang war es wol auch, was den Abul Ghazi Bahadur Chan getäuscht hat. Und hier ist der Ort, noch einmal auf seine vielcitirten Nachrichten zurückzukommen. Abul Ghazi hat wie viele andere in der Welt mehr gesagt als er wusste; wol ging nämlich der Oxus vor seiner Zeit bis Urgendsch und über Urgendsch hinaus, aber es war doch ein Arm, dessen Ende man unterhalb der Stadt gar bald gefunden hätte. Man kann dies aus seinem Berichte selbst klar ersehen. Er sagt nämlich, der Fluss sei bis Pischgah und Karagičit geflossen, setzt aber diese Orte an das caspische Meer, während wenigstens Pischgah nur wenige Meilen weiter westlich von (Alt-) Urgendsch, also am oberen Theile des Scharkrauk lag. Karagičits Lage kenne ich nicht, aber der Name ‚Schwarze Furt' legt es an die Hand, eine maritime Position durchaus zu bezweifeln. Es lag gewiss an einem durchwatbaren Orte am Usboi. Dass es eine Furt an ihm gab, beweist aber, wenn es noch solchen Beweises bedarf, dass wir es mit einem schwächeren Flussarme zu thun haben; der eigentliche Oxus zeigt nirgends Furten.

Man muss also bei Abul Ghazi das, was er Thatsächliches berichtet, von dem trennen, was er aus Combination und im guten Glauben auf Gerüchte hinzufügt. Als Thatsache muss gelten, dass er im J. 1543, um (Alt-) Urgendsch zu erreichen, bei Pischgah eine Tagreise unterhalb desselben über den Fluss setzen will, und da er hier nicht Schiffe findet, aufwärts nach Kajuk zieht, wo er den Uebergang bewerkstelligt. Als Thatsache muss auch gelten, dass Ali Sultan, welcher 1572 starb, auf dem Wege von Urgendsch nach Asterabad über den Oxus setzen musste.[1]

Es floss also noch 1572 das Wasser in ansehnlicher Stärke an den Mauern von Urgendsch hin. Aber nicht in den Caspisee. Denn Jenkinson meldet bereits 1559, dass der Oxus das caspische Meer nicht mehr erreichte. Er schrieb die Schuld den vielen Canälen zu, welche das Wasser zu den Zwecken des Feldbaues ableiteten. Offenbar war das die Meinung derjenigen,

[1] Irrig setzt O. Wolff, Geschichte der Mongolen oder Tataren. Breslau, 1872 S. 96, Urgendsch an die Südseite des Flusses.

mit denen er sich darüber unterredet hat.[1] Von einer Katastrophe, einem auffallenden Naturereigniss wie Erdbeben, welches den Oxus aus seiner Bahn gelenkt, oder seine Mündung verstopft hatte,[2] hat man ihm nichts gemeldet. Wenn also Neuere von einem plötzlichen Versiegen des westlichen Oxus vor den Tagen Jenkinsons sprechen, so stehen sie wenigstens nicht im Einklang mit dessen Berichte. Dass wir aber alle Plötzlichkeit in den Vorgängen ausschliessen sollten, habe ich eben zu zeigen unternommen.

## III.

Das Delta des Jaxartes[3] ist kein so reichmaschiges Netz wie das des Oxus. Der bis Ak-Mesched ungetheilte Fluss fängt hier an sich mehrfach zu spalten. Die erste grössere Spaltung

---

[1] Ich bemerke hier nur beiläufig, dass Jenkinson's Ardok der Laudan ist. An ihm zog er hin, nachdem er wol bei Urgendsch selbst über den Sarkrauk gesetzt war, welchen Uebergang er mit Stillschweigen übergeht. Sein Oxus ist der Hauptfluss, den er sich als Ausläufer des Ardok dachte und dem er die übertriebene Länge von 1000 engl. Meilen verlieh..

Der Kizil, von dem Manche melden, ist meinem Dafürhalten nach nur wieder der Hauptfluss und wurde wahrscheinlich so benannt von dem grossen Lager des Karakalpakenstammes der Kungrater, genannt Kizilchodscha.

[2] Dies war eine Vermuthung Rod. Murchisons, doch lässt er auch die Möglichkeit zu von desiccation and a want of sufficient power of water.

[3] Wir kennen keinen älteren Namen von ihm als diesen. Er ist wie sein anderer Name Silis unbezweifelbar eranisch. Welche Stämme ihn Jaxartes, welche ihn Silis nannten, ist nicht ersichtlich, die erstere Benennung erstirbt mit den alten Geographen, die sie uns überliefern, die andere lebt im modernen Sir (auch Schir, so bei Sultan Babur) fort, an welches das appellative pers. derjâ ‚grosser Fluss' tritt. Aus Sir formten die Araber der Analogie mit Dschihun wegen ihren auf die Literatur beschränkten Namen Sihun (سيحون). Yule irrt darum, wenn er meint (bei Wood S. XXII) The name Saihún (often applied by mahomedan writers to the Indus also) is probably Phison corrupted to a jingle by the Arabs. Die Behauptung H. Kieperts (Ueber die geograph. Anordnung der Namen arischer Landschaften im ersten Fargard des Vendidad. Sitzungsber. d. Berlin. Akad. d. W. 1856, S. 621—647), dass der Rañhâ der bactrischen Mythe den Jaxartes bedeute, wird von M. Haug (Zeitschr. d. d. morgenländ. Gesellsch. 1857, XI, 533) mit triftigen Gründen widerlegt und die Ausführungen bei F. Justi, Handbuch der Zendsprache. Leipzig 1864, S. 251, 252 überzeugen vollständig, wie unhaltbar eine Gleichstellung von Rañha mit Jaxartes oder gar „Europa" ist. Auch den Argerud sollte man nicht auf den Jaxartes beziehen.

tritt 10 Werst unterhalb Ak-Mesched auf, wo sich der Jangi Derjâ abzweigt und ein Bett bildet, das bis zum Aral fortsetzt. Zehn Werst unterhalb dieser Theilung beginnt die zweite, in die Arme des östlichen Kara-Uzak und westlichen Jaman-Sir. Diese Spaltung hört aber beim Fort Kosch-Kurgân wieder auf. Bald nach der zweiten Theilung geht vom Jaman-Sir links ein Arm ab, der Tschirgeli oder Kuwan-derjâ, der sich mehrfach spaltet und bei Chodschâ-Nijâs wieder in ein Bett versammelt. Gerade hier aber setzt ein Damm dann seiner ferneren Fortsetzung ein Ziel und nur als trockene Stromfurche verlängert sich der Kuwan-derjâ bis zum Aral, den er einst gegenüber einer Inselschar nördlich von 45⁰ d. Br. in mehreren Mündungen erreichte.

Der Hauptfluss setzt als ein windungsreicher Strom, dessen Ueberschwemmungen zahlreiche Sümpfe und Seen neben den Ufern bilden, bis unterhalb Fort Raim (Aralsk) fort. Gegenüber der Insel Kos (Kos Aral) gewinnt er den See, mit dem er sich in zwei Ausflüssen vereinigt; bedeutend ist allein der nördliche, die seichten Wasser des südlichen sind vom Schilf überwuchert.[1]

Der jetzt fast trockene Kuwan-derjâ soll in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts sehr mächtig, ja stärker als der Sir gewesen sein, sodann war der südliche Arm des Sir der Hauptausfluss, jetzt ist er verschlämmt und wasserarm und die Wasser rinnen durch den nördlichen Arm. Der östlichste aller Arme, der Jangi Derjâ (Dschan derjâ), bildete sich, wenn wir den Angaben aus Kirgisenmunde glauben dürfen, erst in neuer Zeit, 1740 wurde er noch nicht gesehen oder übersehen, zwischen 1760 und 1770 soll er entstanden sein. Im J. 1816 zeigte er ansehnliche Verhältnisse, 1820 war er schon wieder trocken geworden, seit 1848 soll er wieder im Anschwellen begriffen sein.[2] Die Ursachen mögen dieselben sein, wie die, welche die periodische Beleibtheit des Scharkrauk herbeiführen.

---

[1] Boutakoff. Lettre a Mr. de Humboldt 1849. Briefwechsel mit Berghaus 3, 256—266. Makšejev, Opisanie Araljskago morja. Zapiski geogr. obščestva. St. Peterburg 1851. 5, 56.

[2] Petermann's geograph. Mittheil. 1856, S. 283.

Ist der Jangi Derjâ ein neuer Fluss, wie sein Name besagt, dann kann man die Ablenkungen und Aenderungen, welche der Jaxartesunterlauf erfahren hat, für die letzten Jahrhunderte nicht bedeutend nennen; ob sie früher im gleichen Zeitraume jemals bedeutender waren, wird der Forschung an Ort und Stelle vielleicht zu erfahren gelingen. Die literarische Aufzeichnung vermag die Frage nicht zu entscheiden. Was sie aber an die Hand gibt, soll im Folgenden behandelt werden.

---

Ueber den entfernteren Jaxartes ist das werthvolle Material bei Griechen, Arabern und Persern ein noch viel geringeres, als über den näheren Oxus. Von des Herodotos Araxes, den man auch für den Jaxartes gehalten hat,[1] ist schon gehandelt worden. Strabon, gestützt auf die Quellen der Diadochenzeit, einen Patrokles, Polykleitos, Aristobulos, Apollodoros, Eratosthenes kennt den Jaxartes genauer, und kennt ihn als Jaxartes. Er benutzte vor allem den Eratosthenes, der selber wieder aus Patrokles schöpfte. Wie viel, oder besser gesagt, wie wenig diese über den Unterlauf des Jaxartes wissen konnten, haben wir schon gezeigt. Wenn Patrokles selbst im caspischen Meer umherfuhr,[2] so ist er doch über die Gegenden des Nordens und Nordostens nicht orientirt gewesen; wie sollte er sonst den Norden des caspischen Meeres auf einem schmalen Sund in Verbindung mit dem nördlichen Ocean gewähnt haben? Nach Patrokles also floss der Jaxartes mit dem Oxus in dasselbe d. i. das caspische Meer, die Mündungsstellen der beiden lagen 60 geogr. Ml. (2400 Stadien) von einander entfernt, was vom Balkanbusen an gezählt, die Jaxartesmündung in die Aschtschi oder Bektürlü Ischan Bai an der Südseite der Mangischlakhalbinsel zu versetzen nöthigte, wo man aber niemals von einem trockenen Flussbett gehört hat und wo, was wichtiger ist, die Fortsetzung des Üst-jurt zu den muchodscharischen Bergen jedem ostwestlichen Flusslauf entgegen tritt. Unter der Annahme,

---

[1] So hat u. a. M. Duncker, Gesch. des Alterth. $2^3$, 754 . . . überall wo die Quellen zur Geschichte des Kyros den von ihm zuerst übersetzten Fluss Araxes nennen, den Jaxartes an die Stelle gesetzt. Ebenso ohne jeden Erweis F. Justi, Handbuch der Zendsprache.

[2] Nach Strab. 518.

dass der Jaxartes in den Aralsee floss, ist die Ziffer 80 Parasangen oder 60 geogr. Ml. Entfernung von der Oxusmündung um mehr als die Hälfte zu niedrig.

Dem Eratosthenes folgend gibt Strabon die Entfernung des Jaxartes von Baktra (Balch) auf 5000 Stadien = 125 Meilen an, was bis Alexandreia eschata oder das jetzige Chodschend, in der Luftlinie gemessen, ziemlich genau zutrifft. Aus dieser Angabe lässt sich jedoch für die gegenwärtige Frage kein Nutzen ziehen, weil erst unterhalb Chodschend der Fluss in die nordwestliche Richtung einlenkt, die ihn endlich zum Aralsee gelangen lässt.

Wie sehr die Anschauungen eines Patrokles und seiner Zeitgenossen über den caspischen See noch verwirrt waren, geht am besten aus der Polemik hervor, welche Eratosthenes gegen Polykleitos erhob, der eine der Hauptquellen über diese Gegenden bildete. Dieser hatte behauptet, das caspische Meer könne kein anderes als die Maeotis sein, oder es bilde Maeotis und caspisches Meer ein Ganzes, denn es münde in das letztere der Tanais — so benannten die Makedonier nämlich auch den Jaxartes — von dem es doch bekannt sei, dass er in die Maeotis gehe. Auch wüchsen an ihm Fichten, die in Asiens Klima nicht gediehen, und es kämen in ihm Schlangen vor, die jedem Meere fremd seien, das Wasser aber sei süss, nicht wie das eines Meeres, sondern wie eines Süsswassersees, kurz das caspische Meer sei kein Meer, sondern ein See, ein See wie die Maeotis und mit diesem im Zusammenhang. Strabon trennt nun wol Maeotis und caspisches Meer von einander, und der Tanais der Truppen Alexanders heisst ihm Jaxartes, wie ihn die Eingebornen nannten, und er wirft ihn nicht mit dem Tanais in Europa zusammen, wie Polykleitos und Andere, aber im übrigen ist er seinen Vorlagen doch gefolgt und diese hatten auf Grund von unzureichenden Nachfragen falsches und wahres gemischt, wie einst Herodotos über den Araxes.

Pomponius Mela führt den Jaxartes, den seine Quellen schon zum wasserreichen Strome machen, in den skythischen Golf des caspischen Meeres.[1] Das Excerpt des Plinius über den Jaxartes fliesst nicht reichlicher als das über den Oxus. Er ist

[1] 3, 41.

ihm die Grenze der persischen wie der makedonischen Monarchie, die Skythen nennen ihn Silis, die Soldaten Alexanders heissen ihn Tanais. Seiner Mündung gedenkt er gar nicht. Eben so wenig sein Excerptor Solinus, bei dem wegen eines Schreibfehlers Laxates statt Jaxates und Jaxartes gelesen wird. Nach Versicherung des Plinius hat sein Gewährsmann Demodămas den Jaxartes überschritten, wir wissen aber nicht wo, und hat in Erfahrung gebracht, dass dieser Fluss ein anderer sei als der Don, wofür man ihn bis dahin gehalten.[1] Aber dass er an die Mündung des Jaxartes vorgedrungen, wird nicht gesagt. Curtius und Arrianos, ganz von Aristobulos abhängig, vertreten die gemeine Meinung von der Mündung in das hyrkanische Meer. Wie wenig z. B. Arrianos eigene geographische Kenntnisse besass, erhellt aus der Bescheidenheit, mit der er vermuthet, Alexanders Tanais möchte wohl ein anderer Tanais sein, als der, von welchem der Geschichtsschreiber Herodotos spricht.[2] Nach Ptolemaeos endlich läuft der vom Gebirge der Komeder herabkommende Fluss, nachdem er den Demos und Bascatis in sich aufgenommen, unter Br. 48, L. 97 in das hyrkanische Meer.[3] Auch mit dieser Breitenbestimmung werden wir an die Bektürlü Ischan Bai geführt, denn wenn der Oxus unter 44° n. Br. einmünden soll, die wahre Breite der Mündung in die Balkanbai aber etwa 48° liegt, so entspricht der 48° des Ptolemaeos dem 44°, oder dem Breitengrade der genannten Bai. Die Länge trifft minder genau zu. Denn während die Balkanbai nur etwa 3° östlicher liegt als die Bektürlü Ischan Bai, hat Ptolemaeos als Längendifferenz der Oxus- und Jaxartes-

---

[1] h. n. 6, 49 Solin. 199 (ed. Mommsen). Silis ist aber nicht, wie Droysen Gesch. Alexanders, S. 313 und Andere seither meinen, tatarisch, wie denn alle die Sogdiana und Baktrien umgebenden Skythenstämme damals und noch lange lange später arischen Blutes sind. Das hat neuestens auch wieder H. Vámbéry in seiner Geschichte von Bochara übersehen, worin zu Gunsten des Türkenthums des alten Turans einige höchst unsichere Eroberungen gemacht worden sind. So ist ihm auch Amu ein türkisches Wort, mit nicht besserm Grunde als Bactra und Balch. Mordtmann (Ueber die Keilinschriften zweiter Gattung. Zeitschrift d. deutsch. morgenländ. Gesellsch. 1870, XXIV, 61) deutet gar Oxus (Ōxos) als türk. ōk-sui Pfeilfluss.

[2] 3, 30.

[3] 6, 12.

mündung 5⁰ gefunden. Wir wissen nun freilich nicht, wie Ptolemaeos zu seinem Ergebniss gelangt ist, vermuthen aber lässt sich auch aus unserem kargen Material, dass er die Angaben bei Eratosthenes verwerthet und in Rechnung gebracht hat, und es war die westlichere Lage, die er der Jaxartesmündung gab, nur eine Folge seiner Voraussetzung von der vorherrschenden Ostwesterstreckung des Caspimeeres, die ihn nöthigte, die Ostküste zur Nordostküste zu krümmen.

Die ungebührliche Verlängerung des caspischen Meeres nach Osten hat noch einen andern argen Fehler erzeugt; Ptolemaeos sah sich dadurch veranlasst, auch den Polytimetos oder Zerefschan, der von Norden her kommend im Sande versiegt oder im See von Karakul endet, noch ehe er den Oxus erreicht, in das caspische Meer zu führen [1] — eine Unmöglichkeit, ob nun der Oxus in den Aralsee abläuft, oder nahe von dessen Südküste abbiegend, südwestlich zum caspischen Meer gelangt. Und so viel wir sehen, hat Ptolemaeos in diesem Irrthum keinen Vorgänger gehabt, sondern ist dessen eigenster Schöpfer.

An Ammianus Marcellinus zu erinnern, ist nach dem oben gesagten völlig überflüssig; überdies ist der Text an dieser Stelle lückenhaft, der Jaxartes heisst durch die Schuld der Abschreiber Araxates, wofür man früher auch Orxanthes las. Dionysios der Perieget beobachtet über die Mündung des Jaxartes Stillschweigen.

Es darf daher nicht einen Augenblick daran gedacht werden, diesen Angaben der Alten Gewicht beizulegen im Widerspruche mit den realen physischen Verhältnissen der Gegenwart. Man wird von mancher Seite einwenden, die Verhältnisse, wie sie heute vorliegen, müssen nicht jederzeit, nicht vor 16 Jahrhunderten bestanden haben. Es können seither Veränderungen im Bodenrelief eingetreten sein, ohne die es dem Jaxartes noch möglich war, nördlich vom 46⁰ zu dem flachen Nordgestade, das der Caspisee in der Gegend der Jembamündung zeigt, duchzuschlüpfen.

Die Möglichkeit muss zugegeben, die Wahrscheinlichkeit so bedeutender Umgestaltung unseres Bodens dagegen in Abrede

---

[1] 6, 14, 2.

gestellt werden. Von den Neueren haben Viele, was local in untergeordnetem Masse der Fall war, verallgemeinert und Behauptungen aufgestellt, welche der Begründung entbehren. Droysen hat vom Murghâb behauptet, dass er sich in Alexanders Zeit in den Oxus ergossen, [1] Humboldt dasselbe vom Ab-i Balch und doch setzen uns Arrianos und Curtius in Kenntniss, dass die beiden Flüsse auch damals nicht zum Oxus gelangen konnten, und wenn eine Veränderung sich hier zutrug, so kann es nur die sein, dass die beiden Flüsse jetzt an etwas höherer Stelle als im Alterthum einsickern. Aber nur vielleicht, denn eine Untersuchung ist darüber niemals angestellt worden und wird wegen der zur Erledigung einer so speciellen Frage schwerlich zureichenden Nachrichten aus dem Alterthum kaum zu einem sicheren positiven Ergebnisse zu leiten sein. Ed. Eichwald [2] hat aus den Stellen Herodots, die vom Brückenschlage des Kyros über den Oxus melden, auf eine grössere Fruchtbarkeit und auf Bewaldung jener Gegenden einen Schluss gezogen, den er mit der ihm eigenen Unbedenklichkeit und Sicherheit hinstellte. Aber auch diese seiner Behauptungen ist wie so vieles andere in seinen Werken durchaus unzulässig, denn einerseits hat man schon im Alterthum das Holz nicht zu reichlich an den Ufern des Oxus gefunden, sondern geradezu über Holzmangel geklagt, wie eine Stelle des Arrianos belehrt, [3] andererseits kann man aus Alex. Burnes ersehen, dass heute so wenig wie damals das Holz am Oxus fehlt, wenn es auch nirgends reichlich auftritt. Er sagt aber: ‚Es fehlt durchaus nicht an Material zu einer Flotte, da Holz genug vorhanden ist und zwar in einzelnen Bäumen längs dem ganzen Flussthal, nirgends in Wäldern beisammen. — Auch führt der Fluss Maulbeerbäume und weisse Pappeln, namentlich letztere, die man zum Hausbau benutzt, in Menge von Hisâr bis Tschârdschuj herab. Zur Vermehrung der Schiffe muss man das Holz aus dem umliegenden Lande in Anspruch nehmen. — Man könnte in jedem Augenblicke eine Flotille bauen, um auf den einzelnen Fahrzeugen überzusetzen, oder

[1] Geschichte Alexanders des Grossen, S. 325.

[2] Alte Geographie des caspischen Meeres, des Kaukasus und des südlichen Russlands. Berlin 1868, S. 29.

[3] Arrian 3, 29: ἄλλως δὲ καὶ ἀπορία ὕλης ἐν τοῖς πόροις ἦν· καὶ τριβὴ πολλὴ ἐφαίνετο, εἰ μακρόθεν μετίοιεν ὅσα εἰς γεφύρωσιν τοῦ πόρου· . . . .

eine Brücke schlagen. — Das Holz ist zu klein, um eine Brücke zu bauen; man könnte nur Schiffsbrücken schlagen, und das Gestrüpp und die Tamarisken, die am Ufer wachsen, statt der Bretter verwenden, um sie vollkommen gangbar zu machen. Timûr und Nadir schlugen Brücken über den Fluss. — Brücken sind leicht zu schlagen, da der Fluss auf beiden Seiten kleine Hügel hat, schmal und nicht immer reissend ist.'

Wir sehen aus diesem, wie wenig Grund ist, aus dem Brückenübergange des Kyros grosse Veränderung im Tieflande von Turkistân zu folgern, ja die Beschreibung des Landes wie sie der von Eichwald so hart angelassene Curtius im 1. Jahrhundert n. Chr. auf Grund viel älterer griechischer Nachrichten gibt, passt vollkommen auf das heutige Land nach Versicherung von Männern wie Burnes, Fraser u. A.

Sobald wir in den Kreis der älteren arabischen Geographen treten, ist auch von einer Caspimündung des Sir-derjâ, Sihûn oder Schasch[1] (Chaie) nicht weiter die Rede. Nach Istachri, Ibn Haukal, Masudi,[2] Edrisi und Abulfeda geht der Strom in das chowarezmische Meer, d. i. den Aralsee.

Erst bei den Späteren, welche die Nachrichten der Alten wie des Ptolemaeos mit denen ihrer Glaubensgenossen in Uebereinstimmung zu bringen trachten, vernehmen wir anderes. Nach einem persischen Manuscripte, welches den Zustand von Chorâsân im J. 1417 beschreibt und auf welches in neuester Zeit von Einigen viel Gewicht gelegt worden ist, soll der Jaxartes unterhalb Otrar sich nach Westen gewendet und zwischen Chiwa und Kungrat den Oxus erreicht haben.

Nach dem Heft-Selîm verlor sich der Jaxartes endlich im Sande, Sultan Bâber († 1530) berichtet dasselbe.

Die Nachricht der Alten von der Caspimündung des Jaxartes und das Gerücht von einer Vereinigung mit dem Oxus,

---

[1] Schasch (شاش جاج) wird der Fluss nach der gleichnamigen Stadt Taschkend genannt, ebenso Fluss von Chodschend aus demselben Grunde.

[2] Quatremère gibt aus dessen kitâb el tenbîh (Notices et extraits VIII. 154) folgende Mittheilung: Ensuite il (Masoudi) décrit le fleuve de Schasch, qui se jette dans le même lac; puis trois rivières qui versent leurs eaux dans le fleuve de Schasch, et qu'il nomme Turk ou Berk, fleuve de Fergana, et fleuve de Khodjinda . . . .

welche die persische Handschrift über Chorâsân mittheilt, findet sich vereinigt in der russischen Kniga bolšomu čertjožu, welche an das Ende des 16. Jahrhunderts zu setzen ist und neben vielen falschen einige merkwürdige genaue Angaben über das Gebiet des caspischen Meeres enthält. Nach dieser Beschreibung floss aus dem blauen Meere, wie die Russen den Aralsee nennen, der Fluss Arzaz oder Argaz (d. i. Arhaz) und floss in das chwalimsche, d. i. das caspische Meer. Und in den Fluss Arzaz fiel von Osten der Fluss Amu-Derja. Dieser Arzaz oder Arhaz ist denn nun wol kein anderer als der Al-Schasch des Abulfeda, d. i. der Jaxartes.

## IV

Schon Strabon hatte von einem Berichte Kunde bekommen, demzufolge es möglich sein sollte, die indischen Waaren auf dem Wasserwege des Oxus an das Ufer des caspischen Meeres zu schaffen, von wo sie über dasselbe an die Mündung des armenischen Araxes nach Albanien und sodann auf ferneren Flusswegen an den Pontos gelangen könnten.[1] Dieser Bericht scheint auf Patrokles zurückzugehen. Pompejus wieder soll während seines Feldzuges, bei dem er aber das hyrkanische Meer nicht erreichte, in Erfahrung gebracht haben, dass man in sieben Tagen Waaren aus Indien über den Fluss Jachrus, der in den Oxus fällt, und von da in das caspische Meer an den Fluss Cyrus (Kur) schaffen könne, worauf sie in weiteren fünf Tagen über Land an den Phasis zu gelangen vermöchten.[2] Jachrus lesen unsere Ausgaben, Manche vermuthen dafür Bactrus,[3] d. i. der Fluss von Balch (Balch-âb oder Dehâz der Neueren). Vielleicht ist es aber der auch sonst genannte Ochos.

Der Ochos, den man vor Apollodoros, dem Verfasser einer parthischen Geschichte, nicht gekannt, floss nach diesem durch das Gebiet der Parthyäer und der Parner, eines Stammes der Daer,[4] die weiter nördlich am Nordabfall des Chorasângebirges sassen und wol nach ihm ‚Bergbewohner‘ hiessen, wenn der Name richtig gedeutet wird. Man identificirt den Ochos daher auch

[1] Strab. 73.

[2] Plin. h. n. 6, 52. Solin. 104 ed. Mommsen.

[3] Die Lesarten sind Jacrus, Jatrus, Dalierus, wahrscheinlich ist Dargidus, wie der Fluss von Baktra noch hiess, das richtige.

[4] Strab. 509.

vielfach mit dem heutigen Tedschend. Ueber den Verlauf des Flusses hat Strabon nicht klar werden können, nach einigen seiner Quellen sollte er sich südlich vom Oxus in das caspische Meer ergiessen, nach anderen in den Oxus selbst. Legen wir auf die Mittheilung Werth, welche eine schiffbare Verbindung des Binnenlandes mit dem caspischen Meer auf dem Oxus behauptete, so möchte man sich wol zu der Ansicht neigen, dass der Ochos wenigstens zu einer Zeit des Jahres sich in den Oxus ergoss und dass man die Ochoslinie als die des kürzeren Weges gegenüber derjenigen des Oxus vorzog, welcher in einem grossen Bogen nordwärts ablenkte. Nach Ptolemaeos[1] vereinigte sich der Ochos mit dem Oxus; doch möchte ich in diesem Zeugnisse keine neue Bestätigung für den Zusammenlauf der beiden Flüsse erkennen, sondern vermuthe, dass Ptolemaeos aus denselben Quellen, welche Strabon vorlagen, denjenigen den Vorzug gab, welche die Vereinigung von Oxus und Ochos hehaupteten.

Dass man aber aus dieser schiffbaren Bahn durch das Binnenland nicht mehr Vortheil gezogen hat, erklärt sich nicht schwer. Die einander entgegenstehenden Behauptungen, dass Oxus und Ochos sich erreichten oder nicht erreichten, vereinigen sich nämlich sehr leicht durch die Annahme, dass beide Flüsse nur zuweilen, bei grossem Wasserzufluss, miteinander verkehrten. In diesem Falle bedeutete die Wasserstrasse Oxus-Ochos aber nicht viel; der Oxusweg für sich aber hatte wegen seiner barbarischen Anwohner und wegen der Weite des Umwegs, auf der er die Waaren nach Indien gelangen liess, wenig Lockendes. Schwere Frachten hätten, wenn einmal nur die Gefahr vor den Raubanfällen schwand, allerdings noch immer aus dem freilich unterbrochenen Wassertransporte Vortheil ziehen können. Allein die Producte des indischen Handels bildeten durchaus leichte Fracht, für welche der sichere Karawanenweg durch friedliche Länder, oder der Seeweg über den indischen Ocean weit günstigere Aussichten bot. Was aber für die Annahme spricht, dass der Tedschend auf seinem von Serachs an nordwestlichen Laufe, während dessen er jetzt im Sande versiegt, den zum Caspisee fliessenden Oxus einst zuweilen erreicht haben könnte, ist das Beispiel anderer bekann-

[1] 6, 11, 4.

terer Flüsse derselben Gegenden, so des Flusses von Chulm, des Ak-derjâ u. a. So erreicht auch der Fluss von Samarkand, in moderner poetischer Sprache Zerefschân, d. i. Gold verbreitend, genannt, zuweilen den See (Denghiz) von Karakul nicht, das Wasser der Canäle, welche aus ihm Buchârâ speisen, versiegt oft im Sommer auf dem Wege zur Stadt.[1]

Es muss indessen so lange fraglich bleiben, ob in der That der Tedschend den alten Oxus zuweilen erreicht hat, bis eine Untersuchung jener Landschaften auf Spuren des alten Flussbettes leitet; dass aber der Bactrus (j. Dehâz) nicht in das Auge gefasst werden darf, wenn man jene Nachricht von einer schiffbaren Verbindung Indiens mit dem caspischen Meere richtig interpretiren will, ist zweifellos, denn der Bactrus erreichte niemals den Oxus, nicht in den Tagen Alexanders, nicht heute. Der Abstand, in welchem er vom Flusse bleibt, betrug schon im Alterthum, in den Tagen Alexanders (J. 329) 400 Stadien, heute gibt ihn Alexander Burnes auf 30 engl. Ml. oder 15 Stunden an. Auch A. von Humboldt hat das übersehen, wenn er schreibt: ‚Der Fluss Balkh erreicht heutigen Tages den Dschihun nicht mehr, sondern verliert sich im Sande' und meint, dass der Balkh noch nach den Tagen Alexanders den Dschihûn zwischen Termez und Kilif erreichte.[2]

Wo aber verlief der obere Ochos, bis wohin aufwärts reichte seine Bahn, wo traf die Karawane, welche die Verbindung zwischen dem Indus und Cophen (Kabul) einerseits, dem Ochos-Oxus andererseits herstellte, auf die Ufer des Ochos? Hierüber schweigen die uns erhaltenen Trümmer alter Geographen vollständig. Nur aus einer Notiz bei Ammianus Marcellinus[3] dürfte man eine vorsichtige Muthmassung ziehen. Nach ihr sollen von Alexandria im Lande der Arier (Herât) 1500 Stadien zu Schiffe an das caspische Meer sein. Die Zahl ist nun zu niedrig gegriffen, so wie diejenige, welche Strabon nach Eratosthenes angibt, 6400 Stadien zu hoch erscheint. Doch dies ist nebensächlich, der Hauptpunkt ist die bei Ammianus Marcellinus behauptete schiffbare Verbindung. Darnach musste

---

[1] Alex. Burnes, Travels into Bokhara. London 1834.

[2] Centralasien 1, 501.

[3] 23, 6, 69 Alexandria, unde nauiganti ad Caspium mare quingenta stadia numerantur et mille.

der an dieser Stadt vorübergehende Fluss Arius in Verbindung mit dem Oxus gestanden sein, oder es wäre der Arius der Oberlauf des Ochos (Tedschend). Die Schiffahrt wäre demnach dem heutigen Herirûd (Harerud) gefolgt, dann zum Tedschend gegangen, und hätte sodann die wasserreiche Ader des Oxus erreicht. Bedauerlich bleibt, dass wir nicht wissen, auf wen die Nachricht des Ammianus zurückgeht, denn er selbst kann sie nicht genügend stützen. Von demselben Arius behauptet schon Arrianos, dass er im Sande versiegte, wobei er vermutlich die Behauptung seiner Quelle Aristobulos wiederholt.[1] Hier gab es also eine zweite Unterbrechung, welche den Werth dieses Wasserwegs durch zeitraubende Umladung noch einmal bedeutend verringerte. Auffallend ist nur, dass das Wasser des Tedschend, wie der Herirûd nach Vereinigung mit dem Flusse von Meschhed (bei dem alten Tus) heisst, schon unterhalb Serachs schwächer und schwächer wird, um nördlich von der Stadt bald ganz zu versiegen. Alex. Burnes schreibt von ihm, dass er 3 (engl.) Meilen von der genannten Stadt über das trockene, mit Kiesel gefüllte Bett des kleinen Flusses Tedschend gekommen sei, der in den benachbarten Bergen entspringt und sich im Sande verliert. Weiter aufwärts fand er einen schönen Bach. Sollte sich seit dem Alterthum eine wirklich so grosse Veränderung mit ihm zugetragen haben? Zu beachten wäre nur, dass Burnes den Fluss im September sah, wo er nach dem heissen, lange dauernden regenlosen Sommer vielleicht im Minimum seines Wasserstandes sich befand.

Die Nachricht von einem indischen Ueberlandwege zu Wasser hat sich weit hinaus in die Schriften der Späteren verbreitet. Noch Francisco Lopez de Gómara (gest. gegen 1560) in seiner Geschichte Indiens thut davon Erwähnung und es sind ausschweifende Folgerungen daran geknüpft worden, als ob der Oxus noch damals zum caspischen Meere gegangen sei, Folgerungen, die in nichts zerstäuben, wenn man die Stelle prüft.[2]

---

[1] Hist. Alex. 4, 6.

[2] Historia general de las Indias, en Anvers 1554, S. 139: subian las especies con grandissimo trabajo y costa por el rio Indo al rio Oxo, atrauessando a Bater que es la Batriana, en camellos por Oxo que agora dizen Camu, las metian en el mar Caspio y de alli las lleuauan a muchas partes, mas la principal era Citraca en el rio Ra dicho al presente Volga,

Man begreift aber sehr wol, dass der indische Handel den schwierigen Binnenlandpassagen Mittelasiens den Seeweg vorzog; der in der römischen Kaiserzeit mehr und mehr zu Aufschwung gelangende Seidenhandel wählte dagegen seine Route vom Euphrat durch Persien nach Baktra; hier holten die persischen Kaufleute die Seide, welche Karawanen aus China dahinbrachten. Dieser Handel bewegte sich nur auf festen Strassen, und schnitt die beiden Ströme Mittelasiens in ihren Mittelläufen. Die Störung dieses Handels durch die Kriege zwischen Persien und Rom im 5. und 6. Jahrhundert wurde die Veranlassung zu Entstehung einer eigenen Production in Europa, welche in den Tagen des Kaisers Justinus II. (565—578) beginnend, bald den fremden Markt durchaus entbehren konnte. Seither ist jener durchaus binnenländische, auf trockener Bahn sich bewegende Handelsweg verlassen worden, auf dem lange Zeit das östliche und das westliche Reich mit einander in Berührung standen.

---

Ehe wir weiter gehen, erscheint es zweckmässig, die gewonnenen Ergebnisse rasch zu überblicken. Ich bezeichne aber als solche folgende Sätze:

1. Ein Zusammenhang des caspischen und Aralsees darf für die geschichtliche Zeit nicht angenommen werden.

2. Das Dasein des caspischen Meeres zwar ist in geschichtlicher Zeit reichlich beglaubigt, doch war das Alterthum über den Nord- und Ostrand des caspischen Meeres und alle daran angrenzenden Länderräume sehr mangelhaft unterrichtet. Dieser Unkenntniss wegen müssen Schlüsse ex silentio nur mit höchster Vorsicht gezogen werden.

3. Ein Arm des Oxus floss im Alterthum in das caspische Meer. Die Quellen geben zwar keinen zweifellosen Anhalt, um eine Gabelmündung nach dem östlichen und westlichen Seebecken sicher nachzuweisen, doch bestand sie wahrscheinlich

donde yuan por ellas Armenios, Medios, Partos, Persinos, y otros. De Citraca las subian a Tartaria. . . . Ein neuerer Abdruck findet sich in der Biblioteca de autores Españoles. Historiadores primitivos de Indias. Coleccion dirigida é ilustrada por Don Enrique de Vedia, Madrid, 1852 I, 223. Man muss sehr voreingenommen sein, um aus dieser Erwähnung eines Ueberlandweges vom Indus zum Oxus und von diesem ans caspische Meer eine Wasserfahrt auf dem Oxus bis an das caspische Meer herauszulesen.

schon zur Zeit des Herodotos. Schon damals scheint die Hauptmasse des Flusses sich in den Aral ergossen zu haben. Hatte aber der Fluss einmal jene Depression seines Deltas erreicht, so war eine spätere nochmalige Ablenkung seiner Gewässer in anderer Richtung unmöglich. Die Zeit seiner völligen östlichen Ablenkung ist unbekannt, doch fällt sie nicht vor das 3. Jahrhundert n. Chr. Sie ist vollzogen im 10., vielleicht schon im 9.; die völlige Austrocknung dieses Armes darf jedoch erst jetzt als vollendet angesehen werden.

4. Die Annahme der Alten, dass auch der Jaxartes zum caspischen Meere lief, beruht sichtbarlich nur auf Schlüssen, deren Grundlosigkeit sich noch erkennen lässt.

5. Die schiffbare Verbindung, durch welche die Waaren Indiens sollten an das caspische Meer gelangen können, muss eine mehrfach unterbrochene und nur zeitweilige gewesen sein. Eine wichtige belebte Handelsstrasse ist der Oxus zu keiner Zeit des Alterthums gewesen.

## V

Wenn der Jaxartes niemals in das caspische Meer floss, auch nicht mit dem Oxus zusammenrann, so gab es dort, wo er im Flachland endete, zu aller Zeit, seit dies geschah, ein Seebecken, mit einem Worte einen Aralsee. Um nur einen Sumpf zu bilden, ist seine Wassermenge doch zu beträchtlich und die Cultur hat ihn nie so angezapft und in Canäle zertheilt wie seinen westlicheren Bruder. Um so weniger wird an dem alten Bestande des Sees zu zweifeln sein, wenn wir seit den Tagen des Herodotos auch den Oxus den ansehnlicheren Theil seiner Fluthen in denselben ergiessen sehen.

Mit diesem Schlusse könnten wir uns jeder ferneren Untersuchung begeben; sie hat mit den obigen Erweisen eigentlich ihr Ende erreicht. Dennoch will ich die neuerdings aufgestellte Ansicht von einem periodischen Verschwinden und Wiederauftreten des Sees auf ihre geschichtliche Berechtigung hin jetzt im Zusammenhange prüfen. Es wird kein zu weiter Weg zu beschreiben sein, weil auf die meisten Punkte schon durch das bisherige die entscheidende Antwort gefunden ist.

Ehe wir an diese Erörterung gehen, möge die Aufmerksamkeit des Lesers einen Augenblick bei einigen Angaben verweilen,

welche die Beschaffenheit des Sees betreffen. Der Aral bedeckt eine Fläche von 1267 g. Q.-Meilen, liegt 112 bis 123' über dem caspischen, 34 bis 35' über dem schwarzen Meere und zeigt eine Tiefe, welche in dem mittleren Theile über 80', im nordwestlichen Gebiete gegen 70', und im westlichen, eben an demselben, das auch im caspischen Meere die grössten Tiefen aufweist, 208' beträgt. Die Ost- und Südufer sind flach und niedrig, gegen Norden erheben sich dieselben zu Hügeln, deren Höhe zwischen 95 und 285' schwankt. Der bedeutendste Rand ist der westliche; er fällt meistens in ziemlicher Steilheit 470' bis 500' zu der salzigen Fluth des Sees ab. Das ist die kahle, furchtbar öde Platte des Üst-jurt, welche von 41 $^1/_2$ bis 48 $^1/_2$ $^0$ n. Br. und 71 bis 76$^0$ d. Länge das caspische vom aralischen Becken trennt und den Charakter einer unfruchtbaren wasserlosen Ebene auf der ganzen bedeutenden Ausdehnung behält. Die Niveauschwankungen auf dem Üst-jurt sind sehr unbedeutend, die Seehöhe schwankt nur zwischen 513 und 672'.

Man unterscheidet in dem See einen geräumigen Wasserspiegel, der den grösseren Theil der gesammten Fläche umfasst, — das „grosse Meer" Ulu Denghiz (1000 Q.-Ml.) und einen kleineren engen im Nordwesten, eigentlich nur ein grosser Busen des ganzen, genannt das kleine Meer Kitschkine Denghiz (100 Q.-Ml.). Dieses ist reich an kleinen Busen und Einschnitten, während das grosse Meer von flachen Uferlinien umsäumt wird. Eine grössere Bucht liegt im Osten, eine andere langgestreckte Verlängerung von sumpfartigem Ansehen im Südwesten. Das ist der See, welchen Neuere bald nach dem Orte Aibughir an seinem südwestlichen Ende, bald nach dem in ihn fallenden Oxus-Arm Laudan benennen.

Mit Ausnahme der niedrigen sumpfigen Striche der beiden Deltas umstarren Wüsten den See von allen Seiten. Ausser dem Üst-jurt sind es die Wüste Barzuki und Kara Kum im Norden, Kizil Kum im Osten und Südosten. So ist auch die gesammte Küste ringsumher unfruchtbar und unbewohnt. Nur die Wissenschaft im Dienste der weitsehenden Politik eines mächtigen Reiches konnte diesem See eine Bedeutung verleihen, die ihm die Ungunst natürlicher Verhältnisse — und dazu gehören vor allem neben dem excessiven Klima der Ungestüm der Winde, die Armuth an sicheren Ankerplätzen, der Mangel an

trinkbarem Wasser — eigentlich durchaus versagt hat. Auch während der höchsten Handelsblüthe des Reichs von Chowarezm, welche selbst ein Wüterich wie Tschingizchan nicht ganz zu knicken vermochte, damals, als die Hauptstadt ihre Bewohner nach Hunderttausenden zählte, hat der Verkehr von diesem grossen Wasserspiegel keinen Vortheil gezogen. Niemals durchfuhr ihn das Steuer eines Kauffahrers und seine Vergangenheit ist wie ein unbeschriebenes Blatt. Erst in den Händen Russlands gewinnt er eine Zukunft, die Dampfer, welche ihn unter dieser Flagge durchschneiden, sind die ersten Schiffe, welche den Schaum seiner blauen Wogen erregen.

Der See empfängt ausser den beiden Flüssen keine anderen Einströmungen, der Niederschlag aus der Atmosphäre ist in dem ganzen Gebiete ein sehr geringer, vielleicht darf die Zahl, welche diesem Zuwachse eine jährliche Schichte von 9″ zuschreibt, für zu hoch gegriffen gelten. Die Menge des Wassers, welche der Oxus und Jaxartes in den See werfen, ist dagegen eine sehr ansehnliche; doch dürften die Ziffern, welche dieselbe zum Ausdruck zu bringen trachten, nicht für verlässlich gelten. Für den Jaxartes wird die Wassermenge auf 1900 Millionen Cubikfuss, für den Oxus auf 1500 Millionen Cubikmeter berechnet. Ohne Verdunstung müsste die Seefläche um eine ansehnliche Wasserschnitte (1′ 7″?) jährlich zunehmen, aber die Verdunstung muss bei der unbedingten Herrschaft, welche der trockene Nordostpassat in neun Monaten des Jahres ausübt, eine sehr energische sein. Ob nun der Verdampfungsverlust den jährlichen Zufluss übersteigt, darf noch nicht für ausgemacht gelten, wenngleich es sehr wahrscheinlich ist.[1] Wäre dies der Fall, so würde der See an einer Abmagerung leiden, deren Grenze erst dann erreicht würde, wenn der Umfang des Sees keine den Zuwachs überbietende Verdunstung zuliesse. Jedenfalls zehrte er gegenwärtig nicht mehr an dem Grundvermögen, das die einstige Wasserbedeckung der weiten Räume des niederen Nordasien ihm verliehen hätte. Welchen Namen der See bei den alten

[1] Nach angeblichen Beobachtungen ist der Spiegel des Aral in 32 Jahren um 11,3 engl. Fuss gesunken und in dem Jahrzehnt von 1847—1858 dem Lande ein Raum von 0,3 bis 0,6 geogr. Ml. zugewachsen. Petermann's geograph. Mittheil. 1861, S. 197.

skythischen oder sakischen Umwohnern geführt, können wir uns wol vorstellen; er hiess eben der ‚See' schlechthin, wozu ihn seine Dimensionen wohl berechtigten. So heissen ihn denn auch die Kirgisen noch jetzt den See (denghiz). Als die Chorasmier in ihrer reichgesegneten Culturoase in Aufnahme kamen, nannte man ihn wohl bald nach ihnen den See der Chorasmier; es ist die häufigste Bezeichnung geworden in der gesammten Literatur der Araber und Perser (bahr Chowarezm, derjâji Chârezm).[1] Als später die Stadt am Oxus Gorgandsch zu Reichthum gelangte und ein blühender Handelsplatz wurde, nannten arabische Schriftsteller den See auch den See von Gorgandsch oder Dschordschania.

Die Russen haben den See das blaue Meer (Sinoje more) genannt, das übrige Europa hat die Benennung Aralsee ausschliessend in Gebrauch. Sie stammt vom kirgisischen Worte arâl, Insel, aber die Kirgisen nannten den See nicht darum so, weil sich einige Inseln in ihm finden, wie die gewöhnliche Erklärung geht, sondern weil der See an der von den Armen des Oxus gebildeten Deltainsel, der Insel schlechthin, dem Lande Aral gelegen ist. Die Einwohner desselben nennen sich auch Aralen.[2]

Betrachten wir nun die Ansicht, nach welcher der Aralsee von Zeit zu Zeit ganz verschwinden soll.[3] Sie wird, wie wir schon bemerkt, gefolgert aus dem Stillschweigen der Alten. Die Schlüsse aus diesem, so beliebt sie sind, gehören, wie sich kein besonnener Urtheiler verhehlen kann, zu den heikelsten aller und erfordern ganz besondere Vorsicht. Man darf, wie ich meine, aus dem Stillschweigen der Alten über

---

[1] Vgl. Basiner S. 171.

[2] Vámbéry (Hist. of Bokhara. Introduct. XXII) kämpft für die moderne, im Lande selbst herrschende Aussprache Chârizm, Chârezm gegen die übliche europäische, den Buchstaben folgende Chowarezm. Merkwürdig harmonirt die griechische Schreibung Χωράσμιοι mit diesem Chârezm aus Chworezm; Χωράσμιοι schrieb man aber wol für Chworasmioi, das griechischem Ohr widerstrebte.

[3] Sir Henry C. Rawlinson in den Proceedings of the R. Geographical Society 1867 Vol. XI, S. 114 ff. Die Einwendungen Sir Roderich Murchisons a. a. O. S. 203—216. Journal XXXVII, S. CXXXIV—CXLVI. Friedrich von Hellwald, Ausland 1872, S. 319—324. Die Russen in Centralasien. Wien 1869. S. 13. 2 Aufl. Augsburg 1873. S. 18—28.

den Aralsee wol folgern, dass sie ihn nicht kannten, aber noch nicht, dass er überhaupt nicht existirte. Wenn das Stillschweigen der Alten über diesen Punkt für uns ein solches Gewicht haben sollte, dass wir die ganze gegenwärtige Configuration der aralo-caspischen Landschaft für modern halten sollen, so dürften wir ja um so mehr aus der positiven Behauptung der grösseren Mehrzahl unter den Alten Schlüsse ziehen auf eine gänzliche Veränderung der Gegenden im Norden des caspischen Meeres. Von den Alten haben nämlich Viele behauptet und Viele von den Arabern haben es ihnen nachgesprochen, dass das caspische Meer nach Norden offen sei und mit dem nördlichen Ocean in Verbindung stehe. So sehr nun auch eine solche Verbindung für eine frühere geologische Periode wahrscheinlich ist und von den Meisten unbedenklich zugegeben wird, so steht doch Niemand einen Augenblick an, die Behauptung von einem Zusammenhange des Eismeeres mit dem caspischen in geschichtlicher Zeit für eine willkürliche Annahme sehr mangelhaft unterrichteter Schriftsteller zu halten, welche ihre Combinationen für sichere Aufschlüsse hielten und ausgaben. Und warum sträubt man sich eine solche Annahme für zulässig zu erklären? Weil man begreift, dass eine so ungeheuere Veränderung als die Schliessung des caspischen Meeres und die Aenderung sämmtlicher Niveauverhältnisse im Norden desselben nicht im Laufe weniger Jahrhunderte sich könne zugetragen haben. Man urtheilt sonach, dass die meisten von den Alten über diesen wichtigen Punkt in der Geographie des ponto-caspischen Beckens völlig im Dunkel schwebten und Einer dem Andern die willkürlichen Annahmen über Länderräume, die sie nicht kannten, nachschrieb. Was aber berechtigt zur Meinung, dass die Alten, welche über die Nordküste des caspischen Meeres solche Irrthümer hegten, über den entfernteren Aralsee, den keiner von ihnen berührt hat, sicherere Kunde besassen? Augenscheinlich gar nichts.

Mit demselben Rechte als behauptet wird, der Aralsee sei während des Alterthums nicht vorhanden gewesen, könnte Jemand aus dem Stillschweigen sämmtlicher europäischer Schriftsteller bis zum 15. Jahrhundert auch für diese ganze Zeit die Nichtexistenz des Aralsees verfechten. Ihn nennen weder die Reisenden des 13. Jahrhunderts, Plan Carpin, Rubruquis, Marco

Polo, noch Hethum der Armenier, ihn zeichnen nicht auf die Weltkarte des Andrea Bianco von 1436, die Karte des Museum Borgia, die weimarischen Karten von 1424 und 1527, die genuesische Carta nautica von 1489.[1] Auch die Chinesen nennen, wenn sie von ihrem Sihai oder westlichen Meere reden, den Aralsee nicht.[2] Wie sehr aber würde Jemand, der sich dieses Stillschweigen zu Nutze machen wollte, durch die arabischen Schriftsteller widerlegt werden, denn Istachri 920, Masudi 943, Edrisi 1154, Abulfeda 1320 stellen ihn ausser Zweifel.

Es begreift sich auch recht gut, warum die Alten so wenige Kunde über die Ostufer des hyrkanischen Meeres, wie sie das caspische zuweilen nannten, besassen. Dieselbe Küste ist die wenigst einladende und gastliche des im ganzen für die Mittelmeerbewohner nicht anlockenden Meeres. Die Ostküste ist hafenlos, unfruchtbar, bietet keine Producte dar, noch Istachri im 10. Jahrhundert spricht es aus: Es ist ein finsteres Meer, aus ihm kommen keine Edelsteine, Korallen u. s. w., wie man sie in anderen Meeren findet.

Dazu kam, dass seine Ost- und Nordufer im ganzen Verlauf der alten Geschichte der Wohn- und Tummelplatz der wilden Stämme waren, welche unbezwungen und unbezwinglich in ihren Steppen jagten, Heerden weideten und an den Seespiegeln fischten. Wegen der beständig herrschenden Unsicherheit hat auch der Handel diese sonst bequem gelegenen Gegenden nie zu seiner Strasse gewählt für den einige Zeit so lebhaften Verkehr mit den Serern und Sinae. Denn was man auch von den Mündungen des Oxus glauben mag, der grosse asiatische Handelsweg verlief niemals an seinen Ufern, die lange durchaus hemmungslose Wasserbahn des tiefgängigen Flusses ist aus Furcht vor den Massageten und anderen Sakenstämmen niemals benutzt

[1] Noch Olearius (1633) auf seiner Karte des caspischen Meeres verzeichnet den Aralsee nicht; seine Zeichnung ist bis auf das richtigere Mass des caspischen Meeres ganz derjenigen ähnlich, welche die Ptolemäischen Karten gewähren; Orxantes (Jaxartes) und Oxus gehen parallelen Laufs zum Caspisee.

[2] Wie wenig es übrigens feststeht, dass die Chinesen mit dem Ausdruck Si-hai das caspische Meer verstanden, und wie es erlaubt ist, eben so wol an das mittelländische Meer zu denken, ersieht man aus E. Bretschneider's Schrift: On the knowledge possessed by the ancient Chinese of the Arabs and arabian Colonies and other western countries. London 1871.

worden. Der Handel mit China zog den Landweg von Medien nach Hochasien vor und ging von Edessa über Ecbatana, Ragae, Pylae Caspiae, Antiochia am Margus (Murghâb) nach Bactra (Balch), schnitt sodann nur einmal den Oxus in seinem oberen Laufe, um sich dann sogleich in nordöstlicher Richtung wieder von ihm zu entfernen und auf Lithinos Pyrgos am Jaxartes zu steuern. [1]

Wie hätten Kaufleute, die diese Strasse zogen, viele Kunde heimbringen sollen über das Aralbecken und seine beiden Ströme, da sie an 150 Meilen von ihm entfernt blieben? Die Heere eines civilisirten Volkes sind aber nur einmal nach Transoxiana, das Maweralnahr der Späteren[2], vorgedrungen und auch sie blieben fern vom Aralsee, wie wir später sehen werden.

Die Stelle des Plinius, auf welche der geistvolle Victor Hehn in einer seiner genussreichen Untersuchungen hingewiesen hat, [3] duldet keineswegs die Deutung, welche ihr der Verfasser

---

[1] Diese quellengemässe Auffassung weicht freilich sehr von derjenigen ab, welche einer der Vertreter der Periodicität des Aralsees verfechten zu können meint, wenn er sagt: Ausland 1872, S. 321: ‚Die Handelsstrasse ging vom indischen Kaukasus aus, benützte den Oxus bis zum Caspisee, welcher überschifft ward, zog dann den Kur- oder Cyrusfluss hinauf, und ging den Phasis (Rion) wieder hinab zum schwarzen Meer. In den Zeiten, wo ein solcher Handelsweg möglich war, musste demnach der Oxus in den Caspisee, und nicht in den Aral gemündet haben. Wenn wir ferner die Summe von geographischen Nachrichten betrachten, welche den griechischen und römischen Autoren zu Gebote standen, wenn wir erwägen, dass die in Rede stehenden Gebiete zwischen Persien und dem indischen Kaukasus Jahrhunderte lang durch griechische Fürsten regiert wurden, dass griechische Admirale das caspische Meer beschifften, während die Handelsleute von Indien nach dem Mittelmeer ihre Reisetage- und Routenbücher zu Hause nach Rom brachten, so scheint der Zweifel ausgeschlossen, als ob wir in so hervorragenden Werken wie in jenen Strabon's, Plinius' und Ptolemäus' nicht eine richtige Darstellung der centralasiatischen Geographie in der Zeit von 500 v. bis 500 n. Chr. vor uns hätten.‘

[2] Die Alten, welche aus Oxus das Adj. Oxianus (Plinius) 'Ωξειανός (Ptol.) bildeten, kennen den Ausdruck Transoxiana terra nicht; doch ist er nach Analogie von Transpadana u. a. gebildet und sehr verwendbar. Die bei einigen Neueren wie Vámbéry begegnende Form Transoxania ist minder gut zu heissen.

[3] Das Salz. Eine kulturhistorische Studie. Berlin 1873, S. 18, 19. Die Stelle bei Plinius 31, 74 lautet: namque in Bactris duo lacus vasti, alter ad Scythas versus, alter ad Arios, sale exaestuant. Bactri Arii für Bactria

geben will. Plinius spricht von zwei grossen Seen in Baktrien, welche Salz absondern, der eine liege gegen die Skythen hin, der andere nach der Seite der Arier. In dem einen See möchte Hehn den Karabogaz, in dem andern den Aralsee erkennen. In seiner Argumentation sind aber die entscheidenden Umstände übersehen. Skythische Stämme umgaben Baktrien sowohl im Norden als im Westen nach dem caspischen Meere hin, und man dürfte in dem See, der nach den Skythen zu liegt, ebensowohl den Aralsee als den Karabogaz erkennen, wenn man nämlich bei der einen wie bei der andern Vermuthung ausser Acht liesse, dass der Aralsee so wenig wie der Karabogaz in Baktrien lag, ja dass auch die nördlichere Provinz Sogdiana nicht bis zu beiden sich erstreckte. Unter den Ariern sind sodann nicht Arier im allgemeinen zu verstehen, sondern die Bewohner der Provinz Aria, welche auch zuweilen, wenn auch weniger richtig, Ariana genannt wird, und Baktrien südwestlich anliegt. Plinius also will mit seiner Nachricht sagen, der eine Salzsee liege im nördlichen an die Skythen grenzenden, der andere im südlichen an die Arier grenzenden Theile des Baktrierlandes. Baktrien aber, wie wir sehen, lag dem Karabogaz wie dem Aral gleich ferne.

Auch **Ammianus Marcellinus** macht keine Ausnahme, auch er kennt den See nicht, obgleich es jüngst von achtungswerthester Seite ist behauptet worden.[1] Sein See Aria ist nicht

---

Aria ist bei Plinius wie bei Anderen gewöhnliche Bezeichnung der Landschaften; ich verweise für Arii auf Plin. 61, 78 und 113, für Bactri auf 4, 39, 61, 47. 52. 134 u. s. w. Baktrien reichte nördlich nicht einmal an den zum Caspisee gehenden Unterlauf des Oxus. Die Auseinandersetzung über die verschiedenen Aria und Ariana in Ritters Erdkunde von Asien, Bd. VI, 1, S. 20 (Theil VIII), auf welche sich Hehn beruft, ist grossentheils ungenau, erspart jedenfalls das Aufsuchen der Quellen nicht, und namentlich beruht sein Aria an der Ostseite des caspischen Meeres, welches ein anderes sein soll, als das Land Aria um Herat, auf Missverständniss.

[1] O. Peschel, Geschichte der Erdkunde, S. 7. Die Widerlegung dieser Behauptung ergibt die Vergleichung von Ammian. 23, 6, 69 mit Ptol. 6, 17. Die Anlehnung ist unleugbar, aber auch die Abweichungen sind beachtenswerth. Den Worten quorum terras amnis uehendis sufficiendis nauibus Arias perfluit nomine, faciens lacum ingentem eodem uocabulo dictitatum entsprechen bei Ptol. die Sätze Διαρρεῖ δὲ τὴν χώραν ἀξιόλογος ποταμὸς Ἀρείας und τὸ δὲ κατὰ τὴν ὑπ' αὐτοὺς γενομένην λίμνην μέρος, ἣ καὶ αὐτὴ

der Aral, sondern der Hamûnsee in Seïstan, und der Fluss Arias, der ihn bilden hilft, denn in Wahrheit kommen ihm reichlichere Wasseradern als dieser zu, ist nicht der Sir Derjâ, sondern der Harud, der am Puscht-i-kûh entspringt und mit dem Herirud nicht verwechselt werden darf.

Es leidet also keinen Zweifel, dass das Alterthum vom Aralsee nichts wusste. Nur dunkle Gerüchte scheinen ihm zu mehreren Zeiten zugekommen zu sein. Ich will hier nicht die Stelle des Herodotos, welche oben angeführt wurde, zu sehr pressen, schon darum, weil die ‚Schilderung‘ desselben ‚sich nicht auf einen grossen isolirten See, sondern auf eine Reihe von Sümpfen zu beziehen‘ scheint,[1] unter welchen die Sümpfe und Seen des Oxusdeltas verstanden sein können, ich will auch nicht mit Humboldt ein Gewicht auf den Umstand legen, dass die ungebührliche Breite, in welche Ptolemaeos den Caspisee nach Osten hinauszerrt, in einer dunklen Kenntniss vom Aralsee ihren Grund haben könne,[2] aber ich will einen andern auffallenden und doch noch nicht beachteten Punkt hervorheben.

Wie erklärt sich, muss man doch einmal fragen, die Identificirung des Tanais (Don) mit dem Jaxartes, welche sich zuerst bei Aristoteles in einer 348 v. Chr. abgefassten Schrift findet, wie erklärt sich das Festhalten an dieser Vorstellung bei den Griechen und Makedoniern, als sie am Jaxartes selbst standen, die Bestätigung, die sie ihr damals gaben und welche erst später durch Demodamas' Reise erschüttert wurde? Am besten, oder wol einzig dadurch, dass eine ganz richtige, wenngleich kurze Nachricht nach Griechenland gelangt war, jenseits des Araxes, der durchaus immer den Oxus der Späteren bedeutet, gebe es noch einen grossen Fluss, der in einen See in der Nähe des caspischen Meeres münde. Da aber auch der viel bekanntere Tanais dies that, hat die vorschnelle Combination die λίμνη, von der man vernahm (und die gewiss bei den Anwohnern, von welchen die

καλεῖται Ἀρεία. Dass von den Bewohnern gesagt wird: Ariani uiuunt post Seras, Boreae obnoxii flatibus, geschieht gewiss aus keiner andern Ursache als, weil die Landschaft Aria in der Reihe unmittelbar hinter den Seres behandelt wird.

[1] Ausland a. a. O. 320.

[2] Centralasien 1, 450.

Nachricht ausging, nur eben schlechthin die λίμνη, der See hiess) zur λίμνη Maeotis, die man schon kannte, gemacht. In solcher Umgestaltung erscheint die Nachricht bereits bei Aristoteles.[1] Die Kenntniss von dem in die ‚λίμνη' fallenden Tanais Asiens besassen nun augenscheinlich alle gebildeten Theilnehmer des makedonischen Heereszuges. Auf dem Kriegsschauplatze in Sogdiana hörte man dann wieder, der Jaxartes falle nördlich im Skythenlande in die λίμνη; also folgerte man, einmal im Vorurtheil befangen, hier sei der in die Maeotis gehende Tanais. Ich glaube nicht, dass dieses Vorurtheil, entsprungen aus allzurascher Combination von unvollständigen Nachrichten, stärker und auffallender ist, als etwa dass gleich hinter dem Hindukusch (Paropanisos) das östliche Weltmeer liege und dass aus dem caspischen dahin eine freie Seefahrt bestehe, die Einige auch vollführt zu haben prahlten oder etwa, um an neueres zu erinnern,

---

[1] Die Stelle muss ihrer Wichtigkeit wegen im Zusammenhange gelesen werden. Meteorol. 1, 13: ἐν μὲν οὖν τῇ Ἀσίᾳ πλεῖστοι μὲν ἐκ τοῦ Παρνασσοῦ (Var. Παρνασοῦ) καλουμένου φαίνονται ῥέοντες ὄρους καὶ μέγιστοι ποταμοί, τοῦτο δ' ὁμολογεῖται πάντων εἶναι μέγιστον ὄρος τῶν πρὸς τὴν ἕω τὴν χειμερινήν· ὑπερβάντι γὰρ ἤδη τοῦτο φαίνεται ἡ ἔξω θάλαττα, ἧς τὸ πέρας οὐ δῆλον τοῖς ἐντεῦθεν. ἐκ μὲν οὖν τούτου ῥέουσιν ἄλλοι τε ποταμοὶ καὶ ὁ Βάκτρος καὶ ὁ Χοάσπης καὶ ὁ Ἀράξης· τούτου δ' ὁ Τάναϊς ἀποσχίζεται μέρος ὢν εἰς τὴν Μαιῶτιν λίμνην. ῥεῖ δὲ καὶ ὁ Ἰνδὸς ἐξ αὐτοῦ, πάντων τῶν ποταμῶν ῥεῦμα πλεῖστον. Diese Aeusserung des grössten von allen Gelehrten des damaligen Hellas ist die beste Widerlegung von Droysens Meinung (Gesch. Alexanders S. 328), dass die Verwechslung des Jaxartes mit dem Tanais nicht bei Alexander selbst, sondern nur ‚bei den übertreibenden Makedoniern anzunehmen ist'. Es war eben keinerlei Prahlerei, sondern theoretische Ueberzeugung im Spiel. Derselbe Geschichtsschreiber nennt den Araxes des Aristoteles Jaxartes.

Die wichtige Stelle hat schon früher durch Abschreiber gelitten, denn auch in Dionys. Perieges. v. 738 lesen wir Παρνησοῖο, doch ist kein Zweifel, dass statt Παρνασοῦ Παροπανισοῦ gelesen werden muss, für den unstatthaften Χοάσπης ist Ζαριάσπης (der Polytimetos der Späteren) zu setzen. Es verbreitete sich also etwa hundert Jahre nach Herodotos die Kunde, dass von einem Gebirge, das alle anderen an Höhe übertreffe und den Namen Paropanisos (paru-upa-Nisa, das Gebirge über Nisa) führe, drei grosse Flüsse, der Baktros (Balchfluss), Zariaspes (Zerefschan) und der Araxes (Oxus) herabströmten. Und diese Nachricht war im wesentlichen richtig und eine sehr schätzbare Erweiterung des geographischen Horizonts nach Osten hin.

dasjenige, von dem Christóval Colon befangen war, als er auf dem Boden culturloser Küstenräume der neuen Welt stehend, überzeugt war, in Asien im Gebiete des grossen Chans von China sich zu befinden. Später sahen die Griechen ein, dass der Tanais Europas und der Jaxartes nicht derselbe seien, dass auch kein zweiter grosser Fluss neben dem Tanais in die Maeotis falle, dass auch zwischen Tanais und Jaxartes der in das caspische Meer mündende Rhafluss liege. Was blieb dann übrig, als dem Jaxartes einen Ablauf in dasselbe Meer zu geben, da er die Maeotis unmöglich erreichen konnte. Dabei liess man, immer verstrickt in die Meinung, es sei nur von einer und derselben λίμνη die Rede gewesen, die Nachricht von der λίμνη, in die der Jaxartes mündet, gänzlich fallen und vergass sie, und damit war die Entdeckung und feste Bestimmung des Aralsees um weitere Jahrhunderte vertagt.

Der Nächste, der nach Herodotos von einem Sumpfe an Stelle des Aralsees Erwähnung thun soll, ist Zemarchos im J. 570 und dessen Reisebericht wird als neues Argument dafür geltend gemacht, dass der Aralsee auch im 6. Jahrhundert noch nicht bestand. Wir lesen bei dem einen der Vertreter der Zeitweiligkeit des Aralsees folgende merkwürdige Aeusserung: ‚Als Zemarchus von seiner Mission zurückkehrend, am Ak-Tagh nördlich von Samarkand lagerte, und den Oetsch (oder Vakh, wahrscheinlich der rechte Oxusarm) nahe bei der Stadt Urgendsch überschritt, fand er nämlich den Aral noch nicht zu einem förmlichen Binnensee entwickelt, sondern noch im Zustande eines ausgedehnten Morastes.[1]

Zu den quälendsten Berichten, die ein Geograph studiren kann, gehört unbestritten der abgerissene hastige Bericht über die Reise des Zemarchos an den Hof des türkischen Chagans bei Menander Protector. Wie viel man sich auch mit ihm abgemüht hat, sichere Ergebnisse sind nicht erzielt worden und werden wie es scheint auch nicht erzielt werden. Der Bericht ist zu vag, das Terrain, das er berührt, zu weit. Man thäte darum sehr gut, den zuversichtlichen Ton, mit dem man die bei Menander genannten Namen deutet, herabzustimmen und einzuräumen, dass mancherlei Möglichkeiten bleiben. Wie man

[1] Ausland 1872, S. 321. v. Hellwald, die Russen in Centralasien. 1873, S. 20.

z. B. wissen will, dass Zemarchos gerade bei Samarkand lagerte, dass er dann bei Urgendsch über den Oxus gesetzt, dass er an beiden Orten (welche beide sehr schlecht gelegen heissen müssen, um den Aral zu besichtigen, da der erstere in Luftlinie 100 deutsche Meilen wüsten Landes, der andere sechs Tagereisen vom See entfernt liegt) den See als einen ausgedehnten Morast erkannt habe, ist mir völlig unfassbar. Man kann sehr wohl in Zweifel bleiben, an welchem grossen See Mittelasiens Zemarchos vorübergekommen, wie man aber aus dem bekannten Ausdrucke λίμνη, der so oft einen See bedeutet, folgern will, dass Zemarchos einen Morast constatirt habe, wird denn doch auch nicht Jedem leicht einzusehen.

Meine Ansicht über den Bericht ist denn nun in Kürze folgende. Ich stimme mit einigen der Vorgänger darin überein, dass der Ektag (auch Ektel) bei Menander am wahrscheinlichsten der Altai ist; vielleicht stand auch einmal in der Handschrift Eltag, was der wahren Form näher kommt. Die vielbesprochenen Flüsse Oech und Hichi sind nicht mit Sicherheit festzustellen, doch ist bei dem ersteren gewiss nicht an den Jaxartes und noch weniger, wie Yule neuerdings meint,[1] an den Oxus zu denken. Der See aber ist auch nicht der Aral, wie mit Ausnahme Chanykows Alle gemeint zu haben scheinen, sondern wahrscheinlich der Balchasch.[2] Die Gründe hiefür sind aber diese: Wenn Zemarchos vom Altai her an den Aral gekommen wäre, in der Absicht, im Osten desselben seinen Weg zu nehmen, so musste er zuerst über den Jaxartes setzen,[3] dann

---

[1] In der Vorrede zu Woods neuer Ausgabe. London 1873, S. XLII.

[2] Pojasnitelnaja zapiska k kartje Araljskago Morja i Chiwinskago chanstwa. Zapiski imperat. russkago geograf. obščestwa V, 302.

[3] Da es unbedingt nothwendig ist, die Stelle vor sich zu haben, setze ich sie hieher. Καὶ οὖν — οἱ Ρωμαῖοι διὰ τοῦ λεγομένου ποταμοῦ Ὠὴχ, καὶ ἀτραπον διανύσαντες οὐδαμῶς ὀλίγην, ἐγένοντο κατὰ δὴ τὴν λίμνην τὴν ἄπλετον ἐκείνην καὶ εὐρεῖαν. Ἐνταῦθα ὁ Ζήμαρχος ἐνδιατρίψας ἡμέρας τρεῖς στελλει Γεώργιον, ὃς ἀνεῖτο ἐς τὴν τῶν ἐπιτομωτέρων συλλαβῶν ἀπαγγελίαν, προδηλώσοντα τῷ βασιλεῖ τὴν σφών αὐτῶν ἐκ Τούρκων ἐπάνοδον. Καὶ οὖν οἱ Γεώργιος ἅμα Τούρκοις δέκα πρὸς τοῖς δύο ἀπήρξατο τῆς ἐπὶ τὸ Βυζάντιον ὁδοῦ, ἀνύδρου τε μάλα οὔσης καὶ πάντῃ ἐρήμου, ὅμως δ' οὖν ἐπιτομωτέρας. Ὁ δὲ Ζήμαρχος κατὰ δὴ τὸ ψαμαθῶδες τῆς λίμνης ποροδεύων ἐπὶ ἡμέρας δέκα καὶ δύο, δυσβάτους τέ τινας χώρους παραμειψάμενος, ἐγένετο κατὰ τὸ ρεῖθρα τοῦ Ἴχ, οὐ

wäre der Oech, über den er kam, ehe er den grossen See erreichte, der Jaxartes selbst. Zemarchos hat aber, an diesem grossen See angelangt, den ihn begleitenden Georgios mit Briefen auf einem kürzeren Wege in das romäische Reich vorausgesendet. Welcher Weg soll dieser kürzere sein, da Zemarchos, indem er sich nach der Meinung derjenigen, die ihn über den Jaxartes gehen lassen, für den Weg über Sogdiana entschieden haben müsste, selbst den kürzesten Weg schon eingeschlagen hätte?

Weder kann also der Oech der Jaxartes sein, noch der grosse See der Aral. Doch noch weniger der Oxus. Denn ich weiss in der That nicht, wie Zemarchos vom Altai und von Talas her nach Ueberschreitung des Oxus sollte an den Aral gelangt sein, da er doch nicht der Geographie zu Liebe reiste. Sollte er aber vom Jaxartes her an den Oxus gelangt sein und wäre der Oxus der Oech, so müssten wir annehmen, dass der Reisebericht diesen Fluss, der den Daix (Jaik) an Grösse übertrifft, völlig mit Stillschweigen überging, was nicht recht glaublich aussieht. Zugleich fallen wir mit dieser Route in die bereits berührte Verlegenheit, für Georgios keinen kürzeren Weg nach Constantinopel ausfindig machen zu können. Zemarchos musste also, um an den Oxus zu gelangen und doch nicht den Jaxartes zu passiren, den Aral im Norden und Westen umgangen haben. Das ist aber eine neue noch grössere Unmöglichkeit. Mit Erstaunen muss man fragen, welch' seltsamer Geist ist in den Mann gefahren, der eine ohnedies lange beschwerliche Reise vor sich hat, dass er so grosse völlig unnütze Umwege beschreibt: vom Altai um die Nord- und Westufer des Aral herum, dann an den Oxus, von da wieder zurück an den Jaik, den er auf geradem Wege westwärts viel schneller und gefahrloser erreichte.

Aber noch mehr. Der Oech soll also nach Yule u. A. der Oxus sein, den Oech hat Zemarchos aber passirt. Hätte er ihn von Norden und Westen herkommend etwa bei Urgendsch überschritten, so hätte er um an den Jaik zu gelangen, in umgekehrter Richtung ihn sogleich ein zweites Mal passiren müssen,

---

μὴν ἀλλὰ καὶ κατὰ τὸν Δαΐχ, καὶ διὰ λιμνῶν ἑτέρων αὖθις ἐς τὸν Ἀττίλαν· πάλιν ὡς Οὐγούρους, οἱ δὴ καί σφισιν ἀπήγγειλαν ὡς εἰς τὰς περὶ τὸν Κωφῆνα ποταμὸν ἐς τὰ λάσια τέσσαρες χιλιάδες Περσῶν ἐπιτηροῦσι προλελοχισμένοι.... **Müller Fragm. hist. graec. IV, 229.**

oder es blieb ihm nichts übrig, als ostwärts an den Jaxartes oder südwärts nach Persien zu ziehen, das er wegen des auf ihn lauernden Königs weislich zu vermeiden suchte. Weder der eine noch der andere Gedanke bietet also einen möglichen Ausweg. Weder kann der Oech der Jaxartes noch der Oxus sein, und Zemarchos Rückreise verlief im Norden des ganzen Gebietes von Chorasmien und Turkistân. Man thut also gut, den grossen See für den Balchasch, den Oech, der früher überschritten wurde, als man an den ‚See' gelangt ist, für den Ili zu halten. Zemarchos ging von da durch ein bergiges Land nach Westen und sein Fluss Ichi ist entweder der Irgiz oder der Ischim. Ueber den weiteren Verlauf der Reise herrscht kein ernstlicher Zweifel. Vom Jaik durch die Sümpfe des Manitsch an den oberen Kuban, dann ausweichend vor den auflauernden Persern und mitten durch das Gebirge an den Phasis und nach Trapezunt reitend, erreichte Zemarchos die befreundeten Wasser des Pontos. Georgios aber war indessen wahrscheinlich den östlich vom Aral verlaufenden Handelsweg, die Strasse der serischen Kaufleute, gezogen, hatte sich an das caspische Meer und dann durch die Gebirge ins römische Gebiet geschlichen. Die genaueren Umstände können nicht errathen werden.

---

Ein Vertreter der Zeitweiligkeit des Aralsees äussert sich im Verlaufe der Beweisführung folgendermassen: ‚Vermuthlich fand erst dreissig bis vierzig Jahre nach 570, unter der Regierunn des Khosru Parviz, die grosse Veränderung statt, welche die Wasser des Oxus von dem Caspisee ablenkte und dem Aral zuwandte. Um jene Zeit war der Kardar-See, gegenwärtig der südwestliche Theil des Abughir-Sees, der bis dahin wahrscheinlich durch den Oxusarm vor Urgendsch gespeist worden war, völlig ausgetrocknet, und hatte eine in frühestem Alterthume überfluthete Stadt (vielleicht das heutige Berrasin Gelmaz?) blossgelegt, die so viele Schätze barg, dass nach persischer Tradition zu ihrer Hebung zwölf Jahre beständiger Arbeit erforderlich waren.' ‚Dieser Sage erwähnt Jakut in seinem grossen Wörterbuche beim Artikel Kardar. Die Ruinen des verzauberten Schlosses von Berrasin-Gelmaz — werden von Abbot (Travels 1, 211) auf ein Eiland des Aralsee verlegt, auf Butakows Karte

des Aralsee aber liegt der Ort, unter dem Namen Barsa Kilmesh, in der Salzmarsch westlich vom Abughir-Sumpf.'[1]

Wenn nicht alles trügt, so liegt hier anstatt eines geschichtlichen Anhaltspunktes, geeignet, Schlüsse über den Aralseebestand daran zu knüpfen, ein geographischer Mythus vor uns. Um diesen blosszulegen, wird es aber nöthig sein, weiter zurückzugreifen und die Angaben der Alten und Mohammedaner genauer zu verfolgen. Der erste, dem wir eine anziehende Mittheilung verdanken, ist Polybios,[2] der folgendes erzählt: Der Oxus, der auf dem Kaukasus seine Quellen hat, wird in Baktrien durch viele in ihn fallende Nebenflüsse verstärkt, und fliesst durch die ebene Steppe in einem grossen und trüben Flussbette; wenn er aber darauf in die Steppe kommt, fällt er auf einige schroffe zertrümmerte Felsen, und stürzt mit solcher Gewalt und mit solchem Ungestüm herab, — denn der Fluss ist gross und fällt hoch hinunter, — dass das Wasser im Herabstürzen auf dem Boden unten über ein Stadium weit von jenen Felsen abspringt. Man sagt nun, dass durch diesen Zwischenraum neben jenem Felsen im Flussbette des herabstürzenden Stromes die Aspasiaken zu Fusse mit ihren Pferden nach Hyrkanien gehen. Die andere Art hat eine der Wahrheit näherkommende Erklärung. Der Boden, auf welchen der Oxus von seinem Wassersturze herabfällt, soll eine weite Ebene darstellen, welche die Gewalt und das Ungestüm des herabfallenden Wassers aushöhlt; dann soll sich da, wo der Boden zerrissen ist, eine tiefe Spalte bilden, wodurch der Fluss unter die Erde geführt würde, und bald darauf nach einer nicht besonders grossen Entfernung wieder zum Vorschein kommen. Die Völker, welche jene Gegend genau kennen, sollen nun da, wo der Fluss unter die Erde fliesst, zu Pferde nach Hyrkanien gelangen.

Eine Andeutung der letzten Sage ist uns bei Q. Curtius erhalten, wenn er von einem anderen Flusse derselben Gegend, dem Polytimetus, erzählt, dass er in einer Höhle verschwinde, man höre aber das Geräusch des unterirdisch fortziehenden Flusses. Nach Abubekr Hamdallah von Kazwîn im 13. Jahrhundert vereinigen sich die Arme des oberen Amu in einer

[1] Ausland 1872, S. 321.

[2] Hist. 10, 45. Vgl. Strab. 510.

Höhle, genannt der Löwenrachen. Die Höhle aber liegt zwischen zwei Bergen und zwischen ihnen befindet sich eine schmale Wüste, in welche ein grosser Theil des Wassers hineinfliesst. Hier oder in der sich anschliessenden Ebene verliert sich der Amu, um eine ganze Meile lang unterirdisch zu fliessen. Auch giebt es nach demselben Schriftsteller bei Chullum, das in türkischer Sprache Gürlade heissen soll, ein solches Rauschen des Flusses, dass man ihn zwei Parasangen weit hören kann.

Von denselben Wundern des Flusses erzählt auch Kjatib-Tschelebi in seiner Weltschau: Der Fluss Oxus gelangt in ein enges Thal, genannt Löwenrachen, das nicht breiter ist als hundert Ellen. Daraus hervorgetreten, verliert er sich im Sande auf einem Umkreis von zwei Parasangen, wo man bei dem Versuche zu gehen einsinkt. Der Ort der engen Spalte wird in die Nähe von Kurghendsch in Chowarezm gesetzt. Derselbe Kjatib-Tschelebi weiss aber auch von einem Arme des Dschihûn, der in der Nähe der Hauptstadt von Chowarezm in ein enges und steiniges Thal eintritt, das die Türken Kerlawa nennen. Hier bildet der Flussarm einen Wasserfall und rauscht so fürchterlich, dass man ihn zwei Parasangen weit hört.

Ein Nachklang dieser Sagen ist auch zu den Ohren des Reisenden Alex. Burnes gedrungen. Es ist, sagt er, ein Volksglaube, dass eine unterirdische Verbindung zwischen dem Aralsee und dem caspischen Meere besteht. An einer Kara Gumbaz genannten Stelle, wo die Karawanen halten, behaupten Einige, man höre das Wasser unten durchrauschen. Dem Volk erscheint, bemerkt Burnes, dazu ein solcher unterirdischer Durchgang unumgänglich nothwendig, da der Aralsee für zwei so grosse Ströme keinen Ausfluss hat.

Eine weitere Illustration zu diesen Vorstellungen gewinnen wir aus einem Reiseberichte, der in seinen Grundlagen auf die letzten 30 Jahre des 18. Jahrhunderts zurückgeht.[1] ‚Zehn Werste von dem Theilungspunkte der Karawanenwege nach Alt-Urgendsch und Kunrad, fünf Werste seitwärts, befindet sich eine Insel, Barsa-Kilmes genannt, das heisst: Der dahin kommen

[1] Beiträge zur Länder- und Staatenkunde der Tartarei. Aus russischen Berichten von T. F. Ehrmann. Bibliothek der neuesten und interessantesten Reisebeschreibungen. Wien 1805, XXIV, 329.

sollte, kann nicht heraus. Sie ist mit einem untiefen salzigen Wasser, oder vielmehr mit einer breiten salzigen Pfütze umgeben. Die Insel selbst ist länglich, ihr Umkreis beträgt gegen 15 Werste. Mitten auf derselben entdeckt man ein grosses altes, nicht hohes Gebäude, dessen Erbauer nicht bekannt ist. Man nennt sie auch die Zauberinsel, weil man sie für eine Wohnung böser Geister hält. Nach der Aussage derjenigen die nicht weit von der Insel gewesen sind, hört man dort des Abends und die ganze Nacht hindurch ein Heulen verschiedener Thiere, das Bellen der Hunde und Geschrei der Nachtvögel. Dies Alles bewirkt eine so schreckliche Furcht, dass Niemand sich auf die Insel wagt.‘

Ich constatire zunächst, dass Berrasin-Gelmaz, Barsa-Kilmesh und viele andere ähnliche nichts anderes als mehr minder verderbte Schreibungen der osttürkischen und kirgisischen Worte Barsa Kilmez sind und dass diese in ihrer prägnanten Form in der That bedeuten, wer dahinein käme, kommt nicht heraus‘. Was aber ist dies Barsa-Kilmez? Zunächst giebt es zwei Orte des Namens; so nämlich heisst eine Insel des Aralsees, welche aber hier nicht gemeint ist und ihre Benennung davon tragen soll, dass die Kirgisen, welche, wenn der See gefroren ist, mit ihrem Vieh auf die Insel hinüber wandern, oft vom Frühjahr überrascht werden, wenn nämlich das Eis plötzlich aufgeht, und sodann den Sommer dort wider Willen zubringen müssen.[1] Sodann heisst Barsa Kilmez ein Ort westlich vom Aralsee, in der Nähe des Aibughirbusens, auf dem Karawanenwege von Mank-kyschlak nach Urgendsch; es ist ein Moor, an dessen gefährliche Ränder Jeder die Annäherung scheut. Der warnende Name Barsa Kilmez erscheint sehr treffend gewählt. Alles aber, was an Berichten über diesen Ort umläuft, der nicht gefährlicher sein mag als hundert andere, die man sich gleichfalls zu be-

---

[1] Dr. W. F. Dahl, Bemerkungen über K. Zimmermanns Entwurf des Kriegstheaters Russlands gegen Chiwa. Orenburg 1846, bei Stuckenberg, Hydrographie des russischen Reichs IV, 121. Aehnlich Makšejew, Opisanie Araljskago morja. Zapiski geogr. obščestwa 1851, V, 47. Auf dem Wege von Kungrat nach Kuhne- Urgendsch hinter At-jolu zeigte man Vámbéry die Ruinen von Barsa-kilmez (der geht, kommt nicht wieder), ein noch in der Gegenwart von bösen Geistern bewohntes, gefährliches Nest, wo viele Neugierige schon ihr Leben einbüssten. Skizzen aus Mittelasien S. 115.

treten hütet, gehört in das Bereich der Bilder aufgeregter Volksphantasie, die das Natürliche ins Wunderbare zu steigern liebt. Die Stadt Barsa Kilmez ist mit den Zauberpalästen anderer Erzähler und den riesigen Schätzen noch anderer auf eine Linie zu stellen, und alles was sich daran anschliesst, die einstige Ueberschwemmung, die spätere Austrocknung der Fluth, hat nicht mehr Anspruch, für historisch zu gelten, als eine Erzählung der Scheherazade.

Das ist der seines Mythus entkleidete Schlund, von dem die Geographen des Oxus erzählen. Die Darstellung von dem furchtbar rauschenden Wasserfall mit seinen einsinkenden und verschwindenden Fluthen lässt sich noch leichter auf ihre richtige Gestalt zurückführen. Da man vom Oxus zu wissen glaubte, dass er ein Flussbett besitze, welches frei von Felsen, heftigen Strömungen und Strudeln ist und auf einem Laufe von 600 engl. Meilen sich durchaus schiffbar erweist, so musste man die Erzählung von dem Wasserfall ganz in das Gebiet der Fabel verweisen. Es ist aber doch nur morgenländische Uebertreibung, denn etwa zwanzig Meilen oberhalb Pitnäk zeigen sich wirklich zu Folge dem General Gens, der ein sehr genauer Beobachter war, ‚felsige Stromschnellen, durch welche bei niedrigem Wasserstande die Boote nur mit Mühe durchkommen'. Auch kann man zur Zeit des niedrigsten Wasserstandes ‚oberhalb Pitniak den Strom durchreiten, doch ist er daselbst so reissend, dass auf der Furt ein Pferd sich nur mit Mühe auf den Beinen erhält'.[1]

Das ist vielleicht die Furt der Aspasiaken. Es dürfte auch nicht für unglaublich gelten, dass die Stromschnelle vor mehr als 2000 Jahren bedeutender war als heute. Zugleich könnte die Erzählung als ein positiver Beweis dafür angesehen werden, dass der Fluss wenigstens bis Pitnäk (41° n. Br.) auch im Alterthum denselben Weg nahm wie noch heute.

Ueber vielleicht noch mächtigere Stromhindernisse unterhalb Pitnäk haben erst die Mittheilungen des Reisenden H. Vám-

---

[1] Nachrichten über Chiwa, Bochara und Chokand, bearbeitet und mit Anmerkungen versehen von G. v. Helmersen. St. Petersburg 1839. Beiträge zur Kenntniss des russischen Reichs von Baer und Helmersen.

béry Licht verbreitet.[1] Derselbe schreibt: ‚Auf der rechten Seite nähert sich (im Bezirk von Chitaji) das Oweiss-Karajne-Gebirge immer mehr dem Oxus, man passirt den hervorragenden Gipfel Jampuk, der mit den Ruinen eines alten Castells gekrönt ist, und Jumalak gegenüber bildet die von Ost gegen West sich erstreckende Gebirgskette Scheich-Dscheli einen Engpass (hier Kisnak genannt), der viel schmäler ist als das eiserne Thor auf der Donau, und bei der Gewalt des zwischen zwei Felsen eingeklemmten Stromes den Schiffern oft gefährlich wird. Das Wasser verursacht hier ein dumpfes Getöse ..... Die engste Strecke ist übrigens sehr kurz, am linken Ufer endet der Berg plötzlich, am rechten hingegen nimmt die Erhöhung stufenweise ab und die Gegend wird flach.‘

Weiter unterhalb ‚in dem Theile, dem gegenüber sich die Stadt Kiptschak befindet, erhebt sich im Oxus ein der Breite nach hinlaufender Felsen, der beinahe durch die Hälfte des Bettes sich erstreckt und den Schiffern nur auf der freien Hälfte den Vorübergang gestattet. Bei niederem Wasserstande sind einige Spitzen sichtbar, und Kinder pflegen, einen Fuss tief im Wasser watend, im Spiele auf dieser Klippe herumzuspazieren, den Schiffern aber flösst diese Stelle grosse Furcht ein, und sie wagen nur bei Tage selbige zu passiren.‘

Ein drittes bedeutendes Hinderniss — es ist dies aber, wie es scheint, nicht das letzte vor der Mündung des Stromes — erwähnt derselbe Tourist bei Chodscha-ili, kurz vor dem Beginn des Delta. ‚Der Oxus hat hier eine seiner allergefährlichsten Stellen, nämlich einen Wasserfall, der zur Zeit unserer Reise beinahe drei Fuss hoch mit einem schrecklichen Gebrause, das eine Stunde weit schon hörbar wird und mit Pfeilesschnelle sich herabstürtzte. Die Eingebornen nennen ihn Kazankitken ... Die Schiffe werden schon eine Viertelstunde vor dem Wasserfall nahe an's Ufer gebracht und mit dem Schlepptau sorgfältig hinabgeleitet.‘

---

Für die Zeit von etwa 600—1300 wird das Dasein des Aralsees von den neueren Zweifeln nicht angefochten, obgleich es auch für diese Zeit nicht ganz an Angaben fehlt, es hätten

[1] Skizzen aus Mittelasien. Leipzig 1868 S. 106—109.

nur Sümpfe bestanden,[1] ja man geht so weit, zu meinen, dass auch nicht ein Tropfen, weder vom Oxus noch vom Jaxartes, in das caspische Meer gelangt sei. Doch schon im Jahre 1221 soll sich ein Ereigniss zugetragen haben, welches den Oxus wieder in seine westliche Bahn zurücktrieb. ‚Im Jahre 1221 geschah es, dass Oktai Chan, Sohn des Dschingiz Chan, bei der Belagerung von Urgendsch zum ersten Male den Oxusdamm durchbrach, welcher das Einströmen der Irrigationsgewässer in den alten Canal regulirte und indem er auf solche Weise die ganze Gewalt der Strömung gegen die Stadtwälle wirken liess, dieselben unterwusch und zerstörte. Wir wissen nicht, was eigentlich auf die Zerstörung dieses Dammes erfolgte, und ob mit dieser Operation etwa eine Absperrung des zum Aral führenden Armes unterhalb der Ableitungsstelle Hand in Hand ging; aber nur wenige Jahre später, 1224, finden wir in Yacuts Beschreibung der Halbinsel Mangyschlak die erste Notiz davon, dass der Oxus neuerdings seinen Weg zum Caspisee genommen. Wir dürfen demnach in diesem Falle diese grosse Veränderung der physischen Geographie jener Region, die mit der Austrocknung des Aral endete, um so mehr und um so sicherer Oktais künstlicher Zerstörung des Dammes von Urgendsch zuschreiben, als Hamdullah Mustowfi, welcher im folgenden Jahrhunderte, etwa um 1330 n. Chr., die Aenderung des Oxuslaufes vom Aral zum Caspisee beschreibt, dabei ausdrücklich sagt, dass dieses Ereigniss um die Zeit des Entstehens des grossen Mongolenreiches sich zutrug. Gleichzeitig mit der Zerstörung von Urgendsch muss jedoch am Oxus eine zweite Krisis eingetreten sein, welche den oberen oder südlichen Arm dieses Stromes öffnete, denn der durch Hamdullah beschriebene Canal ist nicht der nördliche Arm von Urgendsch, sondern jener, der von Hezarasp durch den Pass von Muslim und Kurlawa nach Akritscheh am caspischen Meere floss und seine Mündung wahrscheinlich bei dem heutigen Orte Aktübbe, ein wenig nördlich von der Atrekmündung, hatte.‘[2]

[1] So bei Masudi im kitâb el tenbih (Notices et extraits VIII 154). Quelquesuns disent que le Gihon se perd dans des étangs et des lieux marécageux.

[2] Ausland a. a. O. 321.

Die nächste Bemerkung, die ich zu machen habe, ist die, dass in dieser Argumentation die Absicht und Tragweite jener Operation der Mongolen bei der Belagerung von Urgendsch verkannt wird. Ueber das was die Mongolen beabsichtigten, belehrt uns am besten eine Stelle bei Abulfeda und eine andere bei Abul Ghazi Bahadur Chan. Abulfeda erzählt: Als Tschingiz Chan Urgendsch erobern wollte, leitete er den Dschihûn von der Stadt ab, um die Gräben auszutrocknen und alsdann leichter stürmen zu können. Er gab dem Dschihûn, der die Gräben füllte, einen anderen Lauf und setzte so die ganze Landschaft unter Wasser. Abul Ghazi aber berichtet: Die Mongolen wollten den Dschihûn von seinem Laufe ablenken, um der Stadt das Wasser abzuschneiden, wesswegen dreitausend mongolische Reiter zu dem Orte zogen, den man gewählt hatte, dem Flusse eine andere Richtung zu geben. Allein durch einen Ausfall der Besatzung und durch die Niederlage der Mongolen wurde dies Unternehmen vereitelt.

Was wir vor allem aus den die Belagerung von Urgendsch meldenden Nachrichten mit zweifelloser Gewissheit erfahren, ist, dass damals ein Arm des Oxus die Mauern von Kuhne-Urgendsch berührte und die Gräben dieser damaligen Residenz von Chowarezm füllte. Ob dieser Arm nur ein künstlich abgeleiteter Canal, oder der jetzt trockene alte Oxusarm gewesen ist, den die Neueren Scharkrauk nennen, aber südlicher als Alt-Urgendsch legen, müsste in Zweifel gelassen werden, wenn wir nur diese Nachricht besässen; aus anderen wird es aber gewiss, dass Alt-Urgendsch am Scharkrauk lag. Es ist sodann klar, dass damals, d. i. 1221, der Scharkrauk noch in genügender Wasserfülle einige Meilen nach Westen floss. Eine Annahme, der nicht nur nichts entgegensteht, sondern die mit entscheidenden Gründen gestützt werden kann.

Aber auch ein vom Hauptstrome aus gespeister einige Meilen weit rinnender Flussarm konnte nicht unüberwindliche Schwierigkeiten bieten. Ich hege also gegen die Ausführbarkeit des vielfach angezweifelten Unternehmens keine Bedenken.

Wo aber haben die Mongolen die Ableitung und Dämmung des Wassers von Urgendsch, wie wir es ganz allgemein nennen wollen, in Angriff genommen? Offenbar oberhalb der Stadt, offenbar wurde der Damm so geführt, dass er die von Osten

oder Südosten kommenden Gewässer von der Stadt abhielt. Es ist auch klar, dass eine ganz geringe Ablenkung genügte, um die Gräben von Urgendsch trocken zu legen, denn dies beabsichtigte man, nicht aber, wie wir oben lasen, die Wälle zu unterwaschen und zu zerstören. Da die Mongolen sich darum nicht zu kümmern hatten, wohin der Wasserarm floss, wenn er nur nicht die Gräben von Urgendsch füllte, so war eine augenblickliche Ueberschwemmung des nahen Gebietes von Urgendsch die Folge, eine Ueberschwemmung, die sogleich ein Ende nahm, als die Urgendscher die Störung, welche die Mongolen in den Wasserzufluss gebracht hatten, beseitigen konnten. Und dies thaten sie, sobald sie sich nach dem furchtbaren Schicksal der Einnahme, des Gemetzels und der Plünderung wieder zu erholen anfingen; denn das Wasser, an dem sie wohnten, war ihre Lebensader, der Quell, der ihre Felder tränkte und befruchtete.

Oder meint man, dass eine Bevölkerung, über deren Menge ein Jahrhundert später Ibn Batuta staunte, den Damm, der sie vom belebenden Strome des süssen Wassers absperrte, nicht wieder zerstört hat? Urgendsch müsste ja, wenn die Ablenkung seines Wassers eine dauernde geblieben wäre, völlig verfallen sein. Es war aber nicht nur noch 1272 die Residenz von Chorasmien, wie wir aus Wassâf ersehen,[1] sondern noch 1340 ein blühender Handelsplatz, wo die Karawanen wie vor Jahrhunderten eintrafen. Noch wurde damals keine Abnahme bemerkt. Nur menschliche Wuth konnte ihm einen neuen furchtbaren Schlag versetzen. Aber selbst die Zerstörung durch Timur 1388 hat es überdauert; wieder aufgebaut, erlangte es seine frühere Bedeutung allerdings nicht mehr. Anthony Jenkinson fand es 1559 in elendem Zustande. Eine neue letzte Zerstörung erfuhr der Ort durch die Kalmüken. Seitdem liegt es in Ruinen; so fand es Thompson 1740. Den Namen zu retten, hat man südöstlich eine neue Gründung gemacht (Jengi-Urgendsch), doch die Rolle eines politischen Centrums in der Oase, eines Brennpunkts des östlichen Handels, ging an das jüngere Chiwa[2]

---

[1] S. 154 bei Hammer.

[2] Der Grund der Aufnahme von Chiwa deutet Wassaf mit den Worten an, dass es der Uebergang aus Chowarezm ist. S. 141: خیوه که معبر خوارزم است. Chiwa liegt am südlichen Rande der Oase gegen die

über, welches 170 Werste von Alt-Urgendsch inmitten der fruchtbarsten Landschaft liegt. Eine neue Ansiedlung unweit der Stelle des früheren Alt-Urgendsch, welche in diesem Jahrhundert entstand, ist bisher unansehnlich geblieben. Parallel mit diesem Verfalle nahm die Austrocknung des Oxusarmes zu, der für Kuhne-Urgendsch einst den Werth eines der Canäle hatte, welche die anderen Städte anlegten, um sicher vor den Ueberschwemmungen des Oxus, an den Vortheilen seines befruchtenden Wassers theilzunehmen.

Immer schmaler wurde das aus dem Laudân sich abzweigende Rinnsal des Scharkrauk. In welchem Zustande er sich jetzt darstellt, lässt der Bericht Basiners erkennen, der hier eine Stelle finden möge. Dieser tüchtige Beobachter schreibt: ‚Am 15. September (1842) verliessen wir wieder Kunä-Urgendsch und durchwateten an der Ostseite der Stadt den Fluss Sarkrauk, welcher ungefähr 20 Werste nordöstlich aus dem Laudân, einem Arm des Amu-darja, entspringt. Er nahm an der Stelle unseres Uebergangs, welche in dieser Gegend die schmalste war, kaum den zehnten Theil des ganzen, deutlich erkennbaren Bettes ein und bildete einen kleinen Strom von 60—70 Fuss Breite und 2 Fuss Tiefe, der sich sein Rinnsal am rechten oder westlichen Ufer des Bettes gebahnt hatte. Die übrige Breite des Bettes war zum Theil mit noch weichem, zum Theil mit schon ausgetrocknetem Schlamm und Sand bedeckt, so dass keine scharfe Grenze zwischen dem Flussbette und den ziemlich hohen Sandhügeln, welche dieses Ufer einschliessen, vorhanden war. Auch das westliche Ufer ist sehr sandig, doch sind die Hügel hier nicht so gross und hoch, wie am Ostufer. Es ist daher nicht unwahrscheinlich, dass das Bett einst breiter als jetzt gewesen sein mag. Die Chiwaer behaupten, dieser Fluss habe sich ehemals ins caspische Meer ergossen und erweitere sich jetzt seit einigen Jahren wieder zusehends, indem er sich schon bis auf zwei Tagereisen weit jenseits Kunä-Urgendsch erstrecke, während er vorher nur einige Werst

Wüste Kara Kum; hier kreuzen sich die Strassen von Persien nach dem unteren Jaxartes und von Buchâra nach dem caspischen Meere. Ueber den heutigen Zustand von Alt-Urgendsch gibt Belehrung Danilewski, Opisanie Chiwinskago Chanstwa. Zapiski geogr. obščestwa. Sankt-Peterb. 1851. V., 107.

weit über die Stadt hinaus gereicht habe. Ob der Fluss aber jemals ganz versiegt sei, oder ob er zu irgend einer Zeit Kunä-Urgendsch nicht erreicht habe, darüber konnte ich keine Nachricht erhalten.‘

---

Vom 13. Jahrhundert an, sagt man, sei der Oxus wieder nicht mehr in den Aralsee, sondern in das caspische Meer geflossen, während der Jaxartes entweder sich in der Wüste verlor, oder mühsam danach rang, sich mit dem Oxus zu vereinigen. Es wird hier wieder von dem Stillschweigen der Schriftsteller ein ausgedehnter Gebrauch gemacht. Es wird der häufigen Missionen gedacht, welche damals zu den Mongolen entsendet wurden und mit Nachdruck hervorgehoben, dass auch nicht ein einziger der den Missionären zu verdankenden Reiseberichte des Aralsees gedenkt, ‚obwohl in den meisten Fällen die Route der Reisenden an denselben oder über denselben führte‘. Nachdem oben gezeigt worden ist, dass wir für die aralische Mündung des Oxus Zeugnisse besitzen, welche bis in das 14. Jahrhundert herabreichen, so sei denn hier jenes ‚Stillschweigen‘ über den See selbst, aus dem so viel erschlossen wird, mit einigen Worten geprüft. Zuerst soll es Ruysbroeck sein, der 1253 den unteren Jaxartes hinabgefahren sei und dann erzählt habe, dass dieser Strom nicht etwa in einen See fliesse, sondern in der Wüste verrinne, wo er ausgedehnte Moräste bilde.

So steht denn nun vor Allem die Sache nicht. Ruysbroeck ist den Jaxartes niemals hinabgefahren, ja hat ihn gar niemals berühren können, da er vom Jaikflusse ungefähr 37 Tage lang in starken Märschen immer gegen Osten zog. Erst dann wendete er sich südlich und ging acht Tage lang an Gebirgen hin; am achten Tage sah er ein hohes Gebirge im Süden und gelangte am folgenden Tage an einen ‚grossen Fluss, der aus dem Gebirge komme, südöstlich vom Jaik fliesse und sich in Sümpfe verliere‘.[1] Da er den Handelsplatz Talas rechts liess, darauf über den Ili setzte, so kann man nicht anders folgern, als dass die Bergkette, an der er acht Tage lang hinzog, diejenige ist, welche die Steppe Badpak-Dala, die Steppe der

[1] Recueil des Voyages IV, 278.

mittleren Kirgisenhorde im Norden begrenzt und dass sein grosser Fluss, den man für den Sir erklären will, der Tschui ist, der in den Saumal-kol sich ergiesst. Ruysbroeck ist also viel zu weit im Norden und Osten des Aralsees geblieben, als dass er über diesen Aufschluss gewinnen konnte, oder dass man aus seinem Stillschweigen irgend einen Schluss auf das Dasein des Sees zu ziehen das Recht hätte.

Sodann wird Werth gelegt auf das Stillschweigen Marco Polo's, der an keiner Stelle seines Werkes die leiseste Andeutung über den Aralsee gewähre. Zunächst darf man von Marco Polo genauere Aufschlüsse nur über die Reisen erwarten, an denen er selbst Theil nahm, die frühere Ausfahrt seines Oheims und Vaters hat er nur mit ganz wenigen Strichen skizzirt. Er selbst aber ist bei seiner Anabasis viel südlicher geblieben, indem er von Ormuz über Kermân und Balch nach Badachschan aufstieg und sodann an den Quellsee eines Flusses gelangte, den er wie es scheint weit entfernt war, für denselben Amu zu halten, von dem er in Balch hätte Kunde einziehen können, er nennt ihn nur den grossen Fluss von Badachschan (Baudascia). Auf seiner Rückreise 1295 ist er wieder, bei Ormuz ans Land steigend, über Tebrîz nach Trapezunt heimgegangen.

Dann werden wir auf Balducci Pegoletto verwiesen, welcher ‚genaue Details über die damals übliche Handelsroute gegeben und dabei den Handelsreisenden nach der Tartarei den Rath ertheilt habe: sie könnten allenfalls den Umweg über Urgendsch machen, sonst aber würden sie fünf bis zehn Tage ersparen, wenn sie direct von Saraichik am Jaik nach Otrar am Jaxartes gingen, also eine Linie einschlügen, die genau quer durch das gegenwärtige Bett des Aral führen müsste.‘ Solche Weisung erging aber um 1340.

Pegoletto's Routier für die Karawanen ist vor allem keine Reisebeschreibung, die es für nothwendig erachtet, auch auf grössere Objecte, die links und rechts vom besuchten Wege liegen, hinzuweisen. Es ist ein mageres dürftiges Notizblatt, das uns Pegoletto bietet.[1] Man dürfte ebensowol aus einer

[1] Um den Leser zu überzeugen, folgt hier die berührte Stelle; ich citire, da mir Pagnini ohnehin nicht zugänglich ist, nach Yule Cathay and the Way thither (2, App. LXV), der auf die Handschrift selbst zurück-

Routenangabe, welche etwa den Weg nach Paris bestimmte und die Orte Wien, München, Stuttgart und Strassburg aufzeigen würde, die Folgerung ziehen, es habe zur Zeit desjenigen, der diesen Weg machte oder empfahl und dabei nicht den Bodensee nennt, auch keinen Bodensee gegeben, und doch liegt dem Reisenden, der Stuttgart berührt, der Bodensee nicht ferner, als der Aralsee demjenigen, der über den Üst-jurt auf Urgendsch zieht oder direct auf Otrar am Jaxartes. Was sollte auch den Geschäftsreisenden die Hinweisung auf einen See, den sie auf keinem der Wege zu Gesicht bekamen?

Werden wir sodann auf das Stillschweigen des berühmten Ibn Batuta Werth legen können, der um 1340 Chowârizm, d. i. damals Alt-Urgendsch besuchte, den geräuschvollen Markt daselbst, den Reichthum der Producte, die Güte seiner Melonen rühmt und doch den See nicht erwähnt.[1] Aber wie leicht wiegt ein solches Stillschweigen bei einem Reisenden, der überall seinen persönlichen Erlebnissen weit mehr Platz gewährt, als den geographischen Nachrichten, die er mitgewinnt. Wie viel berichtet er denn von dem grossen Oxus, der als einer der vier Ströme des Paradieses seine Aufmerksamkeit erregte? Man würde ihm sehr Unrecht thun, wenn man ihn mit Edrisi vergliche

---

ging. Avixamento del viaggio del Ghattaio per lo chanmino della Tana ad andare ettornare chon merchatantia. Primieramente dalla Tana in Gintarchan sia XXV giornate di charro di buoi e chon carro di chavallo circa da X in XII giornate. Per chanmino si trovano moccholi assai cioe gente d'arma e da Gittarchan in Sara sia una giornata per fiumana dacqua e di Sara in Sarachancho sia 8 giornate per una fiumana dacqua e puotesi andare per terra e peracqua ma vassi peracqua per meno spesa della merchatantia. E da Sarachancho in fino in Orghanci sia XX giornate di charro di chanmello e chi va chon marchatantia gli conviene che vada in Orghanci pareche la è spacciativa terra di marchatantia. E d'Orghanci in Oltrarre sia da 35 in 40 giornate di chanmello chon charro e chi si partisse di Sarachanco e andasse dritto in Oltrarre si va L giornate e segli non avesse merchatantia gli sarebbe migliore via che d'andare in Orghanci. E di choltrare in Armalecchо sia 45 giornate di some dasino e ogni die truovi moccholi. Weder wird die Wolga, noch der Jaik genannt, weder der Oxus, noch der Jaxartes, noch ein anderes Naturobject erwähnt, und man könnte darauf hin deren Existenz eben so wol in Abrede stellen' als die des Aral.

[1] Voyages d'Ibn Batoutah par C. Defrémery et Sanguinetti. Paris 1855. Band 3. S. 1 ff.

dieser ist Geograph von Fach, gelehrt und sorgfältig, etwas umständlich und trocken, Ibn Batuta ein Tourist und liebenswürdiger Plauderer. Ibn Batuta hat wie Andere, die den Üst-jurt überstiegen, den See von Chowârezm nicht gesehen und wenn er in Urgendsch von ihm hörte, auf diese Notiz so wenig Werth gelegt, wie auf hundert andere, die er empfangen mochte. Dass er ihn nicht gesehen hat, erfahren wir aus der kurzen Beschreibung, die er von seiner Karawanenreise nach Urgendsch gibt. Er reiste von Serai, der Hauptstadt Kiptschaks, nach Seraitschik am ‚grossen Wasser' d. i. am Jaik und von da in 30 Tagen über den Üst-jurt, den er auch weder nennt, noch wahrscheinlich sehr beachtet hat, wenn er etwa auf ihn aufmerksam wurde. Seine Reise nennt er eine sehr in Eile zurückgelegte, und die dreissig Märsche von Seraitschik nach Alt-Urgendsch machen sie auch zu einer der kürzesten die möglich sind. Basiner hat auf beinahe derselben Strecke 44 Tage zugebracht. Aber während Batuta den Erlebnissen seiner Fahrt eine Seite widmet, hat Basiner, der wissenschaftliche, von modernem Interesse geleitete Reisende, hundert daran gewendet. Aus ihm ersehen wir aber auch, wie es geschehen kann, dass man über den Üst-jurt reist, ohne den Aral zu erblicken, und man begreift, wie ein des Türkischen nicht kundiger Reisender, von seinem Dasein nicht voraus unterrichtet, fast hart an ihm vorbeikommen könnte, ohne ihn zu ahnen. Der gewöhnliche Karawanenweg, der vom Jaik nach Alt-Urgendsch führt, bleibt ziemlich weit vom Aral fern; auf ihm ist Ibn Batuta wie mancher andere Reisende gezogen. Basiner zog den Weg hart am See hin und doch sah er den See nur, weil er ihn sehen w o l l t e, weil ihn die wissenschaftliche Begierde darnach antrieb, vom Wege ab an ihn heranzutreten. ‚Als wir uns dem Aralsee bis auf einige Werst genähert hatten, schreibt der tüchtige Forscher,[1] 'verkündete uns ein dumpfes Getöse, ähnlich dem Rauschen eines vom Winde stark bewegten Waldes, die Nähe des Meeres; aber von der Wasserfläche selbst erblickten wir, da sie ungefähr 600 Fuss tief unter der Hochebene liegt, nur einen schmalen blauen Streifen am Horizonte, der so fern

[1] Beiträge zur Kenntniss des russischen Reiches. St. Petersburg 1848. Bd. 15, S. 79.

erschien, dass er einer Wolke ganz ähnlich war und der Beachtung fast ganz entging. Es rief daher das Getöse, je deutlicher es dem Ohr beim Vorrücken der Karawane wurde, desto stärker die Täuschung hervor, als käme es aus dem Innern der Erde. Schon über eine Stunde vernahmen wir das Rauschen der Fluthen, die uns jedoch noch immer unsichtbar blieben. Voll gespannter Erwartung nach dem Anblicke des Meeres liess ich endlich die ziemlich langsam vorschreitende Karawane im Stich und wandte mein Ross eiligen Trabes gegen Osten. Unvermuthet stand ich schon nach kaum zehn Minuten am Rande der Hochebene, den ich mir mehrere Werst weiter gedacht hatte, und nun enthüllte sich meinen überraschten Blicken auf einmal mit dem letzten Schritte, der mich an die äusserste Grenze des Abhanges trug, das Ganze des grossartigen Schauspiels. Vor mir lag unter meinen Füssen in der Tiefe von ungefähr 600 Fuss die unabsehbare, gen Osten mit dem Horizonte verschwimmende Wasserfläche, gen Norden und gen Süden, so weit das Auge reichte, von dem steilen Abhange der Hochebene eingefasst, der mit buntgestreiften Kalkfelsen von den mannigfachsten Formen überschüttet war.‘ . . .

Und den 1. September schreibt er: ‚Den Aralsee verloren wir bald aus dem Gesichte, weil sich die Karawane vom Rande der Hochebene, der verschiedene Biegungen und Winkel bildet, entfernt halten musste.‘

Und endlich gar Fra Pascal aus Victoria. Der arme Glaubensprediger kam nach Serai an der Wolga (1337), blieb daselbst ein Jahr, um bei den Kumanen Türkisch zu lernen, die Sprache, welche in dem weiten Umkreis der zu seiner Missionsthätigkeit ausersehenen Länder herrschte, und schiffte sich sodann nach Seraitschik ein, von wo er in fünfzig Tagen zu Kamel nach Urganth (Urgendsch) gelangte. Und nachdem er dort gewesen in der reichen wimmelnden Stadt, welche die Zerstörung durch die Mongolen längst vergessen und verwunden hatte, weiss er von ihr nicht mehr zu berichten, als dass es eine Stadt an der Grenze der beiden Reiche der Tataren und Perser sei, und dass sich in ihr der Leichnam des seligen Job befinde.[1]

---

[1] Nach Yule's Uebersetzung in Cathay and the Way thither S. 234. I got on a cart drawn by camels — and on the fiftieth day reached Urganth,

Vom ganzen Lande jedoch sagt er kein Wort. Und dieses frommen Mannes Stillschweigen soll eine Thatsache, wie die vom Aralsee, aus der Geographie des Mittelalters streichen helfen. Müssten wir da nicht auch den Oxus bezweifeln, da der spanische Franziskaner auch diesen unerwähnt lässt, den Oxus, welchen er wenigstens bei Urgendsch sah, während er den Aral gewiss niemals erblickt hat.

Zu der Reihe der ‚Schweiger' gehört auch unser von Rawlinson, Yule und Fr. v. Hellwald hier übersehene Landsmann Schiltberger, der im Anfang des 15. Jahrhunderts auch in die ‚Tartarey' gelangt ist und von der Stadt Chowarezm redet, ohne des Aralsees zu gedenken. Jeder, der die Natur (seines überdies mannigfach verderbten) Werkes kennt, wird auch dieses Schweigen nicht hoch anschlagen. Uebrigens lautet die Stelle, die auf Charezm Bezug haben soll, wie folgt: *ain land daz haist horosaman. So haist die stat des landes orden vnd ligt in ainem wasser genant edil vnd ist ain grosses wasser.*[1]

Die Herausgeber haben diese Erwähnung auf unsere Gegend bezogen; Horosaman wird auf Chorasmia oder Chârezm bezogen, der Edil, unzweifelhaft ein türkisches Appellativ in der Bedeutung von Fluss überhaupt, als der Oxus gedeutet.[2] Vergleichen wir aber diese Stelle mit noch zwei anderen bei Schiltberger, die sich freilich auch nicht durch besondere Präcision auszeichnen, so wird unser Vertrauen in diese Interpretation sogleich ein wenig abgeschwächt. Einmal schreibt nämlich Schiltberger: *Es ist och ein künigrich in persia horoson vnd ein hoptstatt haist horre, die hat drühundert tusend hüser,* und das andere Mal: *Vnd nach des tämerlins tod kam ich zu sinem sun genannt Scharoch, der hett das küngrich zu horossen vnd die hoptstatt heisst horren.*[3]

---

which is a city at the extremity of the empire of the Tartars and the Persians. The city is otherwise called Hus, and the body of the blessed Job is there. Name wie Reliquie scheinen gleich apokryph zu sein.

[1] c. 36.

[2] Reisen des Johannes Schiltberger aus München in Europa, Asia und Afrika von 1394 bis 1427. Herausgegeben von Karl Friedrich Neumann. München 1859, S. 105.

[3] c. 33, S. 101 und c. 21, S. 83 a. a. O.

Dass diese Nachricht Herât, der Hauptstadt von Chorâsân gilt, wo Schahroch, Timurs gefeierter Sohn, Hof hielt, eine Stadt, die eben damals, als der arme Baier hier Sclavendienste verrichtete, die höchste Stufe des Glanzes erreicht hatte, wie das Zeugniss Abd-er-razzâks beweist, ist keinem Zweifel unterworfen. Aber ist nicht etwa auch das Horosaman der ersten Nachricht als Chorasân zu deuten und *orden* gleich *horren, herren* und also für Herât zu nehmen? Es möchte so scheinen, allein eine genauere Ueberlegung belehrt uns, dass man diese Meinung abweisen müsse. Wol hätte es bei dem vom Anfang an und später durch Abschreiber entstellten Namen kein Bedenken, in horosaman Chorasan und in Orden Horren Herat zu suchen, aber das Orden Schiltbergers lag an einem grossen Flusse oder Edil, wie ihn die Türken nennen, und das kann man von dem in Bewässerungscanäle zertheilten, an und für sich nicht grossen Heri-rud oder Fluss von Herat nicht sagen. Es ist also die bessernde Hand an den Namen Orden zu legen und Orgen zu setzen. Orgen ist das Urgendsch der Uebrigen, der Edil aber der Oxus, und Horosaman Chorasmia, wie man ehedem sagte.[1]

Bedarf es jedoch für Jemanden der Versicherung, dass eine so kümmerliche Notiz über ein grosses Land gegen das Vorhandensein eines grossen Sees oder Flusses oder Gebirges irgend etwas beweisen könne. Schiltberger gewährt uns gelegentlich Nachrichten, die in Verbindung mit anderen sehr schätzbar werden können; aus seinem Stillschweigen darf man so wenig wie aus dem seiner aphoristischen Vorgänger weitgehende Schlüsse ziehen. Wie dies selbst in Betreff von Reisenden, die mit einem offeneren Auge und grösserer Wissbegierde reisten, als ein armer Knappe, ein Commis voyageur oder ein Predigermönch, von Gefahren begleitet sein kann, ersehen wir übrigens an Polybios, an den ich hier erinnern will. Polybios hat die Alpen bereist, um sie kennen zu lernen,[2] und wenn er nach dieser Reise von den Seen spricht, sagt er, es gebe in den Alpen drei grosse, den Benacus, Verbanus und

[1] Für die frühere Zeit rühmt sie u. A. Edrisi bei Jaubert, S. 461.
[2] Polyb. 2, 14.

Larius.[1] Er nennt also den Genfer- und Bodensee nicht. Weil sie nicht existirten? Weil er sie nicht gesehen hatte, weil seine Erkundigungen ihn nicht mit ihnen bekannt gemacht hatten, weil die Kenntniss des südlichen Seegürtels die der nördlichen Seen nicht nothwendig zur Folge hat.

Zu diesen Gründen des ,verdächtigen Stillschweigens' in Betreff des Aralsees gesellt sich aber noch ein positives Zeugniss, das einzige freilich, das überhaupt aufgebracht werden kann. Es ist dies eine Beschreibung von Chorasân, verfasst von einem Ungenannten um das Jahr 1418 in persischer Sprache; sie soll nach Sir Henry Rawlinson, der die Handschrift für seinen Gebrauch ausgezogen hat, von genauer Detailkenntniss der beschriebenen Landschaft zeugen. So lange uns dieselbe nicht ihrem ganzen Inhalte nach vorliegt, sind wir ausser Stande, in dieses Urtheil einzustimmen, oder auch dasselbe anzufechten. Es leuchtet aber Jedem von selbst ein, dass ein Schriftsteller sehr genau über die Geographie seiner Heimath unterrichtet sein und dabei die unrichtigsten Vorstellungen über Länder besitzen kann, die hundert und mehr Meilen von ihm entfernt sind und über die es bis in die neueste Zeit, als Europäer von wissenschaftlicher Bildung sie zu untersuchen in die Lage kamen, immer nur höchst ungenaue, unzusammenhängende Nachrichten gegeben hat.

Ueber die schwebende Frage enthält die Handschrift drei Stellen, oder Rawlinson wenigstens führt nur drei daraus an, die an Bestimmtheit wenigstens gewiss nichts zu wünschen übrig lassen.[2] Zwei davon betreffen den Oxus, von welchem es nun heisst: ,In allen alten Büchern wird der See Charizm als Aufnahmsbecken des Oxus geschildert, aber jetzt, d. i. im Jahre 820 (1417 n. Chr.) besteht der See nicht mehr, denn der Dschihun hat sich einen eigenen Weg in das caspische Meer gebahnt, wo er bei einem Orte Karlawn einmündet', und weiter unten lesen wir ,es wird in allen alten Büchern erwähnt, dass von diesem Punkte aus (den Punkt selbst nennt aber leider Rawlinson nicht) der Dschihun nach dem See von Charizm abzweigt und in denselben mündet; heute aber besteht der See nicht

[1] Bei Strab. S. 208.

[2] Proceedings of the R. Geographical Society. London 1867.

mehr, da sich der Fluss ein neues Bett gemacht hat, welches seine Wasser in den caspischen See führt. Die Mündungsstelle heisst sowohl Karlawn als Akritscheh. Von Charizm bis zu der Stelle wo der Fluss in das caspische Meer fällt, ist der grösste Theil des Landes Wüste.‘

Richtig bemerkt Rawlinson, dass wenn auch der Oxus zum caspischen Meer abgelenkt wäre, der Aralsee durch den Zufluss des Jaxartes, wenngleich in verkleinertem Masse, fortbestehen müsste, und er theilt uns die dritte Stelle der persischen Handschrift mit, welche uns versichert: Der Fluss von Chodschend (d. i. der Jaxartes) im unteren Theile seines Laufes und auf dem Wege durch die Wüste von Charizm vereinigt sich mit dem Dschihûn und erreicht so endlich das caspische Meer. Im Anschluss an diese Nachricht behauptet Rawlinson alles Ernstes, dass der Jaxartes unterhalb Otrar nach links ablenkte und sich mit dem Oxus an irgend einer Stelle zwischen Kungrat und Chiwa vereinigte, von wo die beiden dann in einem und demselben Bette zum Caspisee geflossen seien.

So viel mir bekannt ist, hat noch nie jemand Anderer als der Verfasser der Beschreibung von Chorasân an der ganzen Ostküste des caspischen Meeres einen Ort Karlawn oder Akritscheh genannt oder gefunden. Den letzteren Namen finde ich einmal bei Abd-er-razzâk[1] erwähnt und hiernach darf man ihn irgendwo in Dehistân suchen. Was Karlawn betrifft, glaubt man wohl, dass das Karlawn des chorasanischen Ungenannten und das Kerlawa in der ‚Weltschau‘ des Kjatib Tschelebi verschiedene Namen sind? Kein mit der arabischen Schrift Vertrauter wird anstehen, sie für identisch zu halten, weil er wohl weiss, dass die einzige graphische Abweichung im Auslaute liegt und sich leicht erklärt. Aber auch Hamdallah el-Kazwinis Girlade ist dasselbe Wort in welchem nur das mit dem arabischen *w* in Handschriften so viel verwechselte *d* eingetreten ist.

Es ist schon oben gezeigt worden, dass die theilweise unklaren Beschreibungen des unteren Oxuslaufes die Niederschläge sind von übertreibenden Gerüchten über die Stromschnellen in Chowarezm, von welchen die bei Pitnäk nicht einmal die

---

[1] اغريجه und اقريجه Notices et Extraits XIV, S. 167.

ansehnlichsten aller sein mögen, aber wahrscheinlich diejenigen sind, welchen man den persischen Namen Dihen-i-šir Löwenrachen beigelegt hat. Doch auch weiter abwärts östlich von dem Orte Girlan, Görlen oder Gürlen verengen Felsen den Strom, der Fluss schneidet sich hier in die höhere Platte ein, auf welcher sich die Berggipfel des Scheich-Dscheli erheben. Karlawa, Kirlawa, Karlawn, Girlade, Girlan sind nur verschiedene Aussprachen und Schreibungen des Ortes Girlan oder Gürlen am linken Oxusufer, nach welchem die Stromenge benannt wurde. Ist nun aber das Karlawn des chorasanischen Ungenannten das Girlan am Oxus, dann lag es nicht am caspischen Meere, und der chorasanische Ungenannte hat eine ihm vorliegende Beschreibung über die Stelle des Oxuslaufes bei Girlan nur missverstanden. Aehnlich hat ja auch Abdul Ghazi Bahadur Chan den Ort Pischgâh, der nur eine Tagreise westlich von Urgendsch lag, als Ort der Mündung des Oxus in das caspische Meer gesetzt. Die Quelle, welche der chorasanische Ungenannte missverstand und falsch wiedergab, ist zu vermuthen. Es ist Kazwînî, der im 13. Jahrhundert schrieb, oder einer, der diesen ausschrieb. Kazwînî nämlich meldet: ‚Einige (von den Armen des Oxus) ergiessen sich in den See von Chowarezm; der Hauptstrom des Dschihûn aber fliesst durch Chowarezm und erhebt sich vom Orte Chullum, welches türkisch Gerlade genannt wird, mit schäumenden Wogen so rauschend, dass man ihn zwei Parasangen weit hören kann. Sodann fliesst er im Lande Abuchan ins Chazarenmeer.‘ Dieses Abuchan, auch Abul-Chan ist das Balkangebirge am caspischen Meer. Der chorasanische Ungenannte stellte also wahrscheinlich sein Girlan oder Akritscheh an dieses.

Wenn schon die neue Ablenkung des Oxus nach Westen sehr genauer Zeugnisse bedürfte, um glaublich zu erscheinen, so muss die Versicherung, dass auch der Jaxartes sich ein neues Bett zum Oxus eröffnet habe, noch höheres Misstrauen wachrufen, auch hier scheint die Nachricht des chorasanischen Ungenannten auf einem starken Missverständniss zu beruhen; ein sicherer Nachweis wird sich aber vielleicht erst dann herstellen lassen, bis die ganze Handschrift aus ihrer Heimlichkeit hervortritt und zur Untersuchung vorliegt. Mein Bedenken aber richtet sich darauf, ob das Chodschend, das er nennt, wirklich

das Chodschend am Jaxartes ist, nachdem dieser Fluss eben so benannt war und wird, wie er nach der Stadt Schasch (alte Benennung von Taschkend) der Fluss Schasch genannt worden ist. Darein Zweifel zu setzen, bestimmt mich aber eine Stelle bei Abulfeda, der in einem Citate aus dem von ihm benützten Werke Resm-i Mamûr den Oxus bei Chodschend vorüberfliessen lässt. Hier steht aber Chodschend durch einen Schreibfehler, der sich wieder sehr leicht erklärt, für Chodscheili (Chodschaili), eine Stadt am Oxus, unweit der Gabelung des Flusses. Leicht konnte der chorasanische Ungenannte, der in seinen Quellen gefunden hatte, dass der Fluss(arm) von Chodschend zum Dschihûn fliesse und die Bezeichnung ‚Fluss von Chodschend' dem Jaxartes zukommt, diesen für einen Nebenfluss des Oxus gehalten haben.

Allein wie dürfen wir dem chorasanischen Ungenannten eine so flüchtige und sorglose Behandlung seines geographischen Materials zutrauen, da ein ebenso berühmter als verlässlicher Kenner der orientalischen Literatur demselben ausnehmendes Lob gespendet hat. Denn so lesen wir bei einem der Vertreter der Aralaustrocknung und zwar in folgenden Worten: [1] ‚Nachdem Sir Roderich Murchison es seinerzeit versucht hat, an dem Werthe des persischen Anonymus zu mäkeln, so empfiehlt es sich hier, daran zu erinnern, dass ein grosser Theil des berühmten Werkes von Abdurrhazak (übersetzt und commentirt durch Quatremère) Wort für Wort aus dem oberwähnten Herater Manuscript abgeschrieben ist. Quatremère, der treffliche Kenner, macht dazu die Bemerkung: Dieses Buch ist zweifelsohne eines der merkwürdigsten (curieux) und wahrhaftigsten (véridiques), die in einer orientalischen Sprache geschrieben worden sind.'

Ich muss gestehen, diese laute Anerkennung Quatremères hat mich sehr betroffen gemacht, aber zum Glück stieg gar bald der Zweifel in mir auf, ob denn Quatremère solches Lob auch wirklich und so uneingeschränkt und bestimmt, als man darnach vermuthen musste, geäussert habe und da fand ich denn gar bald einen eigenthümlichen Zusammenhang. Ich lernte in

[1] Ausland 1872, S. 324. Fr. v. Hellwald, Die Russen in Centralasien. 1873. S.

dem Perser Abd-el-razzâk Samarkandî (1413—1482) einen Mann kennen, der unter den Geschichtsschreibern des Ostens durch Klarheit und Ungesuchtheit des Ausdrucks einen der ersten Plätze einnimmt, ich lernte aus den bedeutenden Bruchstücken, welche Quatremère in Uebersetzung mittheilt, das Geschichtswerk: ‚Aufgang der beiden günstigen Gestirne und Vereinigung der beiden Meere‘ als eine werthvolle Bereicherung zur Kenntniss der Timuridengeschichte des 15. Jahrhunderts kennen, ich erfuhr aber auch, dass das Lob Quatremères sich einzig und allein auf Abd-er-razzâk bezieht, dass es einzig und allein dem geschichtlichen Werthe seines Werkes gilt.[1] Was ich aber nicht fand, war, dass Quatremère von einem Herater Manuscripte rede, aus dem der welterfahrene Geschichtsschreiber einen grossen Theil seines Buches Wort für Wort abgeschrieben habe.

Und nun muss die Frage aufgeworfen werden, wer hat den Nachweis geliefert, dass das bisher ungedruckte und unübersetzte Manuscript des chorasanischen Ungenannten eine so wichtige Grundlage für Abd-el-razzâks Matla‘ as-sa'deïn u maǵma' al-bahreïn abgegeben habe. So lange keine Antwort erfolgt ist, darf man sich wol beikommen lassen, die Ansicht zu hegen, dass es schwer angehe, aus einer Geographie von Chorasân die Geschichte der mongolischen Herrscher während eines Zeitraumes von 171 Jahren in ausführlicher geordneter Darstellung zu schöpfen, und dass die gelegentliche Entlehnung geographischer Notizen aus der Schrift des chorasanischen Ungenannten, wenn sie wirklich stattfand, noch nichts beweisen kann, weder für den absoluten Werth der von ihm benutzten geographischen Quelle als solcher, noch weniger dafür, dass diese geographische Quelle werthvolle Aufschlüsse da enthielt, wo sie Abd-el-razzâk selbst unbenutzt liess, d. i. in der Frage vom Aralsee.

---

[1] Notices et Extraits des Manuscrits de la Bibliothèque du Roi XIV, 1 partie S. 2: On doit mettre au premier rang l'histoire intitulée Matlaassaadeïn (le Lever des deux astres heureux), composé en persan par Abderrazzak Samarkandi, qui était contemporain des faits, qu'il raconte et dont l'ouvrage est, sans contredit, un des plus curieux et de plus véridiques qui aient été écrits dans les langues de l'Orient.

Einen neuen positiven Beweis gegen die Mündung des Jaxartes in den Aralsee, einen letzten für die Nichtexistenz des Sees in der Zeit von 1300—1500 soll Kaiser Zehir el-dîn Muhammed Baber liefern, der Stifter des mongolischen Reichs in Indien. Derselbe hat in tschagataischer Sprache, dem türkischen Dialekte seiner Heimath, Denkwürdigkeiten geschrieben, die unter dem Namen Baber-name bekannt und geschätzt sind. Dieser nun berichtet: Der Fluss Sihûn, den man auch Fluss von Chodschand nennt, kommt von Nordost und fliesst dann in westlicher Richtung durch die Mitte des Landes (Fergana). Im Norden von Chodschand und südlich von Fenakand, welches jetzt allgemein unter dem Namen Shahrochieh bekannt ist, wendet er sich nordwärts und fliesst gegen Turkistân, wo er sich mit Ungestüm im Flugsande verliert, ohne sich in einen andern Fluss oder in ein Meer zu ergiessen. An diesem Strome befinden sich sieben Städte, fünf am südlichen, zwei am nördlichen Ufer.[1]

Was bei dieser Mittheilung des Sultans, dem man eine genaue Kenntniss der Topographie des gesammten Aralgebietes zuschreiben will, auffällt, ist ihre äusserste Kürze. Es ist dies nicht die umständliche Beschreibung eines der ein geographisches Object genau kennt; soviel hätte auch der Compilator eines geographischen Handbüchleins in der Entfernung von 1000 Meilen schreiben können. Wer die gesammte Beschreibung von Fergana in Baber-name aufmerksam liest, erkennt auch sogleich, wo der Sultan recht zu Hause war. Das war in Andidschan, seiner und seines Vaters Residenz, wo die köstlichsten Trauben und Melonen, gedeihen, Melonen, die nach unserem in Früchten feinschmeckerischen Sultan nirgends in der Welt besser sind als hier und in Achsia. Er kennt das gartenreiche Kasan und Chodschend, dessen Granatäpfel so gerühmt werden,

[1] J. Klaproth, Mémoires relatifs a l'Arie. Paris 1826. 2, 128. Il se retourne au nord et coule vers le Turkestân, où il se perd avec impétuosité dans les sables mouvans, sans se mêler à aucun autre fleuve ni à aucune autre mer. Bei John Leyden, The Memoirs of Baber, London 1826, S. 1 lautet die Stelle thence (Shakrokhîa), inclining to the north, flows down towards Tûrkestân; and meeting with no other river in its course, is wholly swallowed up in the sandy desert considerably below Tûrkestân, and disappears.

er kennt Marginan, wo die Aprikosen vom zartesten Geschmacke sind, und Asfara, das reich ist an klaren Gewässern, kurz er kennt das Thal des Jaxartes auf der vergleichsweise kurzen Strecke vom Zusammenflusse des Narim und Gulischan bis zur Nordwendung des Flusses, d. i. 7 Längengrade und 6 Breitengrade entfernt von der Mündung.

Es ist also zwar richtig, dass Baber die Topographie seiner Heimath, nämlich Ferganas genau kannte, es ist aber durchaus unwahr, wenn man behauptet, dass er die Geographie des gesammten Jaxartesgebiets genau kannte. Ueber das Mündungsland wusste er offenbar so wenig wie irgend ein Anderer, der vor ihm darüber geschrieben; seine Kenntniss der lachenden Gartengründe des Oberlaufs nützte ihm nichts für die öden Schilfmoore im Delta, die sein Auge niemals gesehen hat. Der stärkste Beweis dafür, dass er keine Kenntnisse über den Flusslauf von unterhalb Taschkend besass, liegt darin, dass er die Mündung des Jaxartes unweit der Stadt Turkistân ansetzt, von wo der Fluss noch über anderthalbhundert Meilen Laufes bis zum See zurücklegen muss, denn nur die Stadt Turkistân, welche auch Hazret-i Turkistân heisst, ist hier zu verstehen, nicht das Land Turkistân, man wollte ihn denn die Ungereimtheit sagen lassen, der Sir fliesse aus dem Lande Turkistân, von dem Fergana einen Theil bildet, nach Land Turkistân.

Es darf auch Niemanden Wunder nehmen, dass Babers Kenntnisse so wenig an den unteren Jaxartes reichen. Abgesehen von dem geringen Interesse, welches die wüsten Strecken dieses von feindlichen Stämmen besetzten Theiles für ihn haben mussten, abgesehen davon, dass geographische Fragen als solche seine Aufmerksamkeit durchaus nicht erregten, so verliess der jugendliche Fürst nach einer Regierung von fünf Jahren schon im Alter von siebzehn Jahren das Land, flüchtig vor den Uzbegen, und begab sich nach Ghazna, um seine Heimath nicht wieder zu sehen. Er schrieb seine Memoiren nach der Erinnerung, die ihm über das entfernte Deltaland keinen Stoff bot. Sein Zeugniss kann auf keinen höheren Werth Anspruch machen, als das des chorasanischen Ungenannten, mit dem er übrigens nicht einmal übereinstimmt, denn nach Baber erstickt der Jaxartes im Sande und erreicht kein Meer, und nach dem chorasanischen Ungenannten endet er im caspischen Meere.

Wir fassen denn die Ergebnisse der letzten Untersuchung in nachfolgenden Sätzen zusammen:[1]

1. Die Veränderungen, welche in dem turanischen Gebiete in geschichtlicher Zeit erfolgt sind, werden sehr übertrieben, wenn man meint, dass der Oxus, ja selbst der Jaxartes im Ablauf der letzten Jahrhunderte eine neuerliche Ablenkung zum caspischen Meere erlitten haben. Diese Veränderungen, insbesondere die Abnahme von Flüssen und Seen, bedürfen erst noch eines lange fortgesetzten Studiums, ehe sich über dieselben mit der nöthigen Sicherheit wird urtheilen lassen. Nicht einmal über das caspische Meer ist bisher ein verlässliches und genügendes Material gesammelt worden, geschweige dass wir über die entlegneren Gebiete Mittelasiens heute entscheiden können. Doch heute schon gestatten die wenigen bekannt gewordenen Anhaltspunkte anzunehmen, dass man sich diese Veränderungen als nicht zu bedeutend vorzustellen hat.[2]

---

[1] Diese Schlüsse, zu welchen ich unabhängig von R. Murchison gelangt bin, stimmen doch in der Hauptsache mit dem überein, was dieser zu früh verblichene Forscher als seine Ueberzeugung aussprach (Proceedings XI, 215. Sitz. v. 27. Mai 1867): In conclusion, my belief is 1. That the Caspian and Aral have existed as separate seas before and during all the historic period. 2. That the main course of the Rivers Jaxartes and Oxus, as also of the sites of the Caspian and Aral seas, were determined in a prehistoric period. 3. That at one time the Oxus emptied it self both into the Caspian and the Aral, and that the Caspian branch-stream was sent back to the course of the other portion of the stream, either by the local rise of some lands between Khiva and the Caspian, or by desiccation and a want of sufficient power of water. And, lastly, that the Jaxartes never was deflected from its natural east to west course, to pass southwards, and so reach the Caspian by the southern end of the great elevation of the Ust-Urt, after a very long course at right angles to its present direction, to say nothing of its having in that case necessarily united with the Oxus by the way — a fact, of which, as already stated all history is silent.

[1] Burnes zufolge beträgt die Abnahme des caspischen Meeres an der Südküste bei Asterabad in 12 Jahren 274½ Meter. Nichts kann dagegen ausschweifender sein, als was Melgunov (das südliche Ufer des casp. Meeres S. 31) behauptet: ‚Ich für meinen Theil bin der Ansicht, dass die Lage des südlichen caspischen Ufers, der leichte und trockene Boden, mit Sümpfen, Wald und Sträuchen bedeckt, vielmehr glauben lässt, dass die jetzigen persischen Provinzen im Alterthum noch gar nicht existirten. Es ist bekannt, dass das Niveau des caspischen Meeres früher (?) 300 Fuss über

2. Es giebt kein geschichtliches Zeugniss von einigem Werthe, das zu erweisen vermöchte, der Aralsee sei in früherer oder späterer geschichtlicher Zeit jemals verschwunden. Der Aral gehört nicht zu den periodischen Seen, sondern er bestand, wenngleich nicht immer bezeugt, seit den ältesten geschichtlichen Zeiten.

3. Der Aralsee müsste um mehr als die Hälfte kleiner gewesen sein als jetzt, so lange die ganze Wasserfülle des Oxus zum caspischen Meere ihren Weg nahm. Da seine tiefsten Stellen längs des Westrandes liegen, so wäre dieser kleinere älteste Aralsee in die Westhälfte der gegenwärtigen Wasserbedeckung zu verlegen; die Lauflänge des Sir dürfte dann, wenn derselbe nicht etwa bei weitem westlicher einmündete, grösser gewesen sein. Es gibt aber nichts, das uns bestimmen könnte anzunehmen, dass jemals in geschichtlicher Zeit der ganze Oxus zum caspischen Meere geflossen ist. Wir haben uns aus diesem Grunde den See nicht gar zu bedeutend kleiner vorzustellen. Immerhin aber muss der Aral in etwas zugenommen haben, als der nach Osten sich wendende Oxus mehr und mehr von seinen Gewässern zum Aralsee gelangen liess, und hat die höchste Ausdehnung erreicht, als er durchaus und ausschliesslich in ihn mündete. Dieses Wachsthum war aber natürlich ein sehr langsames, unmerkliches.

Wann zuerst die Neigung des Flusses sich gänzlich nach Osten zu kehren stärker hervortrat, wann aus dem mächtigen schiffbaren Arme, der zur Caspisee ging, ein immer schwächerer und sogar nur periodisch wasserhältiger wurde, wann seine

---

dem Niveau des asowschen und schwarzen Meeres (folglich auch des Oceans) lag, mit dem es wahrscheinlich in Verbindung stand. Bei solcher Höhe musste das caspische Meer das ganze südliche Ufer bedecken, weil es jetzt, da es 90 Fuss unter dem Niveau des Oceans steht, bei hohem Wellengange die Ufer überschwemmt.' In durchaus anderem Sinne äusserte sich dagegen neulich Eastwick, Ocean Highways April 1873. S. 38: I have only travelled along the southern coast of the Caspian and to Ashurada, but that enables me to say that there is no appearance of the sea retreating from the south coast, for the line of sand beetween tho high jungle and the sea is extremely narrow. But with regard to the eastern side, I had rather a disagreeable proof that it is receding, as our vessel san ashore in rather too clore proximily to the Turkman tents.

Mündung mehr und mehr versandete, bis der Fluss nicht mehr bis zum caspischen Meere vordringen konnte, wann er endlich in seiner ganzen den Südrand des Üst-jurt umrahmenden Linie aufhörte zu fliessen, gestatten unsere unvollkommenen Quellen im einzelnen nicht zu bestimmen.

4. Der Jaxartes kann in geschichtlicher Zeit niemals einen Weg eingeschlagen haben, der von dem, welchen er jetzt einhält, wesentlich abwich. Nur lässt sich bis auf weiteres vermuthen, dass seine Mündung westlicher lag, dass er der Furche des heute trockenen Dschan-derjâ gefolgt ist. Beide Flüsse gehorchen wie andere Meridianflüsse unter der beständigen Einwirkung der Erdumdrehung der Neigung, ihren Lauf östlicher zu legen.

5. Die Unregelmässigkeiten im Wasserstande des Aral, die übrigens nicht so bedeutend sind, hängen wohl hauptsächlich mit dem periodischen Wechsel der Niederschlagsmengen im hohen Quellbezirke der beiden ihn füllenden Ströme zusammen. Die Verdunstung, welche auf dem ganzen Gebiete unter der Einwirkung des Nordostpassats eine besonders energische ist, dürfte den Zufluss überwiegen. Doch schwerlich bedeutend, da — wenn wir vom austrocknenden Laudânbusen absehen — noch keine ansehnlichen Verminderungen in der Wasserbedeckung beobachtet sind, Beobachtungen von wenigen Jahren aber ausser Stande sind, unerschütterliche Grundlagen für derartige Behauptungen abzugeben. Was Reisende bei flüchtigem Verweilen auf Grund von Behauptungen der Eingebornen oder im Vertrauen auf die Sicherheit ihres Blickes aufgestellt haben, darf keinen Anspruch auf wissenschaftlichen Werth machen.

---

## Anhang.

Herodots Araxes, den ich nach Befreiung der ihm vom armenischen Araxes übertragenen Züge als den Oxus bezeichne, ist der äusserste von den grossen zum Norden gewendeten Strömen Asiens, von denen dieser welterfahrene Schriftsteller gehört hat. Dass ihm gerade von diesem noch Kunde zukam,

erklärt sich aus dem Umstande sehr wohl, dass der Araxes durch seine damalige caspische Mündung den Anwohnern des caspischen Meeres im Süden und Westen, von welchen eben Nachrichten bis nach Olbia am schwarzen Meere gelangten, ungleich näher gerückt war, als jeder andere der Binnenströme Asiens. Noch weiss aber Herodotos keinen zum Flussgebiete Araxes gehörigen Nebenfluss zu nennen. Der erste, der uns mit solchen in einer 348 n. Chr. bereits abgefassten Schrift bekannt macht, ist Aristoteles, er nennt, wie wir oben sahen, ausser dem Araxes den Baktros und Zariaspes, also zwei Flüsse des Oxus-, oder wie auch Aristoteles noch schreibt, des Araxessystems, sodann aber auch den Tanais, der sich vom Araxes abzweigen sollte, um in die Maeotis zu fallen.[1] Wie diese Verwirrung zwischen dem Tanais und Jaxartes zu erklären sein möchte, habe ich oben gezeigt. Dass aber dieser Meinung von einer Abzweigung eines asiatischen Tanais vom Araxes ein Gerücht von der Zusammengehörigkeit der beiden Zwillingsflüsse zum Grunde liegt, scheint mir keine zu kühne Vermuthung zu sein. Und dass der sich von dem Araxes abzweigende Tanais in der That der Jaxartes ist, beweisen uns die Makedonier, welche ihn Tanais nannten, obgleich der Name local nicht bekannt war, und ihn für den in die Maeotis fallenden Tanais hielten, Alexandros selbst und ‚das Volk des lanzenkundigen Königs'; beweist uns dann Polybios, dessen Aspasiaken, eine wie Lassen[2] vielleicht mit Recht meint, allgemeine Bezeichnung der arischen Reitervölker Turans, zwischen Oxus und Tanais wohnhaft genannt werden, während sie bekanntlich zwischen Oxus und Jaxartes sassen.

Die Grundlage des Polybios und Aristoteles werden wir für dieselbe halten dürfen; und sie ist gewiss keine andere als Hecataeos, der ältere Zeitgenosse des Herodotos, denn dieselbe Nachricht, welche wir bei Aristoteles vom Tanais lesen, gibt auch die Weltbeschreibung des Ungenannten, der unter dem Namen Skymnos der Chier bekannt ist, und zwar mit Berufung auf Hecataeos:

---

[1] Die Stelle siehe oben S. 51.

[2] Zur Geschichte der baktrischen und indoskythischen Könige. S. 223.

v. 865 Ἀπὸ τῶν δὲ Μαιωτῶν λαβοῦσα τοὔνομα
Μαιῶτις ἑξῆς ἐστὶ λίμνη κειμένη,
εἰς ἣν Τάναϊς
ἀπὸ τοῦ ποταμοῦ λαβὼν τὸ ῥεῦμ' Ἀράξεως
ἐπιμίσγεθ', ὡς Ἑκαταῖος εἶφ' οὐριτριεύς (Eretriensis)
ὡς δ' Ἔφορος ἱστόρηκεν, ἐκ λίμνης τινός,
ἧς τὸ πέρας ἐστ' ἄφραστον.

Ob nicht auch die jüngere Form der Kunde, wie sie Ephoros hier repräsentirt, wie sie sich aber auch in Herodot findet (4, 57), nach der der Tanais aus einem grossen See abfliesst (ῥέει τανέκαθεν ἐκ λίμνης μεγάλης ὁρμεόμενος), auf Gerüchte vom Jaxartes-Tanais und dem Aralsee, in den er mündet, zurückzuführen ist.?[1]

Die Vorstellung, dass der Tanais und der Jaxartes identisch seien, hat erst die Untersuchung des Demodamas beseitigt; seither haben nur Schriftsteller, welche aus Quellen der Zeit unmittelbar nach Alexander schöpften, oder Dichter den Jaxartes noch ferner Tanais genannt.[2]

Den Araxes oder Araxos verdrängte die jüngere Form Oxos,[3] zuerst wie es scheint bei Polybios a. a. O. Schriftsteller, die nicht wussten, dass mit beiden derselbe Fluss gemeint sei, gebrauchen die Ausdrücke neben einander, bringen dadurch aber ihre geographischen Vorstellungen etwas in Unordnung, so Strabon, so Dionysios Perieg. der auf Eratosthenes fusst, und seine lateinischen

---

[1] Auch des R. Fest. Avienus Descript. orb. terrae (v. 28) gibt dieser Vorstellung Ausdruck: Hic (Tanais) se Sarmaticis evolvens finibus alta Scissus Araxeo prius aequore jam suus, unda effluit in Scythiam.

[2] Unter den letzten Jordan. de reb. get. S. 33 (ed. Closs): Nam alter (Tanais) est ille, qui montibus Chrinnorum (lies Comedorum) oriens, in Caspium mare delabitur.

[3] Das appellative ar wol in der Bedeutung Fluss (baktr. ar gehen) erscheint in zahlreichen Flussnamen des indogermanischen Sprachgebietes, so in Ar-achthos, Ar-achotos, Ar-as, Ar-ceuthos, Ar-chabis, Ar-daxanes, Ar-isbos, Ar-rabo, Ar-samus, Ar-sanias u. a. Es fiel ab im Gegensatze zu den mehreren anderen Araxes in Persien, wo es sich erhielt. Der Name erlitt Vocalverdunklung, ähnlich wie Danuvius j. Donau (daneben in Oesterreich noch jetzt Tannau). Den Uebergang von Strabons Araxos vermittelt die Form Oaxes bei Plinius und Vergilius. Das einfache Etymon Ax erscheint im makedonischen Axios, im gall. Axŏna.

Bearbeiter. Wie aber nur die Gleichstellung Araxos : Oxos im Sinne der Alten ist, zeigt auch ein Fragment, welches sich aus den verlorenen persischen Geschichten des Ktesias in die pseudoplutarchische Abhandlung ‚von den Flüssen‘ verloren hat.[1] Darnach soll der Baktros den Namen Araxos erhalten haben, nachdem Araxos, des Pylos Sohn, den Arbelos, seinen Grossvater, durch einen unabsichtlichen Schuss getödtet und sich aus Schmerz über den Verlust in den Fluss Baktros gestürzt hatte. Dass die ganz unklare Sage den Baktros und Araxos in Zusammenhang bringt, beweist, dass unter letzterem der Oxus zu verstehen ist; der Verfasser der Abhandlung übersah dies freilich, und dachte an Armeniens Araxes, gleich anderen Herausgebern, die auch die Stellen bei Propert. 5, 3, 35 und 4, 11, 8, Diodor. 2, 43, Curtius 7, 3, 14 mit allem Zwange auf den armenischen Araxes zu deuten fortfahren, obgleich immer nur ein Fluss Turans, wie ich behaupte, der Oxus, allein verstand en sein kann.

Zu betrachten kommt nun die wichtige, den Periplus des caspischen Meeres schildernde Stelle in des Dionysios Periegesis v. 728 ff.[2] Nach ihr wohnen die Baktrer am nördlichen Abhange

---

[1] De fluv. 33.

[2] Πρῶτοι μὲν Σκύθαι εἰσὶν, ὅσοι Κρονίης ἁλὸς ἄγχι
παραλίην ναίουσιν ἀνὰ στόμα Κασπίδος ἅλμης·
Οὖννοι (l. Οὗδοι) ἑξείης· ἐπὶ δ' αὐτοῖς Κάσπιοι ἄνδρες, 730
'Αλβανοί τ' ἐπὶ τοῖσιν ἀρήϊοι, οἵ θ' ὑπὲρ αἶαν
τρηχεῖαν ναίουσι Καδούσιοι· ἄγχι δὲ Μάρδοι,
Ὑρκάνιοι Τάπυροί τ'· ἐπὶ δέ σφισιν ὁλκὸν ἑλίσσει
Μάρδος (l. Μάργος), Δερκεβίων τε καὶ ἀφνειῶν πόμα Βάκτρων·
ἀμφοτέρων γὰρ μέσσος ἐς Ὑρκανίην ἅλα βάλλει· 735
ἀλλ' ἤτοι Βάκτροι μὲν ἐπ' ἠπείροιο νέμονται
χώρην εὐρυτέρην κνημοῖς ὑπὸ Παρνησοῖο,
Δερκέβιοι δ' ἑτέρωθεν ἐφ' ὕδασι Κασπίοισιν·
Τοὺς δὲ μέτ' ἀντολίηνδε, πέρην κελάδοντος 'Αράξεω
Μασσαγέται ναίουσι, θοῶν ῥυτῆρες ὀϊστῶν 740
— — — — — — — — —
Τοῖς δ' ἐπὶ πρὸς βορεήν Χωράσμιοι, οἷς ἔπι γαῖα
Σουγδίας, ἧς ἀνὰ μέσσον ἑλίσσεται ἱερὸς Ὦξος,
ὅστε λιπὼν Ἤμωδον ὄρος μετὰ Κασπίδα βάλλει·
Τὸν μέτ' ἐπὶ προχοῇσιν 'Ιαξάρταο νέμονται
τόξα Σάκαι φορέοντες, — 750

Damit verbinde man die Uebertragungen von Avienus und Priscianus (Wernsdorf Poetae latini minores Bd. 5).

des Parnessos, d. i. des Paropanisos, von ihnen westwärts die Derkebier, d. i. die Derbikker, sodann folgen nach Osten jenseits des rauschenden Araxes die Massageten, von diesen gegen Norden die Chorasmier. Ostwärts liegt das sogdische Land an, am Oxus, der vom Emodosgebirge zum caspischen See herabquillt. Dann erst folgt der Jaxartes und an ihm das Volk der Saken. Diese aus älteren Berichten bei Eratosthenes entsprungene Völkertafel steht mit den erhaltenen Quellen im besten Einklange. Ich rechtfertige sie aber hier nur in Bezug auf die den Massageten gegebene Position. Diese werden, ebenso wie bei Herodotos, an den Araxes gesetzt. Wir müssen jedoch von dieser Angabe vorläufig absehen, weil eben hier das gelehrte Vorurtheil der richtigen Auffassung im Wege steht uud uns nach einer andern Bestimmung umsehen, um die Wohnsitze der Massageten zu finden und den Ansatz des Dionysios zu rechtfertigen.

Dies wird aber am besten gelingen, wenn wir zuvor angeben, wo die Derbikker wohnten, welche die nächsten Nachbarn der Massageten waren. Wenn nun M. Duncker Recht hätte, dass die Sitze der Derbikker schwer zu bestimmen seien,[1] so hätten wir auch nicht viele Aussicht, zu einer Lösung zu gelangen. Allein so schlimm steht denn die Sache doch nicht. Die Lage der Derbikker ist keineswegs eine verzweifelte Aufgabe, wenn man nur nicht eine zu grosse Genauigkeit anstrebt, die auf diesem Gebiete alter Chorographie einmal zu den Unmöglichkeiten gehört.

Der Oxus schnitt nach Plinius das Gebiet der Derbikker, also wohnten sie am Oxus, wohl gemerkt jenem Oxus, der zum caspischen Meere auslief; sie wohnten aber auch an der Ostseite des caspischen Meeres zufolge Pomponius Mela.[2] Verbinden wir die beiden Angaben, so hausten also die Derbikker am Unterlaufe des Oxus, in der Nähe des heutigen Balkanbusens. Ihre südlichen Grenzen hilft uns Strabon bestimmen, nach welchem die Derbikker ‚an der anderen Seite der Hyrkaner‘

---

[1] $2^3$, 753.

[2] Ed. Parthey S. 71 in Scythico (sinu) Amerdi et Pestici et iam ad fretum Debrices (l. Derbices). Im einzelnen ist dies nun wol sehr unrichtig, ebenso falsch werden die Marder an den skythischen Busen, als die Derbikker bereits an das sogenannte fretum im Norden gesetzt.

wohnen; die Tapuren, welche bald zu den Hyrkanern gezählt werden, bald als selbstständiger Stamm hervortreten, waren die nächsten Nachbarn nach Süden. Fassen wir dies zusammen, so bleibt für die Derbikker der Raum zwischen dem Etrekflusse und der Mündung des Oxus in die Balkanbucht oder das Gebiet der heutigen Jamûd-Turkmanen. Wahrscheinlich reichten sie aber weiter binnenwärts als diese, da der Margos ihr Land und das der Baktrer durchfloss, die ihre nächsten Nachbarn nach Westen waren. Nur durch Ktesias darf man sich nicht beirren lassen, obgleich auch dieser mit seiner Oberflächlichkeit hier nichts verdirbt, wenn man sich nur ins Gedächtniss ruft, dass der Raum zwischen den Bergreihen von Chorasân und dem Oxus noch im 15. Jahrhundert Klein-Indien genannt wurde. So ist denn auch seine Angabe, dass die Derbikker in der Nähe der Saken und Inder wohnen, noch immer im Einklange mit der genaueren Bestimmung, welche aus den übrigen Schriftstellern fliesst.

Jetzt sind aber auch die Sitze der Massageten bestimmt; sie wohnten östlich von den Derbikkern nach Dionysios, am caspischen Ostufer nach Pomponius Mela. [1] Gegen Ost aber setzt sie Dionysios an, weil man den Oxus mehr nach Norden gewendet dachte, wie auch die Worte des Pomponius Mela zeigen. Wir haben dafür unbedenklich Norden zu setzen. Der Oxus aber war der Fluss, der das Massagetenland bespülte, denn die Derbikker dürfen nur für einen Theil der Massageten gelten, wenn man beachtet, das Herodotos von einem Feldzuge der Kyros gegen die Massageten, Ktesias von einem gegen die Derbikker spricht, und Plinius den Oxus als Fluss bezeichnet, der das Derbikkerland durchneidet. Auch Ptolemaeos setzt die Derbikker am Oxus an und ihnen zunächst die Massageten. [2] Nun setzt aber Dionysios die Massageten und Derbikker so, dass die letzteren vom Süden her bis an den Araxes reichen, die ersteren jenseits desselben wohnen. Wir werden also auch hier wieder darauf geführt, dass der Araxes der Oxus ist,

---

[1] S. 6 ed. Parthey.

[2] 6, 10, 2. Καὶ κατέχουσιν αὐτῆς τὰ μὲν πρὸς τῷ ''Ωξῳ ποταμῷ Δεεβίκκαι οἱ καὶ Δερκέβιοι, τὰ δὲ ὑπὸ τούτους Μασσαγέται, μεθ' οὓς Πάρνοι καὶ Δᾶαι.

was nun freilich der geographische Versificator selbst nicht erkannte.

Die Massageten wohnten aber hiernach im Balkangebirge, sodann in dem coupirten Terrain, welches sich im Süden des Üst-jurt hinzieht und wol auch noch ein gutes Stück auf diesem; doch lässt sich die nördliche Grenze nicht ziehen. Mit dieser Auffassung ausgerüstet, versteht man erst die in ihrer Anwendung auf den unteren Jaxartes ganz unbegreifliche Nachricht bei Justinus (1, 8), dass die Skythen, welche ja eben nach Herodots ausführlicherem Berichte Massageten waren, den König Kyros in Engpässe (angustias) lockten, und dass sie ihm in den Bergen (in montibus) Vernichtung bereiteten. Drei Tagemärsche vom Oxus (den ier statt Herodots Araxes Justinus auf Grund guter späterer Quellen nennt) trifft gerade in das Bergland des Balkangebirges, des höchsten jener Gegenden. Man begreift nun auch, dass es nicht ungemessener Ehrgeiz des Kyros war, gerade gegen die Massageten die Waffen zu wenden; die räuberischen Einfälle, die sie gleich den heutigen Turkmanen aus nächster Nähe zu unternehmen vermochten und gewiss auch unternahmen, mussten den Grosskönig antreiben, die Grenze zu überschreiten und die Feinde auf ihrem eigenen Boden aufzusuchen. Es lag, wenn wir recht urtheilen, im wolverstandenen Interesse des persischen Königs, gerade hier eine sichere Grenzlinie herzustellen.

Ich halte denn auch nichts für verkehrter, als wenn die Einen die Massageten aus so naher Nachbarschaft Persiens bald in den Norden von Chiwa und in die Gegend zwischen dem Aral und dem Ural (Forbiger), oder die Anderen (Smith) sie zwischen Altai und Aral verlegen. Durch solchen geographischen Verstoss wurde es auch leichter, die Massageten den Mongolen zuzuzählen, wie einige der bedeutendsten deutschen und fremden Forscher (Niebuhr, Boeckh, Humboldt, Schafarik u. a.) gethan haben.

Welche Gründe aber bestimmend genug erscheinen konnten, um den Arxes mit dem Jaxartes zu identificiren, habe ich noch nicht eingesehen; gewiss hat die Assonanz mit der Tradition im Bunde dabei den grössten Einfluss geübt.

---

## XIV. SITZUNG VOM 14. MAI.

Der Herr Statthalter von Salzburg sendet:

1. den Auszug aus einem Berichte des k. bairischen Reichsarchivs zu München mit fünf Abschriften über Ehehaften aus den ehemals salzburgischen, nunmehr bairischen Pfleggerichtsbezirken Laufen und Teisendorf.

2. den Bericht des Archivbesorgers Regierungsofficials Pirkmayr über die von demselben ermittelten Ehehaften und Taidinge.

---

Herr Prof. Arn. Luschin in Graz sendet das Manuscript zu zwei Bänden seines ‚Codex diplomaticus Inticensis' mit dem Ansuchen um Aufnahme desselben in die Fontes rerum austriacarum.

---

Herr kais. Rath Fiedler legt vor ein von Herrn. Ed. Kittel in Eger eingesendetes Manuscript mit dem Titel ‚Aus der Originalcorrespondenz des Zacharias Rossenberger von Werdenstedt mit dem Rathe der Stadt Eger (1603—1625)'.

Derselbe legt ferner vor eine Abhandlung des Herrn Ministerialrath Br. Beer ‚über die Sendung Thuguts und den Frieden von Teschen.'

---

Herr Dr. Aurel Mayr in Budapest sendet eine Abhandlung ‚über die Stellung der Frauen im indischen Erbrecht' und ersucht um deren Aufnahme in die Sitzungsberichte.

---

## An Druckschriften wurden vorgelegt:

Académie Impériale de Sciences de St. Pétersbourg: Mémoires in 8⁰. Tome XX., 2ᵉ Partie; Tome XXI., 1ʳᵉ Partie. St. Pétersbourg, 1872.

— Royale des Sciences de Copenhague: Skrifter. 5 Raekke, historisk og philos. Afd., IV. Bd. VII. Kjøbenhavn, 1872; 4⁰.; 5 Raekke, naturvidensk. og. mathem. Afd., IX. Bd. 6 & 7. Kjøbenhavn, 1871 & 1872; 4⁰. — Oversigt. 1871. Nr. 3; 1873, Nr. 1. Kjøbenhavn; 8⁰.

American Academy of Arts and Sciences: Memoir of Sir Benjamin Thompson, Count Rumford, with Notices of his Daughter. By George E. Ellis. Philadelphia; 8⁰.

Gesellschaft, geographische, in Wien: Mittheilungen. Band XVI. (neuer Folge VI.), Nr. 3. Wien, 1873; 8⁰.

— der Wissenschaften, k. böhm.: Sitzungsberichte. 1873. Nr. 2. Prag; 8⁰.

Halle, Universität: Akademische Gelegenheitsschriften aus d. J. 1872. 4⁰. 8⁰ und Folio.

Kasan, Universität: Bulletin et Mémoires. 1871. V. & VI.; 1872. V. & VI. Kasan; 8⁰. — Gelehrte Abhandlungen. 1872. Kasan; 8⁰.

Museum des Königreiches Böhmen: Časopis Musea kr. Č. 1871. XLV. roč., sv. 4; 1872. XLVI. roč., sv. 1—4; 1873. XLVII. roč. sv. 1. V Praze; 8⁰. — Sborník vědecký m. kr. Č. IV.—V. V Praze, 1872 & 1873; 8⁰. — Živa. Sborník ved. m. kr. Č. I.—X. V Praze, 1869—1872; 8⁰. — Památky. Nové řady roč. I. seš 4; nové řady roč. II., seš. 1—4. V Praze, 1872—1873; 4⁰. — Tomek, V. V., Dějepis města Prahy opravy a doplňky k dílu I. W Praze, 1872; 8⁰. — Vortrag des Geschäftsleiters in der Generalversammlung des Museums d. K. B. am 21. Mai 1872. Prag, 1872; 8⁰.

— Francisco-Carolinum, in Linz: XXXI. Bericht. Linz. 1873; 8⁰. — Urkundenbuch des Landes ob der Enns. VI. Band. Wien, 1872; 8⁰. — Das oberösterr. Museum Francisco-Carolinum in Linz. Linz, 1873; 8⁰.

Osio, Luigi, Documenti diplomatici tratti dagli Archivj Milanesi. Vol. III., Parte I. Milano, 1872; fol.

Peabody Academy of Science: Memoirs. Vol. I. Nrs. 1—2. Salem, Mass., 1871—1872; 4⁰. — IVᵗʰ Annual Report for the Year 1871. Salem, 1872; 8⁰. — Record of American Entomology for the Year 1870. Edited by A. S. Packard. Salem, 1871; 8⁰.

‚Revue politique et littéraire' et ‚Revue scientifique de la France et de l'étranger'. IIᵉ Année, 2ᵉ Série, Nr. 45. Paris, 1873; 4⁰.

# XV. SITZUNG VOM 21. MAI.

Der Secretär legt den im Druck vollendeten VI. Band der Tabulae codicum manuscriptorum in bibliotheca Palatina Vindobonensi asservatorum vor.

**An Druckschriften wurden vorgelegt:**

d'Arbois de Jubainville, H., Encore un mot sur le Barzaz Breiz. Paris, 1873; 8⁰.

Basel, Universität: Akademische Gelegenheitsschriften aus d. J. 1871—73. 4⁰ und 8⁰.

Bern, Universität: Akademische Gelegenheitsschriften aus d. J. 1872. 4⁰ und 8⁰.

Erlangen, Universität: Akademische Gelegenheitsschriften aus d. J. 1871—72. 4⁰ und 8⁰.

Gesellschaft, geographische, in Wien: Mittheilungen. Band XVI. (neuer Folge VI.), Nr. 4. Wien, 1873; 8⁰.

Greifswald, Universität: Akademische Gelegenheitsschriften aus d. J. 1872—1873. 4⁰ und 8⁰.

Hamelitz. XII. Jahrgang. 1872, Nr. 1—22. Petersburg; 4⁰.

Istituto, R., Veneto di Scienze, Lettere ed Arti: Atti. Tomo II°, Serie IVª, Disp. 5ª. Venezia, 1872—1873; 8⁰.

Message of the Mayor of the City of New York to the Common Council. July, 1872. New York, 1872; 8⁰.

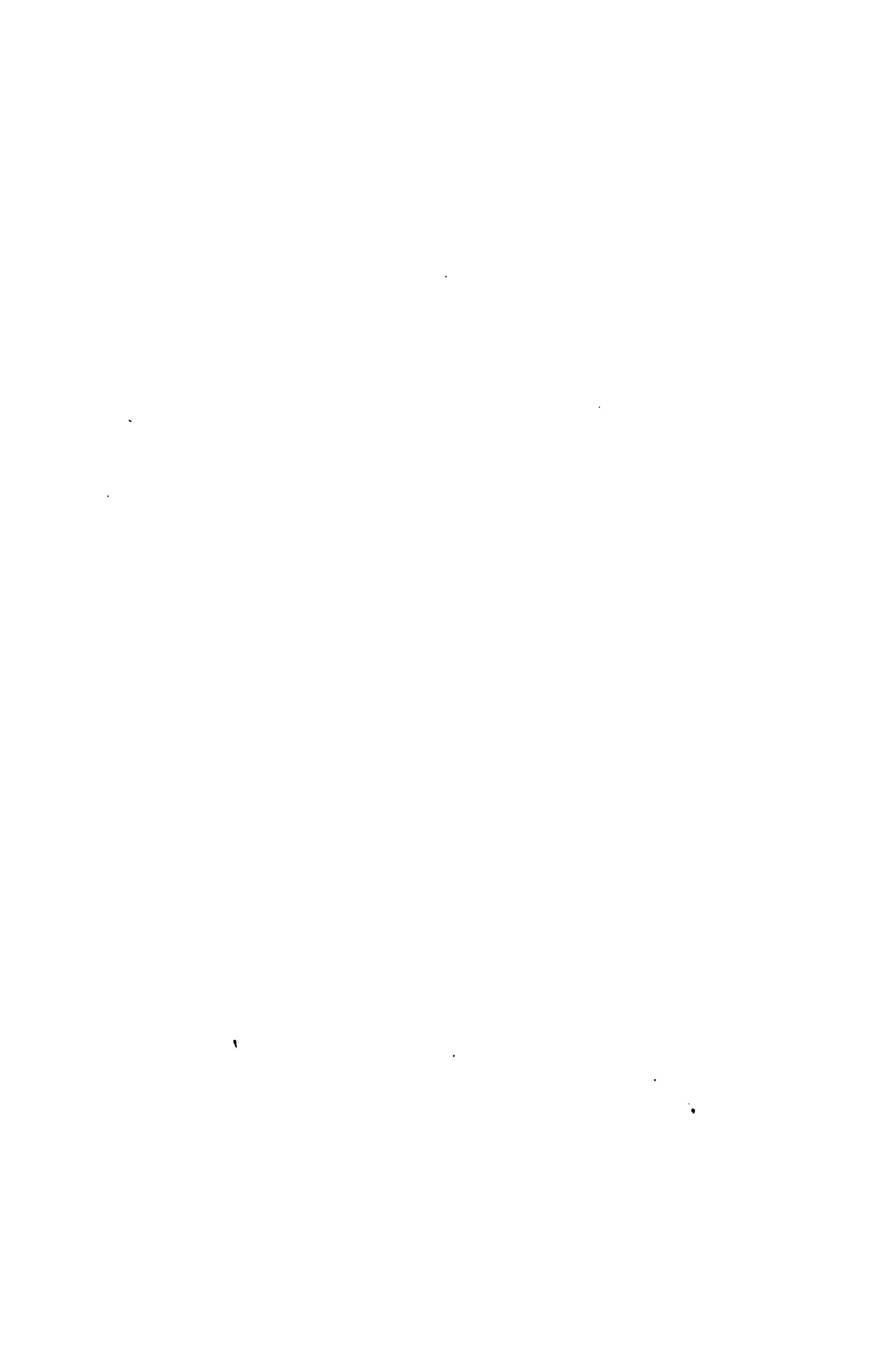
‚Revue politique et littéraire' et ‚Revue scientifique de la France et de l'étranger. IIᵉ Année, 2ᵉ Série. Nr. 46. Paris, 1873; 4⁰.

Società Italiana di Antropologia e di Etnologia: Archivio. III° Vol., Fasc. 1⁰. Firenze, 1873; 8⁰.

Van der Tuuk, H. N., Les manuscrits Lampongs, en possession de M. le Baron Sloet van de Beele. Leide, 1868; 4⁰.

Verein, histor., in St. Gallen: Mittheilungen zur vaterländischen Geschichte. N. F. 3. Heft. (Der ganzen Folge XIII.) St. Gallen, 1872; 8⁰.

— histor., von Unterfranken und Aschaffenburg: Archiv. XXII. Band, 1. Heft Würzburg, 1873; 8⁰.



# SITZUNGSBERICHTE

DER

## KAISERLICHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

### PHILOSOPHISCH-HISTORISCHE CLASSE.

## LXXIV. BAND. II. HEFT.

### JAHRGANG 1873. — JUNI.



# XVI. SITZUNG VOM 11. JUNI.

Das w. M. Freiherr von Sacken legt sein mit Unterstützung der k. Akademie herausgegebenes Werk: ‚Die antiken Sculpturen des k. k. Münz- und Antiken-Cabinetes' vor.

Die Herren Professoren Schenkl und Goldbacher in Graz senden ihre Berichte über die mit den Subsidien der Akademie im Winter 1872—73 für die Zwecke der Kirchenvätersammlung gemachte italienische Reise.

Das w. M. Herr Prof. Conze sendet einen vorläufigen Bericht über den Beginn der vom Ministerium für Cultus und Unterricht ihm gemeinsam mit den Herren Architekten Docenten Hauser und Professor Niemann übertragenen Untersuchung der altgriechischen Ruinen auf der Insel Samothrake.

Ferner legt der Secretär zwei für die Schriften der historischen Commission bestimmte Manuscripte vor,

eine Abhandlung von dem w. M. Herrn Prof. Albert Jaeger in Innsbruck ‚zur Geschichte der Verhandlungen über die erbfällig gewordene gefürstete Grafschaft Tirol nach dem Tode des Erzherzogs Ferdinand 1595—1597',

und das von dem Stiftscapitular Herrn Michael Faig eingesendete Diplomatarium des Stiftes Herzogenburg.

Herr Dr. Josef Köhler in Prag ersucht um eine Subvention zur Drucklegung seines handschriftlich vorgelegten Werkes ‚Tsien tse' wen. Das Gedicht in tausend Worten. Ein uraltes sogenanntes chinesisches Elementarbuch.'

Die Aufnahme von Herrn Prof. Sachau's Abhandlung: ‚Zur Geschichte von Khwârizm (oder Khîwa) II. Theil' und des Anhanges: ‚Ueber die türkischen Fürsten von Transoxanien und Turkistân' in die Sitzungsberichte wird genehmigt.

## An Druckschriften wurden vorgelegt:

Académie Royale des Sciences, des Lettres et des Beaux-Arts de Belgique: Mémoires. Tome XXXIX. Bruxelles, 1872; 4⁰. — Mémoires couronnés et autres Mémoires. Collection in 8⁰. Tome XXII. Bruxelles, 1872. — Bulletin. 39ᵉ Année, 2ᵉ Série, Tomes XXIX et XXX (1870); 40ᵉ Année, 2ᵉ Série, Tomes XXXI et XXXII (1871); 41ᵉ Année, 2ᵉ Série, Tomes XXXIII et XXXIV (1872). 8⁰. — Annuaire. XXXVIIIᵉ et XXXIXᵉ Années. 1872 et 1873. kl. 8⁰. — Compte rendu des séances de la Commission Royale d'histoire. 3ᵉ Série. Tome XIIᵉ, 4ᵉ et 5ᵉ Bulletins; Tomes XIIIᵉ et XIVᵉ; 4ᵉ Série, Tome Iᵉʳ, Iᵉʳ Bulletin. Bruxelles, 1871—1873; 8⁰. — Biographie nationale. Tome IIIᵉ, 2ᵉ Partie; Tome IVᵉ, Iʳᵉ Partie. Bruxelles, 1872; 8⁰. — Centième anniversaire de fondation (1772—1872). Tomes I—II. Bruxelles, 1872; 8⁰. — De l'astronomie dans l'Académie Royale de Belgique. Rapport séculaire (1772—1872), par Ed. Mailly. Bruxelles, 1872; 8⁰. — Ouddietsche Fragmenten van den Parthonopeus van Bloys, door J. H. Bormans. Brussel, 1871; 8⁰. — Speghel der Wijsheit of leeringhe der zalichede, van Jan Praet, door J. H. Bormans. Brussel, 1872; 8⁰.

Akademie der Wissenschaften und Künste, Südslavische: Rad. Knjiga XXII. U Zagrebu, 1873; 8⁰. — *Acta coniurationem Bani Petri a Zrinio et Com. Fr. Frangepani illustrantia.* U. Zagrebu, 1873; 8⁰. — Arkiv za poviestnicu jugoslavensku. Knjiga XI. U Zagrebu, 1872; 8⁰.

— der Wissenschaften, Königl. Preuss., zu Berlin: Monatsbericht. Januar 1873. Berlin; 8⁰.

Blake, William P., Reports of the United States commissioners to the Paris Universal Exposition, 1867. Vols. I—VI. Washington, 1870; 8⁰.

Cosmos di Guido Cora. II. Torino, 1873; kl. 4⁰.

Lese- und Redehalle der deutschen Studenten zu Prag: Jahres-Bericht. Vereinsjahr 1872—1873. Prag, 1873; 8⁰.

Mailly, Ed., Tableau de l'astronomie dans l'hémisphère austral et dans l'Inde. Bruxelles, 1872; 8⁰.

Mittheilungen aus J. Perthes' geographischer Anstalt. 19. Band, 1873, V. Heft. Gotha; 4⁰.

Quetelet, A., Observations des phénomènes périodiques pendant l'année 1870. 4⁰. — Tables de mortalité et leur développement etc. Bruxelles, 1872; 4⁰. — L'homme considéré dans le système social: ou comme unité, ou comme fragment de l'espèce humaine. 8⁰.

Revue politique et littéraire' et ‚Revue scientifique de la France et de l'étranger.' IIᵉ Année, 2ᵉ Série, Nrs. 47—48. Paris, 1873; 4⁰.

Sacken, Ed. Freiherr von, Die antiken Sculpturen des k. k. Münz- und Antiken-Cabinetes in Wien. Herausgegeben mit Unterstützung der Kais. Akademie der Wissenschaften. Wien, 1873; Folio.

Verein, histor., für das wirtembergische Franken: Zeitschrift. VIII. Bandes 2. Heft. 1869. Weinsberg; 8⁰.

— histor., für Steiermark: Mittheilungen. XX. Heft. Graz, 1873; 8⁰. — Beiträge zur Kunde steierm. Geschichtsquellen. 9. Jahrgang. Graz, 1872; 8⁰.

# Ueber Handschriften des Ambrosius.

Reisebericht

von

**Karl Schenkl**

wirkl. Mitgl. d. kais. Akademie der Wissenschaften.

Hohe k. Akademie der Wissenschaften!

Die h. Akademie hatte mittelst Zuschrift vom 22. Juli 1872 Z. 518 mir zum Zwecke handschriftlicher Forschungen in den Bibliotheken Italiens für eine Ausgabe des Ambrosius nach dem Plane des Kirchenväterunternehmens eine Reisesubvention von sechshundert Gulden bewilligt und daran die Forderung geknüpft, dass über die Ergebnisse dieser Untersuchungen ein Bericht an die philosophisch-historische Classe erstattet werden solle. Demgemäss beehre ich mich, nachdem ich in meine Heimat zurückgekehrt bin, eine eingehende Darlegung meiner Studien und der erzielten Erfolge zu geben.

Was nun die Vaticana anbelangt, so habe ich die von Reifferscheid in der Bibliotheca patrum latinorum italica verzeichneten Codices sämmtlich theils ganz, theils insoweit verglichen, dass ich mir über den Werth derselben ein Urtheil bilden konnte. Ich führe dieselben nach den Abtheilungen und in der Ordnung, wie sie in der Bibliotheca gegeben sind, an und begleite sie mit einzelnen Bemerkungen, wobei ich freilich hervorheben muss, dass ich über manche Handschrift nicht endgiltig entscheiden kann, da ich noch über keinen nur halbwegs vollständigen Apparat verfüge.

A) bibliotheca Palatina: 1. cod. 170 de historia Josephi saec. IX—X, stückweise verglichen. Der Codex stimmt im Allgemeinen mit dem höchst werthvollen Ambrosianus C, 105,

steht ihm aber am Werthe nach und wird daher kaum eine vollständige Vergleichung lohnen. 2. cod. 168 expositio in evangelium Lucae saec. IX—X, stückweise. Die Handschrift aus einem Codex abgeschrieben, in welchem mehrere Blätter versetzt waren, ist ohne besonderen Werth. 3. cod. 169 in epistulas Pauli ad Corinthios saec. IX—X. Es wurde bloss eine Probe genommen, die wohl genügen wird, da der Codex unzweifelhaft zu den schlechteren gehört. 4) cod. 290 de Tobia saec. X—XI, ganz verglichen.

B) bibliotheca Reginensis: cod. 32 expositio de psalmo CXVIII saec. X. Eine wichtige Handschrift, welche vollständig verglichen wurde. Ausserdem noch kleinere Stücke aus codd. 140, 255, 586 (vgl. Reifferscheid).

C) bibliotheca Vaticana antiqua: 1. cod. 286 epistulae saec. IX—X, vollständig collationirt; eine ganz vortreffliche Handschrift. 2. cod. 267 de fide, de spiritu sancto, de incarnatione dominica; ganz verglichen. Der Codex gehört, wie die beiden folgenden, nämlich 5760 und 266, zur interpolirten Classe. 3. cod. 5760 de fide, de spiritu sancto, de incarnatione dominica, de sacramentis, de Nabuthe saec. IX—X, stückweise. 4. cod. 266 de fide, de spiritu sancto, de incarnatione dominica, de mysteriis, de sacramentis, de officiis saec. IX, vollständig. 5. cod. 5759 de Isaac et anima, de bono mortis, de fuga saeculi, de Jacob et vita beata saec. IX—X, vollständig. 6. cod. 296, saec. X. Daraus wurden die Schriften de mysteriis, de sacramentis, de inuentione corporum sanctorum Geruasii et Protasii, de paenitentia, de paradiso collationirt. 7. cod. 293 de officiis, epistulae saec. X. Der Text der Bücher de officiis ist gleich dem in der Handschrift 266 verderbt und interpolirt, der Text der Episteln nicht ganz ohne Werth. — Kleinere Stücke und Excerpte aus cod. 5750. In den anderen Bibliotheken Roms hatte ich nur zwei Handschriften einzusehen, nämlich in der Capitularbibliothek von St. Peter den Codex D 167 saec. X de officiis und in der Sessoriana den schönen Codex der Sermones saec. VII—VIII. Was den ersteren anbetrifft, welcher von besonderem Werthe ist, so erlangte ich erst so spät Eintritt in diese Bibliothek und nur für so kurze Zeit, dass ich bloss lib. I, cap. 1—20 (incl.) = f. 1—21 vergleichen konnte. Ich bitte daher eine h. Akademie diesen

Codex für mich vollständig collationiren zu lassen. Die Handschrift der Sermones war in der Sessoriana nicht vorhanden und alle Versuche dieselbe zu sehen blieben fruchtlos. Bei dieser Gelegenheit möchte ich die Frage anregen, wie sich die h. Akademie bei der Ausgabe der Kirchenväter gegenüber den in den einzelnen Codices unter verschiedenen Namen überlieferten Sermones zu verhalten gedenkt. Dieselben tragen nämlich bald die Aufschrift Sermo S. Augustini, bald die Sermo S. Ambrosii, bald führen sie den Namen des Hieronymus; in der That aber gehören sie keinem der Genannten an, sondern sind spätere Erzeugnisse, die sich einem bestimmten Autor nicht mit Sicherheit beilegen lassen. Vielleicht wäre es zweckmässig, diese Sermones von den Ausgaben des Ambrosius, Augustinus und Hieronymus auszuschliessen und in einem besonderen Bande zu veröffentlichen.

Die Handschriften in Monte Cassino hat mein Begleiter, Hr. Prof. Dr. Goldbacher, der sich daselbst längere Zeit aufhielt, für mich eingesehen. Es sind dies cod. 4, 5 und 154. Der erste, saec. VIII—IX, welcher die Bücher de fide, de spiritu sancto, de incarnationis dominicae sacramento enthält, wurde vollständig collationirt, da er als Führer der zweiten, interpolirten Classe von ziemlicher Bedeutung für die Texteskritik ist. Von den beiden anderen 5 (saec. XI, expositio in Lucam) und 154 (saec. XI, expositio in psalmum CXVIII) wurden blos Proben genommen, woraus sich ergab, dass diese Codices allerdings zu den guten gehören. Da aber für diese Schriften zahlreiche ältere und werthvolle Handschriften vorhanden sind, so wird eine vollständige Vergleichung derselben kaum nothwendig sein. Zum Ersatze für die aufgewendete Zeit und Mühe habe ich Hrn. Goldbacher in Rom und Florenz einige Collationen gemacht, worüber er in seinem Berichte das Nöthige bemerkt hat.

Die Laurentiana hat nur wenige sehr alte Handschriften von Kirchenvätern; für Ambrosius fand sich blos ein Codex aus dem zehnten Jahrhunderte, nämlich Aedil. Flor. eccl. 82, der f. 73 die epistula ad Siricium und f. 160 Excerpte aus dem zweiten Buche de fide enthält. Zahlreich dagegen sind die Handschriften aus dem eilften und zwölften Jahrhunderte, von denen ich eine Reihe eingesehen habe, um zu erproben,

ob sich in diesen späteren Codices irgendwie eine beachtenswerthe Ueberlieferung erhalten habe, nämlich 1. Laur. XIV, 21 saec. XI expositio in psalmum CXVIII (aus einer Quelle mit dem Reg. 32 geflossen), 2—4. S. Marci 511 saec. XI, S. Marci 509 saec. XII, Vallombros. 32 saec. XII (diese umfassen das Hexaemeron, de paradiso und de Cain et Abel; der erste stammt aus derselben Quelle wie der gleich zu besprechende Senensis, die beiden anderen dürften unmittelbar aus dem Senensis hervorgegangen sein), 5. S. Marci 519 saec. XI de paenitentia (deshalb bemerkenswerth, weil diese Handschrift das gleiche Einschiebsel von mehreren fremden Blättern hat, wie Vat. ant. 296), 6. S. Marci 510 saec. XII de uita beata etc., 7. S. Marci 636 saec. XII de rebus gestis in ecclesia Mediolanensi, 8. S. Marci 526 saec. XII de trinitate (ein sehr guter Text; daneben enthält der Codex auch die gleichfalls unechte Schrift de conflictu uirtutum atque uitiorum, welche sich auch in S. Marci 514 saec. XI findet), 9. S. Marci 507 saec. XI expositio in Lucam (zu den besseren Handschriften gehörig; f. 160—163 Excerpte aus der Schrift de incarnatione dominica und 163—165 misterium pasche), 10. S. Crucis XVII, 12 saec. XI de mysteriis, de sacramentis, apologia David. Das Ergebniss dieser Untersuchung war allerdings im Ganzen ein negatives, gewährte aber hinreichende Anhaltspuncte für die Ansicht, dass man bei der Kritik des Ambrosius, wo ältere Codices vorhanden sind, die jüngeren unberücksichtigt lassen könne. Eine Prüfung der editiones principes wird zweifelsohne das gleiche Resultat liefern.

In der Riccardiana habe ich im cod. 256 (saec. XII) die daselbst unter dem Namen des Ambrosius erhaltenen Sermones verglichen, auch einen sermo ineditus abgeschrieben.

Die Bibliothek zu Siena, welche Reifferscheid nicht besucht hat, enthält allerdings nur einige werthvolle Handschriften, nämlich Augustini sermones in evangelium secundum Johannem saec. XI, Augustini et Cassiodorii commentarius in psalmos saec. XI, endlich den für mich sehr wichtigen Codex F V 8 saec. X—XI, welcher Hexaemeron, de paradiso, de Cain et Abel enthält. Ich verglich von dieser vortrefflichen Handschrift fünf Bücher des Hexaemeron, also mehr als die Hälfte, den Rest hat mir der Professor an der Universität zu Florenz

Hr. Graf Piccolomini, wenn er im August nach seiner Heimat Siena kommt, zu vergleichen versprochen und ich bitte die h. Akademie die hiefür erforderlichen, gewiss nicht hohen Kosten gütig zu bewilligen.

In Turin habe ich den unter der Nummer 9 V 15 katalogisirten Theil der ehrwürdigen Handschrift (saec. VII) aus Bobbio ‚Ambrosii expositio evangelii secundum Lucam', von welcher sich ein anderer, grösserer Theil in der Ambrosiana findet, verglichen. Die Bibliotheken zu Vercelli und Novara konnte ich durch Krankheit verhindert nicht besuchen; es wird aber mein verehrter Freund Hr. Prof. Dr. Josef Müller in Turin, wie er mir zugesagt hat, demnächst die kleinen Stückchen, nämlich Excerpte im Codex LXXVI, 46 und die Briefe de rebus gestis in ecclesia Mediolanensi in CIII, 56 (Vercelli), dann die Excerpte aus den Büchern de fide in XXX, 66 und das Fragment aus dem Hexaemeron in LXV, 71 (Novara) vergleichen.

Die Ambrosiana zu Mailand enthält eine Anzahl bedeutender Handschriften, von denen ich aber wegen Zeitmangels nur einen Theil vergleichen, hinsichtlich der anderen aber mich auf Proben beschränken musste. Vollständig collationirt habe ich den schon erwähnten Codex H, 78 saec. VII expositio in Lucam, die vier Blätter in D, 84 aus dem sechsten Jahrhunderte, welche Stücke der expositio in psalmum CXVIII enthalten, dann die Fragmente aus Ambrosius in den excerpta Bobiensia F, 60 saec. VIII, welche aber unbedeutend oder apokryph sind, endlich die mit dem Namen des Ambrosius bezeichneten Sermones in C, 98 saec. VIII—IX. Theilweise collationirt habe ich C, 127 expositio in Lucam saec. X (Buch 1 und 3, also ein Fünftheil der Handschrift), C, 105 de historia Josephi saec. VII und VIII (Proben von beiden Theilen des Codex genommen), D, 268 de spiritu sancto saec. IX (die Hälfte des ersten Buches verglichen). Diese drei Handschriften sind es werth, dass man sie vollständig vergleiche, namentlich ist D, 268 und der erste Theil von C, 105 von besonderer Güte. Ich bitte daher eine h. Akademie die Vergleichung der noch rückständigen Theile, welche ich in der beschränkten Zeit nicht bewältigen konnte, gütigst besorgen zu lassen.

In der Capitularbibliothek zu Verona hatte ich den Codex XXVII, 25 (Hexaemeron) saec. X—XI zu vergleichen. Derselbe steht an Güte bei weitem dem Senensis nach, weshalb ich bloss fünf Bücher collationirte, das sechste hingegen, in welchem sich bei der immer steigenden Nachlässigkeit des Schreibers massenhaft Fehler eingeschlichen hatten, unberücksichtigt liess. Einen besseren Text bietet diese Handschrift für die Precatio praeparans ad missam, welches Stück ganz verglichen wurde. Ausserdem habe ich noch die Excerpte im Codex LXXII, 60 Fol. 2 abgeschrieben, desgleichen die im Codex LIX, 57 Fol. 85 sqq.; die im Codex X, 8 durfte ich wohl ansehen, aber nicht abschreiben, da sie der Hr. Bibliothekar selbst herausgeben will.

So glaube ich denn die mir gestellte Aufgabe im Grossen und Ganzen gelöst zu haben. Wenn ich nicht alle Handschriften vollständig verglichen habe, so wolle man bedenken, dass es sich hiebei um Foliobände von 300 und noch mehr Blättern handelte und dass ich es nicht mit einer einzelnen Schrift, sondern mit den Werken eines Schriftstellers zu thun hatte, welche in der Migne'schen Ausgabe vier starke Quartbände füllen.

Der in Italien gesammelte Apparat, so Bedeutendes er auch bietet, ist, wie sich übrigens von selbst versteht, für die kritische Bearbeitung keineswegs ausreichend und bedarf noch der Ergänzung durch die wichtigsten Codices Deutschlands, der Schweiz, Frankreichs und Englands. Ich werde daher unverzüglich zunächst die Handschriften, welche ich hieher nach Graz zur Benützung bekommen könnte, verzeichnen und die gütige Vermittlung einer h. Akademie für meine Gesuche an die betreffenden Bibliotheken und Regierungen in Anspruch nehmen.

Uebrigens kann ich diesen Bericht nicht schliessen, ohne dankbar zu gedenken, wie sehr ich überall durch das freundliche Entgegenkommen der Herren Bibliotheksvorstände, Seiner Eminenz des Herrn Cardinals Pitra und des Monsignore Martinucci, als Directoren der Vaticana, der Herren Bibliothekare der Laurentiana A. Ch. Ferucci und N. Anziani, des Herrn Directors der Ambrosiana Dr. Ceriani, des Vorstandes der Capitularbibliothek zu Verona Monsignore Graf Giuliari u. s. w. gefördert worden bin.

---

# Ueber Handschriften der Briefe des Augustinus.

Reisebericht

von

Dr. **Alois Goldbacher.**

---

Hohe k. Akademie der Wissenschaften!

Da Referent für das corpus scriptorum ecclesiasticorum latinorum die Herausgabe der Briefe des Augustinus übernommen und zu diesem Zwecke im Auftrage einer h. k. Akademie der Wissenschaften im Wintersemester des Jahres 1872/3 die Bibliotheken Italiens besucht hat, um das dort vorhandene handschriftliche Material zu sammeln, so erlaubt sich derselbe über den Erfolg seiner Arbeiten in diesen Zeilen kurzen Bericht zu erstatten. Eine eingehendere Beurtheilung der einzelnen Handschriften kann natürlich an dieser Stelle noch nicht geboten werden. Dazu ist eine vollständigere Sammlung des kritischen Materiales nöthig und insbesondere eine Vergleichung der französischen Handschriften, die hier, so viel man aus der Ausgabe der Mauriner ersehen kann, von der grössten Bedeutung sind. Auch macht die Art der Ueberlieferung dieser Briefe die Arbeit etwas verwickelter; denn es gibt verhältnissmässig nicht viele Handschriften, in denen eine grössere Anzahl derselben enthalten ist. So sind z. B. von den 293 Briefen der Migneschen Ausgabe unter den italienischen Handschriften bis zum XI. Jahrhundert nur in dem einzigen Cod. Cassinensis $16^{19}$ deren 93 beisammen, während unter allen anderen Handschriften die Zahl 25 im Cod. Palat. 209 die höchste ist. Je geringer aber das Material ist, das eine einzelne Handschrift bietet, desto geringer sind natürlich in der Regel auch die Anhaltspunkte für die Beurtheilung derselben. Erst die kritische Bearbeitung des Autors selbst kann da grössere Sicherheit gewähren.

Noch bevor Referent seine Reise angetreten hat, konnte er durch die gütige Vermittelung einer h. k. k. Statthalterei von Steiermark zwei Handschriften der St. Gallener Bibliothek hieher nach Graz bekommen. Es sind dies die Codd. 174 und 139. Der erste ist aus dem IX. Jahrhundert und enthält auf 194 Folioseiten 42 Briefe; er ist schön, aber sehr fehlerhaft geschrieben und hat die Hand eines übrigens geschickten Correctors erfahren, der ohne Hilfe eines anderen Codex durch blosse Conjectur die Fehler auszubessern suchte. Die Randbemerkung auf der ersten Seite: Liber optimus nimis autem vitiose scriptus. Hunc ego quidam corrigere per me exemplar aliud non habens si poteram temptavi; ergo ubi minus potui r litteram apposui, nihil autem nisi ubi certissimus eram abradere volui; omnia vero quae ascripsi, sanioris lectoris arbitrio reliqui ist daher wohl von derselben Hand, wie die Correcturen. Von den Maurinern ist diese Handschrift zwar Tom. VII. append. S. 1 einmal erwähnt, aber eine weitere Benützung derselben ist aus ihrem kritischen Apparate nicht zu ersehen. So viel mir bis jetzt ein Urtheil gestattet ist, wird sie wohl auch kaum von bedeutendem Gewinne sein.

Der andere Cod. Gall. 139 saec. XI. enthält 38 Briefe und zwar mit Ausnahme der drei letzten dieselben und fast in derselben Ordnung wie Gall. 174. Er ist ganz werthlos, da er nur eine genaue, in den Ueberschriften und hie und da auch in den Citaten aus der Bibel etwas verkürzte Abschrift jenes Codex ist, und zwar mit Aufnahme aller jener Correcturen, die dort über dem Texte geschrieben stehen. Auch seine drei letzten Briefe bieten keine bedeutenden Lesearten [1].

In Rom habe ich die Collationen auf der vaticanischen Bibliothek in folgender Ordnung angefertigt:

Cod. Palat. 211 saec. X. Er enthält auf 117 Blättern 16 Briefe, ist deutlich, aber minder sorgfältig geschrieben; theilweise, besonders im letzten Viertel, ist die Schrift etwas ungleich, aber doch wohl immer von derselben Hand. Von besonderer Güte ist er nicht, hat jedoch manche interessante

[1] Von diesem Codex ist dann wiederum direct abgeschrieben der Cod. 35 A saec. XI. oder XII. der Schafhausener Bibliothek; die Abweichungen, die in dieser Handschrift sich hier und da finden, sind nur Versehen oder absichtliche Aenderungen.

Lesearten. Leider ist er von mehreren Händen besonders in einzelnen Briefen wie z. B. im 13. und 14. durch viele Correcturen stark verderbt, die sich nicht immer von einander genau unterscheiden lassen, was die Collation etwas aufgehalten hat und die Benützung erschweren wird.

Darauf folgten 3 Codd. der Vaticana antiqua, nämlich Nr. 355 saec. IX—X., 341 saec. X—XI. und 5762 saec. X. sämmtliche mit dem Briefwechsel zwischen Augustinus und Hieronymus, und zwar enthalten davon die beiden ersten Handschriften je 17 Briefe, die letzte nur 12, alle in gleicher Ordnung. Dass alle drei sehr nahe mit einander verwandt sind und auf eine gute Quelle zurückführen, unterliegt keinem Zweifel. Von den zwei ersten hat jede ihren Werth, und ihre gemeinschaftliche Quelle kann nicht weit abliegen. Beide sind schön und sorgfältig geschrieben. In Nr. 355 finden sich hie und da Rasuren, zum Theile wohl vom Schreiber selbst, da er selbst wieder darübergeschrieben hat. Auch ist die Schrift theilweise schon ziemlich abgenützt und von späterer Hand überfahren. Correcturen von zweiter Hand sind selten, häufiger nur in dem Buche de anima (ep. 166). In Nr. 341 lassen sich zwei Arten von Correcturen durch die blassere und dunklere Schrift leicht unterscheiden. Der dritte Codex Nr. 5762 ist sehr nachlässig und schlecht geschrieben, zum Theile auf blossen Pergamentfetzen; der Schreiber selbst hat daran sehr viel corrigirt. Neben den beiden anderen Handschriften dürfte diese kaum etwas Bemerkenswerthes bieten. Die correcteste unter allen mag wohl Nr. 341 sein.

Vaticana antiq. 3834 saec. IX—X. enthält auf 30 Blättern 14 Briefe, hat einen guten Text, ist aber leider viel radirt und corrigirt und nicht selten so, dass die ursprüngliche Leseart nicht mehr zu erkennen ist; auch hält es oft schwer zu entscheiden, ob die Correctur von erster oder zweiter Hand sei.

Vaticana antiq. 5755 saec. XI. und Palat. 202 saec. IX. enthalten die Schrift de trinitate, an deren Spitze sich der 174. Brief der Migne'schen Ausgabe befindet.

Im Reginensis 331 saec. X. finden sich ep. 140. (der Anfang fehlt, da der Codex im Anfange verstümmelt ist) 137. 136. 138. 98. Der Text ist sehr fehlerhaft, wie es scheint auch durch Glossen und willkürliche Aenderungen hie und da ent-

stellt. In dem 137. 138. 98. Briefe, die er mit dem Palat. 211 gemeinsam hat, stimmt er vielfach mit diesem Codex überein.

Nachdem diese Arbeit gethan war, ging der Berichterstatter nach Monte Cassino. Durch die besondere Freundlichkeit des Hrn. Rectors im Institute dell' anima Dr. Jaenig empfohlen wurde er dort bestens aufgenommen und hat den Vorständen des Archives D. Ludovico Tosti und D. Cesare Quandel die freieste Benützung der nöthigen Handschriften zu danken. Da er auch für Hrn. Regierungsrath Prof. Dr. Schenkl die erforderlichen Collationen zu machen übernommen hatte, weil eine solche Vertheilung der Arbeit zweckmässiger erschien, so hatte er dort den ganzen Monat Jänner zu thun, trotzdem er ohne jede Beschränkung der Zeit seiner Arbeit obliegen konnte. Zuerst kam an die Reihe:

Cassinensis $16^{19}$ saec. XI. ein grosser, schöner Codex von 372 Seiten mit 93 Briefen, die an Umfang fast die Hälfte des ganzen Briefwechsels des Augustinus betragen. Die Handschrift ist besonders in den ersten zwei Dritteln gut und wird für die Textesconstituirung jedesfalls von Bedeutung sein. Im letzten Drittel ist sie sehr ungleich, in einigen Briefen durch eine Masse von Fehlern entstellt, aber trotzdem immer beachtenswerth. Von besonderer Wichtigkeit ist dieselbe aber auch darum, weil von den 30 Briefen, die die Mauriner nur in einem, offenbar erst jüngeren vaticanischen Codex gefunden haben wollen, 15 in diesem Codex stehen, durch deren Benützung der Text, wie sich schon bei der Collation herausstellte, theilweise bedeutend gewinnen wird. Endlich steht noch S. 331 ein Brief, der im Index als ep̃. aug̃. gr̃ę de acceptis muneribus bezeichnet ist; er scheint noch unbekannt zu sein, sieht aber durchaus nicht einem Briefe des Augustinus ähnlich. Dass die Mauriner von dieser Handschrift Kenntniss hatten, geht aus der Bemerkung zu einem Fragmente am Ende des X. Bandes (Migne II. Bd. S. 1175 unten) hervor, aber eben so sicher werden wir nach dem oben Bemerkten auch schliessen können, dass sie dieselbe nicht nur nicht benützt, sondern auch nicht einmal genauer angesehen haben. Correcturen von anderer Hand sind nicht eben viele und die sich da finden, sind nichts als leere Versuche.

Cass. $162^{17}$ saec. XI. enthält auf Fol. 121 unter dem Titel: Incipit beati aurelii augustini episcopi ad quendam co-

mitem c.ris . . . . ein durchstrichenes, verkratztes und theilweise nicht mehr zu lesendes Stück, welches sich später als der Anfang des liber exhortationis, vulgo de salutaribus documentis ad quendam comitem (Migne VI. Bd. append. S. 1047) herausstellte, und die epp. 132. 135. 137. 187.

Cass. $11^{1}$ saec. XI. enthält nur den Brief 228 und. Cass. $166^{9}$ saec. XI--XII., so wie $170^{9}$ saec. XI nur den Brief 200 vor der Schrift de nuptiis; Cass. $165^{11}$ saec. XI—XII. den Brief 215 vor dem Buche de gratia et libero arbitrio.

Die Collationen, die ich in Monte Cassino für Hrn. Prof. Schenkl gemacht habe, und wofür derselbe in der Folgezeit für mich hie und da Einiges zu vergleichen die Freundlichkeit hatte, sind:

1) Cass. 4 saec. VIII—IX. auf 104 Blättern die Schriften de fide, de spiritu sancto und de incarnationis dominicae sacramento enthaltend.

2) Eine Probe vom Cass. $5^{5}$ saec. XI. expositio in Lucam.

3) Eine Probe vom Cass. $154^{2}$ saec. XI. in psalmum CXVIII.

Nach Rom zurückgekehrt ging ich an den Cod. Palat. 209 saec. X., eine sehr gute und sehr sorgfältig geschriebene Handschrift mit wenigen Fehlern und fast ohne alle Correcturen. Sie enthält von Fol. 58 an 25 meist kleinere Briefe.

Von hohem Alter und besonderer Güte ist auch Palat. 210 saec. VII. Er enthält den Brief ad Julianam de viduitate, welcher in den Ausgaben als eigene Schrift, nicht unter den Briefen aufgeführt ist, wohin er wohl gestellt werden muss, und die Briefe 130. 36 und 127. Correcturen sind selten. An Güte steht ihm nicht nach:

Cod. Vatic. antiq. 512 saec. X. Nebst dem 200. Briefe vor de nuptiis hat auch er den Brief ad Julianam de viduitate und stimmt hierin mit dem vorhergehenden Codex meist überein. Diese zwei Briefe, so wie die Fragmente des 164. Briefes, welche sich im Cod. Reginensis 407 saec. X. befinden, hat Hr. Prof. Schenkl für mich verglichen.

Im Regin. 286 saec. XI. war ep. 39 und 202 zu collationiren. Zudem sind noch in diesem Codex von Fol. 73 b bis 79 a eine Menge ganz kleiner Bruchstücke aus wenigstens 30 Briefen, deren Titel von Fol. 71 bis 73 a angeführt sind. Diese

nachzusuchen oder abzuschreiben wäre eine langwierige und sicherlich fruchtlose Arbeit gewesen und stand daher durchaus nicht für die Zeit, die es gekostet hätte.

Regin. 140 saec. IX—X. hat nur den 243. Brief.

In den übrigen Bibliotheken Roms war für die Briefe des Augustinus fast gar nichts zu finden, was der Erwähnung werth wäre. Gut ist nur in der Bibliotheca Casanatensis der Cod. B IV 18 saec. IX.; er enthält jedoch nur zwei Drittel vom 164. Briefe, denn der Anfang bis Nr. 9 fehlt. Geschrieben ist er zwar nicht schön, aber deutlich; leider sind die unteren Ecken bis ein Stück in den Text hinein vermodert.

Sehr corrumpirt ist dagegen der 175. Brief im Cod. XIV 52 saec. IX—X. der Barberinischen Bibliothek, so wie ebenderselbe Brief im Cod. A 5 saec. X. der Vallicelliana, den dort Hr. Prof. Schenkl für mich verglichen hat.

Endlich ist noch in dem Handschriften-Verzeichnisse der Mauriner bei Migne Bd. II. S. 59 erwähnt ein: ‚codex vetus R. R. P. P. Cisterciensium S. Crucis in Jerusalem in Urbe, ex quo hic primum editur XXIX. ad Alypium epistola.‘ In dem Reifferscheid'schen Kataloge ist über diese Handschrift nichts zu finden. Da mir jedoch jene Notiz zu wichtig schien, um nicht wenigstens den Versuch zu machen, etwas darüber zu erfahren, suchte ich jenes Kloster auf, fand aber unter dem, was augenblicklich vorhanden war, nichts. Ob überhaupt noch dieser Codex dort existire, liess sich bei den eigenthümlichen Verhältnissen, in die dieses Kloster durch die politische Lage der Dinge in Italien gekommen ist, durchaus nicht in Erfahrung bringen.

In Florenz war nach dem Reifferscheid'schen Verzeichnisse für die Briefe des Augustinus nichts zu finden. Nur der aus der Riccardiana erwähnte Cod. 256 enthält die 54. ep. bis zur Hälfte; aber dieser Theil des Codex ist erst aus dem XII. Jahrhundert und der Text werthlos.

Ausserdem hielt es Referent auch für seine Pflicht, den Bandinischen Katalog genau durchzusuchen und die Handschriften, die dort dem XI. oder einem noch früheren Jahrhunderte zugeschrieben werden, einzusehen. So setzt Bandini in das XI. Jahrh. den Codex der

Bibl. Gaddiana Plut. LXXXIX sup. cod. 15; er enthält unter Anderem vier Briefe des Augustinus. Da diese aber in älteren Handschriften öfters sich finden und zudem Bandini das Alter dieses Codex gewiss zu hoch angesetzt hat, so glaubte ich denselben ohne Schaden weglassen zu können.

Nothwendig dagegen schien eine Collation des Cod. S. Crucis Plut. XVII. dext. 2 mit 11 Briefen, den Bandini ebenfalls ins XI. Jahrhundert setzt, weil derselbe 4 Briefe enthält, die die Mauriner nur nach einem vaticanischen Exemplare herausgegeben haben. Diese Collation hatte Hr. Prof. Schenkl zu besorgen die Güte.

Beim Cod. Laur. Plut. XII, 1 saec. XV. hat Bandini drei Briefe verzeichnet (Nr. CXXX angeblich ad Italicam, CLXXIX ad Bonifacium und CLXXX ad Donatistas), welche er in der Ausgabe der Mauriner nicht gefunden habe. Die Sache erklärte sich aber dahin, dass der angebliche Brief ad Italicam aus Excerpten des 147. Briefes (ad Paulinam de videndo deo) besteht, die beiden anderen Stücke aber dem 185. Briefe (de correctione Donatistarum ad Bonifacium) angehören.

Aehnlich verhielt es sich auch mit dem Cod. S. Crucis Plut. XVII. dext. 3 saec. XIII., wo nach Bandini 5 Briefe an Quodvultdeus (sonst nur 4) sich finden sollten; denn der 5. Brief ist nichts anderes als der Prologus des Buches de haeresibus, vor dem die Briefe an Quodvultdeus gewöhnlich sich finden.

Auch jene Handschriften, welche erst im Anfange dieses Jahrhunderts bei der Aufhebung der Orden in Toscana durch die Franzosen besonders aus dem Kloster S. Marco in die Laurentiana gekommen sind, glaubte Referent noch wenigstens durchsehen zu müssen. Es sind deren nur für Augustinus mehr als 50. Reifferscheid hat in seinem Kataloge keinen von diesen erwähnt; wahrscheinlich hielt er sie für nicht alt genug. Für die Briefe ist darin nicht vieles zu finden; doch habe ich aus jenen Codd., die mir die ältesten zu sein schienen, Einiges verglichen:

In den Codd. S. Marco 630 und 632, vielleicht aus dem X. Jahrhundert die ep. 174, die sich vor der Schrift de trinitate befindet.

S. Marc. 604 saec. XI. (litt. Longobard.) und S. Marc. 651 saec. XI—XII. die 4 Briefe zwischen Augustinus und Quodvultdeus.

S. Marc. 639 saec. XI. den langen Brief ad Paulinam de videndo deo (147), ein wie es scheint guter Text.

Einen vortrefflichen Cod. hatte ich an der Universitätsbibliothek zu Turin zu vergleichen: G V 26 saec. VII. Er enthält unter Anderem einen Theil der Collatio cum Pascentio, die bei Migne im Appendix hinter den Briefen beigegeben ist, und die 4 Briefe zwischen Augustinus und Pascentius. Die vielen Correcturen, die von einer zweiten Hand herrühren, betreffen meist nur die Orthographie und schaden um so weniger, als die alte Schrift durchaus noch deutlich erkennbar ist.

In Ivrea war nur aus dem Cod. 77 saec. X. das kleine Briefchen vor de trinitate (174) zu holen. Der Text desselben ist sehr rein und ohne Correcturen.

Noch an demselben Tage kam Referent Abends nach Vercelli, wo nur einige Kleinigkeiten zu suchen waren:

Cod. 104, 47 saec. X. der Brief 174 vor der Schrift de trinitate.

Cod. 76, 46 saec. IX—X. die ep. concilii Carthag. ad Innocentium papam (175) und dessen Antwortschreiben (181); zwei kleine Fragmente aus einem Briefe ad Dardanum und einem ad Volusianum wurden abgeschrieben. Wie durchaus alle Handschriften mit Concilsacten, die ich bisher zu vergleichen Gelegenheit hatte, so ist auch diese sehr fehlerhaft geschrieben.

Cod. 165, 6 saec. IX.—X. die ep. 250 und das in der Migne'schen Ausgabe darauf folgende Fragment; Fol. 221 a noch ein ganz kleines Bruchstück aus dem 78. Briefe.

Cod. 30, 94 saec. X. enthält die Excerpte des Eugyppius aus Augustinus. Da aber der Text in diesem Codex offenbar durch Glossen sehr corrumpirt ist, und zwei vorzügliche Handschriften des Eugyppius aus dem VII. Jahrhundert, eine in der vaticanischen (Vatic. ant. 3375) und eine in der Ambrosianischen Bibliothek (C 73 inf.) existiren, auch die Briefe, aus denen die betreffenden Excerpte genommen sind, sehr oft und in besseren Codd. sich finden, so war hier eine kleine Probe vom

Anfange, wo der Cod. der Ambrosiana verstümmelt ist, vollkommen genügend.

In der Ambrosiana zu Mailand wurde zuerst der Cod. des Eugyppius C 73 inf. saec. VII. verglichen. Im Anfange, wo sich der 167. Brief (ad Hieron.) findet, ist dieser Codex verstümmelt; im Uebrigen enthält er ep. 98, 1—3 und 9—10; ep. 120, 7—12 und 17—20 und ep. 265, 1—5.

Ambros. O 210 sup. saec. VIII. enthält die epp. 166 und 172.

Ambros. G 58 sup. saec. X—XI. hat den Brief ad Auxilium (250). Im

Ambros. F 60 sup. saec. VIII—IX. sind die excerpta Bobiensia, d. i. eine Menge meist ganz kleiner Bruchstücke aus verschiedenen Kirchenvätern, deren Namen am Rande stehen. Viele darunter sind mit Augustinus bezeichnet. Da aber nichts als der Name am Rande steht, und selbst dieser nicht immer verlässlich zu sein scheint, so wäre es eine zu lange dauernde und doch kaum erfolgreiche Arbeit gewesen, darin nach Excerpten aus den Briefen zu forschen. Bei dem Alter der Handschrift wäre eine Sichtung dieser Fragmente allerdings wünschenswerth.

Die letzte Arbeit war in Verona.

Der Cod. XVI, 14 saec. IX. enthält wieder den Briefwechsel zwischen Augustinus und Hieronymus; er stimmt im Allgemeinen mit den besseren Codd. überein, ist aber sehr fehlerhaft geschrieben und von zweiter Hand stark corrigirt.

Cod. XXXIII, 31 saec. VIII—IX. enthält mitten in der Schrift des Augustinus de fide et symbolo ein Stück aus dem 73. Briefe (ad Hieron.) und zwar cap. III 6—8 mit gutem Texte, ohne alle Correcturen.

Cod. LIX 57 saec. VIII. hat nur zwei kleine Bruchstücke, die sich oft in den Handschriften der Canones finden, nämlich eines aus dem Briefe ad Dardanum, das andere aus einem ad Volusianum.

Cod. LXII 60 saec. VIII—IX. gibt einen guten Text des 250. Briefes und des in der Migne'schen Ausgabe darauf folgenden Fragmentes.

Cod. LXIII 61 saec. XI. hat im Anfange 15 halbvermoderte Blätter mit Excerpten. Nach dem, was noch zu lesen ist,

sieht man, dass etwas aus einem Briefe an Evodius da war, wovon aber nur mehr 2 Zeilen lesbar sind.

Schliesslich noch einige Worte über den Cod. CCVIII, 204. Derselbe ist im XV. Jahrhunderte auf Papier geschrieben und enthält auf 14 Blättern (von Fol. 50 b bis Fol. 64 a) 55 noch unedirte, dem Augustinus zugeschriebene, aber durchaus unechte Briefe und am Ende noch ein Stück mit dem Titel: Augustinus de praedestinatione declaratio. Die Briefe sind meist sehr klein, mehrere bestehen nur aus 5—6 Zeilen, und die Form sowohl als der Inhalt lassen dieselben gleich in den ersten Zeilen als ein elendes Machwerk eines Scholastikers erkennen. In einem einzigen Briefe, dem 42., citirt hier Augustinus zugleich den Priscianus, den Boethius, ja sogar den Avicenna! Beim 46. Briefe scheint es schon frühzeitig einem Leser oder Abschreiber zu arg geworden zu sein; denn am Ende des Briefes steht von derselben Hand: hec augustin'. utrũ tñ hãc epl'a; scrips'it augustin' tp̃r sui erroris ignoro tñ parisius (so!) scripta est. Von diesen Briefen eine Abschrift zu nehmen war mir damals noch nicht gestattet; ich habe daher nur den 30. 39. 42. 43. 46. 50. 54. und 55. als Probe copirt.

Das ist das Ergebniss der halbjährigen Reise. Für die Briefe des Augustinus glaubt Referent das auf den italienischen Bibliotheken vorhandene und ihm bekannte, brauchbare Material vollständig gesammelt zu haben und kann versichern, dass die Collationen mit möglichster Sorgfalt gemacht und bei den ältesten Handschriften theilweise auch einer zweiten Durchsicht unterzogen worden sind. Für die Texteskritik wird diese Arbeit jedenfalls von Belang sein und zwar um so mehr, als die italienischen Handschriften vielfach in Lesearten und Wortstellungen übereinstimmend von der Ausgabe der Mauriner abweichen, die vorzugsweise französische Handschriften ihrem Texte zu Grunde gelegt haben.

Rühmend hervorzuheben ist endlich noch die grosse Bereitwilligkeit und Zuvorkommenheit, mit der man an den Bibliotheken Italiens dies Unternehmen unterstützt und gefördert hat.

# Zur Geschichte und Chronologie von Khwârizm.

## II. Theil.

Von

**Dr. Ed. Sachau,**

o. ö. Universitäts-Professor für oriental. Sprachen in Wien.

In dem Schematismus der arabisch-persischen Chroniken bildet die Geschichte der Khwârizmshâhs ein stehendes Capitel. Mit diesem Namen wird nicht jenes alte einheimische Fürstengeschlecht bezeichnet, welches seinen Ursprung von den Kayaniern der eranischen Urgeschichte ableitete, mit dessen Traditionen wir uns im ersten Theil dieser Beiträge beschäftigt haben, sondern eine viel spätere Dynastie, die Nachkommen des Anûshtegîn, welche sieben an der Zahl von A. H. 490—618 im Lande herrschten. Ursprünglich Lehensträger der grossen Seldschuken-Fürsten erklärten sie sich unabhängig, als das weitgedehnte Reich ihrer Lehensherren zerfiel, und es gelang ihnen nach und nach fast den ganzen Osten desselben ihrer Botmässigkeit zu unterwerfen. Die unter Cingizkhân hereinbrechenden Mongolen stürzten den Thron der Khwârizmshâhs, und der letzte derselben, der ritterliche Jalâl-aldîn Mankbarnî fiel nach jahrelangen, höchst abenteuerlichen Irrfahrten, die in den Annalen des fahrenden Ritterthums ihresgleichen suchen, A. H. 628 Shawwâl (A. D. 1231 August) durch die Hand räuberischer Kurden.

Die Vulgata der auf die Khwârizmshâhs bezüglichen Tradition ist aus der grossen Compilation Mîr Khâwands (Mirkhonds), Rauḍat-alṣafâ von dem um orientalische Geschichte so hochverdienten französischen Akademiker C. Defrémery im

persischen Text bekannt gemacht (Histoire des Sultans du Khwârizm, Paris 1842). Dagegen ist uns bisher keine Originalquelle bekannt geworden, welche die frühere Geschichte des Landes während der vier Jahrhunderte von der muhammedanischen Eroberung A. H. 95 bis 490 im Zusammenhang behandelt; für unsere Kenntniss dieser Periode sind wir lediglich auf hier und da zerstreute Notizen angewiesen. Khwârizm war eine Dependenz der Statthalterschaft Khurâsân und späterhin jener selbstständigen Reiche, welche die Statthalter aus den Geschlechtern des Ṭâhir ben Ḥusain (A. H. 205), des Ya'ḳûb ben Laith (259) und des Naṣr ben 'Aḥmad ben 'Asad ben Sâmân (261) bei nomineller Anerkennung der Oberherrlichkeit der Chalifen im Osten des Chalifats hauptsächlich aus den drei Ländern Khurâsân, Transoxanien und Khwârizm gründeten. Besonders das Letztere hatte zu jeder Zeit eine starke, aus seiner geographischen Lage sehr wohl begreifliche centrifugale Tendenz, welche nach dem Zerfall des Samaniden-Reichs zu einer freilich nur kurze Zeit dauernden politischen Selbstständigkeit führte.

Ueber die näheren Umstände der Vereinigung Khwârizms mit der Herrschaft der Samaniden erfahren wir aus Mirkhond (Defrémery, Histoire des Samanides 115), dass der Statthalter von Khurâsân, Râfi' ben Harthama es dem Ismâ'îl ben 'Aḥmad, der im Namen seines 261 mit Transoxanien belehnten Bruders, Naṣr ben 'Aḥmad, Bukhârâ verwaltete, auf seinen Wunsch cedirte. Das Jahr dieser Cession wird nicht angegeben; sie muss aber zwischen A. H. 268—272 stattgefunden haben. Denn in dem ersteren Jahr wurde Râfi' an Stelle des 'Aḥmad ben 'Abdallâh Alkhujistânî vom Heer zum Anführer erwählt und als Statthalter von Khurâsân bestätigt (Ibn Al'athîr ed. Tornberg VII, 256). Durch das gute Einvernehmen, welches zwischen Râfi' und Ismâ'îl bestand und aus dem diese Cession hervorging, wurde aber der Bruder des letzteren, Naṣr, bald in dem Grade beunruhigt, dass er 272 mit Heeresmacht gegen Bukhârâ heranzog; es kam jedoch zu einem Vergleich und Ismâ'îl blieb ein treuer Vasall seines Bruders und Herrn, dem er späterhin auf dem Throne nachfolgte (Ibn Al'athîr VII, 193).

Dies Abhängigkeitsverhältniss zum Hofe von Samarḳand scheint bis zum Sturz der Samaniden unverändert dasselbe

geblieben zu sein; in ihrem Namen wurde das Land regiert, der Norden mit der Hauptstadt Gurgânj von einem hierfür speciell ernannten Gouverneur, der Süden mit der Hauptstadt Kâth von den Sprösslingen des alten Chosroen-Geschlechts. An einzelnen Thatsachen aus dieser Periode ist nur wenig überliefert; wir erwähnen das Folgende: der Samanide Naṣr ben 'Aḥmad (A. H. 301—331) schickte den rebellischen Gouverneur von Bukhârâ, Muḥammad ben Junaid[1], nachdem er ihn besiegt und gefangen genommen (306), in die Verbannung nach Khwârizm. Viel später (377) verbannte Nûḥ ben Manṣûr seinen Vezir ʿAbdallâh ben ʿAzîz dorthin, berief ihn aber 383, als Bughrâkhân sich Transoxaniens bemächtigt hatte, zurück (Reynolds, Kitab-i-Yamini III. 124).

Zu Anfang des Jahres 309 kämpfte der Khwârizmshâh (sein Name wird nicht erwähnt) im Heere seines Lehnsherrn Naṣr gegen Lailâ ben Nuʿmân, den General des Aliden Ḥasan ben Ḳâsim, der Dailam und Ṭabaristân beherrschte und von dort aus Khurâsân den Samaniden zu entreissen suchte (Histoire des Samanides 135). Es fehlte aber auch nicht an Empörungsversuchen in dieser Periode. ʿAbdallâh ben Ashkâm rebellirte in Khwârizm gegen Nûḥ ben Naṣr A. H. 332; er wurde in die Flucht geschlagen und begab sich an den Hof des Türkenkönigs; von diesem an Nûḥ ausgeliefert, wurde er amnestirt (Ibn Al'athîr VIII, 310; Hist. des Samanides 249).

Dass die Khwârizmier, sowohl der Statthalter von Gurgânj als auch der Khwârizmshâh, ihrem Lehnsherrn, Nûḥ ben Manṣûr, als er 383 vor Bughrâkhân (Shihâb-aldaula Hârûn ben Sulaimân Îlek) über den Oxus floh und bei Âmul-alshaṭṭ seine flüchtigen Schaaren sammelte, treue Vasallendienste leisteten, und dass er nach seiner Rehabilitation sie zum Lohn dafür, den ersteren mit Nasâ, den letzteren mit Abîward belehnte, ist schon im ersten Theil dieser Beiträge bemerkt.

In den beiden letzten Decennien des 4. Jahrhunderts der Flucht traten die Samaniden vom Schauplatz der Geschichte ab. Die äussere Veranlassung ihres Sturzes gab ein türkisches

---

[1] Für جنيد bei Mirchond (Histoire des Samanides 134) ist bei Ibn Al'athîr VIII, 66 حىد (?) überliefert.

Nachbarreich, welches sich östlich von der Steppe Pamir ungefähr auf jenem Territorium, welches heutigen Tages das Reich des Ya'ḳûb Beg von Yarkand ausmacht, gebildet hatte. Die bedeutendsten Städte dieses Reiches waren Kâshghar, Balasâghûn, Ûzkand und Khutan. Schon 383 hatten diese Türken unter Bughrâkhân Samarḳand und Bukhârâ erobert; er verliess Transoxanien aber wieder im folgenden Jahre und starb kurz darauf. Definitiv wurde Bukhârâ und ganz Transoxanien A. H. 389 von Ilekkhân (Shams-aldaula 'Abû-Naṣr 'Aḥmad ben 'Alî), dem Fürsten von Kâshghar erobert und damit der Herrschaft des Hauses Sâmân ein Ende gemacht (Mirkhond, Hist. des Samanides 197; Ibn Al'athîr IX, 105). Die Prinzen und bedeutendsten Anhänger desselben liess Ilekkhân gefangen setzen; jedoch einer von ihnen, Prinz Munṭasir, entfloh 390 nach Khwârizm und versuchte das Reich seiner Väter wieder zu gewinnen. Fünf Jahre lang irrte er, begleitet von einigen Anhängern seines Hauses, mit wechselndem Glück umher; in Transoxanien wurde er von den Generälen Ilekkhâns, in Jurjân von Kâbûs ben Washmgîr und in Khurâsân von den Ghaznawiden vertrieben (Hist. des Samanides 198; Ibn Al'athîr IX, 111). Als er 394 bei Nasâ lagerte, wandten sich die Einwohner aus Furcht vor den Gewaltthätigkeiten seiner Begleiter an den Khwârizmshâh mit der Bitte um Schutz und Hülfe. Der Sohn desselben Statthalters von Gurgânj, der einige Jahre früher (383) dem flüchtigen Vorfahren des Muntaṣir hülfreiche Dienste geleistet hatte, liess jetzt seinen Anhang überfallen und niedermachen. Muntaṣir selbst entkam, wurde aber schon im folgenden Jahr (395 Rabî' I.) getödtet (Reynolds, Kitab-i-Yamini 262; Hist. des Samanides 206). Die Haupterben, welche sich in die Verlassenschaft der Samaniden theilten, waren die Fürsten von Kâshghar und die Nachkommen Sabuktegîns, die Ghaznaviden. Ersteren fiel alles Land jenseits des Oxus zu, letztere annectirten Khurâsân. Khwârizm, welches mit beiden Ländern in gleich loser Verbindung steht, hatte auch seinen Antheil an dieser Erbschaft; es ererbte seine politische Unabhängigkeit.

Für die folgende Zeit fliessen nun die historischen Quellen etwas reichlicher, und es ist der Zweck der folgenden Blätter, mit Hülfe der verfügbaren Materialien die Geschichte Khwâ-

rizms in dem Zeitraum von A. H. 385—490 näher zu beleuchten. Wir zerlegen diesen Abschnitt in drei Theile:

I. Dynastie Ma'mûn 385—407.

II. Dynastie Altûntâsh 407–432. Interregnum des Shâh-malik 432—434.

III. Khwârizm unter den Seldschuken 434—490.

Für I. und II. stehen uns die Nachrichten zeitgenössischer Berichterstatter zur Verfügung. Für die erste Periode (bis A. H. 410) gewährt Al'utbîs Ta'rîkh-i-Yamînî authentische Information. Abstammend aus einer hochgestellten Beamten-familie der Samanidenfürsten, selbst Secretär des grossen Maḥ-mûd, war er in der günstigsten Lage, die Materialien zu einer Biographie seines Herren zu sammeln. Seine Schönschreiberei hat ihm einen grossen Namen erworben, den er als Geschichts-schreiber nicht verdient; zwar ist er unparteiisch und aufrichtig, soweit als ein Beamter Maḥmûds es sein durfte, aber er zeichnet die Ereignisse nur in grossen Umrissen, ohne uns in die tieferen Ursachen, in das innere Getriebe jener grossartigen Zeit, das ihm sehr wohl bekannt sein musste, Einblicke thun zu lassen. Vgl. Elliot, History of India II, 14 ff. Reynolds Wiedergabe der persischen Uebersetzung ist mit Vorsicht zu gebrauchen; in zweifelhaften Fällen habe ich die Handschriften der k. k. Hofbibliothek zu Rathe gezogen.

Viel höher schätzen wir den Werth der grossen Ghaz-nawiden-Geschichte von Albaihaḳî ('Abû-alfaḍl Muḥammad ben Alḥusain), von der leider nur die auf Mas'ûd bezügliche Partie erhalten zu sein scheint. Sein Werk ist nichts weniger als eine dürre Chronik, sondern macht vielmehr den Eindruck von Memoiren eines quiescirten hohen Staatsbeamten, der mit grossem Freimuth die geheimsten Triebfedern der Zeit, an deren Ereignissen er selbst Theil nahm, aufdeckt. Weniger zugeknöpft, objectiver und freimüthiger als Al'utbî referirt er theils in chronikenartiger Form, theils in ausführlichen Excursen über alle Ereignisse seiner Zeit — mit häufigen Rückblicken in die Vergangenheit — bis in die kleinsten Details, ja mit einer gewissen Vorliebe für das Detail, und gewährt uns auf diese Weise tiefe Einblicke in das politische Leben des Orients in einer seiner grössten Perioden, wie es nur wenige andere orientalische Historiographen gethan haben. Seine Aufgabe

wurde ihm wesentlich erleichtert durch seine officielle Stellung. Maḥmûd und nach ihm Mas'ûd consultirten in allen wichtigen Fragen zwei Männer: 'Aḥmad ben Alḥasan Almaimandî (nach ihm 'Abû-Naṣr 'Aḥmad ben 'Alî ben 'Abd-alṣamad) und 'Abû-Naṣr Mushkân, von denen wir jenen als den Ministerpräsidenten, diesen als den Chef der staatlichen Correspondenz [1] bezeichnen möchten. Der Secretär des letzteren war Albaihaḳî. Alle wichtigen Actenstücke gingen durch seine Hände oder waren von ihm selbst geschrieben. Er conferirte oft direct mit dem Fürsten und kannte alle leitenden Persönlichkeiten des Ghaznawiden-Reiches. Dass er für die Geschichte Khwârizms seinen älteren Zeitgenossen, Albîrûnî, copirt, und in welchem Verhältniss Albîrûnî zu den von ihm beschriebenen Ereignissen stand, ist schon im ersten Theil dieser Beiträge erwähnt. Im übrigen verweisen wir auf den Artikel aus den Federn der beiden hochverdienten Herren Sir Henry Elliot und Prof. Dowson in History of India II, 53 ff. Ueber Al'utbî wie Albaihaḳî vgl. auch W. Nassau-Lees, Materials for the history of India, Journal of the Royal Asiatic Society, Sept. 1868 (Separatabdruck) S. 14 ff.

Aus diesen beiden Quellen fliesst der breite, aber seichte Strom der späteren Tradition bei Ibn-Al'athîr, Rashîd-aldîn und Mirkhond. Firishta muss ausser Al'utbî und Albaihaḳî noch andere Gewährsmänner gehabt haben.

Ueber die Quellen von III. (Khwârizm unter den Seldschuken) verweisen wir auf den Anfang dieses Abschnitts.

## I. Dynastie Ma'mûn (مامونيان).

Die vier Fürsten aus diesem Hause, welche nach einander den Thron bestiegen, waren Ma'mûn ben Muḥammad, seine beiden Söhne 'Alî ben Ma'mûn und Ma'mûn ben Ma'mûn, und sein Enkel Muḥammad ben 'Alî.

Ueber die Abstammung des Ma'mûn und seine Geschichte vor A. H. 383 fehlt es gänzlich an Nachrichten. Wir erfahren nur, dass er als Wâlî von Gurgânj im Namen des Samanidenkönigs Nûḥ ben Manṣûr Nord-Khwârizm verwaltete, nicht aber, wann er mit diesem Amte bekleidet, noch auch, ob schon seine

[1] 'Abû Naṣr war كاتب الانشاء. Er starb A. H. 431, Ibn Al'athîr IX, 321.

Vorfahren dasselbe Amt innegehabt. Wir wissen, dass er noch A. H. 383 und 385 in dem Gehorsam gegen seinen Herrn verharrte, indem er in ersterem Jahr ihm behülflich war, seine flüchtigen Anhänger in Âmul-Shaṭṭ zu sammeln, in letzterem auf Nûḥs Befehl den die Gnade seines Herrn ansuchenden früheren Statthalter von Khurâsân 'Abû-Alî ben Sîmjûr in Khwârizm gastlich aufnahm und nach Bukhârâ sandte. Wir haben ferner schon erwähnt, dass er durch einen Gewaltstreich sich der Person des Fürsten von Süd-Khwârizm, des eigentlichen Khwârizmshâh 'Abû-'Abdallâh Muḥammad bemächtigte, ihn tödten liess, sein Reich occupirte und durch einen in Kâth residirenden Unterstatthalter verwalten liess. So war die Zweitheilung des Landes, welche nach Albîrûnî — allerdings unter mannigfach wechselnden Verhältnissen — seit der Zeit der muhammedanischen Eroberung existirt hatte, endlich beseitigt und Ma'mûn Alleinherrscher von Khwârizm. Niemand scheint gegen diese Usurpation Einsprache erhoben zu haben; der Samanidenkönig, der in erster Linie dazu berechtigt und verpflichtet gewesen wäre, war vollauf beschäftigt, sich seiner östlichen türkischen Nachbarn zu erwehren.

Zugleich mit der Herrschaft des Khwârizmshâh eignete sich Ma'mûn auch seinen Titel an, der noch in viel späteren Jahrhunderten, weil aus dem höchsten Alterthum herstammend, einen besonderen Klang gehabt zu haben scheint. Er sollte aber nicht lange seiner neuen Errungenschaft sich erfreuen. Schon zwei Jahre später (A. H. 387) wurde er bei einer von seinem Heeresobersten gegebenen Unterhaltung von seinen eigenen Garden getödtet. In demselben Jahre (13. Rajab) starb auch sein Lehnsherr Nûḥ ben Manṣûr auf dem Krankenbett. Reynolds, Tarikh-i-Yamini 197; Ibn Alathîr IX, 91. 93.

Mit dem Tode Nûḥs war die Macht der Samaniden, obwohl sein Sohn Manṣûr, ein Spielball in den Händen der Emire, noch zwei Jahre auf dem Thron sass, gebrochen und das Abhängigkeitsverhältniss Khwârizms zum grossen samanidischen Reichskörper in der That gelöst — wenigstens für so lange, als nicht die de facto-Erben desselben, die Nachfolger Ilek-Khâns oder die Ghaznawiden, auf das Recht ihrer Vorgänger fussend die Oberherrlichkeit über Khwârizm als einen Theil dieser Erbschaft beanspruchten.

Auf Ma'mûn folgte sein Sohn 'Alî (Ibn Alathîr IX, 93), der sich um die Gunst seines mächtigen Nachbars, des grössten Ghaznawiden Maḥmûd bewarb. Der Erfolg hat seine Politik gerechtfertigt, während es zu jener Zeit noch durchaus zweifelhaft sein musste, welches von den beiden von Jugendkraft strotzenden Reichen des Ilek-Khân und Maḥmûds das andere überwinden oder wenigstens überdauern werde. Beide maassen sich in wiederholten, blutigen Kämpfen, und schliesslich waren es nicht Maḥmûds Waffen, sondern Zwistigkeiten unter den Nachkommen Ilek-Khâns, welche das von ihm gegründete Reich einem baldigen Verfall überantworteten und zwar zu einer Zeit, als das Reich der Ghaznawiden noch ungetheilt, wenn auch nicht ohne Symptome der Auflösung, existirte. Vielleicht schloss sich 'Alî auch deshalb an den Herrn in Ghazna an, weil er entfernter war als derjenige in Samarḳand. 'Alî erhielt Maḥmûds Schwester Ḥurra zur Frau [1] und das friedliche Einvernehmen der beiden Fürsten wurde bis zum Tode 'Alîs in keiner Weise gestört. Einen Beweis des Vertrauens, welches Maḥmûd seinem Schwager schenkte, liefert folgendes Ereigniss aus dem Jahre 396: Als Subashîtegîn auf Ilek-Khâns Befehl zu einer Zeit, als Maḥmûd in Indien gegen Mûltân zog, in Khurâsân einfiel, wurde er von Maḥmûds vielbewährtem Heerführer Arslân Jâdhib geschlagen, und da er den Rückzug über den Oxus nicht bewerkstelligen konnte, floh er in der Richtung von Sarakhs nach Jurjân. Arslân Jâdhib verfolgte ihn und nachdem das feindliche Heer gänzlich aufgerieben war, schickte er von Nasâ aus seine Bagage an 'Alî nach Khwârizm zur Aufbewahrung und vereinigte sich in Tûs mit dem mittlerweile aus Indien herbeigeeilten Maḥmûd. [2]

[1] Wilkens, Historia Gaznevidarum 63—66. حره d. i. حُرّة Albaihaḳî 845, 7. 9. (bis). Die beiden auf حره folgenden Wörter das. 838, 7 sind entweder entstellt oder gehören nicht hierher. ‚Zwischen ihm und dem Emir Maḥmûd bestand eine treue Freundschaft. Sie schlossen einen Contract, und Ḥurra die Tochter des Emir Sabuktegîn brachte man dorthin (nach Khwârizm) und sie wohnte von nun an im Zelte des 'Abû-al'abbas'. وحره كه كالكجي را دختر امير سبكتكين آنجا آوردند.

[2] Ibn Alathîr IX, 133; Wilkens, Hist. Gaznevidarum 163. Bei Reynolds, Tarikh-i-Yamini 333 ist die Sache falsch verstanden; nach seiner Darstellung wäre es Subashîtegîn gewesen, der dem 'Alî seine Bagage zur Aufbewahrung zuschickte.

Anderweitige Begebenheiten aus 'Alîs Regierung werden nicht überliefert; nicht einmal sein Todesjahr ist bekannt. Hier ist aber eine Notiz bei Firishta zu berücksichtigen, s. Briggs, History of the rise of the Mahomedan power in India I, 55: Abool Abbas Mamun, king of Khwârizm, in the course of the same year (d. i. 406) wrote to Mahmood asking his sister in marriage, to which de king having agreed, she was sent to Khwârizm. Man könnte aus dieser Nachricht schliessen, dass 'Alî um diese Zeit (kurz vor 406) gestorben wäre, weil sein Bruder und Nachfolger Ma'mûn seine Wittwe, Maḥmûds Schwester, heirathete. Jedoch ist diese Nachricht unzuverlässig; sie entstellt die Thatsache, indem Ma'mûn die Ḥurra einfach übernahm, sie also nicht erst damals nach Khwârizm geschickt wurde; auch enthält sie ein falsches Datum, da 406 'Alî wenigstens schon zwei Jahre todt war. Sein Todesjahr lässt sich nicht genau präcisiren; es muss zwischen 396 und 404, vielleicht zwischen 396—401 fallen, wie sich in der Folge ergeben wird.

Ma'mûn, mit vollem Namen 'Abû-al'abbâs Ma'mûn ben Ma'mûn, setzte die Politik seines Bruders gegenüber dem Hofe von Ghazna fort, was um so begründeter war, als sich Maḥmûds Reich mittlerweile consolidirt und zur ersten asiatischen Grossmacht entwickelt hatte. Wir haben schon erwähnt, dass Ma'mûn seine verwittwete Schwägerin Ḥurra, Maḥmûds Schwester, mit dessen Zustimmung heirathete (Reynolds, Tarikh-i-Yamini 444). Er beobachtete die grösste Rücksicht gegen seinen mächtigen Schwager, so dass er sogar, als der Khalif Alḳâdir (381—422) ihm die Investitur mit dem Titel *'Ain-aldaula wa zain-almilla* verlieh, in der Befürchtung, die Eifersucht Maḥmûds zu erregen, diesen Umstand geheimhalten liess. Die Sache wurde erst nach dem Conflict bekannt, der den Sturz des Hauses Ma'mûn zur Folge hatte.

Ueber die Ursache dieses Conflictes wird überliefert, dass Maḥmûd von seinem Schwager die Khuṭba verlangt d. h. gefordert habe ihn durch die Nennung im Kanzelgebet als seinen legitimen Herren anzuerkennen. Reynolds 444; Ibn Alathîr IX, 184. Ma'mûn, geneigt ihm zu willfahren, consultirt die Grossen seines Reiches; diese wollen nichts von der Sache wissen und drohen Ma'mûn mit Gewalt für den Fall, dass er

nachgäbe. Es entsteht ein Tumult und die Rebellen, getrieben von der Furcht vor den Folgen ihrer Widersetzlichkeit, tödten den Ma'mûn. Wer die eigentlichen Mörder waren, blieb unbekannt.

Eingehenderes erfahren wir von einem durch diese Ereignisse unmittelbar betroffenen Augenzeugen, von Albîrûnî, der (wie schon oben erwähnt) 7 Jahre lang im Dienste dieses Fürsten gestanden und ihm ein vertrauter Rathgeber gewesen zu sein scheint. Ma'mûn muss nach dem Lobe, welches ihm Albîrûnî ertheilt, wenigstens ein sehr unbedeutender Mensch gewesen sein; Albîrûnî legt ihm neben lobenswerthen Eigenschaften auch nicht-lobenswerthe bei und bezeichnet es als seine grösste Tugend, dass er niemals sich gemeiner Schimpfreden bedient, sondern im heftigsten Zorn jemanden höchstens mit den Worten: ‚Du Hund' angeredet habe (Albaihaḳî 837. 838).

Maḥmûd wollte ‚nach dem Kriege von Ûzkand' (پس از جنك اوزكند)[1] mit den Khâns von Turkistân ein Freundschaftsbündniss schliessen. Seine Gesandten gehen dorthin ab und er stellt an Ma'mûn das Ansinnen seinerseits, einen Gesandten mitgehen zu lassen, damit er über den Lauf der Verhandlungen

---

[1] In welches Jahr dieser Krieg fällt, wird nicht angegeben. Es ist zu bemerken, dass er nicht identisch sein kann mit dem weiter unten erwähnten Kriege بر در اوزكند ‚vor den Thoren von Uzḳand', denn nach dem ersteren sucht Maḥmûd erst mit den türkischen Fürsten ein Freundschaftsbündniss abzuschliessen (Albaihaḳî 840, 16), während er zur Zeit des zweiten Krieges, der auf Albîrûnîs Rath durch Ma'mûn beigelegt wurde, mit ihnen befreundet war (das. 844, 12 (وبا امير محمود دوست)

Wahrscheinlich ist hier jener Krieg des Jahres 401 zwischen Ilek-khân und seinem Bruder Ṭughân-khân gemeint. Letzterer, der die Osthälfte des Reiches verwaltete, setzte sich ohne Wissen seines Bruders Ilek mit Maḥmûd in Verbindung, weshalb Ilek mit Heeresmacht gegen Uzkand vorrückte, aber durch Schneefall zurückgehalten wurde. Auf Wunsch beider Parteien vermittelte Maḥmûd den Frieden zwischen den beiden Brüdern. Reynolds 371; Ibn Alathîr IX, 156.

Wenn die Beziehung dieser Ereignisse auf den Krieg des Jahres 401 richtig ist, so muss 'Alî ben Ma'mûn also schon vor 401 gestorben sein. Albîrûnî sagt, dass er dem Ma'mûn sieben Jahre lang gedient habe; das wäre vermuthlich seine ganze Regierungszeit von 400—407.

beständig unterrichtet sei[1]. Ma'mûn weigert sich; wahrscheinlich fürchtete er seiner Souverainität etwas zu vergeben, indem er nicht als selbstständig pactirende Macht auftreten würde; er will mit den Khâns nichts zu schaffen haben. Den Maḥmûd verdriesst dies; der Vezir 'Aḥmad ben Ḥasan Maimandî schürt seinen Unwillen und räth zum Kriege. 'Aḥmad gibt dem Gesandten, der Ma'mûns Antwort überbracht hatte, zu verstehen, dass es nach seiner Privatansicht für Ma'mûn das Beste sei, wenn er in Maḥmûds Namen die Khuṭba lesen lasse. ,Was sind das für unnütze Gedanken, die deinem Herrn gekommen sind, und was für Hallucinationen sieht er, dass er in Betreff unserer Botschaft an die Khâns solche Dinge redet und einem ungegründeten Verdacht Raum gibt! Unser Sultan denkt nicht an dergleichen. Wenn er (Ma'mûn) aber von all diesem Gerede frei sein und seine Herrschaft vor der Gier weltlich gesinnter Leute gesichert sehen will, — warum lässt er nicht in des Sultans Namen die Khuṭba lesen? dann braucht er sich um alles dies nicht zu beunruhigen. Aber, bei Gott, dies spreche ich nur aus eigenem Antriebe als einen guten Rath für ihn, um jeden Argwohn zu entfernen. Der Sultan

---

Das Wort Ilek ايلك wird appellativisch für die türkischen Fürsten dieser Familie, welche Transoxanien beherrschten, Khâḳân خاقان für die Beherrscher der Osthälfte des Reiches, des eigentlichen Turkistân (mit Uzḳand, Balâsâghûn, Kâshghar und Khutan, das aber zu Zeiten ein Reich für sich bildete), und Khân خان für die einzelnen mehr oder weniger unabhängigen Prinzen dieses Hauses gebraucht. Der Plural von خان ist خانيان (wie ساليان von سال, ماهيان von ماه), aber auch خانان, und eine Schwierigkeit besteht darin, dass in den Handschriften خاقان und خانان häufig verwechselt werden (s. z. B. Albaihaḳî 98 die Variante zu Z. 4). Da wir nun über die Geschichte dieser Dynastie sehr wenig unterrichtet sind, so ist es oft unmöglich zu entscheiden, ob man *,der Khâḳân'* oder *,die Khâns'* zu übersetzen hat; auch der grammatische Unterschied des Singulars und Plurals ist keine genügende Hülfe, da Khâḳân mit dem Pluralis majestaticus verbunden werden kann.

[1] Albaihaḳî 840 Z. 2 v. u. ist verderbt. Für آنچه رود بشهر وى باشد liess آنچه رود بمشهد وى باشد und vgl. das. 845, 8 تا آنچه رود بمشهد او باشد

weiss nichts von dem, was ich sage, und hat mir in dieser Richtung keinerlei Ordre ertheilt. Aber Gott weiss es am besten!'

Diese Verhandlung fand in Kâbul statt. Noch in demselben Jahr unternahm Maḥmûd einen Zug nach Indien. Ma'mûn begriff das Gefährliche seiner Lage; er conferirte mit Albîrûnî und beschloss einen neuen Gesandten nach Ghazna (bei Albaihaḳî immer Ghaznîn) zu senden, um die Sache nicht zum Aeussersten kommen zu lassen. Mit diesem Auftrage betraute er einen gewissen Ya'kûb aus Jand, der schon einmal zur Zeit der Samaniden in ähnlicher Eigenschaft nach Bukhârâ gegangen war, den aber Albîrûnî, 'Abû-Sahl und andere für einen schlechten, dazu gänzlich ungeeigneten Menschen hielten. Diese Befürchtungen waren nur zu begründet; seine Sendung war erfolglos und nach längerem Aufenthalte schrieb er im khwârizmischen Dialect einen langen Brief an Ma'mûn voll Geklatsch über Maḥmûd, der den Streit nur noch mehr anfachte als beilegte. Als Mahmûd ‚drei Jahre später' (پس ازين سه سال) Khwârizm erobert hatte (Anfang 408) und die Staatspapiere durchsehen liess, wurde auch dies Schreiben gefunden; Maḥmûd liess es sich übersetzen und befahl den Ya'kûb Jandî zu tödten.

Maḥmûds Vezir 'Aḥmad schreibt nun an Ma'mûn und droht mit Gewaltmassregeln. Ma'mûn versammelt die Notabeln des Heeres und des Reiches und theilt ihnen die Sachlage mit. Es entsteht ein Tumult, man greift zu den Waffen, beschimpft den Ma'mûn und nur dadurch gelingt es ihm die Meuterer zu beruhigen, dass er vorgibt, sie nur mit der Absicht ihre Meinung zu erfragen zusammenberufen zu haben. Ma'mûn consultirt wieder mit Albîrûnî. Dieser sucht die hervorragendsten der Rebellen zu gewinnen und bringt sie wirklich soweit, dass sie vor Ma'mûn erscheinen und sich entschuldigen. Es folgt eine neue Berathung zwischen ihm und Albîrûnî. Ma'mûn sieht sich gegen seinen Willen zum Kriege gegen seinen Schwager gezwungen und Albîrûnî räth ihm sich nach Verbündeten umzusehen und zu dem Behuf zwischen Ilek-khân und den Khâns von Turkistân, die sich vor Uzḳand bekämpften [1], den Frieden

[1] Dieser Krieg, der ungefähr in die Jahre 404—405 fallen muss, ist mir aus anderen Quellen nicht bekannt. Als Ilek-khân 403 starb, folgte ihm sein Bruder Tughân-khân (403—408). Vermuthlich brachen bei dieser

zu vermitteln; dadurch werde er sich beide Parteien zu Dank verpflichten. Bis dahin waren die türkischen Fürsten mit Maḥmûd befreundet, aber mit Ma'mûn verfeindet. Letzterer ging auf diesen Vorschlag ein, entsandte eine mit reichen Geschenken versehene Botschaft nach Uzḳand, die Türkenfürsten nahmen seine Vermittelung an und Albîrûnîs Plan gelang vollständig.

Als Maḥmûd, der in Balkh eine Armee sammelte, von diesen Dingen Kenntniss erhielt, loderte sein Unwille nicht allein gegen den Khwârizmshâh, sondern auch gegen die Türkenfürsten hell auf. Den Letzteren warf er ihr Benehmen als ein treuloses vor; sie aber berufen sich auf das frühere gute Einvernehmen zwischen Maḥmûd und seinem Schwager und erbieten sich den Frieden zu vermitteln. Maḥmûd würdigt dies Anerbieten keiner Antwort.

Der Khân von Turkistân unterrichtet den Khwârizmshâh von der Sachlage, und dieser schlägt nun vor, gemeinschaftlich mehrere Heerhaufen nach Khurâsân zu werfen, die bald hier bald dort erscheinend den Maḥmûd ermüden sollten, ohne sich seinem Angriff zu stellen; die Einwohner sollten jedoch geschont werden. Aber der Khân und Ilek wollen sich nicht auf dies Unternehmen einlassen; sie wagen nicht es mit Maḥmûd zu verderben, erbieten sich aber nochmals die Vermittlerrolle zu übernehmen.

Maḥmûd, der während des Winters (407), in Balkh residirte, war durch seine Spione von allem unterrichtet. In Balkh kommen von neuem Gesandte von Ilek-Khân und dem Khân zu ihm, die er aber, nachdem er ihnen erklärt, dass durch die jüngste Politik der türkischen Fürsten alle früheren Beziehungen zwischen ihnen aufgehoben seien, zurückschickt. Maḥmûd stellt

---

Gelegenheit Erbfolgestreitigkeiten aus, auf welche wir diesen Krieg vor Uzḳand, dem Berührungspunkt zwischen dem westlichen und östlichen Türkenreich, zu beziehen haben werden. Nur unter dem Gründer Bughrâkhân und seinem Nachfolger Ilek-Khân scheint die Einheit des Türkenreiches bewahrt geblieben zu sein. Schon unter Letzterem dürfte die Spaltung in ein Ost- und Westreich eingetreten sein, und bald darauf scheinen einzelne Prinzen dieses Hauses ihre Statthalterschaften (die einzelnen Provinzen von Bukhârâ, Sughd und Farghâna, Kâshghar und Khutan) als unabhängige Fürstenthümer vom Reichskörper losgerissen zu haben.

nun ein Ultimatum an Ma'mûn, indem er die Khuṭba, werthvolle Geschenke und Geiseln verlangt. Ma'mûn blieb nichts übrig als zu gehorchen, und so kam ein Vergleich zu Stande. In Nasâ, Farâwa[1] und den übrigen Städten — mit Ausnahme von Gurgânj und Khwârizm — sollte die Khuṭba in Mahmûds Namen gelesen werden; ferner sollte Ma'mûn ihm 80,000 Denare und 3000 Pferde zugleich mit den Gelehrten, Richtern und anderen der angesehensten Persönlichkeiten des Landes zuschicken. Warum Maḥmûd diese letzteren verlangte, ob als Geiseln oder aus irgend einem anderen Grunde, wird von Albîrûnî nicht angedeutet.

Als das khwârizmische Heer, welches unter dem Oberbefehl des Kämmerers Alptegîn Bukhârî[2] in Hezârasp an der Grenze gegen Khurâsân versammelt war, von diesem Vergleich Kunde erhielt, zog es in offenem Aufruhr gegen die Hauptstadt heran, ermordete den Vezir und die anderen Rathgeber Ma'mûns; andere flohen oder verbargen sich. Der Fürst selbst flüchtete sich in das königliche Schloss; die Rebellen steckten es aber in Brand, drangen ein und tödteten ihn. Dies geschah am Mittwoch in der Mitte des Shawwâl 407. Ma'mûn starb in einem Alter von 32 Jahren.

Die Rebellen setzten seinen Bruderssohn, den siebzehnjährigen 'Abû-alḥârith Muḥammad ben ʿAlî auf den Thron und machten 'Aḥmad Ṭughân zu seinem Vezir. Factisch aber hatte Alptegîn alle Macht in Händen und trieb sein Unwesen vier Monate lang (also von Mitte Shawwâl 407 bis Mitte Ṣafar 408).[3]

[1] Nasâ ist entfernt von Sarakhs 2, von Merw 5, von Abîward 1, von Nishâpûr 6—7 Tagereisen. Farâwâ ist ein kleiner Ort zwischen Nasâ, Dahistân und Khwârizm, eine von ʿAbdallâh ben Ṭâhir unter Ma'mûns Chalifat erbaute Poststation (رباط). Yâḳût IV, 776; III, 866.

[2] Für Alptegîn السكين hat Alʿutbî (Reynolds 444) und die von ihm abgeleitete Tradition (Mirchond, Historia Gaznevidarum Cap. 14 und Khwândamir, Habîb-alsiyar in Elliots History of India IV. 176) ىيالىكىن (Niyâltegîn, Yanâltegin?).

[3] Albaihaḳî 848, 10: وهرچه خواستند می کردند از کشتن ومال ونعمت ستدن وخان ومان کندن وهرکسی را که با کسی تعصب بود راست کردند بزور تمام چهار ماه هوا ایشان را صافی بود وخانهٔ آن ملك را بدست خویش ویران کردند
Das Subject sind ‚die Rebellen'.

Als Maḥmûd und sein Vezir 'Aḥmad diese Vorfälle erfuhren, war der Krieg, den man schon während des ganzen Winters vorbereitet hatte, eine beschlossene Thatsache; vorher aber wollte man Unterhandlungen mit den Rebellen anknüpfen, um die Frau des gemordeten Fürsten, Maḥmûds Schwester, Ḥurra, aus ihren Händen zu befreien und in Sicherheit zu bringen. Ein Gesandter wurde mit solchen Instructionen nach Khwârizm abgeschickt. Mittlerweile liess 'Aḥmad in Khuttalân, Ḳubâdhiyân und Tirmidh alle Vorbereitungen zum Feldzuge treffen, Schiffe herrichten und in Âmûî [1] Proviant sammeln.

Die Rebellen gingen in die ihnen gelegte Falle; sie lieferten die Princessin aus und versprachen, wenn Maḥmûd seinen Zug gegen Khwârizm aufgeben wolle, ihm eine Anzahl Individuen, welche sie für die eigentlichen Mörder seines Schwagers ausgaben, zuzuschicken, ausserdem 200,000 Denare und 4000 Pferde. Maḥmûd empfing diese Botschaft in Ghazna. Er konnte nun getrost die Maske abwerfen; in seiner Antwort verlangte er die Auslieferung des Alptegîn und der übrigen Rädelsführer. Die Zeit der Verhandlungen war vorüber, die Rebellen rüsteten sich zur Vertheidigung und stellten ein Heer von 50,000 Reitern auf. Bevor Maḥmûd zu Felde zog, machte er noch Ilek und dem Khân von Turkistân die Mittheilung von der Ermordung seines Schwagers und von seinem bevorstehenden Rachezuge. Diese, obwohl sie wussten, ‚dass ein dem Maḥmûd gehöriges Khwârizm ihnen wie ein gewaltiger Dorn im Herzen sitzen werde', wagten nicht zu remonstriren.

Mit Anbruch des Frühlings (Anfang 408) zog Maḥmûd aus, zunächst nach Âmûî. Im weiteren Vorrücken erlitt sein Vortrab unter dem Beduinen Muḥammad (ben 'Ibrâhîm Ṭâ'î) von den Khwârizmiern eine bedeutende Schlappe, die aber sogleich durch Maḥmûd selbst wieder gut gemacht wurde [2].

[1] Diese Stadt, auf dem Wege von Merw nach Bukhârâ, 1 Meile westlich vom Oxus, Firabr gegenüber gelegen, heisst Âmûl, Âmûl-alshaṭṭ, Âmûya, Âmûî, Âmû; sie ist von Bukhârâ 17 Farsakh, von Merw 36 Farsakh, von Khwârizm 12 Tagereisen entfernt. Yâḳût I, 69.

[2] Nach Firishta (woher ?) bei Wilkens, Hist. Gaznevidarum 191 Anm. 68 war dies Gefecht bei حفربند (Sprenger: Jigrband). Auf Seiten der Khwârizmier commandirte Khimârtâsh. Maḥmûd liess ihn verfolgen und gefangen nehmen.

Bald darauf erfolgte das Haupttreffen [1], in dem die Rebellen geschlagen und viele derselben getödtet oder gefangen genommen wurden. Auf der Verfolgung, die Emir Naṣr leitete, wurden noch viele Gefangene gemacht, unter diesen die Rädelsführer Alptegîn Bukhâri [2], Khimârtâsh Sharâbî und Sayyâdtegîn Khânî. Maḥmûd nahm Khwârizm in Besitz. Der neu eingesetzte Fürst Muḥammad wird gefangen und alle Schätze der Dynastie Ma'mûn fallen Maḥmûd anheim. Die eben genannten Rädelsführer werden mit zeitgemässer Grausamkeit hingerichtet.

Die Regierung der neuen Provinz wurde dem Kämmerer Altûntâsh übergeben [3] und Arslân Jâdhib beordert so lange dort zu bleiben, bis die Verhältnisse wieder geordnet und gesichert seien, dann aber zu seinem Herrn zurückzukehren. Nach diesen Anordnungen zog Maḥmûd nach Ghazna zurück, eine grosse Anzahl Gefangener [4] mit sich führend, unter diesen die Prinzen des Hauses Ma'mûn, die er dann in seinen Burgen als Staatsgefangene internirte.

Ein Verwandter des gestürzten Fürstenhauses, 'Abû-'Isḥâḳ, Schwiegervater des Ma'mûn unternahm einen Restitutionsversuch. Er sammelte eine Truppe und fiel plötzlich in Khwârizm ein, wurde aber von Arslân Jâdhib verjagt. 'Abû-'Isḥâḳ selbst entkam, seine Anhänger liess Arslân Jâshib wie ein zweiter Ḥajjâj (حجاجوار) behandeln, d. h. niedermetzeln.

---

[1] Nach Firishta (das. 192 Anm. 69) bei dem von Jigrband drei Tagereisen entfernten Hezârasp.

[2] Ibn Al'athîr IX, 185 berichtet, dass Alptegîn nach der Schlacht in einem Boot über den Oxus zu entkommen versucht habe. Es entstand aber ein Streit zwischen ihm und seinen Begleitern; diese fesseln ihn, kehren um und liefern ihn an Maḥmûd aus.

[3] Der Vezir 'Aḥmad Ḥasan wünschte den einflussreichen Altûntâsh vom Hofe zu entfernen, und diesem wiederum war die Entfernung nicht unerwünscht, weil seit Jahren eine der Frauen des Mahmûd, Jamîla Ḳandahârî alle seine Pläne durchkreuzte. So nach Nizâm-almulk bei Elliot, History of India II, 495. Wahrscheinlich wurde dem Altûntâsh mit der Belehnung auch der Titel Khwârizmshâh verliehen; ich vermuthe nämlich, dass die Stelle Albaihaḳî 852, 4. 5. verderbt und für — وفرمود تا اسپ خوارزمشاه خواستند zu lesen ist — وفرمود تا اورا خوارزمشاه خواندند

[4] Späterhin wurden sie der indischen Armee einverleibt. Ibn Al'athîr IX, 185.

Seit dieser Zeit wurde die Ruhe im Lande nicht mehr gestört, und Arslân Jâdhib konnte zu seinem Herrn zurückkehren. Damit hatte die Selbstständigkeit Khwârizms ihr Ende erreicht; es war eine Provinz des Ghaznawiden-Reiches, sollte es aber nur so lange bleiben, als die Centralmacht in Ghazna kräftig genug war, um den grossen Reichskoloss, der weder durch geographische oder nationale Beziehungen, noch durch gemeinschaftliche Interessen irgendwelcher Art zu einer politischen Einheit geschaffen und geeignet war, mit Waffengewalt zusammenzuhalten.

## II. Dynastie Altûntâsh (التونتاشيان).

Altûntâsh war eine der ersten Grössen des Ghaznawiden-Reichs und ein viel erfahrener und bewährter Diener Maḥmûds. Auch in dieser neuen Stellung rechtfertigte er das in ihn gesetzte Vertrauen und blieb bis an sein Ende seinem Herrn treu. Unterstützt von 'Abû-Naṣr 'Aḥmad ben 'Alî ben 'Abdalṣamad [1], der ihm zur Controle als Vezir an die Seite gestellt wurde, scheint er eine gute Verwaltung geführt zu haben. Eine Truppe von 7500 Reitern [2] unter dem Befehl von Ḳalbâḳ, sowie eine Anzahl Garden, die Maḥmûd in Khwârizm zurückgelassen hatte, wusste er in gehöriger Botmässigkeit zu erhalten und das Land vor ihrer Willkür zu schützen.

Als nach dem Tode Maḥmûds A. H. 421 im Rabî' II. (oder den 11. Ṣafar) die Thronstreitigkeiten zwischen seinen beiden Söhnen Mas'ûd und Muḥammad ausbrachen, erklärte sich Altûntâsh für ersteren und forderte den Muḥammad auf, seinen Ansprüchen zu dessen Gunsten zu entsagen. Ibn Al'athîr IX, 282. Diese Zeit inneren Zwistes benutzte der Fürst von Transoxanien, 'Alîtegîn, um Einfälle in Khurâsân zu machen. Nachdem Mas'ûd in den Vollbesitz der Herrschaft gelangt war, befahl er Altûntâsh den 'Alîtegîn zu züchtigen. Im Jahre 423

---

[1] In dieser Form ist der Name überliefert bei Ibn Al'athîr IX, 294 und 'Aḥmad ben Muḥammad ben 'Abdalṣamad bei Mirchond, Historia Gaznevidarum 243. Albaihaḳî nennt ihn gewöhnlich 'Aḥmad 'Abd-alṣamad. Vermuthlich war das letztere sein Laḳab und der volle Name 'Abû-Naṣr 'Aḥmad ben 'Alî ben Muḥammad (oder ben Muḥammad ben 'Alî) 'Abdalṣamad.

[2] سوار سلطانی ‚Königliche Reiter', Garden غلامان

zog Altûntâsh [1] mit dem khwârizmischen Heere, von Mas'ûd durch Hülfstruppen verstärkt, gegen Bukhârâ, eroberte die Stadt und folgte dem in der Richtung von Samarḳand zurückweichenden 'Alîtegîn. Diese Erfolge scheinen aber nicht ohne grosse Opfer erkämpft worden zu sein. Da Altûntâsh fürchtete, dass er sich mit seiner grossen Armee im Lande nicht werde halten können, so bat er Mas'ûd um die Erlaubniss zur Rückkehr,

[1] Vgl. über diese Expedition, ihre Ursachen und Anordnung Albaihaḳî 417—419 und 408. Der hier und im folgenden mehrfach genannte 'Alîtegîn war ein Bruder jenes Ilek-Khân, der der Herrschaft der Samaniden ein Ende machte. Schon unter diesem (383—403), wie unter seinem Nachfolger und Bruder Ṭughân-Khân (403—408), war 'Alîtegîn Statthalter von Bukhârâ, denn 'Abdalṣamad sagt im Jahre 423, dass er schon ‚*30 Jahre*' seine Herrschaft inne habe, vgl. S. 43 Anmerkung. Auf Ṭughân-Khân folgte der dritte Bruder, der mit vollem Namen 'Abû-Almuẓaffar Arslân Khân Sharaf-aldaula genannt wurde. Maḥmûd von Ghazna verbündete sich mit Ḳadr-Khân, dem Sohn des 383 verstorbenen Bughrâ-Khân, gegen 'Alîtegîn; Ḳadr-Khân occupirt Transoxanien und 'Alîtegîn muss zu den Seldschuken fliehen, kehrt jedoch in seine Besitzungen zurück, nachdem Ḳadr-Khân nach Kâshghar abgezogen. Vgl. Mirchond, Geschichte der Seldschuken S. 13—16. Ein zweiter Grund der Feindschaft 'Alîtegîns gegen die Ghaznawiden war der, dass Mas'ûd, als ihm noch von seinem Bruder der Alleinbesitz des väterlichen Reiches streitig gemacht wurde, dem 'Alîtegîn versprochen hatte, falls dieser ihm ein Hülfsheer mit einem seiner Söhne zuschicke, er ihn zum Dank dafür mit einer Provinz belehnen wolle. Mas'ûd erreichte seinen Zweck ohne diese Hülfe und dachte natürlich nicht weiter an jenes Versprechen. Vgl. Albaihaḳî 417, unten, was die Boten des Mas'ûd über den Grund der Feindschaft des 'Alîtegîn berichten: واز دو چیز بر دل وی رنجی بزرکتر یکی آنکه امیر ماضی با قدرخان دیدار کرد تا بدان حشمت خانی ترکستان از خاندان ایشان بشد ودیکر اورا امیدوار کرده بود خداوند که ملك هنوز یکرویه نشده بود که چون او لشکر فرستد با پسری که یاری دهد اورا ولایتی دهد چون بی جنك واضطراب کار یکرویه شد وبی منازع تخت ملك بخداوند رسید دانست که فرصتی یابد وشری بپای کند

In dieser Stelle ist خداوند Mas'ûd und امیر ماضی Maḥmûd. Hieraus ergibt sich ferner, dass die Spaltung des Türkenreiches in eine Ost- und West-Hälfte (ترکستان und ماوراءالنهر) unter der Regierung des Arslân Khân eintrat. Vgl. den Anhang.

die dieser auch gewährte. Sobald ʿAlîtegîn seinen Rückzug gewahrte, griff er an; es kam zu einer blutigen Schlacht, die unentschieden geblieben zu sein scheint. ʿAlîtegîn jedoch retirirte und befestigte sich in der Burg Dabûsiyya, wo er von Altûntâsh belagert wurde. Als die Erstürmung der Burg nahe bevorstand, bat ʿAlîtegîn um Frieden, den der Belagerer gern bewilligte. Altûntâsh war nämlich in der Schlacht schwer verwundet worden; er zog eiligst nach Khwârizm zurück und starb dort. So nach Ibn-Alʿathîr IX, 345. Mirkhond (Historia Gaznevidarum 240 ff.) übergeht die Belagerung von Dabûsiyya und berichtet, dass Altûntâsh sogleich nach der Schlacht den Frieden geschlossen habe und Tags darauf gestorben sei. Seinen Tod aber verheimlichten die Emire bis zur Rückkehr nach Khwârizm (nach Firishta, Hist. Gaznevidarum 242 Anm. 141). Vgl. auch Khwândamîr, Ḥabîb-alsiyar in Elliot, History of India IV, 197.

Altûntâsh hinterliess drei Söhne Hârûn, Rashîd und 'Ismâʿîl, von denen der erstere, der sich an Masʿûds Hofe aufhielt, von diesem zum Nachfolger seines Vaters ernannt und von Balkh aus nach Khwârizm entsandt wurde. Bis zu seiner Ankunft führte der Vezir seines Vaters, ʿAbdalṣamad das Interregnum.

Das wichtigste Ereigniss aus dem Anfang der Regierung Hârûns war, dass ʿAbdalṣamad, der vieljährige Rathgeber seines Vaters, Khwârizm verliess; er wurde nach Nîshâpûr berufen und an Stelle des 424 verstorbenen 'Aḥmad ben Aḥasan Almaimandî von Masʿûd zu seinem Vezir gemacht. Das Amt des Kadkhudâ von Khwârizm wurde mit seinem Sohn ʿAbd-aljabbâr, der gerade von einer Gesandtschaftsreise aus Jurjân nach Nishâpûr zurückkehrte, besetzt. Dieser fing nun bald an im Vertrauen auf die einflussreiche Stellung seines Vaters sich übermüthig zu benehmen und Hârûn seinerseits gerieth in schlechte Gesellschaft. Der Friede zwischen beiden war bald gestört und es kam zu einem öffentlichen Bruch. ʿAbd-aljabbâr beklagte sich bei seinem Vater, aber dieser vermochte nicht zu helfen, da Masʿûd, für Hârûn eingenommen, kein Wort gegen ihn hören wollte. Hârûn selbst hatte ausserdem den Postmeister (صاحب بريد) bestochen, so dass keine Nachricht über sein Treiben nach Ghazna an den Hof gelangen konnte.

Um diese Zeit scheint Hârûn den Plan gefasst zu haben, sich gegen seinen Lehnsherrn zu erheben und in Khwârizm ein selbstständiges Reich zu gründen. Zu diesem Zweck sammelte er Truppen und setzte sich mit ʿAlîtegîn, dem Fürsten von Transoxanien, sowie mit den Turkmannen und Seldschuken in Verbindung. ʿAbd-aljabbâr, der von diesem ganzen Treiben unterrichtet war und ihm rathlos zusehen musste, entfloh 425 Anfang des Rajab aus seiner Wohnung und verbarg sich in dem Hause des ʾAbû-Saʿîd Sahlî in einem Souterrain. Als Hârûn von seinem Verschwinden erfuhr, liess er ihn überall suchen, aber vergebens, obgleich auf ʾAbû-Saʿîd der Verdacht gelenkt wurde. Die gesammte Habe des ʿAbd-aljabbâr confiscirte er und seine ganze Familie liess er tödten.

Als Masʿûd von diesen Vorfällen Kunde erhielt, mass er noch immer dem ʿAbd-aljabbâr die Schuld in der ganzen Sache bei und wurde verstimmt gegen seinen Vater ʿAbd-alṣamad. Ibn-Alʾathîr 9, 346, 2. Jedoch kurze Zeit darauf wurde er über den ganzen Sachverhalt aufgeklärt und sah — etwas zu spät — ein, dass er Hârûn zu viel, ʿAbd-alṣamad und seinem Sohne zu wenig Vertrauen geschenkt hatte. Es kam die Post, dass Hârûn eigenmächtig den ʾAbû-Naṣr Buzughshî zu seinem Vezir ernannt habe (am Donnerstag den vorletzten des Shâʿbân 425), und dass Freitag den 23. Ramaḍân desselben Jahres die Khuṭba zum ersten Mal in Hârûns Namen — mit Auslassung von Masʿûds Namen — gelesen sei. Masʿûd, bestürzt über diese Nachricht, berieth sich mit ʿAbd-alṣamad und ʾAbû-Naṣr Mushkân.

Um diese Zeit (426) wandern die Seldschuken (طغرل وداود ونياليان[1] وسلجوقيان) in Khwârizm ein, deren Urgeschichte wir hier mit einigen Worten berühren müssen.

Der Stammvater derselben, Seljûk, verliess mit einer türkischen Nomadenhorde sein Vaterland, das wir hier nicht näher zu bestimmen suchen, und zog A. H. 345 (nach Lubb-

[1] Dieser Name *Niyâliyân* ist mir sonst nicht bekannt; er bezeichnet vermuthlich eine Abtheilung der Seldschuken. Dasselbe Wort findet sich in dem Namen des Ibrâhîm Niyâl (Yannâl?), eines Oheims des Toghrulbeg. Vgl. Vullers, Geschichte der Seldschuken 52 Note 37. Ein nicht seltener Name ist auch Niyâltegîn.

altawârîkh) nach Jand [1], wo er Muslim wurde. Im Verein mit dem Fürsten dieses Gebietes befreite er die Bewohner desselben von einem Tribut, den sie den heidnischen Türken zahlen mussten. Ferner berichtet Ḥamd-allâh Mustaufî im Ta'rîkh-i-guzîda (Defrémery, Histoire des Seldjoukides im Journal asiatique 1848, 11 S. 421), dass sie A. H. 375 von Turkistân nach Transoxanien zogen — wir erfahren nicht, aus welchem Grunde — und sich *auprès du Nour de Bokkara* [2] *et du Sogd de Samarkand* niederliessen. Noch vor dieser Auswanderung starb Seljûk in Jand und wurde dort begraben. Zu den Samaniden und den folgenden Türkenfürsten standen seine Nachkommen bald in freundschaftlichen, bald in feindlichen Beziehungen.

Nach Albaihaḳî 856 verliessen die Seljûken ihren Aufenthaltsort Nûr-i-Bukhârâ wegen der Feindschaft, die zwischen ihnen und den Söhnen des ʿAlîtegîn nach dem Tode des letzteren bestand. Mit dieser Feindschaft hatte es folgendes Bewandtniss: ʿAlîtegîn, der die Ascendenz der Seldschuken fürchtete, versuchte Unfrieden unter ihnen zu stiften und hatte als sein Werkzeug zur Ausführung dieses Planes den Yûsuf, einen Enkel Seljûks ersehen. Als aber Yûsuf ihm nicht willfahrte, liess er ihn durch seinen General Alpkara ermorden. Dies erforderte Blutrache, die Seldschuken ziehen gegen ʿAlîtegîn zu Felde und kämpfen in der ersten Zeit mit beständigem Erfolg. ʿAlîtegîn wird geschlagen; 421 greifen sie Alpkara an, schlagen sein Heer und tödten ihn. Nun aber wandte sich das Glück. ʿAlîtegîn sammelt ein neues Heer und besiegt die Seldschuken in einer grossen Schlacht; sie sind gezwungen, Transoxanien zu verlassen und in die Wüsten Khurâsâns zu fliehen, von wo aus sie Streifzüge weit nach Westen unternahmen. Hier blieben sie bis 426. In der Zwischenzeit, wahrscheinlich 423, starb ihr Todfeind ʿAlîtegîn.

---

[1] Ueber جَند oder جِند sagt Yâḳût II, 127, dass es eine grosse Stadt in Turkistân sei, von Khwârizm in der Richtung nach dem von Türken bewohnten Theil Transoxaniens 10 Tagereisen entfernt, in der Nähe des Yaxartes gelegen; die Einwohner seien Muslims und zwar Ḥanafiten.

[2] نور بخارا Albaihaḳî 854 l. Z; so ist auch das. 856, 13 für نور بخانان zu lesen.

Zu der Einwanderung auf khwârizmisches Gebiet 426 sollen sie durch eine directe Aufforderung von Seiten des Khwârizmshâh Hârûn veranlasst worden sein. Letzterer empfing sie mit grosser Aufmerksamkeit und wies ihnen bei dem Ribât Mâsha und Sharâh Khân Weidegründe an. Es war die Absicht Hârûns bei seinem bevorstehenden Zuge nach Khurâsân gegen Mas'ûd sich der Seldschuken als Vortrab seines Heeres zu bedienen.

Zwischen den Seldschucken und dem Fürsten von Jand, Shâhmalik, bestand eine alte Blutfeindschaft, über deren Ursache wir nichts erfahren. Vielleicht datirte sie aus der Zeit, als die Seldschuken in Jand angesiedelt waren (345—375). Shâhmalik war ein von Khwârizm unabhängiger Fürst; Ibn Al'athîr IX, 346 nennt ihn ‚einen von den Grenzfürsten im Gebiet von Khwârizm' (احد اصحاب الاطراف بنواحى خوارزم), und Mirkhond irrt sich, wenn er ihn als Hârûns Heerführer bezeichnet (Vullers, Historia Seldschukidarum 21, 7 صاحب جيش خود). Sobald nun Shâhmalik von der Ansiedlung der Seldschuken in Khwarizm erfuhr, überfiel er sie plötzlich im Dhû-alḥijja 425, tödtete zwischen 7—8000 Mann, machte viele Gefangene und nahm ihnen grosse Beute ab; die flüchtigen Reste der Seldschuken eilten bei Kadhkhwâra über den gefrorenen Oxus an das jenseitige Ufer und zogen nach dem Ribâṭ Namak. Ihre Weiber und Kinder wurden von Shâhmalik als Gefangene fortgeführt. Dies ist einer der grössten Unglücksfälle in der ältesten Geschichte der Seldschuken, und es ist eine staunenswerthe Erscheinung, dass sie in kurzer Zeit sich von diesem Schlage erholten, dass sie in wenigen Jahren soweit gestärkt waren, um an dem Urheber dieses Unglücks blutige Rache üben zu können, und dass sie in ebenso wenig Decennien ganz Vorderasien ihrer Botmässigkeit unterwarfen.

Nach Albaihaḳi, dessen Bericht wir bisher gefolgt sind, war Hârûn an dem Unglück der Seldschuken unschuldig, während eine andere Tradition ihn als den Urheber desselben bezeichnet. Nach Ibn Al'athîr IX, 325 und Mirchond, Geschichte der Seldschuken 47, lockte er sie nach Khwârizm und veranlasste dann den Shâhmalik, ihn durch ein Hülfscorps unterstützend, sie zu überfallen. Es ist aber kaum denkbar, dass Hârûn, um die Seldschuken, die ihm keineswegs lästig oder gefährlich waren,

der Rache eines Nachbarfürsten preiszugeben, das bedenkliche Experiment unternommen hätte, sie aus der Ferne in sein Land zu rufen. Ferner hätte Albaihaḳî, ein vortrefflich unterrichteter Zeitgenosse dieser Ereignisse, für den Hârûn nur der rebellische Statthalter war, schwerlich etwas verschwiegen, was sich in dieser Sache zu seinem Nachtheil sagen liess. Dem gegenüber ist das Zeugniss späterer Chronisten (Ibn Al'athîr starb nach 628 und Mirchond 903) von geringem Gewicht. Auch wäre Hârûns Sohn, als er durch Shâhmalik von Thron und Vaterland vertrieben wurde, schwerlich zu denselben Leuten geflohen, über welche sein Vater namenloses Elend gebracht. Albaihaḳîs Bericht gewährt eine natürliche Erklärung aller Thatsachen. Hârûn durfte nicht erwarten, dass seine Schilderhebung ungeahndet bleiben würde, er musste sich auf einen Krieg mit Mas'ûd gefasst machen und in dieser Lage konnten ihm die Seldschuken als Hülfstruppen vortreffliche Dienste leisten.

Hârûn war bestürzt, als er von dem Ueberfall Shâhmaliks erfuhr. Sofort schickte er im geheimen Boten an die Seldschuken, liess ihnen Versprechungen machen und beruhigte sie soweit, dass sie zu ihrer früheren Ansiedelung zurückkehrten und sich bald — mit Hârûns Hülfe — von diesem Schlage erholten. Andrerseits sandte er einen Boten an Shâhmalik und beschwerte sich, dass dieser seine Bundesgenossen geschädigt habe; zugleich forderte er ihn auf seine Feindschaft gegen die Seldschuken aufzugeben und sich mit ihm zu einem gemeinsamen Feldzuge nach Khurâsân zu vereinigen. Shâhmalik schlug eine Zusammenkunft vor; er wolle am östlichen Oxus-Ufer heranziehen und Hârûn solle ihm am westlichen Ufer entgegen kommen; nach Abschluss des Vertrages sollten die beiden Fürsten in einem Boot auf dem Oxus zusammentreffen. Zu einem Bündniss war er bereit, wollte aber von seiner Feindschaft gegen die Seldschuken nicht ablassen. Am 3. Dhû-alḥijja 425 trafen beide Parteien an dem verabredeten Orte ein, Hârûn aber mit so grossem militärischen Gefolge, dass Shâhmalik Angst bekam und in der folgenden Nacht schleunigst entwich.

Nachdem auf diese Weise der Versuch, in Shâhmalik einen Alliirten zu gewinnen, gescheitert war, sah er sich dar-

auf angewiesen, seine eigenen Ressourcen zu entwickeln;[1] besonders aber war er den Seldschuken behülflich wieder zu Kräften zu kommen, indem er ihnen Waffen und Vieh gab. Er liess sie in Darkhân, einem Grenzorte Khwârizms sich lagern, damit sie, wenn er aufbreche, als Vortrab in der Richtung von Merw vorauszögen.

Mittlerweile hatte Mas'ûds Vezir, 'Abd-alṣamad in einem chiffrirten Schreiben (بمعمّا نوشته آمده است) den 'Abû-Sahl Sahlî[2], in dessen Hause sein Sohn sich verborgen hielt, aufgefordert einige Leute in Hârûns Umgebung zu bestechen und ihn bei passender Gelegenheit aus dem Wege schaffen zu lassen. Es gelang acht von den Beamten seines Hofes zu bestechen, unter diesen den Waffenträger (سلاح دار), den Sonnenschirmträger (چتر دار) und den Bannerträger (علم دار) und es wurde beschlossen, ihn, wenn er gelegentlich die Stadt verliesse, unterwegs anzufallen, da in der Stadt sein Diener Shukr zu sorgfältig für seine Sicherheit wachte.

Nachdem Hârûn seine Rüstungen vollendet hatte, verliess er 426 Sonntag den 2. Jumâdâ I. seine Residenz, um nach Khurâsân zu ziehen.[3] Drei Farsang ausserhalb der Stadt wurde er von den Verschworenen überfallen, aber nicht getödtet, sondern nur verwundet. Man brachte ihn in die Stadt zurück, während seine Reiter die Verschworenen verfolgten. In der Stadt herrschte wilde Anarchie. Hârûn lebte noch drei Tage und starb am Donnerstag (426 d. 6. Jumâdâ I.)

Der einflussreichste Diener des verstorbenen Fürsten, Shukr, setzte nun dessen Bruder, Ismâ'îl Khandân auf den Thron

---

[1] Albaihaḳî 859 sagt, dass er aus كجات وچغراق وجنكاج ein grosses Heer sammelte. Bei Yâḳût sind diese Localitäten nicht aufgeführt. Das erstere Kajât wird auch bei Albaihaḳî 411, 14 erwähnt.

[2] Albaihaḳî 859, 16. Auf S. 855, 5 nennt er ihn 'Abû-Sa'îd Sahlî und S. 842, 14 'Abû-Sahl. Ibn Al'athîr IX, 287 erwähnt einen 'Abû-alḥusain Alsahlî als Vezir des Khwârizmshâh Ma'mûn (M. ben Muḥammad oder M. ben Ma'mûn?). Die Stelle scheint aber nicht ganz in der Ordnung zu sein, denn sonst müssten zwei Brüder beide den Namen 'Abû-alḥusain gehabt haben.

[3] Nach Ibn Al'athîr IX, 346, 9 wurde er getödtet, als er zur Jagd auszog. Bei Albaihaḳî 860, 9; 861, 12 ist für جمادى الاخرى zu lesen جمادى الاولى vgl. 862, 11. 15.

und beide zogen mit den Garden aus der Stadt (vermuthlich gegen die Verschworenen). Am Freitag den 20. Jumâdâ I. entstand ein neuer Aufruhr in der Stadt. Nun endlich kam 'Abd-aljabbâr aus seinem Versteck heraus, sammelte seinen Anhang und zog nach dem fürstlichen Palast. Sobald Shukr von seinem Wiedererscheinen erfuhr, eilte er in die Stadt zurück und auf dem Maidân kam es zu einem förmlichen Treffen zwischen beiden Parteien. Shukr, der die alten Soldaten des Altûntâsh auf seiner Seite hatte, gewann die Oberhand, 'Abdaljabbâr wurde von seinem Elephanten herabgeschossen und seine Leiche durch die Strassen geschleppt. Die Gegenpartei musste fliehen. Jetzt kehrt auch der neu creirte Fürst Ismâ'îl Khandân zurück und zieht 7. Jumâdâ II. in den Palast ein. Die Huldigung erfolgte kurz darauf am Sonntage den 9. Jumâdâ II. A. H. 426.

Der listige Anschlag 'Abdalṣamads war also fehlgeschlagen und hatte die Ermordung seines eigenen Sohnes zur Folge gehabt. Sultan Mas'ûd war nach Empfang der Nachrichten von den Unruhen in Khwârizm aufgebrochen von Ghazna, um nach Khwârizm zu ziehen, musste jedoch diesen Plan wegen der winterlichen Jahreszeit aufgeben. So zog er nach Jurjân gegen Anûshirwân ben Minûčihr. In Jurjân erhielt er die Nachricht des 'Abd-aljabbâr von der Ermordung Hârûns, und erfuhr bald darauf den ganzen Verlauf der Sache. Ibn Al'athîr IX, 346. Bestürzung herrschte in Mas'ûds Staatsrath. Der Vezir wusste keinen anderen Rath als im geheimen an den Kämmerer Alptegîn und die anderen von Maḥmûd in Khwârizm zurückgelassenen Heeresobersten, sowie an 'Abû-Sa'îd Sahl und 'Abû-alḳâsim Iskâfî Boten abzusenden und sie aufzufordern das Interesse ihres legitimen Herren wahrzunehmen und — wenn möglich — sich der Leitung der Angelegenheiten zu bemächtigen. Als dann die wenig tröstliche Antwort einlief, dass Shukr alle Macht in Händen habe, dass der Fürst sich mit Essen, Trinken und Jagen beschäftige und dass Khwârizm nur mit Waffengewalt zum Gehorsam zurückgebracht werden könne, gab Mas'ûd diese Provinz als verloren auf, da zu gleicher Zeit die Verhältnisse in Khurâsân, Rai und Indien drohende Gestalt annahmen.

Nachdem der von Hârûn geplante Feldzug mit ihm selbst zu Grabe getragen war, sahen sich die Seldschuken in ihren Erwartungen getäuscht und da sie sich in Khwârizm nicht sicher vor Shâhmalik fühlten und nach Bukhârâ wegen der Feindschaft mit den Söhnen 'Alîtegîns nicht zurückkehren konnten, zogen sie südwärts über den Oxus, plünderten Âmûî und liessen sich in der Gegend von Merw und Nasâ nieder.

Ismâ'îl war nun der Sorge nicht allein wegen Mas'ûds, sondern auch wegen der Seldschuken überhoben. Jedoch 'Abdalṣamad ruhte nicht gegen die Mörder seines Sohnes neue Feinde in das Feld zu führen. Als 427 Subâshí, General und Kämmerer des Mas'ûd von den Seldschuken geschlagen war, beschloss Mas'ûd auf den Rath seines Veziers den oben erwähnten Fürsten von Jand, Shâhmalik als Bundesgenossen zu werben, ihn mit Khwârizm zu belehnen und so zum Kriege sowohl gegen Ismâ'îl wie gegen die Seldschuken zu veranlassen. Ḥasan Tabânî wurde mit Briefen und Geschenken zu Shâhmalik geschickt und diesem 430 als Fürsten von Khwârizm die Investitur verliehen. Das Bündniss mit Mas'ûd war für ihn in jeder Weise vortheilhaft; er hatte die Aussicht sich unter einem legitimen Rechtstitel des geschwächten Khwârizms zu bemächtigen und von dort mit vermehrten Streitkräften die Seldschuken aufzusuchen, um von neuem sein Rachegelüst an ihnen zu befriedigen. Diese Absichten sprach er auch unverholen in der Kriegserklärung, die er bald darauf dem Ismâ'îl zuschickte, aus.

Mittlerweile hatte Ismâ'îl seinen Vezir, 'Abû-Naṣr, der auch schon der Vezir Hârûns gewesen war, weil er im Verdachte der Zuneigung zu Sultan Mas'ûd stand, abgesetzt (428 Anfang Muḥarram) und 'Abû-alkâsim Iskâfî zu seinem Nachfolger ernannt.

In der Wüste Âsîb kam es 432 am Freitag den 6. Jumâdâ II. zwischen Shâhmalik und den Khwârizmiern unter Ismâ'îl und Shukr zu einer dreitägigen Schlacht, die nach der Aussage des in Shâhmaliks Heer anwesenden Ḥasan Tabânî äusserst blutig gewesen sein soll. Am dritten Tage wankten die Khwârizmier und bald entstand eine allgemeine Flucht; alles floh in die Stadt. Shâhmalik blieb 15 Tage auf dem

Schlachtfeld, um die Todten zu begraben und die Verwundeten zu pflegen. Durch neuen Zuzug verstärkt, rückte er dann vorwärts und die Khwârizmier baten um Frieden. Ismâ'îl, Shukr und ihre Partei fürchteten von ihren eigenen Soldaten verrathen und ausgeliefert zu werden; sie entflohen zu den Seldschuken am Samstag den 22. Rajab 432. Zuerst wurden sie von den Seldschuken gut behandelt, späterhin aber gefangen gesetzt und in kurzer Frist war der letzte Fürst aus dem Hause Altûntâsh sammt seinem Anhange verschollen.

Shâhmalik hielt, nachdem die Verhältnisse in der Hauptstadt wieder einigermassen geordnet waren, seinen festlichen Einzug, bestieg den Thron am Donnerstag Mitte Sha'bân 432 und liess am folgenden Freitag in der Hauptmoschee vor den versammelten Grossen und Volk die Khuṭba im Namen des Khalifen, des Sultân Mas'ûd und in seinem eigenen Namen lesen. In demselben Jahre wurde Mas'ûd entthront und im folgenden Jahre 433 in der Burg Kîrî getödtet. Seinen Nachfolger Maudûd erkannte Shâhmalik als seinen Souverain an (Ibn Al'athîr IX, 346).

Die Herrschaft Shâhmaliks sollte nicht von langem Bestande sein. Die Seldschuken hatten ihre Abrechnung mit ihm nicht aufgegeben, sondern nur verschoben; sie waren mittlerweile die unbeschränkten Gebieter Khurâsâns geworden. Nicht lange, nachdem Ismâ'îl und Shukr zu ihnen geflohen waren, zog Ćaḳrbeg Dâ'ûd (433) gegen Khwârizm, wurde aber von Shâhmalik zurükgetrieben. Im folgenden Jahre (434) nahmen beide Brüder, Toghrulbeg und Ćaḳrbeg, einen neuen Zug. Shâhmalik musste sich in seine Hauptstadt einschliessen, wo ihn die Seldschuken ohne Erfolg belagerten. Als aber diese einen Rückzug fingirten und Shâhmalik die Stadt verliess, um sie zu verfolgen, wurde er gänzlich geschlagen. Er selbst entkam mit seinen Schätzen; jeden ferneren Widerstand aufgebend wollte er zu Maudûd nach Ghazna fliehen und irrte in Dahistân, Ṭabas, Karmân, Altîz und Makrân wie ein gescheuchtes Reh umher. In letzterem Lande wurde er von Artâsh, einem Vetter des Toghrulbeg, gefangen genommen und an Dâ'ûd ausgeliefert. Was mit ihm geschehen ist, wird nicht erwähnt; wahrscheinlich wurde er getödtet (Vullers, Geschichte der Seldschuken 48).

So war der Rache Genüge geschehen; Shâhmalik hatte, was er den Seldschuken zugefügt, mit Thron und Leben gebüsst. Ganz Khwârizm wurde von den Seldschuken in Besitz genommen, die bei dieser Gelegenheit auch ihre 425 in Shâhmaliks Gefangenschaft gerathenen Familien wieder gewonnen haben mögen. Ismâ'îl und Shukr werden nicht weiter erwähnt. Rashîd, der zweite der oben erwähnten drei Söhne des Altûntâsh, sowie die Töchter des letzteren befanden sich zur Zeit, als Hârûn ermordet und Ismâ'îl auf den Thron gesetzt wurde, in Ghazna. Als Prinz Majdûd im Dhû-alka'da 427 als Statthalter nach Indien zog, nahm er Rashîd als Staatsgefangenen mit nach Lahore (Albaihakî 621. 622).

## III. Khwârizm unter den Seldschuken.

Das Quellenmaterial für die Geschichte der Seldschuken, unter denen der Orient eine seiner schönsten Blüthezeiten erlebte, ist sehr spärlich und an zeitgenössischen Berichten fehlt es ganz und gar.[1] Wir sind ausschliesslich auf die zerstreuten Capitel bei Ibn Al'athîr und auf den betreffenden Abschnitt in Mirkhonds Raudat-alsafâ angewiesen, der von Vullers im persischen Text und deutscher Uebersetzung (Giessen 1838) herausgegeben ist. Dazu kommt noch der Bericht

[1] Eine Seldschuken-Geschichte aus den letzten Zeiten dieser Dynastie von einem anonymen Verfasser existirt in der Bibliothek der asiatischen Gesellschaft in London, s. Morley, Descriptive Catalogue of the historical manuscripts 133 nr. 138. Werthvolles Material über diese Zeit ist ferner in den Memoiren des Nizâm-almulk, die, obwohl auf europäischen Bibliotheken in vielen Exemplaren vorhanden, bisher noch immer nicht einer näheren Untersuchung unterzogen sind. Hamd-allâh Mustaufî citirt im Tarîkh-i-Guzîda über die Origines der Seldschuken eine Chronik von 'Abû-al'alâ' (Journal Asiatique 1848, 11 S. 421). Alsafadî (gest. 764) nennt in seinem الوافي بالوفيات (Handschrift der Hofbibliothek N. F. 234 Bl. 20a) in dem Verzeichniss historischer Werke نصرة الفطرة وعصرة القطرة فى اخبار السلجوقيّة للعماد الكاتب und سيرة الملك الظاهر طغرلبك السلجوقى لعلى بن ابى الفرج البصرى

des Ḥamd-allâh Mustaufî aus dem A. H. 730 verfassten Ta'rîkh-i-guzîda, den Defrémery im Journal Asiatique 1848, 11 S. 450 ff. analysirt hat. Alle drei Verfasser lebten Jahrhunderte nach den Ereignissen, welche sie beschrieben; ihre Berichte widersprechen sich in nicht unwesentlichen Punkten und sind so sporadisch, dass sie sich nicht zu einem zusammenhängenden Bilde speciell von der Geschichte Khwârizms in diesem Zeitraum gestalten lassen.

Von wem Khwârizm seit der Eroberung durch die Seldschuken 434 bis zum Tode der beiden grossen Brüder Cakrbeg 451 und Toghrulbeg 455 verwaltet wurde, wird nicht überliefert. Dagegen wird Khwârizms wieder speciell erwähnt in der Geschichte des folgenden Seldschukenfürsten, Alp Arslân (ben Ćakṛbeg) 455—465. Ibn Al'athîr X, 33 berichtet mit wenigen Worten, dass Alp Arslân 457 den Oxus überschritt und nach Jand, wo sein Urgrossvater Seljûḳ begraben lag, und Ṣabrân [1] zog. Der Fürst von Jand kam ihm, als er den Oxus überschritten, entgegen und bezeugte ihm seine Unterwürfigkeit, wesshalb er im ruhigen Besitz seines Fürstenthums belassen blieb. Von dort zog Alp Arslân nach Gurgânj in Khwârizm und weiter nach Merw. Was mit diesem Zuge bezweckt wurde, ob nur ein Besuch am Grabe des Vorfahren oder etwas anderes, erfahren wir nicht. Dieser Bericht ist wörtlich reproducirt von Abulfeda, Annales III, 204.

Nach Mirkhond, Geschichte der Seldschuken 79 zog Alp Arslân zunächst nach Khwârizm, wo er in der Hauptstadt 458 den 10. Muḥarram ankam, und brachte zwei Rebellen Jâzi' und Alḳafshat [2] zur Botmässigkeit zurück; jenen schlug er in die Flucht, diesen amnestirte er, da er sich unterwarf. Zur Winterszeit unternahm er dann einen Zug nach Jand. Von dort retournirt suchte er das verödete Kâth wieder herzustellen und liess eine Moschee dort bauen; nachdem er dann seinem

[1] Für Ṣairân صيران, wie Morley schreibt, ist zu lesen Ṣabrân, s. Yâḳût III, 366. Es war eine kleine Stadt mit einer hohen Burg in Transoxanien jenseits des Jaxartes am Rande der Wüste, wo die Ghuzz-Türken zu friedlichem Verkehr zusammenkamen.

[2] Ein القفشت (oder الفقشت) war Statthalter von Ḳazvîn unter Malikshâh, s. Ta'rîkh-i-guzîda im Journal Asiatique 1848, 11 S. 451.

Sohne Arslânshâh die Herrschaft über Khwârizm übertragen, kehrte er nach Merw zurück, wo er den 7. Jumâdâ II. 458 eintraf. Wer Jâzi' und Alkafshat waren, wodurch Kâth verödet war u. dgl. mehr, erfahren wir durch Mirkhond nicht.

Der hier genannte Prinz — mit vollem Namen Arslân Arghûn ben Alp Arslân [1] — war ein Schwiegersohn des Ghaznawiden Maudûd und Statthalter von Merw und Khwârizm. Mirchond, Gesch. der Seldschuken 78; Ta'rîkh-i-guzîda im Journal Asiatique 1848, 11 S. 450. Ibn Al'athîr dagegen erwähnt die Belehnung des Arslân Arghûn mit Khwârizm nicht.

Was wir über das Schicksal Khwârizms unter der glorreichen Regierung des Malikshâh (465—485) erfahren, ist nicht viel ausführlicher. Nach Ibn Al'athîr X, 114 scheint in dieser Zeit ein 'Abû-Ṭâhir, den Malikshâh 482 als seinen Statthalter in Samarkand liess, Vezir in Khwârizm (عميد خوارزم) gewesen zu sein. Er konnte sich in Samarkand nicht halten und floh bald nach Khwârizm zurück.

Als Machthaber in Khwârizm zur Zeit des Malikshâh wird ferner auch ein Sohn des grossen Vezir Nizâm-almulk, 'Izz-almulk erwähnt, der im Jahr 486 Vezir des Sultan Barkiyârok wurde. Ibn Al'athîr X, 148.

Nach dem Zeugniss von Mirchond, Geschichte der Seldschuken 97, verlieh Malikshâh die Statthalterschaft über Khwârizm Anûshtegîn Gharshja [2], dem Stammvater der grossen Khwârizmshâhs. Ibn Al'athîr gedenkt dieser Belehnung mit keiner Silbe; auch ist nicht bekannt, in welchem Jahr sie statt gefunden. Anûshtegîn war ursprünglich ein Mamlûk des seldschukischen Emirs Balkâbeg, der ihn von einem Manne aus

[1] Beim Tode seines Bruders Malikshâh war er in Bagdad (A. H. 485). Dann zog er nach Khurâsân und beanspruchte diese Provinz als selbstständiges Fürstenthum in dem Umfange, in dem es sein Grossvater Čakrbeg gehabt hatte. Es gelang ihm sich gegen Barkiyârok bis 490 zu behaupten, in welchem Jahre er von einem seiner eigenen Diener erdolcht wurde. Nach seinem Tode besetzte Barkiyârok Khurâsân. Ibn Al'athîr X, 178. 181.

[2] Ibn Al'athîr X, 182 غرشجه, Mirchond (Historia Seldschukidarum 107) غرجه. Die Provinz heisst Gharshistân, Gharishtân oder Gharjistân zwischen Herat, Ghûr, Merw und Ghazna. Yâkût III, 785.

Gharshistân gekauft hatte, weshalb er Gharshja genannt wurde. Nach dem Tode seines Herrn stieg er bald zu hohen Ehren empor; er wurde Malikshâhs Ṭasht-dâr (Waschbeckenhalter), in welcher Eigenschaft er die Einkünfte von Khwârizm bezog.[1] Ob Anûshtegîn selbst in Khwârizm gelebt und die Verwaltung des Landes geführt, oder ob er am Hofe Malikshâhs verweilte und seine Provinz durch Unterbeamte verwalten liess, wage ich nicht zu entscheiden.

Unter der Herrschaft der beiden folgenden Sultane, Barkiyârok (485—498) und Muḥammad (485—511), von denen der erstere besonders den Osten beherrschte, wurden während der immerwährenden Kriege unter den zahlreichen Nachkommen Seljûḳs die Fugen des grossen Reiches allmählich gelöst.

Nach Malikshâhs Tode scheint Anûshtegîn seine Statthalterschaft verloren zu haben, denn Barkiyârok ernannte Akinjî, einen seiner Emire zu diesem Amte. Dieser aber wurde A. H. 490, als er mit seiner Armee zu seinem Lehnsherren nach Fârsistân zog und unterwegs mit geringer Begleitung in Merw eingekehrt sich hier sorglos seinem Vergnügen hingab, von zwei Emiren Ḳûdan, der anstatt Barkiyâroḳ Heeresfolge zu leisten in Merw zurückgeblieben war, und Yâraḳtâsh überfallen und getödtet. Ibn Al'athîr X, 181. Die beiden Mörder zogen nun nach Khwârizm, gaben sich für die von Barkiyârok ernannten Statthalter aus und nahmen das Land in Besitz. Sobald Barkiyârok in 'Irâḳ von diesen Vorgängen unterrichtet wurde, schickte er zur Bändigung und Bestrafung der Rebellen den Dâdh Ḥabashî ben Altûntâḳ mit Heeresmacht nach Khurâsân. Dâdh rückt vor über Herât, wagt aber nicht der vereinten Macht der beiden Rebellen entgegenzutreten. Er setzt über

[1] Mirchond, zu Anfang der Geschichte der Khwârizmshâhs (Handschrift der Hofbibliothek N. F. 195 Bl. 120a): واین نوشتکین باسم طشت داری موسوم بود وبعد از فوت بلکاتکین بسبب عقل وکفایت تمیز ودرایت بمناصب رفیع ارتقا نمود وچون مال خوارزم نامزد طشتخانه بود شحنکی آن ولایت در زمان سلطان ملکشاه باو مفوّض کشت

den Oxus, wo ihn Yâraḳtâsh angreift; dieser wird geschlagen und gefangen. Ḳûdan von seinen eigenen Leuten angegriffen und ausgeplündert, flieht nach Bukhârâ und von da zu Sanjar in Balkh, wo er in Gnaden aufgenommen wird.

Zum Lohn für die Niederschlagung dieses Aufstandes ernannte Barkiyâroḳ den Dâdh ben Altûntâḳ zum Statthalter von Khurâsân A. H. 490 und dieser delegirt den Sohn des Anûshtegîn, Muḥammad als Statthalter von Khwârizm mit dem Titel Khwârizmshâh. Durch die drei Jahre später erfolgenden Ereignisse, den Tod des Dâdh und die Occupation Khurâsâns durch Sanjar, Barkiyâroḳs Bruder, wurde die Stellung des Muḥammad ben Anûshtegîn nicht erschüttert; Sanjar bestätigte ihn. Ibn Al'athîr X, 201. Bald indess hatte Muḥammad mit den Waffen in der Hand für seine Statthalterschaft einzustehen. Ein Türkenfürst von Manḳashlâgh [1] zog gegen Khwârizm heran, begleitet von Toghrultegîn, dem Sohne des 490 ermordeten Statthalters von Khwârizm, Akinjî, der vom Hofe Sanjars entflohen sich diesem Zuge in der Hoffnung, die von seinem Vater verwaltete Provinz wieder für sich zu gewinnen, angeschlossen hatte. Muḥammad, der gerade von Khwârizm abwesend war, eilte herbei und bat Sanjar um Hülfe. Bevor aber noch Sanjars Hülfstruppen angelangt waren, hatte Muḥammad die Angreifer schon verjagt. Ibn Al'athîr X, 183.

Nach Muḥammads Tode (522) folgte ihm sein Sohn Atsiz, der vom Sultan Sanjar belehnt wurde. Atsiz erklärte sich 533 unabhängig von Sanjar und Khwârizm wurde wieder ein selbstständiger Staat. Mirchond, Gesch. der Seldschuken 157. Damit haben wir aber schon die Grenze dieser Abhandlung überschritten und sind bis in jene Periode vorgeschritten, in der Khwârizm, was innere Blüthe und äussere Macht betrifft, seinen Gipfelpunkt erreichte. Khwârizm unter den grossen Khwârizmshâhs aus dem Hause des Anûshtegîn Ghurshja bildet in den Annalen des Orients das Mittelglied zwischen den Seldschuken und Mongolen.

---

[1] Von Manḳashlâgh sagt Yâḳût IV, 670, es sei eine feste Burg am Aussenrande von Khwârizm, zwischen letzterem Lande, سقسين und den Russen, in der Nähe des Meeres von Ṭabaristân, in welches der Oxus sich ergiesst (sic).

Zum Schluss geben wir eine Uebersicht der hauptsächlichsten Daten aus der von uns behandelten Geschichte der Jahre A. H. 385—490:

I. 385 Untergang der einheimischen Khwârizmshâhs. Vereinigung des ganzen Landes unter Ma'mûns Scepter.

387 Tod Ma'mûns.

387—400 (?) Regierung des 'Alî ben Ma'mûn.

400—407 (Shawwâl) Regierung des Ma'mûn ben Ma'mûn.

401. 402 Anfang des Conflictes zwischen Ma'mûn und Maḥmûd von Ghazna.

404 Mission des Ya'ḳûb Jandî in Ghazna.

407 (Winter) Maḥmûd rüstet in Balkh zum Feldzuge gegen Khwârizm.

407 (Shawwâl) — 408 (Ṣafar) Regierung des Muḥammad ben 'Alî.

408 (Ṣafar) Maḥmûd erobert Khwârizm.

II. 408—423 Statthalterschaft des Altûntâsh.

423—426 (6. Jumâdâ I.) Hârûn ben Altûntâsh.

425 (23. Ramaḍân) Hârûn erklärt sich unabhängig von Ghazna.

425 Die Seldschuken lagern am Aussenrande von Khwârizm.

425 (Ende) Shâhmalik von Jand überfällt die Seldschuken.

425 (3. Dhû-alhijja) Verabredung einer Zusammenkunft zwischen Hârûn und Shâhmalik, der sich letzterer durch die Flucht entzieht.

426—432 Regierung des Ismâ'îl Khandân ben Altûntâsh.

430 Shâhmalik wird von Mas'ûd mit Khwârizm belehnt.

432 (22. Rajab) Ismâ'îl sammt Anhang verlässt seine Hauptstadt und flieht zu den Seldschuken.

432—434 Regierung des Shâhmalik.

433 Ćaḳrbeg Dâ'ûd's erfolgloser Zug gegen Khwârizm.

III. 434 Ćaḳrbeg und Ṭoghrulbeg erobern Khwârizm.

458 Sultân Alp Arslân zieht nach Khwârizm und belehnt seinen Sohn Arslân Arghûn damit.

465—485 Regierung des Sultan Malikshâh, der Anûshtegîn Gharshja, den Stammvater der grossen Khwârizmshâhs, mit Khwârizm belehnt.

490 Akinjî, Barkiyâroks Statthalter über Khwârizm, wird ermordet; die Mörder Ḳûdan und Yâraktâsh bemächtigen sich des Landes.

490 Dâdh ben Altûntâḳ besiegt die Rebellen und Sultan Barḳiyâroḳ belehnt den Muḥammad ben Anûshtegîn mit Khwârizm.

# Anhang.

## Ueber die türkischen Fürsten von Transoxanien und Turkistân.

Zu den am wenigsten bekannten Partien im historischen Leben Asiens gehört die Geschichte einer Anzahl türkischer Fürstengeschlechter, welche einst die vom Tarim Kul gespeisten, vom Thian Shan, Bolor, Küenlün und der Wüste Gobi begränzten Länder sowie Transoxanien (Bukhârâ, Sugdh und Farghâna) beherrschten. Gleichzeitig mit den Seldschuken stehen sie in der Mitte zwischen den Samaniden und den Mongolen unter Ćingizkhân; die Blüthe ihrer Macht fällt in das Ende des 4. und in das 5. Jahrhundert der Flucht.

Was an zerstreuten Notizen über die Geschichte der türkischen Khâns existirt (Deguignes, Histoire des Huns I, 204, 233; Hammer, Geschichte des osmanischen Reichs I, 35; Vullers, Geschichte der Seldschuken S. 8 Anm. 12; Klaproth, Asia Polyglotta S. 217; Vámbéry, Kudatku Bilik, Einleitung), ist herausfordernd dürftig und der neueste Geschichtsschreiber Transoxaniens hat diese ganze Partie seiner Arbeit einfach ignorirt.

Diese Khâns hatten vielfache Berührungen mit den Ghaznawiden, einige mit den Kkwârizmshâhs, wie wir im Verlaufe dieser Beiträge gesehen haben. Es ist nicht unsere Absicht in diesem Anhange zu erschöpfen, was arabische und persische Chroniken an Material über diese Fürsten enthalten; wohl aber erscheint es uns nicht unzeitgemäss an der Hand Ibn-Al'athîrs ein chronologisch-genealogisches Gerippe ihrer Geschichte mitzutheilen, indem wir uns vorbehalten, sie späterhin eingehend zu untersuchen. Unsere Quelle bilden die drei Kapitel bei Ibn-Al'athîr IX, 210—213, welche wir in Uebersetzung zunächst folgen lassen.

### I. Ueber die Regierung des Arslân Khân, Ṭughân-Khâns Bruder.

,Nach dem Tode des Tughân-Khân herrschte sein Bruder 'Abû-almuẓaffar Arslân-Khân mit dem Titel Sharaf-aldaula. Gegen ihn erhob sich Ḳadr-Khân Yûsuf, der Sohn des Bugh-

râkhân Hârûn ben Sulaimân, der — wie erwähnt — Bukhârâ in Besitz genommen hatte (A. H. 383). Dieser Ḳadr-Khân, Statthalter des Ṭughân-Khân in Samarḳand, setzte sich mit Yamîn-aldaula (Maḥmûd) in Correspondenz und bat ihn um Hülfe gegen (den neuen Fürsten) Arslân-Khân. Maḥmûd baute nun über den Oxus eine Brücke aus Schiffen, die durch Ketten zusammengehalten wurden, und überschritt den Fluss auf derselben. Diese Art Brückenbau war dort vorher nicht bekannt. Maḥmûd leistete ihm (dem Ḳadr-Khân) Hülfe gegen Arslân-Khân. Dann aber überkam den Maḥmûd die Furcht vor ihm (Arslân-Khân), in Folge dessen er in sein Land zurückkehrte. Ḳadr-Khân und Arslân-Khân vereinigten sich nun zu dem Plan das Reich des Maḥmûd anzugreifen und es unter sich zu theilen. Sie rückten vor nach Balkh. Als Maḥmûd hievon Kenntniss erhielt, eilte er herbei; es kam zu einer Schlacht, und beide Parteien hielten lange Stand, bis schliesslich die Türken in die Flucht geschlagen wurden; sie eilten zurück über den Oxus und bei dieser Gelegenheit ertranken mehr als gerettet wurden. Kurz nach dieser Schlacht kam der Bote des Statthalters von Khwârizm (Altûntâsh) zu Maḥmûd, um ihm zu seinem Siege zu gratuliren. Auf seine Frage: ‚Woher wisst ihr davon?‘ erwiderte man: ‚(Wir haben es geschlossen) aus der Menge der türkischen Mützen (قلنسوة), welche den Oxus herunter trieben.‘ Maḥmûd setzte über den Fluss (zog nach Transoxanien).

Als die Bewohner dieses Landes sich bei Ḳadr-Khân beklagten über das, was sie von dem Heere Maḥmûds zu leiden hätten, antwortete er: ‚Die Sache zwischen uns und unserem Feinde ist der Entscheidung nahe. Wenn wir siegen, so beschützen wir Euch; siegt unser Feind, so habt Ihr Ruhe vor uns‘. Dann aber vereinigten sich Maḥmûd und Ḳadr-Khân und sie speisten mit einander (schlossen ein Freundschaftsbündniss).

Ḳadr-Khân war ein gerechter Mann, von vortrefflichem Lebenswandel und eifrig im Krieg gegen die Ungläubigen. So hat er Khutan, ein zwischen China und Turkistân gelegenes, an gelehrten und hervorragenden Männern reiches Land erobert. Unter diesen Verhältnissen regierte er bis zum Jahre 423, in dem er starb. Er pflegte vor der Gemeinde lange Gebete zu verrichten.

Bei seinem Tode hinterliess er drei Söhne:

1) 'Abû-Shujâ' Arslân-Khân mit dem Beinamen Sharaf-aldaula, in dessen Namen das Kanzelgebet auf den Kanzeln von Kâshghar, Khutan und Balâsâghûn verrichtet wurde. Er trank niemals Wein, war ein frommer Mann, ein Freund der Männer der Wissenschaft und der Religion. Daher zogen diese aus allen Ländern zu ihm, und er beschenkte sie und erwies ihnen Wohlthaten.

2) Bughrâkhân ben Ḳadr-Khân, Fürst von Ṭarâz und Aspîjâb. Sein Bruder Arslân zog gegen ihn heran und occupirte sein Reich. Es kam zu einer Schlacht, in der Arslân-Khân geschlagen und gefangen genommen wurde. Bughrâkhân liess ihn einkerkern und bemächtigte sich seines Reiches.

3) *(Der dritte Sohn Ḳadr-Khans wird nicht genannt).*

Bughrâkhân vermachte sein Reich seinem ältesten Sohne Ḥusain Jaghrîtegîn und designirte ihn zum Thronfolger. Bughrâkhân hatte aber eine andere Frau und mit ihr einen jüngeren Sohn. Aus Zorn über die Ernennung des Ḥusain machte sie sich an Bugkrâkhân und vergiftete ihn sammt mehrereren Mitgliedern seiner Familie; seinen Bruder Arslân-Khân ben Ḳadr-Khân liess sie erdrosseln. Dies geschah A. H. 439. Die bedeutendsten Männer seiner Umgebung liess sie tödten und setzte ihren Sohn mit Namen 'Ibrâhîm auf den Thron. Sie liess ihn mit einem Heere gegen die Stadt Barsukhân, deren Fürst Yanâltegîn hiess, ziehen. Jedoch Yanâltegîn besiegte und tödtete ihn, und sein Heer floh zu seiner Mutter zurück. Während der Zwistigkeiten unter den Söhnen des Bughrâkhân zog nun Tufghâj-Khân, der Fürst von Samarḳand, gegen sie heran.

## II. Ueber die Regierung des Ṭufghâj-Khân und seiner Nachkommen.

Ṭufghâj-Khân 'Abû-almużaffar 'Ibrâhîm ben Naṣr Ilek führte den Titel 'Imâd-aldaula; seine Herrschaft bestand aus Samarḳand und Farghâna. Sein Vater, ein frommer, gottesfürchtiger Mann, hatte Samarḳand zuerst erobert. Nach seinem Tode erbte es sein Sohn Ṭufghâj und herrschte nach ihm. Tufghâj war ein religiöser Mann, der sich niemals fremdes Eigenthum aneignete ohne vorher die Rechtsgelehrten zu befragen,

Als einstmals ein Ascet 'Abû-Shujâ' Al'ulwî Alwâ'iẓ zu ihm kam, ihm eine Predigt hielt und sprach: ,Du taugst nicht zur Regierung', verschloss er seine Thür und wollte sich von der Regierung zurückziehen. Dann aber versammelten sich die Einwohner der Stadt und sprachen: ,'Abû-Shujâ' ist im Unrecht; die Blüthe unseres Staates beruht ganz allein auf ihm.' Darauf öffnete er wieder seine Thür. Er starb A. H. 460.

Der Seldschuken-Sultan Alp-Arslân hatte sein Reich angegriffen und ausgeplündert zu einer Zeit, als sein Oheim Toghrulbeg noch lebte. Er aber vergalt nicht das Böse mit gleichem, sondern sandte einen Boten an den Khalifen Alḳâim-bi'amr-allâh A. H. 453, gratulirte ihm zur Rückkehr in seine Residenz und bat ihn, den Alp-Arslân zu bewegen, dass er sein Reich in Ruhe lasse. Der Khalif erfüllte seine Bitte und sandte ihm Ehrenkleider und Ehrentitel.

Im Jahre 460 bekam er einen Schlaganfall. Schon zu Lebzeiten hatte er das Reich seinem Sohne Shams-almulk übergeben. Gegen diesen zog nun sein Bruder Tughân-Khân ben Ṭufghâj heran und belagerte ihn in Samarḳand. Die Einwohner der Stadt begaben sich zu Shams-almulk und sprachen: ,Dein Bruder hat unsere Aecker verwüstet und zerstört. Wenn es ein anderer wäre, so würden wir Dich unterstützen; da er aber dein Bruder ist, so wollen wir uns nicht zwischen Euch beide mengen.' Er versprach ihnen sich zum Kampf zu rüsten, zog um Mitternacht aus der Stadt heraus mit 500 wohlgerüsteten Garden, umzingelte seinen Bruder, der keine Vorsichtsmassregeln getroffen hatte, besiegte ihn und schlug ihn in die Flucht. Dies geschah noch zu Lebzeiten ihres Vaters.

Darauf wurde er angegriffen von Hârûn Bughrâkhân ben Yûsuf Ḳadr-Khân und Toghrul Karâkhân [1], deren Reiche sich Ṭufghâj bemächtigt hatte. Sie bekriegten Samarḳand, vermochten aber gegen Shams-almulk nichts auszurichten; so schlossen

[1] Diese beiden Persönlichkeiten, deren letzterer — Ṭoghrul Ḳarâkhân (Var. Ṭoghrul Khân) weiter unten Yûsuf Ṭoghrulkhân genannt wird, waren Brüder. Während Ibn Al'athîr sie hier als Söhne des Yûsuf Ḳadr Khân bezeichnet, macht er sie weiter unten zu Nachkommen des Ṭufghâj (vermuthlich ist dies nur eine Text-Entstellung). Wir halten die erstere Nachricht aus dem Grunde für die richtige, weil der Name Bughrâkhân geradezu ein Nomen proprium für die Fürsten des osttürkischen Geschlechtes geworden war.

sie einen Vertrag mit ihm und kehrten zurück. Danach gehörten nun die an den Oxus grenzenden Länder dem Shamsalmulk, die اعمال الخاصر (?) aber jenen beiden, und die Grenze der beiderseitigen Besitzungen wurde Khujanda.

Sultan Alp Arslân hatte die Tochter Ḳadr-Khâns geheirathet, die vordem die Frau des Mas'ûd ben Maḥmûd ben Sabuktegîn gewesen war. Shams-almulk heirathete nun die Tochter des Alp Arslân und gab die Tochter seines Oheims 'Îsâ-Khân dem Malikshâh zur Frau; dies war die Khâtûn Aljalâliyya, die Mutter des Königs Maḥmûd, der nach seinem Vater das Sultanat inne hatte, wie wir an seinem Orte berichten werden.

Später entstand ein Streit zwischen Alp Arslân und Shams-almulk, wie wir unter dem Jahre 465 bei der Ermordung des Alp Arslân berichten werden.

Nach dem Tode des Shams-almulk folgte sein Bruder Khiḍr-Khân; nach dessen Tode folgte sein Sohn 'Aḥmad-Khân, der von Malikshâh gefangen genommen, dann wieder frei gegeben und in sein Reich zurückgeschickt wurde, A. H. 485, unter welchem Jahr wir die Sache berichten werden. Seine Soldaten drangen auf ihn ein und tödteten ihn.

Nach ihm regierte Maḥmûd-Khân, dessen Grossvater zu den Landesfürsten gehörte; er war taub. Ṭughân-Khân ben Ḳarâkhân, der Fürst von Ṭarâz griff ihn an, tödtete ihn und bemächtigte sich des Reiches. Samarḳand liess er durch 'Abûalma'âlî Mûḥammad ben Zaid Al'ulwî Albaghdâdî verwalten; dieser empörte sich nach drei Jahren, wurde aber von Ṭughânkhân belagert, gefangen genommen und sammt vielen anderen getödtet.

Dann rückte Ṭughân-Khân aus nach Tirmidh, um nach Khurâsân zu ziehen. Sultan Sanjar aber trat ihm entgegen, besiegte und tödtete ihn. Ganz Transoxanien ging über in Sanjars Besitz, der es durch Muḥammad-Khân ben Kumushtegîn ben 'Ibrâhîm ben Ṭufghâj-Khân verwalten liess. Dieser wurde vertrieben von 'Umar-Khân, der sich Samarḳands bemächtigte. Dann aber floh er vor seinem eigenen Heere und zog nach Khwârizm, wo er von Sultan Sanjar besiegt und getödtet wurde. Den Muḥammad-Khân ernannte er wieder zum Statthalter von Samarḳand, den Muḥammad Tegîn ben Tughântegîn zum Statthalter von Bukhârâ.

### III. Ueber Kâshghar und Turkistân.

Kâshghar, die Hauptstadt von Turkistân, gehörte, wie erwähnt, dem Arslân-Khân ben Yûsuf Ḳadrkhân, nach ihm dem Maḥmûd Bughrâkhân, dem Fürsten von Ṭarâz und Shâsh, 15 Monate lang. Nach seinem Tode folgte Ṭoghrul Khân ben Yûsuf Ḳadrkhân; dieser bemächtigte sich des ganzen Reiches und auch des Reiches von Balâsâghûn; er regierte 16 Jahre. Nach seinem Tode regierte sein Sohn Ṭoghrultegîn, aber nur 2 Monate. Dann kam Hârûn Bughrâkhân, der Bruder des Yûsuf Ṭoghrulkhân ben Ṭufghâj Bughrâkhân [1] und zog über Kâshghar hinaus. Hârûn bemächtigte sich seiner Person (des Ṭoghrultegîn) [2], und des letzteren Heer leistete ihm den Eid der Treue. Er nahm Kâshghar und Khutan und das angrenzende Land bis Balâsâghûn in Besitz und regierte 29 Jahre. Er starb A. H. 496. Ihm folgte sein Sohn 'Aḥmad ben Arslân-Khân. Dieser sandte zum Khalifen Almustaẓhir-billâh und bat ihn um die Investitur (Feierkleider und Ehrennamen). Der Khalif sandte ihm das Verlangte und gab ihm den Ehrennamen Nûr-aldaula'.

---

Welche Quellen Ibn-Al'athîr benutzt hat, gibt er nicht an. Seine Information über diesen Gegenstand scheint sehr ungenügend gewesen zu sein; sein Bericht ist ganz besonders mangelhaft in geographischer Beziehung, ebenfalls in chronologischer, wie sich aus der folgenden tabellarischen Zerlegung desselben ergibt.

A. H. 383 Tod des Bughrâkhân oder Shihâb-aldaula Hârûn ben Suleimân Ilek (Ilik), der das Gebiet von Kâshghar und Balâsâghûn bis an die chinesische Grenze beherrschte (Ibn Al'athîr IX, 69, 1).

Im äussersten Osten folgte ihm sein Sohn Ḳadrkhân Yûsuf ben Bughrâkhân Hârûn ben Sulaimân, der das

---

[1] Dafür ist wahrscheinlich zu lesen *ben Yûsuf Ḳadr-Khân*.

[2] In der Uebersetzung haben wir وقَبَض عليه für وقُبِض على gelesen. Aber auch so ist die Stelle noch nicht ganz in Ordnung: es könnte sonst im folgendem nicht 'Aḥmad ben Arslân Khân, sondern müsste Arslân ben Bughrâkhân heissen.

väterliche Reich durch die Eroberung von Khutan vergrösserte.

Dagegen wird gewöhnlich als Bughrâkhâns Nachfolger bezeichnet

383—403 Ilek-khân oder 'Abû-Naṣr 'Aḥmad ben 'Alî Shamsaldaula, Schwiegersohn des Ghaznawiden Maḥmûd, mit dem er wiederholt Krieg führte.

War er verwandt mit Bughrâkhân oder einem ganz anderen Stamm und Land entsprossen? war er ein Heerführer des Bughrâkhân, der nach seinem Tode rebellirte? verdrängte er die Nachkommen des Bughrâkhân von der Nachfolge, wenigstens in einem Theile des väterlichen Reiches? — Ḳadrkhân Yûsuf, der in der unglücklichen Schlacht bei Balkh gegen Maḥmûd A. H. 397 auf seiner Seite focht, wird bei dieser Veranlassung speciell ‚König von Khutan' (nicht auch von Kâshghar und Balâsâghûn) genannt; Ilekkhân hatte ihn um Hülfe gebeten لقَرابة بينهما ‚weil sie beide mit einander verwandt waren'. (Ibn Al'athîr IX, 135). — Welche Länder beherrschte Ilek-khân, bevor er 389 das Samanidenreich eroberte? — Auf diese und ähnliche Fragen können wir keinerlei befriedigende Antwort ertheilen. Ueber seine Beziehungen zu Maḥmûd und über seinen Krieg mit seinem Bruder Ṭughân-khân, der östlich von Ûzḳand gelegene Reichstheile verwaltete, ist Material vorhanden.

Auf Ilek-khân folgte sein Bruder

403—408 Ṭughân-khân. Ueber seinen Kreuzzug gegen heidnische, aus China hereinbrechende Türken-Horden kurz vor seinem Tode s. Ibn Al'athîr IX, 209. 210. Er starb in Balâsâghûn.

Auf Ṭughân-khan folgte der dritte Bruder

408—? Arslân-khân ('Abû-almużaffar Sharaf-aldaula). Unter seiner Regierung begegnen wir nun wieder jenem Sohne Bughrâkkhâns, Ḳadr-khân Yûsuf, den wir oben als König von Khutan kennen gelernt, der aber dann für Ṭughân-khân Samarkand verwaltete وكان ينوب عن طغان خان بسمرقند Ibn Al'athîr IX, 210, 18. Er erhob sich im

Bunde mit Maḥmûd gegen Arslân-khân, alliirte sich aber später mit letzterem gegen Maḥmûd.

Wir müssen annehmen, dass Ḳadrkhân Yûsuf von Khutan aus allmählich seine Macht erweiterte, unter Ṭughân-khân in Transoxanien (Samarkand) Fuss fasste und unter Arslankhân sich der türkischen Herrschaft in Transoxanien oder des grössten Theils derselben bemächtigte.

Von Arslân-khân oder dessen Nachkommen ist weiter nicht die Rede.

423 Tod des Ḳadr-khân Yûsuf[1], Herrscher im Osten seit 383, im Westen mehr oder weniger seit 408.

Auf Ḳadrkhân Yûsuf folgen seine beiden Söhne

1. 'Abû-Shujâ' Arslân Khân Sharaf-aldaula in Kâshghar, Balâsâghûn und Khutan.
2. Maḥmûd Bughrâkhân ben Ḳadr Khân in Ṭarâz, Aspîjâb und Shâh.

Aus dem Kriege zwischen beiden geht Bughrâkhân als Sieger hervor; er setzt seinen Bruder gefangen und bemächtigt sich seines Reiches.

423—439 Maḥmûd Bughrâkhân ben Ḳadr Khân Yûsuf. Er wird vergiftet von einer seiner Frauen, die ihrem Sohne 'Ibrâhîm den Thron verschafft.

439—? 'Ibrâhîm ben Maḥmûd Bughrâkhân. Streitigkeiten unter den Nachkommen des Ḳadr Khân Yûsuf. Diese Gelegenheit benutzt Ṭufghâjkhân, Fürst von Samarkand und Farghâna, um sich des ganzen türkischen Reiches in Transoxanien zu bemächtigen.

---

[1] Ḳadr-Khân und seine Familie waren mehrfach mit den Ghaznawiden verschwägert. Eine Tochter von ihm war mit Sultân Mas'ûd verheirathet; eine Tochter seines Sohnes Arslân-Khân sollte den Prinzen Maudûd heirathen, starb aber auf der Reise von Turkistân nach Ghazna. Der zweite Sohn Ḳadr-Khâns, Bughrâkhân, der als Prinz Yaghântegîn (يغاتكين يغانتكين) hiess, war mit Zainab, einer Schwester des Sultans Mas'ûd verheirathet. Diese Heirathen sind ein Symptom der Politik der Ghaznawiden (Maḥmûd, Mas'ûd), welche beständig die osttürkischen Fürsten auf Kosten der westlichen begünstigte. Man erreichte dadurch zweierlei: die Zertheilung der Türkenmacht und die Schwächung eines nahen Nachbars durch einen sehr entfernten.

?—460 'Imâd-aldaula Ṭufghâj-Khân 'Abû-almuẓaffar 'Ibrâhîm ben Naṣr Ilek. Ob er mit dem Fürstenhause, welches er verdrängte, verwandt war und in welcher Weise, ist nicht zu ersehen.

Im Ostreich behaupteten sich Nachkommen des Ḳadr Khân Yûsuf; davon weiter unten.

Auf Ṭufghâj Khân folgten: sein Sohn
Shams-almulk; nach ihm sein Bruder
Khiḍr Khân; dessen Sohn
'Aḥmad Khân, der letzte Herrscher aus dem Hause Ṭufghâj.
Maḥmûd Khân, dessen Herkommen nicht angegeben wird. Er wird entthront und getödtet von Tughân Khân, dem Fürsten von Ṭarâz, der sich des Reiches bemächtigt.

Tughân Khân ben Ḳarâkhân (ein Nachkomme des Ḳadr Khân Yûsuf?). Er wird besiegt und getödtet von Sultan Sanjar. Transoxanien geht über in Sanjars Besitz, der es durch einen Nachkommen des Ṭufghâj-Khân verwalten lässt.

Was das Ostreich betrifft, so bemächtigte sich 439 nach dem Tode des Maḥmûd Bughrâkhân sein Bruder Toghrulkhân desselben.

439—455 Ṭoghrulkhân ben Ḳadr Khân Yûsuf. Ihm folgte sein Sohn

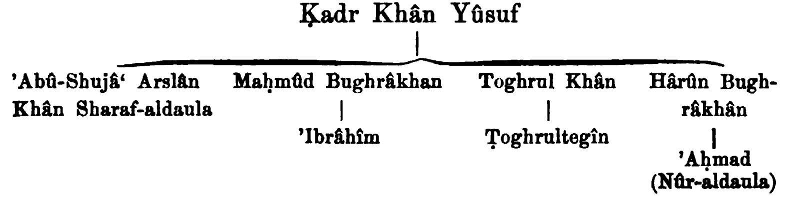
455 Ṭoghrultegîn während 2 Monate. Er wird depossedirt von seinem Onkel

455 (?) — 496 Hârûn Bughrâkhân ben Yûsuf Kadrkhân. Ihm folgt sein Sohn

496 Nûr-aldaula 'Aḥmad ben Arslân-Khân (vermuthlich verderbt für ben Bughrâkhân).

Aus dem vorstehenden ergibt sich, dass wir unter den türkischen Fürsten dieser Epoche drei Geschlechter zu unterscheiden haben:

I. Nachkommen des Bughrâkhân (Shihâb-aldaula Hârûn ben Sulaimân Ilek).



II. Die vier Brüder, die Söhne eines 'Alî

| Ilek Khân ('Abû-Naṣr 'Aḥmad ben ʿAlî Shams-aldaula) | Ṭughân Khân | Arslân Khân ('Abû-almuẓaffar Shams-aldaula). | 'Alîtegîn |
|---|---|---|---|

III. Nachkommen des Ṭufghâj Khân ('Imâd-aldaula 'Abû-almuẓaffar 'Ibrâhîm ben Naṣr Ilek)

Shams-almulk — Khiḍr Khân

Khiḍr Khân → 'Aḥmad Khân

Unbestimmt bleiben einstweilen: Maḥmûd Khân und Ṭughân Khân ben Karâkhân, die nach einander im Westen herrschten. Schliesslich haben wir noch jenes 'Alîtegîn, Fürsten von Bukhârâ, zu gedenken, gegen den Altûntâsh von Khwârizm 423 auf, Mas'ûds Befehl zu Felde zog, und der die Seldschuken unter Ṭoghrulbeg und Ćakrbeg aus dem Gebiet von Bukhârâ (Nûr-Bukhârâ) vertrieb.

Ibn Al'athîr IX, 323 erzählt, dass zur Zeit Ilek Khâns (also vor A. H. 403) dessen Bruder Arslânkhân den 'Alîtegîn, über dessen Herkunft nichts bemerkt wird [1], gefangen gehalten habe. 'Alîtegîn aber entfloh, bemächtigte sich Bukhârâs, alliirte sich mit Arslân ben Seldschuk, dem Oheim von Toghrulbeg und Ćakrbeg, und beide zusammen schlügen den gegen sie heranziehenden Ilek Khân in die Flucht; 'Alîtegîn blieb im Besitz von Bukhârâ, Arslân ben Seldschuk in Nûr-Bukhârâ, der zweiten Heimath der Seldschuken, nachdem sie Jand am unteren Yaxartes verlassen. Dies Verhältniss scheint im ganzen bis A. H. 420 unverändert geblieben zu sein.

Mit Maḥmûd scheint 'Alîtegîn nicht im besten Einvernehmen gestanden zu haben; er beunruhigte das benachbarte

[1] Er war, wie Albaihaḳî 655 Z. 3. v. u. bemerkt, ein Bruder des Ṭughân Khân, also auch von Ilek-Khân und Arslân-Khân. Er muss in Bukhârâ schon seit 492, 493 geherrscht haben, denn 'Aḥmad Ḥasan, der Minister des Mas'ûd, sagt in einer Berathung, die wahrscheinlich in das Ende von 422 oder 423 fällt, سی سال شد تا وی آنجای باشد ,es sind schon 30 Jahre geworden, seitdem er ('Alîtegîn) dort (in Bukhârâ) weilt.' Wahrscheinlich war er für seine beiden Brüder Ilek-Khân und Ṭughân-Khân Statthalter von Bukhârâ; als aber der dritte Bruder Arslân-Khân Reichsoberhaupt wurde, scheint er sich unabhängig erklärt zu haben, und verstand es sich in dieser seiner Stellung zu behaupten.

Khurâsân durch Einfälle und fing Maḥmûds Gesandte an die türkischen Khans ab. In Folge dessen zog Maḥmûd 420 mit Heeresmacht nach Transoxanien und ʿAlîtegîn und Arslân ben Seldschuk flohen vor ihm in die Wüste. Maḥmûd wusste den letzteren in sein Lager zu locken, wo er ihn gefangen nehmen liess; Arslân starb in der Gefangenschaft und die ihm untergebenen Seldschuken zogen nach Khurâsân und weiter westlich. Nachdem Maḥmûd Transoxanien verlassen, kehrte Alîtegîn nach Bukhârâ zurück.

Dieser Zug Maḥmûds war vermuthlich derselbe, von dem Ibn Al'athîr IX, 210, 20 ff. spricht.[1]

Noch in demselben Jahr 420 brach der Conflict zwischen ʿAlîtegîn und den unter den Brüdern Toghrulbeg und Ćakrbeg im Gebiete von Bukhârâ zurückgebliebenen Seldschuken aus, in Folge dessen sie sich genöthigt sahen 421 ihre Heimath in Transoxanien aufzugeben und nach Khurâsân zu ziehen. Ibn Al'athîr IX, 324.

Dass 423 auf Masʿûds Befehl Altûntâsh den ʿAlîtegîn in seinem eigenen Lande angriff und mit welchem Erfolge, haben wir bereits oben S. 19 erwähnt. Wenn man bedenkt, dass ʿAlîtegîn trotz aller Angriffe von Ilek-Khân, Arslân Khân und Maḥmûd, von den Seldschuken und Altûntâsh sich im Besitze seiner Herrschaft zu behaupten wusste, so muss man annehmen, dass seine Machtstellung eine ziemlich bedeutende gewesen ist. Welche Territorien speciell er beherrschte, ob er ausser Bukhârâ auch Samarḳand besass, wie man nach Wilkens, Historia Gaznewidarum S. 241, 1 glauben sollte, ist einstweilen nicht zu bestimmen. Er scheint im ruhigen Besitz seiner Herrschaft gestorben zu sein; sein Todesjahr ist nicht bekannt. Er muss aber vor A. H. 426 gestorben sein, denn nach Albaihaḳî 763 zogen die Seldschuken (nach der Thronbesteigung des Ismâʿîl Khandân in Khwârizm 426) deshalb nicht in ihre alten Wohnsitze in Bukhârâ zurück, weil nach dem Tode des ʿAlîtegîn seine Söhne dort herrschten (ببخارا نتوانستند رفت كه على

[1] Das auf diese Expedition bezügliche Capitel bei Mirchond (Vullers, Geschichte der Seldschuken, S. 13 ff.) ist mit Vorsicht zu benutzen. Mirchond scheint Arslân-Khân, den Bruder und zweiten Nachfolger des Ilekkhân, mit ʿAlîtegîn in eine Person zusammengewürfelt zu haben.

تکین کذشته شده بود وپسرانش ملك کفته). Ueber diese Söhne 'Alîtegîns ist mir weiter nichts bekannt.

Eine grosse Schwierigkeit bildet die Frage nach der geographischen Ausdehnung der einzelnen türkischen Fürstenthümer — ein Umstand, der ausserdem noch durch unsere verhältnissmässig geringe Kenntniss jener Länder erschwert wird. Keinem der Khâns scheint es jemals gelungen zu sein, die weiten, unter einander sehr verschiedenen Territorien zu einer politischen Einheit zu verbinden.

# XVII. SITZUNG VOM 18. JUNI.

Der Secretär legt zwei Denkmünzen, die eine zur Säcularfeier der belgischen Akademie der Wissenschaften und Künste, die andere zur Erinnerung an den tausendjährigen Bestand des norwegischen Reiches, vor.

---

Ferner legt derselbe eine Zuschrift des Grafen Stillfried in Berlin vor, worin derselbe, unter gleichzeitiger Uebermittelung eines Separatabdruckes aus dem II. Bande der Hohenzollerischen Forschungen, um Beiträge für einen von ihm herauszugebenden Supplementband seiner Monumenta Zollerana ersucht.

---

Das w. M. Herr Dr. Pfizmaier überreicht eine Abhandlung ‚über die Lehre von dem Te-ni-wo-fa'.

---

**An Druckschriften wurden vorgelegt:**

Académie Impériale des Sciences de St. Pétersbourg: Mémoires in-8⁰. Tome XXII, 1re Partie. St. Pétersbourg, 1873.

Ateneo Veneto: Atti. Serie II. Vol. VIII. 1870—71. Venezia, 1873; 8⁰.

Bullettino della Commissione archeologica municipale. Marzo-Aprile 1873. Roma; gr. 8⁰.

Central-Commission, k. k. statistische: Mittheilungen. XX. Jahrgang, 1. Heft. Wien, 1873; kl. 4⁰. — Statistik der öffentlichen und Privat-Volksschulen in den im Reichsrathe vertretenen Königreichen und Ländern. 1870—71. Wien, 1873; 4⁰.

Christiania, Universität, Akademische Schriften aus den Jahren 1869—72. 4⁰ und 8⁰.

Cunnigham, Alexander, Archaeological Survey of India. Four Reports made during the Years 1862, 1863, 1864, 1865. Vols. I & II. Simla, 1871; 4⁰.

Gerdts, A. E., Rationelle Heilung des Stotterns und Kräftigung der Sprachorgane zur Selbsthülfe. Siegburg, 1873; 8⁰.

Gesellschaft, geographische, in Wien: Mittheilungen. Band XVI. (neuer Folge VI.), Nr. 5. Wien, 1873; 8⁰.

Hoffmann, Joseph, Das Wiener k. k. allgemeine Krankenhaus. Wien, 1873; 8⁰.

Istituto, R., Veneto di Scienze, Lettere ed Arti: Atti. Tomo II°, Serie IVᵃ, Disp. 6ᵃ. Venezia, 1872—73; 8⁰.

Museum, germanisches: Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit. N. F. XIX. Jahrgang. 1872. Nürnberg; 4⁰. — Die Aufgaben und die Mittel des germanischen Museums. Eine Denkschrift. Nürnberg, 1872; 8⁰.

‚Revue politique et littéraire' et ‚Revue scientifique de la France et de l'étranger.' IIᵉ Année, 2ᵉ Série, Nrs. 49—50. Paris, 1873; 4⁰.

Society, The Royal Asiatic of Great Britain and Ireland: Journal. N. S. Vol. VI, Part 2. London, 1873; 8⁰.

— The Royal Dublin: Journal. Vol. VI, Nr. 2. Dublin, 1872; 8⁰.

Verein für siebenbürgische Landeskunde: Archiv. N. F. X. Band, 2. und 3. Heft. Hermannstadt, 1872; 8⁰. — Jahresbericht für das Vereinsjahr 1871/72. Hermannstadt; 8⁰.

# Die Lehre von dem Te-ni-wo-fa.

Von

Dr. **A. Pfizmaier,**

wirkl. Mitglied der k. Akademie der Wissenschaften.

Te-ni-wo-fa werden die im Japanischen gebräuchlichen ziemlich zahlreichen Partikeln genannt, ein Name, der ihnen aus dem Grunde gegeben ward, weil die obigen Laute, zu der Zahl dieser Partikeln gehörend, als Beispiele derselben angeführt wurden. Die Lehre von dem Te-ni-wo-fa (abgekürzt auch *te-ni-fa*) wird in Japan für sehr wichtig und für ein Mittel zur Erlernung der Wortfügung und zum Verständniss der klassischen Schriften, insbesondere der poetischen, gehalten.

Die Arbeit des Verfassers ist eine Darlegung des Te-ni-wo-fa nach dem in dem früher erwähnten Werke *Wa-ka-kure-take-atsŭme* als Anhang enthaltenen *Te-ni-fa tai-gai* ‚das Te-ni-fa im Allgemeinen'.

Die über den Gegenstand vorkommenden Erklärungen sind theils gründlicher und umfassender als die in unseren grammatischen Werken gebotenen, theils sind dieselben neu oder weichen von den bisherigen ab. Die Arbeit dient daher zur Vervollständigung unserer Kenntnisse von einigen noch nicht hinreichend aufgeklärten sprachlichen Eigenthümlichkeiten.

---

Die japanischen Auseinandersetzungen werden mit folgenden Bemerkungen eingeleitet:

*Kano te-ni-fa-wa kan-bun-no* 焉 *jen* 哉 *sai* 乎 *ko* 也 *ja-no sŭke-zi-no gotoku-nite uta-no uje-sita-no ikiwoi-ni-jorite sono kokoro sama-zama tagò koto aru-besi. O-oku inisije-uta-wo*

*soran-zite notsi-ni sono tamesi-wo akirame-siru-besi.* ‚Das Te-ni-fa ist gleich den Hilfswörtern *yen, tsai, hu* und *ye* (wie oben) der chinesischen Schriftstücke. Je nach dem hohen oder geringen Ansehen des Gedichtes kann seine Bedeutung auf mancherlei Weise verschieden sein. Wenn man häufig alte Gedichte auswendig hergesagt hat, kann man die Beispiele deutlich erkennen.'

*Te-ni-wo-fa o-oki uta-wa take-takaki jò-ni kikojuru mono juje ui-kokoro-no utsi si-i-te te-ni-fa-wo o-oku jomi-iruru toki-wa fito-kasira-no nobi-sŭgi-te jowaku kikoje mata-wa siju-kò-no fon-wi-ni tagò sama-no koto-mo aru mono nari. Joku-joku inisije-uta-wo mi-narò-besi.*

‚Weil Gedichte, in welchen vieles Te-ni-wo-fa enthalten ist, nach Art des von Gestalt Hohen klingen, so wird, wenn man in die erste Bedeutung mit Gewalt Te-ni-fa in Menge beim Dichten einschaltet, das ganze Stück zu gedehnt und klingt schwach. Es geschieht auch, dass es aussieht, als ob es von dem ursprünglichen Gedanken des Entwurfes verschieden wäre.'

*Te-ni-wo-fa sŭkunaki uta-wa take-mizikaku fito-kasira kado-kado-siku-te jo-karanu nari. Man-jeô-siû nado-ni tamesi ari tote ga-ni mo-jo tsifu ka-mo nado towoki te-ni-fa-wo tsŭkò-be-karazŭ. Fito-kasira-no take-mizikaku naru mono nari.* ‚Gedichte, in welchen weniges Te-ni-wo-fa enthalten ist, sind von Gestalt kurz, das ganze Stück ist grämlich und nicht gut. Desswegen, weil es in dem Man-jeô-siû und anderwärts Beispiele gibt, darf man fernliegendes Te-ni-fa wie *ga-ni mo-jo tsifu ka-mo* und Aehnliches nicht anwenden. Das ganze Stück wird dadurch von Gestalt kurz.'

## *Tan-soku-no* 哉 *kana.* Das *kana* des Beseufzens.

*Tan-soku-to-wa sate-sate-to nageki-taru kokoro nari. Kono tan-soku-no kana-wa itari-te omoki kokoro-nite tomaru nari.* ‚*Tan-soku* (beseufzen) hat den Sinn, dass man etwas tief beklagt hat. Dieses *kana* des Beseufzens bedeutet: mit äusserst schwerem Herzen innehalten.'

*Kaze-wo itami iwa-utsŭ nami-no wonore nomi kudakete mono-wo omofu koro kana.*

‚In dem Winde sind voll Schmerz die felsenschlagenden Wellen, indem sie selbst nur sich brechen zur Zeit, wo sie an Dinge denken!‘

*Fototogisŭ naku-ja sa-tsŭki-no aja-me-gusa aja-me-mo siranu koi-mo sŭru kana.*

‚In welchem der Kuckuck wohl singt, des fünften Monats Magenwurzblüthe ist versunken auch in eine keinen Unterschied kennende Liebe!‘

*Kore-ra-no kana sate-sate-to nageki-taru nari. Sate-sate ka-jŏ-ka-jŏ-ni mono-omowasi-ki kono koro naru kana sate-sate aja-me-mo siranu koi-mo sŭru koto kana-to tan-soku-si-taru kokoro nari.* ‚Das *kana* dieser Stellen bedeutet: tief beklagt haben. Das *kana* bei „nackdenklich um diese Zeit“ und das *kana* bei „in eine keinen Unterschied kennende Liebe versunken sein“ hat den Sinn: man hat beklagt.‘

## *Kokoro-karoki kana.* Das leichtherzige *kana.*

*Fito-tsŭ-ni fuki-nagasi-no kana-to ijeri. Fito-kasira sara-sara-to i-i-nagasi-te kokoro-no nokoranu nari. Kono tomari-wa karoki kokoro nari.* ‚Es wird an einem Orte auch das *kana* des Wegblasens (des Wimpels) genannt. Es bedeutet, dass man eine Strophe ohne Unterbrechung hinsagt und kein Sinn dafür zurückbleibt. Dieses Stehenbleiben ist das leichte Herz.‘

*Oto-fa-jama oto-ni kiki-tsŭku afu saka-no seki-no konata-ni tosi-wo furu kana.*

‚Der auf den Ton des Berges der Tonflügel hört, der sich vereinenden Bergtreppe Engpass auf dieser Seite verbringt die Jahre!‘

*Sakura saku towo-jama tori-no si-dari-wo-no naga-nagasi-bi-mo akanu iro kana.*

‚Wo die Kirschen blüh'n, des fernen Berges Vogel, sein niederhängender Schweif hat die Farbe des Nichtgrauens des langen, langen Tages!‘

## *Kokoro-no uje-ni kajeru kana.* Das auf das Obere des Gedankens zurückkommende *kana.*

*Kimi-ga tame osi-karazari-si inotsi saje nagaku-mo gana-to i-i-keru kana.*

‚Um das mir des Gebieters wegen nicht leid war, das Leben, o möchte es doch lang sein, hab' ich gesagt!‘

*Kore-wa ai-miru made-wa inotsi-mo osi-karazŭ omoi-sika-domo fito-tabi ai-mi-tare-ba ima-sara-ni inotsi-no osi-ku nari-taru-zo kaku-wa omô-mazi-ki koto nare-domo to iû kokoro-ni kajeru nari.* ‚Dieses bedeutet: Bis man sich sah, hatte das Leben keinen Werth. Man sehnte sich, und als man sich ein Mal gesehen hatte, war das Leben wieder werthvoll geworden. Dass es so geschehen, war zwar eine Sache, an die man wohl nicht dachte, allein man kommt auf den ausgesprochenen Gedanken zurück.‘

### *Naka-no kana.* Das *kana* der Mitte.

*Kore-wa uta-no tomari-ni aranu naka-no* 句 *ku-ni jomi-ire-taru-wo* 下 *sita-je ukuru kokoro-no te-ni-fa nari.* ‚Dieses ist ein Te-ni-fa von der Bedeutung, dass man dasjenige, das sich nicht am Ende des Gedichtes befindet, sondern in einem mittleren Absatze eingeschaltet wurde, nach unten schwimmen lässt.‘

*Kasikomaru si-de-ni namida-no kakaru kana mata itsŭ-ka-wa-to omofu aware-ni.*

‚Auf dem ehrwürdigen Berg des Todeshimmels die Thränen haften! Dass es noch zu einer Zeit ist, in dem Leid dieses Gedankens.‘

*Konu kana-to sibasi-wa fito-ni omowasen awade kajeri-si joru-no ne-tasa-ni.*

‚Man kommt nicht! So wird man nach einer Weile die Menschen denken lassen, in der man ohne zu treffen zurückkehrte, bei dem Schlafenwollen dieser Nacht.‘

### *Ka-ni kajô kana.* Das für *ka* gesetzte *kana.*

*Ka-to bakari iû-ni onazi kokoro naru nari. Fito kasira-no jomi-jô-ni jori-te utagai-no kokoro-wo fukumeru-mo ari.*

‚Ist mit dem einfachen *ka* gleichbedeutend. Je nach der Weise wie ein einzelnes Stück gelesen wird, kommt es auch vor, dass es den Sinn des Zweifels in sich schliesst.‘

*Sadame-naki si-gure-no kumo-no kakaru kana sate-ja momidzi-no usŭku kogaran.*

‚Des bestimmungslosen rieselnden Regens Wolken hängen hernieder. Wohlan! des Ahorns Blätter werden leicht verbrannt sein.‘

*Moro-tomo-ni wori-to-wa nasi-ni utsi-tokete mije-ni-keru kana asu-gawo-no fana.*

‚Alle zugleich, ohne dass ein Anlass ist, frei sich entfaltend, haben sich gezeigt der Trichterwinde Blumen.‘

## *Tô-wi-no kana.* Das *ka* der augenblicklichen Bedeutung.

*Gen-zai-no kana-to-mo ijeri. Sono mama-wo ijeru nari. Tatoje-ba miru kana furu kana koro kana nado-no tagui nari.* ‚Man sagt auch *gen-zai-no kana*, das gegenwärtige *kana*. Es bedeutet *sono mama* ‚wie früher‘. Es sind Ausdrücke wie *miru kana* „sehen wie früher“, *furu kana* „regnen wie früher“, *koro kana* „die Zeit wie früher“ und anderes‘.

*Uki fito-no* 面 *tsŭra kage sojete tanomu-ni-wa konu jo-mo fitori tsŭki-wo miru kana.*

‚Der traurige Mensch, das Angesicht heimlich nähernd, indess er vertraut, in der Nacht, wo man nicht kommt, einsam sieht er den Mond wie früher.‘

*Fisa-kata-no tsŭki juje-ni-ja-wa koi-some-si nagamure-ba madzŭ nururu sode kana.*

‚Des lange dauernden, festen Mondes wegen wohl begann ich zu lieben. Als ich hinblickte, war der zuerst befeuchtete Aermel wie früher.‘

## *Sŭde-ni ini-taru kana.* Das bereits fortgegangene *kana.*

*Kuwa-ko-no kana-to-mo ijeri. Kiki-si kana mi-si kana-no tagui nari.* ‚Man sagt auch *kuwa-ko-no kana*, das *kana* der Vergangenheit. Es ist von der Art wie bei den Ausdrücken *kiki-si kana* „gehört haben“, *ni-si kana,* „es ist geschehen“‘.

*Aki narade* 妻 *tsŭma-dofu sika-wo kiki-si kana wori-kara koje-no mi-ni-wa si muka-to.*

‚Indess es Herbst nicht war, den die Gattin suchenden Hirsch hab' ich gehört. Um die Zeit die Stimme wiedertönt mir gegenüber.‘

*Jasŭrawade ne-namasi mono-wo sa-jo fukete katabuku made-no tsŭki-wo mi-si kana.*

‚Ohne herumzugeh'n, o hätt' ich doch geschlafen! Bis in tiefer Nacht er zur Seite sich neigte, den Mond hab' ich gesehen.‘

## *Negò kana.* Das begehrende *kana.*

*Kokoro-ni koi-negò kokoro aru nari. Mo gana te-si gana, ni-si kana-no tagui nari.* ‚Hat den Sinn von: im Herzen erbitten und wünschen. Ist ein Wort von der Art der Ausdrücke *mo gana* (möchte doch!), *te-si gana* (wäre es doch gewesen!), *ni-si kana* (wäre es doch geschehen!).'

*Na-ni si owaba afu saka-jama-no sane-kadzūra fito-ni sirarete kuru josi-mo gana.*

‚Wenn sie den Namen trägt, die Traubenfrucht der entgegenkommenden Bergtreppe, von den Menschen gekannt, o hätte sie ein Mittel, zu kommen!'

*Aki-no jo-no ari-ake-no tsŭki-no iru made-ni jasŭrai-kanete kajeri-ni-si kana.*

‚Bis der Mond des Tagesgrauens der Herbstnacht untergeht, umher zu wandeln nicht im Stande, o wäre ich schon heimgekehrt!'

*Mimi-nasi-no jama-no kutsi-nasi je-te-si gana omoi-no iro-no sita-some-ni sen.*

‚Den Jasmin des Berges von Mimi-nasi, o hätt' ich ihn erlangt! Er wird die niedere Färbung der Farbe der Sehnsucht sein.'

*Kana tomari-wa sasi-te kakaje-zi-no sadamari-taru sa-ta-nasi. Tada uje-jori-no kokoro-wo ukete kotoba-no kire-taru tokoro-ni woku-besi. Migiri-ni aguru tokoro-no tamesi-ni jori-te kangaje-siru-besi.* ‚Bei dem Stillstehen des *kana* ist keine bestimmte Verlautbarung der umschliessenden Schriftzeichen. Es nimmt blos den von dem Obenstehenden abgeleiteten Sinn auf und muss an der Stelle, wo die Worte abgeschnitten sind, gesetzt werden. Man kann es nach dem oben gebotenen Beispiele untersuchen und erkennen.'

## Das *Ran.*

*Ran-wa utagai-no te-ni-fa nari. Juje-ni ran-to tomaru-ni-wa uje-ni kanarazu utagai-no kotoba aru-besi. Utagai-no koto-ba-to iû-wa itsŭ idzŭre idzŭ-ra tare nani nazo nado sa-zo ika-ni ika-de iku ja ka ka-mo ka-wa sazo nado-no tagui-no kotoba-nite osajeru nari.* ‚*Ran* ist ein Te-ni-fa des Zweifelns. Desswegen soll bei dem Stillstehen des *ran* über ihm ein Wort des Zwei-

felns sich befinden. Mit den Wörtern des Zweifelns *itsŭ, idzŭre, idzŭ-ra, tare, nani, nazo, nado, sa-zo, ika-de, iku, ja, ka, ka-mo, ka-wa, sa-zo* und anderen Wörtern dieser Art drückt man es nieder.‘

*Kuru-to aku-to me kare-nu mono-wo mume-no fana itsŭ-no* 人 *fito-ma-ni utsŭroi-nu-ran.*

‚Zwischen Abend und Morgen, o wären die Keime verdorrt! Die Pflaumenblüthen, in welches Menschen Gemach werden sie wohl verwelkt sein?‘

*Juki-to nomi furu dani aru-wo sakura-bana ika-ni tsiru-to-ka kaze-no fuku-ran.*

‚Die da sind, indess es als Schnee nur sie regnet, die Kirschblüthen, wie wird, damit sie zerstreut seien, der Wind gegen sie wehen!‘

*Fito-no miru koto-ja wabisi-ki womina-fesi aki-giri-ni nomi tatsi-kakuru-ran.*

‚Für den der Blick der Menschen wohl unglücklich, der Baldrian, in dem Herbstnebel nur wird er sofort sich verbergen.‘

*Owo-sora-wa koi-siki fito-no katami-ka-wa mono-omofu koto-ni nagameraru-ran.*

‚Der Wolkenhimmel bei der geliebten Menschen wohl gegenseitigem Denken wird angeblickt werden.‘

*Ima-to nomi tanomu nare-domo sira-kumo-no taje-ma-wa itsŭ-ka aran-to sŭran.*

‚Für jetzt nur obgleich mein Gebet war, der weissen Wolken zerrissene Räume, zu einer Zeit werden sie da sein.‘

*Mata utagai-no kotoba te-ni-fa arazare-domo uje-no ku-ni utagai-no kokoro-wo fukumi-te jomi-tare-ba kurusi-karazŭ.* ‚Auch wenn kein Te-ni-fa als Wort des Zweifelns vorhanden ist, enthält der obere Abschnitt den Sinn des Zweifelns, und es ist nicht mühevoll zu lesen.‘

*Fisa-kata-no fikari nodo-keki faru-no fi-ni sidzŭ-kokoro naku fana-no tsiru-ran.*

‚In dem immerwährenden Licht, in den heiteren Tagen des Frühlings, ohne ruhigen Sinn, zerstreuen die Blüthen sich.‘

*Faru-no iro-no itari-itaranu sato-wa arazi sakeru sakazaru fana-no tsiru-ran.*

‚Wohin die Farbe des Frühlings ankommend nicht gelangt, kein Dorf es gibt. Die erblühten und nicht erblühenden Blumen zerstreuen sich.‘

*Kore-wa ka-fodo nodoka-naru faru-no fi-ni ika-de-ka-wa sidzŭka-naru kokoro-mo naku-te fana-no tsiru koto-zo-ja-to utagò nari. Mata faru-no iro-no itari-itaranu sato-mo aranu-ni nani-to site saki-wokure-taru fana-no mijuru koto-zo-to utagò kokoro-wo fukumeri.* ,Hier wird bezweifelt, wie an einem so stillen Frühlingstage die Blüthen unruhigen Sinnes sich zerstreuen können. Dass ferner, während kein Dorf ist, zu welchem die Farbe des Frühlings nicht gelangt, irgendwie im Aufblühen zurückgebliebene Blumen sich zeigen, schliesst den Sinn des Zweifelns in sich.'

*Mata utagai-no kokoro-mo naku mata utagai-no te-ni-fa kotoba-mo motsi-i-zu tada uje-jori sŭra-sŭra-to jei-kudasi-te ran-to todomaru uta ari. Kono tagui inisije-wa owoku jomi-tare-domo tsikaki jo-wa konumanu koto nari.* ,Ferner ist der Sinn des Zweifelns nicht vorhanden und auch die einen Zweifel ausdrückenden Worte des Te-ni-fa werden nicht angewendet. Es gibt Lieder, welche man nur von oben leicht herabsingt und die bei *ran* stillstehen. Dergleichen ward ehemals vieles gelesen, allein in den nahen Zeitaltern liebte man dieses nicht.'

*Waga jado-ni sakeru fudzi-nami tatsi-kajeri sŭgi-gate-ni nomi fito-no miru-ran.*

,Vor meiner Herberge der erblühten Färberröthe Wellen, nur indess zurückzukehren und vorüber zu gehen unmöglich, von den Menschen werden sie gesehen.'

*Aki-fagi-ni urabire-wore-ba asi-biki-no jama-sita dojomi sika-no naku-ran.*

,An dem Herbstweiderich als betrübt ich weilte, da an dem Fusse des Berges von Asi-biki die laute Stimme der Hirsch entsandte.'

*Uje-jori wosaje-tsŭmete ran-to tomaru ari.* ,Es kommt vor, dass man von oben niederdrückt und bei *ran* stillsteht.'

*Omowanu-wo omofu-to iwaba owo-no naru mi-kasa-no mori-no kami-zo siru-ran.*

,Das Nichtdenken, wenn man es Denken nennt, auf dem grossen Felde, der Wald der drei Hüte, seine Götter wissen es.'

*Mitsi towomi iru no-no fara-no tsŭbo-sŭmire faru-no katami-ni tsŭmite kaje-ran.*

,In dem Spähen des Weges das Topfvergissmeinnicht der Fläche von Iru-no, in dem Gegenseit'gen des Frühlings pflückend vertausch' ich es.'

*Fisa-kata-no ame-ni siworuru kimi juje-ni tsŭki fi-mo sirade koi-wataru-ran.*

,Von dem immerwährenden, festen Regen befeuchtet, des Gebieters willen Monde und Tage, ohne es zu wissen, verbring' ich in Liebe.'

*Ran-wo kasanete jomeru ari.* ,Es kommt vor, dass man *ran* doppelt liest.'

*Wasŭre-nan sore-mo uramizŭ omofu-ran kofu-ran-to dani omoi-okose-jo.*

,Dass man vergessen hat, darüber grolle nicht. Dass man gedenkt, dass man liebt, dieses nur rufe in Gedanken wach.'

*Kore-ra-no jomi-taru tamesi owosi-to ije-domo ui-kokoro-wa utagai-no kokoro-nite jomi utagai-no kotoba-wo uje-ni woku-besi.*

,Es gibt viele Beispiele solcher Lesungen, jedoch der ursprüngliche Sinn ist der Sinn des Zweifelns, und man sollte in Gedichten die Wörter des Zweifelns darüber setzen.'

## Das *Ja.*

*Ja-wa utagai-no te-ni-fa nari. Ka-jori-wa jurujaka-naru kokoro nari. Motto-mo fito-kasira-no jomi-jŏ-ni jori-te sukosi kokoro-kawareri.* ,*Ja* ist ein Te-ni-fa des Zweifelns. Aus diesem Grunde hat es den Sinn von *jurujaka-naru,* langsam. Eigentlich ist es je nach der Lesart eines Stückes von Sinn ein wenig verändert.'

*Uguisŭ-no kasa-ni nufu tefu mume-no fana wori-te kazasan* 老 *oi-kakuru-ja-to.*

,Von denen es heisst, dass der Grünling an den Hut sie näht, die Pflaumenblüthen, ich werde sie brechen und mich beschatten, um etwa im Alter mich zu verbergen.'

*Akanu-ja-to kokoro-mi-ga tera ai-mine-ba tawafure-nikuki made-zo oi-siki.*

,Ob ich satt sei, während ich versuchte, war das gegenseitige Sehen nicht. So dass das Scherzen zuwider, war das Ersehnen.'

*Sŭzŭsi-sa-wa aki-ja kajeri-te fatsŭ-se-gawa furu-gawa-nobe-no sŭgi-no sita kage.*

,Kühlung, wenn der Herbst zurückkehrt, ist unter den Cypressen der Felder des Flusses von Fatsu-se und des alten Flusses der Schatten.'

*Utagai-kokoro-no ja-wo kasanete jomeru ari.* ‚Es kommt vor, dass man das im Sinne des Zweifelns stehende *ja* doppelt liest.‘

*Faru-ja toki fana-ja fajaki-to kiki-wakamu uguisŭ danimo naki-sŭ-mo aru kana.*

‚Der hören und erkennen wird, dass der Frühling schnell, die Blumen frühzeitig, nur der Grünling ist es, der singt!‘

*Jo-ja kuraki mitsi-ja madojeru fototogisŭ waga jado-wo si-mo sŭgi-gate-ni naku.*

‚In der Nacht auf finsteren Wegen umherirrend der Kuckuck, indem er an meiner Herberge nicht vorüberziehen kann, singt.‘

*Kimi-ja ko-si ware-ja juki-ken omofojezŭ jume-ka utsŭtsŭka nete-ka obojete-ka.*

‚Der Gebieter ist gekommen, ich werde gegangen sein, ich denk' es nicht. Ist es Traum? ist es Wirklichkeit? schlafe ich? bin ich bei Sinnen?‘

*Jo-ja samuki koromo-ja usŭki kata-so-gi-no juki-ai-no majori simo-ja woku-ran.*

‚In der Nacht kalt, von Kleidung dünn, die geschnitzten Gestalten, von der Zeit an, wo einander sie begegnen, werden sie Reiffrost legen.‘

*Ja-to tomari-te kokoro-no uje-ni kajeru ari.* ‚Es kommt vor, dass bei dem Stillstehen mit *ja* der Sinn nach oben zurückkehrt.‘

*Tsŭma-gofuru sika-zo naku naru womina-fesi wono-ga sŭmu no-no fana-to sirazŭ-ja.*

‚Der die Gattin bittende Hirsch eben schreit. Dass der Baldrian eine Blume des Feldes, auf dem er wohnt, weiss er wohl nicht.‘

*Fuku kaze-to tani-no midzŭ-to si na-kari-se-ba fuka-jama kakure-no fana-wo mi-masi-ja.*

‚Wenn der wehende Wind und des Thales Wasser nicht wären, die in dem tiefen Gebirge verborgenen Blumen würde man wohl sehen.‘

### *Mono futa-tsŭ narabete jomu toki-ni motsijuru ja.* ‚Das *Ja*, welches man gebraucht, wenn Dinge zu Zweien im Lesen neben einander gestellt werden.‘

*Kutsi-ai-no ja-to-mo ijeri. Kore-wa sara-sina-ja oba-sŭte-jama kadzŭra-ki-ja taka-ma-no jama o-o-wara-ja wo-siwo-no jama kore-ra futa-tsŭ tori-awasete iû-ni jori-te ja-to kiruru nari. Mata tsŭki-ja fana fana-ja momidzi nado ijeru-mo onazi.* ‚Es heisst auch das *ja* der Vereinigung des Mundes. So bei *sara-sina-ja oba-sŭte jama* (die Berge von Sara-sina und Oba-sŭte), *kadzŭra-ki-ja taka-ma-no jama* (die Berge von Kadzŭra-ki und Taka-ma), *o-o-wara-ja wo-siwo-no jama* (die Berge von O-o-wara und Wo-siwo). Weil diese Gegenstände zu Zweien zusammen genannt werden, sind sie bei *ja* abgeschnitten. Es ist ferner dasselbe wie bei *tsŭki-ja fana* (der Mond und die Blumen), *fana-ja momidzi* (Blumen und Ahorn) und anderen Ausdrücken.‘

*Faru-no ame aki-no si-gure-to jo-ni furu-wa fana-ja momidzi-no* 爲 *wi-ni-zo ari-keru.*

‚Dass der Frühlingsregen mit des Herbstes Rieselregen in dem Zeitalter fällt, es kommt der Blumen und des Ahorns willen vor.‘

*O-o-wara-ja wo-siwo-no jama-mo kefu koso-wa kami-jo-no koto-mo omoi-ide-rame.*

‚Die Berge von O-o-wara und Wo-siwo, heute nur die Sachen des Götteralters werden ihnen in die Gedanken kommen.‘

### *Negò kokoro-no ja.* Das *Ja* von der Bedeutung des Wünschens.

*Kore-wa ba-ja fa-ja nado-no tagui nari.* ‚Dieses sind Ausdrücke von der Art von *ba-ja fa-ja* und Aehnlichem.‘

*Mise-ba-ja-na wo-zima-no ama-no sode dani-mo nure-ni-zo nure-si iro-wa kawarazŭ.*

‚Man möchte es zeigen, der Aermel nur des Fischers der kleinen Insel, von Feuchtigkeit benetzt, seine Farbe wechselt nicht.‘

*Fito sirezŭ ima-ja-ima-ja-to tsiwa-ja furu kami saburu made kimi-wo koso mate.*

‚Das von Menschen nicht gekannte Bevorstehende, bis die als tausend Felsen zitternden Götter rosten, bei ihm erwarte den Gebieter.‘

*Ama-no kawa momidzi-no fasi-wo watase-ba-ja tana-bata-dzŭ me-no aki-wo si-mo matsŭ.*

‚Des Himmelsflusses Ahornbrücke, o man möchte sie übersetzen! Der Weberin Herbst, ihn auch erwart' ich.‘

## *Fito-kasira-wo jasŭme-taru ja.* Das *Ja*, das einen ganzen Abschnitt ruhen liess.

*Tani-kaze-ni tokuru kowori-no fima koto-ni utsi-deru nami-ja faru-no fatsŭ-fana.*

‚Die in den Zwischenräumen des von dem Thalwind gelösten Eises besonders hervordringenden Wellen sind die ersten Blumen des Frühlings.‘

*Itadzŭra-ni tatsŭ-ja kefuri-no fate-mo nasi afu-wo kagiri-to mojuru omoi-wa.*

‚Der müssig sich erhebende Rauch hat kein Ende. An des Zusammentreffens Gränze ist der brennende Gedanke.‘

## *Osi-fakaru kokoro-no ja.* Das *Ja* im Sinne der Vermuthung.

*Sŭi-riô-no ja-to iû. Ware nare-ja are-ja fito nare-ja nado-no tagui nari.* ‚Es heisst das *Ja* der Vermuthung. Es ist von der Art wie bei *ware nare-ja* (ich mag sein), *are-ja* (man mag haben), *fito nare-ja* (es mag ein Mensch sein) und ähnlichen Ausdrücken.‘

*Obotsŭka-na uruma-no sima-no fito nare-ja waga koto-no fa-wo sirazŭ kawo naru.*

‚Ein Mensch der unbekannten Inseln von Uruma mag es sein. Er sieht aus, als verstände er meine Worte nicht.‘

*Momo-siki-no owo-mija-bito-wa itoma are-ja sakura kazasi-te kefu-mo kurasi-tsŭ.*

‚Der Mensch des grossen Tempels der hundert Breitungen mag Musse haben. Mit dem Kirschbaum sich beschattend hat er heute auch die Nacht verbracht.‘

*Kono fito nare-ja-wa fito naru-ka-to iû kokoro nari. Itoma are-ja-wa itoma aru-ka-to ijeru nari.* ‚Dieses *fito-nare-ja* hat

den Sinn von *fito naru-ka*, ist es ein Mensch? *Itoma are-ja* bedeutet *itoma aru-ka*, hat man Musse?'

*Fuju-kawa-no uje-wa koworeru ware nare-ja sita-ni nagarete koi-wataru-ràn.*

,Ein Winterfluss, der oben gefroren ist, mag ich sein. Indess er unten fortfliesst, setzt man über in Liebe.'

## *Ki-ja-to tomuru ja.* Das als *ki-ja* aufhaltende *Ja.*

*Ki-ja-to uta-no tomari-ni woku toki-wa uje-ni kanarazŭ utagai-no kotoba-wo woku besi.* ,Wenn man *ki-ja* bei dem Stillstehen des Gedichtes setzt, muss man darüber ein Wort des Zweifelns setzen.'

*Seki kojuru fito-ni towaba-ja mitsi-no ku-no adatsi-no majumi momidzi sini-ki-ja.*

,Bei den Menschen, die den Gränzpass überschreiten, wird man fragen! In dem Reiche Mitsi der Spindelbaum von Adatsi, der Ahorn ist erstorben!'

*Kore-wa momidzi sini-keri-ja ika-ga-to utagai-no kokoro-wo amasi-te jomeri.* ,Hier liest man überflüssig den Gedanken des Zweifels, wie es kommt, dass der Ahorn erstorben ist.'

## *Uje-ni woku ki-ja.* Das oben gesetzte *ki-ja.*

*Ki-ja-to uje-ni woku-ni-wa kanarazŭ sita-ni to mo-zi matawa to-wa-no te-ni-fa-nite kakajete jomu-besi.* ,Wenn man *ki-ja* oben setzt, muss man unten [1] das Schriftzeichen *to* oder die Partikel *to-wa* beim Lesen einschliessen.'

*Uki fito-wo sinobu-besi-to-wa omoi-ki-ja waga kokoro saje nado kawaru-ran.*

,Dass den traurigen Menschen man ertragen kann, hab' ich gedacht! Mein Herz nur, warum wird es verändert sein?'

*Tosi takete mata koju-besi-to omoi-ki-ja inotsi nari-keri sa-jo-no naka jama.*

,In Jahren hoch, dass ferner ich überschreiten könne, hab' ich gedacht! Das Leben ist geworden ein Berg in der wahren Nacht.'

[1] Soll, wie aus den folgenden Beispielen hervorgeht, offenbar ,oben' *(uje-ni)* heissen.

*Wotsi-kotsi-no fito-me mare-naru jama-sato-ni ije wi-sen-to-wa omoi-ki-ja kimi.*

- ‚Wo fern und nahe die Augen der Menschen selten sind, in dem Gebirgsdorfe dass er zu Hause weilen wird, hat gedacht der Gebieter!‘

*Wasŭrete-wa jume-ka-to-zo omofu omoi-ki-ja juki fumi-wakete kimi-wo min-to-wa.*[1]

‚Nachdem ich vergessen, dacht’ ich, es sei ein Traum. Ich habe gedacht, dass ich, den Schnee mit den Füssen theilend, den Gebieter werde sehen!‘

## Das *Me-ja.*

*Kore-wa me-ja-wa-no kokoro nari. Uje-ni kajeri-te dzi-dziŏ-sŭru kokoro nari.* ‚Dieses hat den Sinn von *me-ja-wa* (wird es?). Seine Bedeutung ist: nach oben zurückkehren und bestimmen.‘

*Utsŭsi uje-ba aki-naki toki-ja sakazaran fana koso tsirame ne saje kare-me-ja.*

‚Wenn man es verpflanzt, in des Herbstes todter Zeit, die sich nicht öffnen werden, die Blüthen werden zerstreut sein, die Wurzel nur, wird sie verdorren?‘

*Fana koso-wa tsirame ne-wa kare-me-ja. Ne-wa kare-mazi-to kajeri-te dzi-dziŏ-sŭru nari.* ‚Es wird im Zurückkehren bestimmt, dass die Wurzel nicht verdorren wird.‘

*Mata me-ja-wa-no kokoro-ni arazŭ-site tada ja-no zi-no kokoro-nite uje-ni kajeru uta-mo ari.* ‚Ferner gibt es Gedichte, in welchen es nicht die Bedeutung von *me-ja-wa* ist und man blos in dem Sinne des Zeichens *ja* nach oben zurückkehrt.‘

*Omoi-gawa tajezŭ nagaruru midzŭ-no awa-no uta-kata-bito-ni awade kije-me-ja.*

‚Der Gedankenfluss, indem mit dem unentschlossenen Menschen des Schaumes des ununterbrochen fliessenden Wassers er nicht zusammentrifft, wird er getilgt sein?‘

*Mura-tori-no tatsŭ-ni-si waga* 名 *na ima-sara-ni koto-nasi-fu-to-mo sirusi arame-ja.*

[1] Hier steht *to-wa* nur scheinbar am Ende, weil der Satz eine Inversion ist. Bemerkenswerth ist ferner, dass in allen vier Beispielen nur das Wort *omô* mit *ki-ja* construirt wird.

‚Der als Vogelschaar sich erhoben hat, mein Name, jetzt noch, dass man ohne Unterschied spricht, wird es ein Kennzeichen geben?‘

*Kore-wa awade kije-me-ja kijuru-de arŏ-zŭru-to uje-ni kajeri-te dzi-dziŏ-sŭru nari. Sirusi arame-ja sirusi arazi-to dzi-dziŏ sŭru nari.* ‚Dieses kehrt bei *awade kije-me-ja* „ohne zusammenzutreffen, wird er getilgt sein“ *(kijuru-de arŏ-zuru,* getilgt sein werden) nach oben zurück und bestimmt. *Sirusi arame-ja* „gibt es ein Kennzeichen?“ bestimmt, dass es kein Kennzeichen gibt.‘

*Mata uta-no uje-ni woki-taru me-ja ari. Kore-mo wosi-kajesi-te miru kokoro nari.* ‚Ferner gibt es ein *me-ja,* das in dem oberen Theile des Gedichtes gesetzt wird. Auch dieses steht in dem Sinne, dass man zurückstossend betrachtet.‘

*Waga ai-wo fito siru-rame-ja siki-taje-no makura nomi koso sira-ba siru-rame.*

‚Meine Liebe werden die Menschen kennen? Das von Breitung wundervolle Kissen allein, wenn man weiss, wird es wissen.‘

*Siru-rame-ja ki-no fa furi-siku tani-midzŭ-no iwa-ma-ni morasŭ sita-no kokoro-wo.*

‚Wird man es wissen? Die Blätter der Bäume breiten es zitternd, zwischen den Steinen des Thalwassers lässt man durchfliessen, wozu das Herz geneigt.‘

## Das *Ja-wa.*

*Kore-mo me-ja-ni onazi-ku kajeru te-ni-fa nari.* ‚Auch dieses ist mit *me-ja* gleichbedeutend und ein Te-ni-fa des Gegentheils.‘

*Sakura-bana faru kuwawareru tosi dani-mo fito-no kokoro-ni akare-ja-wa senu.*

‚Das mit Kirschblüthen von dem Frühling betheilte Jahr allein, ist in dem Herzen der Menschen dessen kein Ueberdruss?‘

*Tsŭne-jori-mo nodo-ke-karu-beki faru nare-ba fikari-ni fito-no awazarame-ja-wa.*

‚Der heiterer als gewöhnlich sein kann, der Frühling da es ist, wird mit dem Lichte der Mensch nicht zusammentreffen?‘

*Kono sakura-bana-no uta-wa fito-no kokoro-ni akarenu-ka-wa akare-jo-to kajeri-te ge-dzi-si-taru nari. Mata fikari-ni fito-no*

*awazarame-ja-wa fikari-ni ŏ-beki-zo-to nari.* ‚In diesem Gedichte von den Kirschblüthen wird durch *fito-no kokoro-ni akarenu-ka* „ist in dem Herzen der Menschen kein Ueberdruss?“ im Gegentheil befohlen, dass ein Ueberdruss sei. Ferner hat *fikari-ni fito-no awazarame-ja-wa* „wird mit dem Lichte der Mensch nicht zusammentreffen?“ die Bedeutung, dass er mit dem Lichte zusammentreffen könne.‘

*Mata ja-wa-to jomi-te tada ja-no kokoro-ni naru uta ari.* ‚Ferner gibt es Gedichte, in welchen *ja-wa* nur in dem Sinne von *ja* gelesen wird.‘

*Tajete-ja-wa omoi ari-to-mo ika-ga sen mugura-no jado-no aki-no jufu-gure.*

‚Nachdem man wohl überstanden, hat man den Gedanken. Wie wird dabei sein der Labkrautherberge herbstliche Abenddämm'rung?‘

*Kono tajete-ja-wa-no ja-wa-wa tada tajete-ja-to bakari iû-ni onazi-ki nari.* ‚Das hier in *tajete-ja-wa* gesetzte *ja-wa* hat nur die Bedeutung wie in dem Ausdrucke *tajete-ja,* nachdem man wohl überstanden hat.‘

*Ja-to bakari-nite ja-wa-to kikasŭ ja ari.* ‚Es gibt ein *ja,* das durch *ja* nur *ja-wa* zu Ohren bringt.‘

*Aki-no ta-no fo-no uje-wo terasŭ ina-dzŭma-no fikari-no ma-ni-mo ware-ja wasŭruru.*

‚Zwischen dem Lichte des den Obertheil der Aehren des herbstlichen Feldes erleuchtenden Blitzes soll ich vergessen?‘

*Jume-ka sa-wa no-be-no tsi-kusa-no omo-kage-wa fono-bono nabiku sŭsŭki-bakari-ja.*

‚Ganz wie ein Traum die tausendfachen Bilder der Feldseite, sind sie undeutlich sich neigendes Riedgras nur?‘

*Kore-ra fikari-no ma-ni-mo ware-ja-wa wasŭruru fono-bono nabiku sŭsŭki bakari-ja-wa-no kokoro nari. Sŭbete musŭbi-ku-ni ja-wo woku koto ui-manabi-no fito-no ta-jasŭku-wa sŭ-mazi-ki koto nari.* ‚In diesen Beispielen ist der Sinn: *fikari-no ma-ni-mo ware-ja-wa wasŭruru,* zwischen dem Lichte werde ich vergessen? *fono-bono nabiku sŭsŭki bakari-ja-wa,* ist es undeutlich sich neigendes Riedgras nur? In allen gebundenen Abschnitten ist die Setzung des *ja* etwas, das Anfänger im Lernen nicht leicht bewerkstelligen können.‘

### Das *To-ja.*

*Tote-ja-to iû kokoro nari. Uje-ni kajeru kokoro ari. Tomari-ni woku-wa omoki te-ni-fa-ni naru nari.* ‚Steht in dem Sinne von *tote-ja*, auf dass. Hat den Sinn des Gegentheiles des Obenstehenden. Beim Stillstehen gesetzt, wird es ein Te-ni-fa des Gewichtigen.‘

*Faru-kasŭmi tanabiku jama-no sakura-bana utsŭrowan-to-ja iro-kawari-juku.*

‚Wo die Frühlingsdünste umhertreiben, der Berg, seine Kirschblüthen, indem sie entschwinden wollen, sie wechseln weiter die Farbe.‘

*Naniwa-gata mizikaki asi-no fusi-no ma-mo awade kono jo-wo sŭgi-si-te-jo-to-ja.*

‚Das kurze Schilfrohr der Seite von Naniwa, ohne zwischen den Gelenken zusammen zu treffen, überschreite diese Welt!‘

### Das *Masi-ja.*

*Kore-wa wosi-kajesi-te miru kokoro aru nari.* ‚Hat den Sinn, dass man eine Sache gerade als das Gegentheil betrachtet.‘

*Kefu-wa kozŭ-wa asŭ-wa juki-to-zo kije-namasi kijezŭ-wa ari-to-mo fana-to mi-masi-ja.*

‚Wenn es heute nicht kommt, morgen als Schnee wird es zerschmelzen. Dass es nicht schmilzt, kommt auch vor: wird man es als Blume seh'n?‘

### Das *Re-ja.*

*Dzi-dziŏ-site sore-to sasi-taru te-ni-fa nari.* ‚Ist ein Te-ni-fa, durch welches bestimmt und angedeutet wird, dass etwas dieses ist.‘

*Sato-wa arete fito-wa furi-ni-si jado nare-ja niwa-mo makaki-mo aki-no nora naru.*

‚Wo die Gasse wüst geworden, Menschen die Zeit verbracht, die Herberge soll es sein? Vorhof und Gitter werden das herbstliche Feld.‘

*Siwo-taruru ama-no koromo-no koto nare-ja uki-taru nami-ni nururu waga sode.*

,Die Sache des Kleides des thränenvergiessenden Fischers soll es sein? Von den dahergeschwommenen Wellen ist befeuchtet sein Aermel.'

*Jo-no naka-wa uki-mono nare-ja* 言 人 *fito-koto-no toni-mo kaku-ni-mo kikoje-gurusi-ki.*

,In der Welt wären es traurige Dinge wohl die Worte der Menschen, die so und so peinlich zu hörenden?'

*Tsŭ-no kuni-no naniwa-no faru-wa jume nare-ja asi-no kare-fa-ni kaze wataru nari.*

,In dem Hafenreiche Naniwa's Frühling, sollte ein Traum er sein? Auf des Schilfrohrs dürren Blättern setzt der Wind hinüber.'

## 雜 *Zò-no ja.* Das *Ja* des Vermischten.

*Kore-wa sŭga-wara-ja fusi-mi siki-sima-ja jamato osi-teru-ja naniwa tômi-no-ja kagami-no jama sŭma-no ura-ja mi-josi-no ja. Ja-no zi betsŭ-ni kokoro-nasi. Jotte jobi-idasŭ ja-to-mo ijeri. Inisije-uta-ni amata mije-tare-ba sirusi-uta-wo matsŭrazŭ.* ,Dieses ist das *ja* in *sŭga-wara-ja fusi-mi* (die Riedgrasebene, Fusi-mi), *siki-sima-ja jamato* (die ausgebreitete Insel, Jamato), *osi-teru-ja naniwa* (niederdrückend leuchten, Naniwa), *tômi-no-ja kagami-no jama* (von Tômi der Berg der Spiegel), *sŭma-no ura-ja mi-josi* (die Bucht von Suma, Mi-josi). Das Zeichen *ja* hat getrennt keine Bedeutung. Man nennt es daher auch das herausrufende *Ja*. Da es in alten Gedichten häufig gesehen wird, bietet man kein bestätigendes Gedicht.'

## Das *Zo*.

*Zo-wa tsŭjoku wosi-te iû te-ni-fa nari. Dzi-dziò-si-taru kokoro ari. U ku sŭ tsŭ nu fu mu ju ru u-no ka-na-nite kakajete jomu-besi. Kakajeru-to-wa kono mo-zi-wo uje-ni woki-te jomu nari.* ,*Zo* ist ein die Sache mit grossem Nachdruck aussprechendes Te-ni-fa. Es hat den Sinn des Bestimmtseins. Man kann es lesen, indem man es mit den geborgten Schriftzeichen *u ku sŭ tsŭ nu fu mu ju ru u*[1] umschliesst. Beim Umschliessen liest man es, indem man diese Schriftzeichen oben setzt.'

[1] *U* ist hier zum zweiten Male gesetzt.

名 *Na-nomi tatsŭ si-de-no ta-wosa-wa ke-sa-zo naku iwori amata-ni utomare-nure-ba.*

‚Des als Name nur sich erhebenden Todeshimmels Feldältester[1] singt heute morgen, da die Hütten in Menge ferne gerückt worden.'

*Woroka-naru* 濶 *fotobi-zo sode-ni tama-wa nasŭ ware-wa seki-ajezŭ taki-tsŭ se nare-ba.*

‚Thöricht, mit dem eingeweichten Aermel, dem Edelsteine gleich wag' ich nicht zu verschliessen, wenn es des Wasserfalls Stromschnelle ist.'

*Sino-no me-no* 別 *wakare-wo osi-mi ware-zo madzŭ tori jori madzŭ-ni naki-fazime-tsŭru.*

‚Des Tagesanbruchs Trennung bedauern, ich war es, der that es früher. Die Vögel noch früher begannen zu singen.'

*Omofu koto semete munasi-ki fate-wa mata kokoro-naru-beki jo-wo-zo somukanu.*

‚Das Denken kehrt wenigstens der eitlen Welt, der am Ende auch nach ihrem Willen geschehen kann, nicht den Rücken.'

*Jufu-ma-gure fonoka-ni fana-no iro-wo mite ke-sa-wa kasŭmi-no tatsŭ-zo wasŭrafu.*

‚In der Abenddämm'rung undeutlich die Farbe der Blumen nachdem ich gesehen, heute morgen, wo der Wolkendunst steigt, vergess' ich sie.'

*Aki-kaze-no mi-ni samu-kere-ba tsŭre-mo naki fito-wo-zo tanomu kururu jo-goto-ni.*

‚Da der Herbstwind für den Leib kalt gewesen, zu dem grausamen Menschen fleh' ich jede dunkelnde Nacht.'

*Natsŭ-biki-no te-biki-no ito-no utsi-fajete kurusi-ki koi-no joru-zo masareru.*

‚Der im Sommer gezogene, der mit der Hand gezogene Faden, indem er wächst, ist der leidenvollen Liebe Nacht besser.'

*Tamasi-wi-mo waga mi-mo sowanu nageki-site namida fisasi-ki* 世 *jo-ni-zo furi-ni-si.*

‚Zu der die Seele und der Leib nicht gesellt sind, die Klage als ich erhob, hat es Thränen in dem lange dauernden Zeitalter geregnet.'

---

[1] Ein Name des Kuckucks.

*Iwade omofu koto-mo ari sono fama-kaze-ni tatsŭ sira-nami-no joru-zo ijasi-ki.*

‚Wobei man nicht spricht, ein Denken hat der in dem Winde des Meerufers sich erhebenden weissen Wellen Nacht, die gemeine.'

*Midzŭ-no omo-ni ukaberu fune-no kimi nara-ba koko-zo tomari-to iwamasi-mono-wo.*

‚Wenn ein Gebieter des auf der Fläche des Wassers schwimmenden Schiffes es ist, dass hier der Ankerplatz, o möchte er doch sagen!'

*Zo-to iû fanasi-te osaje-naki ari.* ‚Es kommt vor, dass *zo* losgelassen und ohne Niederdrücken ist.'

*O-o-kata-wa tsŭki-wo-mo mede-si kore-zo kore tsŭmore-ba fito-no* 老 *oi-to naru mono.*

‚Im Ganzen hat man auch den Mond geliebt. Durch dieses, wenn man es anhäuft, werden die Menschen alt.'

*Ima kon-to iwanu bakari-zo fototogisŭ ari-ake-no tsŭki-no mura-same-no sora.*

‚Dass er jetzt kommen wird, dieses nur nicht sagt der Kuckuck, wenn der Mond des Tagesanbruchs und Regenschauer an dem Himmel.'

*Mare-ni-wa ka-jò-ni jomi-nagasi-taru-mo fanbere-domo ui-kokoro-wa kanarazŭ madzŭ-ni ijeru osaje-zi-nite kakajete jomu-besi. Waka-kimi-no osaje-zi jomi-ire-gataki toki-wa to ki ja nado-no zi-nite kakajete jomu-besi. Kono futa-kasira-no gotoku tsŭdzŭke-kara jorosi-ku kotoba nadaraka-naru-wa kaku-guwai-no koto nari.* ‚Obgleich es selten geschieht, dass es auf diese Weise in Gedichten weggerückt wird, muss man es lesen, indem man es mit den früher genannten niederdrückenden Zeichen einschliesst. Wenn die niederdrückenden Zeichen von *waka-kimi* (der junge Gebieter) im Lesen schwer einzuschalten sind, soll man es beim Lesen mit *to ki ja* und anderen Zeichen umschliessen. Dass, wie in diesen zwei Gedichten, die Wörter in der Reihenfolge angemessen glatt sind, ist eine Ausnahme.'

*Zo-to ja-to kajowasi-te jomu koto ari.* ‚Es kommt vor, dass *zo* und *ja* eines für das andere gebraucht werden.'

*Kasŭga-no-ni waka-na tsŭmi-tsŭtsŭ jorodzŭ jo-wo iwafu kokoro-wa kami-zo siru-ran.*

‚Auf dem Felde von Kasuga, die jungen Kräuter hat man gepflückt. Das Herz, in welchem zehntausend Alter man feiert, mögen die Götter kennen.‘

*Kono zo mo-zi ja-wo tsŭmete kami-zo-to ijeru nari.* ‚Dieses Schriftzeichen *zo* thut die Dienste des *ja*, und es wird *kami-zo* (Götter) gesagt.‘

*Musasi-no-no kasŭmi-mo sirazŭ furu juki-ni mada waka-kusa-no tsŭma-ja komoreru.*

‚Des Feldes von Musasi Wolkendunst nicht kennend, in dem fallenden Schnee ist der jungen Pflanzen Gattin noch verborgen.‘

*Kono ja mo-zi-wa zo-wo woku-beki tokoro-wo nobete jomeru nari.* ‚Dieses Schriftzeichen *ja* wird so gelesen, dass es die Stelle, wo *zo* gesetzt werden soll, dehnt.‘

### *Utagai-no zo.* Das *Zo* des Zweifelns.

*Kore-wa zo-ja si-zo koro-zo bakari-zo-no tagui nari. Arui-wa uje-ni utagai-no kotoba-wo woki-te zo-to tomuru te-ni-fa-mo ari.* ‚Dieses ist von der Art der Verbindungen *zo-ja*, *si-zo*, *koro-zo*, *bakari-zo*. Bisweilen kommt auch ein Te-ni-fa vor, über welches man Wörter des Zweifelns setzt und das mit *zo* stillstehen heisst.‘

*Ikada uje-ni made koto-towan midzŭ-uje-wa ika-bakari fuku mine-no arasi-zo.*

‚Auf dem Flosse selbst wird man fragen, über dem Wasser in welchem Masse weht des Berggipfels Sturmwind.‘

*Jama-sato-no kaki-ne-ni sakeru u-no fana-wa taga siro-taje-no koromo kake-si-zo.*

‚Die an der Mauerwurzel des Gebirgsdorfes erblühte Blume Vier[1], wessen wundervoll weisses Kleid hat sie aufgehängt?‘

*Itodo nawo ai-mite notsi-mo kakare-to-wa taga narawasi-no sode-no namida-zo.*

‚Immer mehr sah ich von Angesicht und hierauf verbarg man sich. Bei wem sind Sitte da die Aermelthränen?‘

[1] Die Blume des vierten Zeichens der zwölf Aeste. Dieselbe ist eine Frühlingsblume und heisst auch *fatsŭ mi-gusa* ‚die zuerst gesehene Pflanze‘, *juki-mi-gusa* ‚die im Schnee gesehene Pflanze‘, und *kaki-mi-gusa* ‚die an der Mauer gesehene Pflanze‘.

*Mata uje-ni toi-kakuru kokoro-wo jomi-te-zo-to tome-taru te-ni-fa ari.* ‚Ferner kommt ein Te-ni-fa vor, bei welchem man oben den Sinn des Fragestellens liest und mit *zo* Einhalt gethan wird.‘

*Ide ware-wo fito na-togame-so o-o-bune-no juta-no tajuta-ni mono-omofu koro-zo.*

‚Wohlan! mich die Menschen mögen nicht beschuldigen, zur Zeit, wo ich bei des grossen Schiffes Schaukeln in Gedanken erwäge.‘

*Waga koi-wa juku-sŭje-mo sirazŭ fate-mo nasi afu-wo kagiru-to omofu bakari-zo.*

‚Bei meiner Liebe weiss ich die Zukunft nicht, ein Ende auch hat sie nicht. Das Begegnen zu begrenzen, hab' ich den Gedanken nur.‘

*Mata ge-dzi-sitaru so ari. Kore-wa sŭmi-te jomu-besi.* ‚Auch gibt es ein gebietendes *So.*[1] Dasselbe soll klar gelesen werden.‘

*Woku-jama-ni tagiri-te otsŭru taki-tsŭ se-no tama tsiru bakari mono na-omoi-so.*

‚In dem tiefen Gebirge des sprudelnd fallenden Wasserfalls Stromschnelle, dass sie Edelsteine nur streut, denke dieses nicht.‘

*Sira-tsŭju-no woku tsŭma-ni sŭru womina-fesi ana-wadzŭrawasi fito na-te-fure-so.*

‚Den zur verborgenen Gattin des weissen Thau's man macht, der Baldrian, möge der sehr quälerische Mensch mit der Hand nicht gegen ihn fahren.‘

## Das *Koso.*

*Kore-wa tada-zo-to bakari iŭ-ni o-o-kata onazi. Uje-ni e ke se te ne fe me je re je-no ka-na-nite wosajete jomu-besi. Arui-wa uje-ni* 哉 *kana-to woki-te te-to tomari-taru-mo ari.* ‚Dieses ist mit dem Worte *tada-zo* „bloss, nur“ im Ganzen gleichbedeutend. Man kann es lesen, indem man es oben durch die geborgten Schriftzeichen *e ke se te ne fe*

[1] Hat als solches, wie aus den folgenden Beispielen hervorgeht, die Aussprache *so*, nicht *zo*.

*me je re je*[1] niederdrückt. Bisweilen kommt es vor, dass man *kana* darüber setzt und mit *te* innehält.

*Onazi-je-wo waki-te ko-no fa-no utsŭrofu-wa nisi koso aki-no fazime nari-kere.*

‚Den nämlichen Ast theilend die Blätter der Bäume, wo sie sich entfärben, der Westen nur wird des Herbstes Anfang gewesen sein.‘

*Ja-je mugura sigereru jado-no sabisisa-ni fito koso mijene aki-wa ki-ni-keri.*

‚Wo das achtfache Labkraut dicht steht, in der Nachtherberge Einsamkeit mögen Menschen nur nicht erscheinen: der Herbst ist gekommen.‘

*Koma najete isami-ni jukan furu-sato-wa juki-to nomi koso fana-no tsiru-rame.*

‚Das Füllen im Erlahmen zu der es muthig geh'n wird, die alte Gasse, in ihr mit Schnee allein werden die Blumen verstreut sein.‘

*Naga-karan kokoro-mo sirazŭ kuro-kami-no midarete kesa-wa mono-wo koso omoje.*

‚Was lange sein wird, dass ich im Herzen es nicht weiss, das schwarze Haupthaar ist in Verwirrung. Diesen Morgen mag ich hieran nur denken.‘

*Siwo-taruru ise-o-no ama-no sode-dani-mo fosu-naru fama-wa aru-to koso kiku.*

‚Ein nichts als den Aermel des thränenvergiessenden Fischers von Ise-O trocknendes Meerufer gibt es, hört man nur.‘

*Fana-sŭsŭki ware koso sita-ni omoi-si-ga fo-ni idete fito-ni musŭbare-ni-keri.*

‚Das blumige lange Gras, mit Kornähren, unter denen ich nur sann, hervorkommend, wurde von den Menschen geknüpft.‘

*Fototogisŭ fito-koje-to koso omoi-si-ni matsi-jete kawaru waga kokoro kana.*

‚An einen Ruf des Kuckucks nur denkend, wartet' ich, als ich ihn erlangte, veränderte sich mein Herz!‘

*Asi-biki-no jama-jori idzŭru tsŭki matsŭ-to fito-ni-wa i-ite kimi-wo koso mate.*

---

[1] *Je* ist hier wiederholt gesetzt.

,Den von Asi-biki's Bergen hervorkommenden Mond dass ich erwarte, als ich den Menschen sagte, mochte den Gebieter ich nur erwarten.'

*I-i-nokosŭ te-ni-fa-no koso ari.* ,Es gibt ein *koso*, das ein in der Rede übriggelassenes Te-ni-fa ist.'

*Tsŭ-no kumi-no naniwa omowazŭ jama-siro-no to-wa-ni ai-min koto-wo nomi koso.*

,An Naniwa in dem Hafenreiche denk' ich nicht. Dass ausserhalb von Jama-siro ich begegnen und sehen werde, denk' ich nur.'

*Mata koso-to woki-te ran-to tomaru te-ni-fa ari.* ,Es gibt ferner ein Te-ni-fa, bei dem man *koso* setzt und mit *ran* innehält.'

*Asi-biki-no jama sakura-* 戸 *do-wo mare-ni aki-te fana koso aruzi tare-wo matsŭ-ran.*

,Auf Asi-biki's Bergen die Kirschenthüre selten eröffnend, die Blumen nur als Wirthe, wen werden sie erwarten?'

## *Negò kokoro-no so.* Das *So* im Sinne des Wünschens.

*Kore-wa so-wa so-mo so-ja mo-zo fito-kasira-no sei-nite utagò kokoro-ni-mo ajabumu kokoro-ni-mo naru nari.* ,Dieses steht in dem Sinne von *so-wa so-mo so-ja mo-zo*, nach dem Geiste eines Gedichtes sowohl im Sinne des Zweifelns als in demjenigen des Gefährdetseins.'

*Inotsi-ja-wa nani-zo-wa kiri-no ada-mono-wo afu-ni-si kaje-ba wosi-karanaku-ni.*

,Das Leben, was ist es wohl? Eine andere Sache als den Nebel wenn man trifft und sie kauft, thut es uns nicht leid.'

*Iro-jori-mo* 香 *ka koso aware-to omofojure taga sode fure-si jado-no mume-zo-mo.*

,Mehr als die Farbe den Wohlgeruch nur bedauern mag, wo Jemandens Aermel gestreift, des Nachtlagers Pflaumenbaum.'

*Furi-nu tote omoi-mo sŭte-zi kara-goromo josojete aja-na sŭru.*

n, weil es vergangen, schlag' ich es nicht aus
s chinesische Kleid mir vorstellend, mag ich
auch nähren.'

*Isari-se-si ama-no osije-si idzŭku-zo-ja sima meguru tote aru-to i-i-si-wa.*

,Wo ich gefischt habe, wo die Fischer mich belehrt haben, wo ist es wohl? Damit ich die Inseln umkreise, geschah es, wurde gesagt.'

## *Kasanete woku zo mo-zi.* Das wiederholt gesetzte Schriftzeichen *zo.*

*Toku juku*[1] *kari-zo naku naru tsŭrete ko-si kazŭ-wa tarade-zo kajeru-bera naru.*

,Die schnell ziehenden Wildgänse singen. Da in Gesellschaft nicht oft genug sie gekommen, müssen sie heimziehen.'

*Mono-mo iwade nagamete-zo furu jama-buki-no fana-ni kokoro-wa utsŭroi-nu-ran.*[2]

,Ohne etwas zu sagen, in die Ferne indem ich blickte, wird zu des alten Gauchheils Blüthen das Herz hingezogen sein.'

*Aki-kaze-ni nabiku wo-bana-no jufu-ma-gure taga sode-zo to-zo ajamatare-nuru.*

,Die in dem Herbstwind sich neigenden Riedgrasblüthen, in der Abenddämm'rung an wessen Aermel wohl haben sie sich geirrt?'

## Das *Nu.*

*Nu mo-zi-ni-wa wowan nu fu-no nu tote futa-sama ari. Wowan nu-to iŭ-wa nuru-no kokoro-ni kanŏ nari. Sŭde-ni sŭgi-sari-taru kokoro ari.* ,Es gibt zweierlei Schriftzeichen *nu:* das *Nu* des Endes und das *Nu* des Nicht. Das *Nu* des Endes entspricht der Bedeutung von *nuru.* Es hat den Sinn, dass etwas bereits vergangen und vorüber ist.'

*Adzŭsa-jumi wosi-te faru-zame kefu furi-nu asŭ saje-fura-ba waka-na tsŭmi-ten.*

,Den Bogen von Hartriegel niederdrückend der Frühlingsregen ist heute gefallen. Morgen, wenn es nur regnet, wird man das junge Grünkraut gepflückt haben.'

---

[1] Nach *juku* fehlt eine Sylbe. Soll wohl *toku juku-no* heissen.

[2] Hier findet sich *zo* nur einmal gesetzt. Es scheint, dass es *kokoro-zo* anstatt *kokoro-wa* heissen soll.

*Tsiri-nu-to-mo* 香 *ka-wo dani nokose mume-no fana koi-siki toki-no omoi-de-ni-sen.*

‚Indess sie verstreut ist und den Wohlgeruch nur zurücklässt, die Pflaumenblüthe, wo sie ersehnt ward, die Zeit wird in die Gedanken kommen.‘

*Tosi fure-ba jowai-wa oi-nu sika-wa are-do fana wosi-mire-ba mono-omoi-mo nasi.*

‚Wenn die Jahre vergeh'n, ist man gealtert. Bei alledem, wenn man mit Zwang die Blumen sieht, ist nach ihnen kein Sehnen.‘

*Ima-sara-ni omoi-dezi-to sinoburu-wo koi-siki-ni koso wasŭre-wabi-nure.*

‚Jetzt wieder, indem es nicht in die Gedanken kommt, das Erduldete bei dem Ersehnten nur werd' ich mit Mühe vergessen haben‘.

*Fu-no nu-to iû-wa zŭ-no kokoro-ni kanŏ nari. Tsŭki-ja aranu niwowanu siranu konu nado-no tagui nari. Mina* 不 *fu-no zi-ni onazi.* ‚Das *nu* des „Nicht“ kommt mit der Bedeutung von *zŭ* überein. Es ist von der Art wie in *tsŭki-ja aranu* (es ist wohl kein Monat), *niwowanu* (es ist nicht wohlriechend), *siranu* (nicht wissen), *konu* (nicht kommen) und ähnlichen Wörtern. Hier ist es überall mit dem Zeichen *fu* (nicht) gleichbedeutend.

*Towo-tsika-no tatsŭ* 木 *ki-mo siranu jama-naka-ni obo-tsŭka-naku-mo jobu ko-tori kana.*

‚Das die nahen und fernen sich erhebenden Bäume nicht kennt, das Gebirge, in seiner Mitte unvernehmlich ruft der kleine Vogel!‘

*Faru tate-do fana-mo niwowanu jama-sato-wa mono-u-karu ne-ni uguisŭ-zo naku.*

‚Wo, wenn der Frühling ersteht, die Blumen nicht duften, in dem Gebirgsdorfe mit traurig klingendem Tone der Grünling singt.‘

*Fito-kasira-no utsi-ni onazi nu futa-tsŭ-wa jomu-maziki josi. Uta ŏ-ni-wa* 難 *nan-serare-tari. Fu-no nu* 畢 *owan nu futa-tsŭ-nite jomu-wa kurusi-karazŭ-to nari.* ‚Zwei gleichbedeutende *Nu* in einem Versstücke sind eine Sache, die man nicht lesen kann. Das Gedicht wird, wenn man sie zusammenstellt,

schwer gemacht. Das *Nu* des Nicht und das *Nu* des Endes als zwei *Nu* sind nicht mühsam zu lesen.‘

*Faru ki-nu-to*[1] *fito-wa ije-domo uguisŭ-no nakanu*[2] *kagiri-wa arasi-to-zo omofu.*

‚Der Frühling ist gekommen, obgleich die Menschen sagen, die Grenze, wo der Grünling nicht singt, ist rauh, denken sie‘.

*Nuru-wa tsŭru-ni onazi. Mottomo wowan nu naru-besi.* ‚*Nuru* ist mit *tsŭru* gleichbedeutend. Es kann vorzüglich ein *Nu* des Endes sein.‘

*Matsŭ-mo fiki waka-na-mo tsŭmazŭ nari-nuru-wo itsŭ-si-ka sakura faja-mo saki-nan.*

‚Die Fichte dass man nicht zieht, das junge Grünkraut auch nicht pflückt, ist geschehen. Zu einer Zeit wird der Kirschbaum schnell auch erblüht sein.‘

*Migiri futa-kasira-no kokoro-wo joku-joku narabete jomu-besi.* ‚Den Sinn der obigen zwei Versstücke kann man im Lesen ganz gut neben einander stellen.‘

## Das *Ka*.

*Ka-wa utagò kokoro ari. Mata tô kokoro ari. Mata ka-to bakari i-ite* 哉 *kana-no kokoro-to onaziki-mo ari. Utagai-no ka mo-zi-wa ja ran tare nani ikade nado-no te-ni-fa-nite ukete jomu-besi.* ‚*Ka* hat den Sinn des Zweifelns. Es hat auch den Sinn des Fragens. Es kommt auch vor, dass nur *ka* gesagt wird und dieses mit *kana* gleichen Sinn hat. Das Zeichen des *ka* des Zweifelns kann mit Aufnahme von *ja ren tare nani ikade* und anderen Te-ni-fa gelesen werden.‘

*Sira-tama-ka nani-zo-to fito-no toi-si toki tsŭju-to kotajete kenamasi mono-wo.*

‚Ist’s weisser Edelstein? Was ist es? Wenn die Menschen so fragen, ist die Antwort: Thau. Möchte er doch zergehen!‘

*Ni-zi utagai-no ka tote ari.* ‚Es kommt vor, dass man zwei Zeichen zum *Ka* des Zweifelns macht.‘

---

[1] Das *Nu* des Endes.

[2] Das *Nu* des Nicht.

*Aki-kaze-no fuku uje-ni tateru sira-* 菊 *kiku-wa fana-ka aranu-ka nami-no josŭru-ka.*

,Die bei des Herbstwinds Wehen oben aufgestellten weissen Goldblumen, sind es Blumen? Sind sie nicht da? Drängen Wellen heran?'

*Utagai-no kokoro-no ka-wo o-oku kasanete jomu koto ari.* ,Es kommt vor, dass das *Ka* von dem Sinne des Zweifelns im Lesen häufig wiederholt wird.'

*Kimi-ja ko-si ware-ja juki-ken omofojezŭ jume-ka araware-ka nete-ka obojete-ka.*

,Der Gebieter ist gekommen, ich werde gegangen sein, ohne es zu denken. Ist es Traum, ist es Wirklichkeit? Hab' ich geschlafen, war ich wach?'

*Faruru jo-no fosi-ka kawa-be-no fotaru-ka-mo ware sŭmi-kata-no ama-no taku fi-ka.*

,Sind es Sterne der hellen Nacht, Feuerfliegen des Flussufers, oder auch die von den Fischern meiner Wohnseite angezündeten Feuer?'

## 哉 *Kana-ni kajô ka.* Das für *kana* gebrauchte *Ka.*

*Kore-wa tan-soku-no kokoro aru-besi.* ,Dieses soll den Sinn des Beseufzens haben.'

*Ama-kumo-no joso-ni-mo fito-no nari-juku-ka sasu-ga-ni me-ni-wa mijuru mono-kara.*

,Ausserhalb der Himmelswolken geschehen auch Thaten der Menschen! In der That vor den Augen weil man sie sieht.'

*Fuki-majofu no-kaze-wo samu-mi aki-fagi-no utsŭri-mo juku-ka fito-no kokoro-no.*

,Von dem wehend umherirrenden Feldwind gekältet die Herbstbinse entfärbt sich und vergeht! Des Menschen Herz!'

*Jufu-dzŭku fi sasŭ-ja iwori-no siba-no to-ni sabisiku-mo aru-ka fi-gurasi-no ko-e.*

,An der Reisigthüre der von der Abendsonne beschienenen Hütte in der Einsamkeit ertönt der bunten Feldgrille Gezirp!'

## *Fuki-nagasi-no* 哉 *kana-ni kajô ka.* Das für das *Kana* des Wimpels gebrauchte *Ka.*

*Kore-wa toi-kakuru kokoro aru-besi.* ‚Dieses mag den Sinn des Fragestellens haben.‘

*Asa-midori ito jori-kakete sira tsŭju-wo tama-ni-mo nukeru faru-no janagi-ka.*

‚Der die blassgrünen Seidenfäden anhängende, den weissen Thau als Edelsteine aufreihende Weidenbaum des Frühlings ist er es?‘

*Koi-sŭ tefu waga na-wa madaki tatsi-ni-keri fito sirezŭ koso omoi-some-si-ka.*

‚Indem es heisst, dass ich liebe, hat sich mein Name schnell erhoben. Von den Menschen nicht gekannt nur begann ich zu gedenken?‘

## *Negò kokoro-no* 哉 *kana-ni kajô ka.* Das für das *Kana* von der Bedeutung des Wünschens gebrauchte *Ka.*

*Kore-wa ni-mo-ka te-si-ka mi-si-ka-no tagui nari.* ‚Dieses ist von der Art der Verbindungen *ni-mo-ka, te-si-ka, mi-si-ka.*‘

*Kokoro-gaje-sŭru mono-ni-mo-ka* 片 *kata-koi-wa kurusiki mono-to fito-ni sirasen.*

‚O bei dem Wechsel in dem Herzen! Dass einseitig lieben eine peinvolle Sache ist, werd' ich die Menschen wissen lassen.‘

*Omofu dotsi faru-no jama-be-ni utsi-murete soko-to-mo iwanu tabi-ne-si-te-si-ka.*

‚Von Denken gleich, an der Bergseite des Frühlings in Scharen gesammelt, wo man nicht sagt, dass es dort ist, o hätte man auf der Reise geschlafen!‘

*Ka-i-gane-wo saja-ni-mo mi-si-ka kekere-naku joko wori-fuseru saja-no naka-jama.*

‚Das Gold des Vortheils in der Schwertscheide auch, o hätte es gesehen der mit Widerstreben schräg daliegende Berg in der Mitte der Schwertscheide!‘

句 *Ku-no naka-ni ari-te utagai-tô-no kokoro-no aru ka.* ‚Das in der Mitte des Satzes stehende, den Sinn des Zweifelns und Fragens besitzende *Ka.*‘

*Kore-wa fanafada karuki kokoro-nite tsŭkò te-ni-fa nari.* ‚Dieses ist ein Te-ni-fa, das im Sinne des äusserst Leichten angewendet wird.‘

*Akè-bono-ja kawa-se-no nami-no taka-se-bune kudasŭ-ka fito-no sode-no aki-kiri.*

‚Um die Morgendämm'rung das hochrückige Schiff der Wellen der Stromschnelle des Flusses, lässt es herabsinken den Herbstnebel des Aermels der Menschen?‘

*Utsŭri-juku kumo-ni arasi-no koje-sŭ nari tsiru-ka masa-ki-no kadzŭra-ki-no jama.*

‚Für die weiter ziehende Wolke erhebt der Sturmwind die Stimme. Zerstreut sie sich auf des Spindelbaumes, der Schlingpflanzenfeste Bergen?‘

*Ka-wa tada ka-no zi bakari-no kokoro-nite jomi-taru ari. Mata kokoro-no uje-ni kajeru 'te-ni-fa ari.* ‚Es kommt vor, dass *ka-wa* blos in dem Sinne des Schriftzeichens *ka* gelesen wird. Es ist ferner ein Te-ni-fa, bei welchem der Sinn nach oben zurückkehrt.‘

*Kefu nomi-to faru-wo omowanu toki dani-mo tatsŭ koto jasŭki fana-no kage-ka-wa.*

‚Für heute nur, zur Zeit nur, wo man nicht an den Frühling denkt, ist der von Erhebung leichte Schatten der Blumen?‘

*Tatsŭ koto jasŭki fana-no kage-ka-wa jasŭ-karazŭ-to kajeru nari.*

‚Der von Erhebung leichte Schatten der Blumen kehrt bei *jasŭ-karazŭ* zurück.‘ [1]

*O-o-sora-wa koisiki fito-no kata-mi-ka-wa mono-omofu koto-ni nagameraru-ran.*

‚Der Wolkenhimmel, ist er des geliebten Menschen Gestalt und Leib? Bei dem Ersehnen wird er aus der Ferne betrachtet werden.‘

---

[1] Für *jasŭ-karazŭ* ‚nicht leicht‘ soll wohl *jasŭki* ‚leicht‘ gesetzt werden.

## Das *Si.*

*Si mo-zi-ni kuwa-ko gen-zai jasŭme-taru zi-no sija-betsŭ ari. Kuwa-ko-to-wa sŭde-ni sŭgi-juki-taru kokoro-no si mo-zi-wo iû. Mije-si ari-si juki-si nado-no si mo-zi nari. Mottomo fito-kasira-no kokoro-ni jori-te sŭkosi-no tagai ari.* ‚Bei dem Zeichen *si* ist ein Unterschied zwischen den zur Ruhe bringenden Schriftzeichen der Vergangenheit und Gegenwart. Bei der Vergangenheit nennt man es das *Si* im Sinne des bereits Vorübergegangenen. Es ist das Schriftzeichen *si* in *mije-si* (es ist erschienen), *ari-si* (es hat gegeben), *juki-si* (man ist gegangen), und ähnlichen Wörtern. Höchstens besteht je nach dem Sinne der einzelnen Versstücke ein kleiner Unterschied.‘

*Faru-to ije-ba kasŭmi-ni-keri-na kinofu made nami ma-ni mije-si awa-dzi-sima-jama.*

‚Als es hiess, dass Frühling sei, hat Wolkendunst sich gebildet. Bis gestern zwischen den Wellen wurden gesehen Awa-dzi's Inselberge.‘

*Iwa-ma todzi-si kowori-mo kesa-wa toke-somete koke-no sita midzŭ mitsi motomu nari.*

‚Das zwischen Felsen verschlossene Eis auch begann heute Morgen sich zu lösen. Unter dem Moose sucht das Wasser einen Weg.‘

*Gen-zai-no si mo-zi-to-wa tò-zi sasi-atari-te iû te-ni-fa nari. Mukò si-to-mo ijeri. Ni-si be-si ra-si nado nari.* ‚Das Schriftzeichen *si* für die Gegenwart ist ein Te-ni-fa, das genau die gegenwärtige Zeit ausdrückt. Es heist auch das entgegenstehende *si*. Es sind *ni-si, be-si, ra-si* und ähnliche Wörter.‘

*Ama-no kawa uki tsŭ-no nami-ni fiko-bosi-no tsŭma-mukaje-bune ima-ja kogu-ra-si.*

‚Auf den Wellen des treibenden Fahrwassers des Himmelsflusses das der Gattin des Edelmannsternes entgegenfahrende Schiff, jetzt wohl rudert es.‘

*Ima-sara-ni juki furame-ja-mo kagerofu-no mojuru faru-bi-to nari-ni-si-mono-wo.*

‚Jetzt wieder wird Schnee wohl fallen! Der umherziehenden Seidenfäden brennender Frühlingstag, o dass er es wäre!‘

*Sira-kumo-ni fane utsi-kawasi tobu kari no kazŭ saje mijuru aki-no jo-no tsŭki.*

‚In der weissen Wolke wechseln Flügel. Als eine Anzahl fliegender Wildgänse nur erscheint der Mond der herbstlichen Nacht.'

*Kotoba-no jasŭme-ni woki-taru si mo-zi ari.* ‚Es gibt ein Schriftzeichen *si*, das gesetzt wird, um ein Wort zur Ruhe zu bringen.'

*Furu-sato-wa josi-no-no jama si tsika-kere-ba fito-fi-mo mi juki furanu fi-wa nasi.*

‚In meiner Heimat, da die Berge von Josi-no nahe sind, ist kein Tag, wo in dem einen Tage dreimal Schnee nicht fällt.'

*Tsiru fana-no naku-ni si tomaru mono nara-ba ware uguisŭ-ni wotoramasi-ja-wa.*

‚Wenn ich es wäre, der, wo die verstreuten Blumen nicht da sind, stehen bliebe, würd' ich weniger als der Grünling sein.'

*Si mo-zi-wo futa-tsŭ kasanete woku koto ari.* ‚Es kommt vor, dass man das Schriftzeichen *si* in zwei Wiederholungen setzt.'

*Kiki-te si-mo nawo-zo nerare-nu fototogisŭ matsi-si jo-goro-no kokoro narai-ni.*

‚Nachdem man gehört hat, wurde noch immer geschlafen, nach der Gewohnheit des Sinnes der Nachtzeit, in der den Kuckuk man erwartet hat.'

*Tsŭra-kari-si o-oku-no tosi-wa wasŭrarete fito-jo-no jume-wo aware-to-zo mi-si.*

‚Kummervoll bin ich gewesen viele Jahre. Als es vergessen war, den Traum einer Nacht zu meinem Bedauern träumt' ich.'

## Das *Rasi*.

*Rasi-wa ran-to iû-to dai-bun onazi-kokoro nari. Mottomo ran-wa ziû-bun-no utagai nari. Rasi-wa sitsi-fatsi-bun-no utagai-nite karuki kata nari.* ‚*Rasi* hat zum grossen Theile mit dem Ausdrucke *ran* gleiche Bedeutung. Eigentlich ist *ran* zehn Theile Zweifel. *Rasi* ist sieben bis acht Theile Zweifel und die leichte Seite.'

*Sakura-bana saki-ni-kerasi-mo asi-biki-no jama-no kai jori mijuru sira-kumo.*

‚Die Kirschblüthen haben sich wohl auch geöffnet. Von der Bergschlucht des Berges von Asi-biki zeigen sich weisse Wolken.‘

*Faru sŭgite natsŭ ki-ni-kerasi siro-taje-no koromo fosŭ-tefu ama-no kagu jama.*

‚Der Frühling ist vergangen, der Sommer wohl gekommen. Von dem es heisst, dass das wundervoll weisse Kleid er trocknet, ist der duftende Berg des Himmels.‘

*Tatsŭ-ta-gawa momidzi-ba nagaru kami-nafi-no mi-muro-no jama-ni si-gure furu-rasi.*

‚Auf dem Flusse von Tatsu-ta schwimmen Ahornblätter. Auf dem Berge der drei Häuser von Kami-nafi mag der Rieselregen fallen‘.

## Das *Besi.*

*Besi naru-besi nado-to osi-fakaru kokoro-mo ari. Mata kaku aru-besi-to dzi-dziǒ-si-taru kokoro-mo ari. Mata bemi-to iû-mo besi-ni onazi.* ‚*Besi* hat bei *naru-besi* (es kann sein) und anderen Wörtern den Sinn des Vermuthens. Es hat auch den Sinn des Bestimmens, dass es so sein soll. Ferner ist auch der Ausdruck *bemi* mit *besi* gleichbedeutend.

*Oku-jama-no iwa-gaki momidzi tsiri-nu-besi teru fi-no fikari miru toki naku-te.*

‚Die Ahornblätter der Felsenmauer des tiefen Gebirges können zerstreut sein, indess das Licht der leuchtenden Sonne zur Zeit, wo man es sieht, vergeht.

*Sawo-jama-no fawaso-no momidzi tsiri-nu-bemi joru saje mi-jo-to terasŭ tsŭki kage.*

‚Auf dem Berge Sawo der Esche und des Ahorns Blätter können zerstreut sein. In der Nacht sehe man nur des leuchtenden Mondes Schimmer.‘

*Besi-ni kajojeru masi ari.* Es gibt ein *masi,* das für *besi* gebraucht wird.‘

*Omoi-kane utsi-nuru joi-mo ari-namasi fuku dani sŭsame niwa-no matsŭ kaze.*

‚Eine Nacht, in der ich, zu denken nicht fähig, auch fest schlafe, kann es geben, indess blasend nur sich vergnügt der Wind in des Vorhofes Fichten.'

*Miru fito-mo naki jama-sato-no sakura-bana* 外 *foka-no tsiri-nan notsi-zo sakamasi.*

‚Wo keine betrachtenden Menschen sind, des Gebirgsdorfes Kirschblüthen, andere werden zerstreut sein, später können sie sich entfalten.'

## Das *Kasi.*

*Kore-wa dzi-dziŏ-site ge-dzi-sŭru kokoro aru-besi. Masi jori-wa tsŭjoki kata-no te-ni-fa nari.* ‚Dieses soll den Sinn haben, dass man mit Bestimmtheit gebietet. Es ist ein Te-ni-fa von einer stärkeren Seite als *masi.*

*Iwanu ma-wa mada sirazi kasi kagiri-naku waga omofu-beki fito-wa ware-to-mo.*

‚So lange man nicht sagt, darf man noch nicht wissen. An den ohne Ende ich denken kann, der Mensch bin auch ich.'

*Sate-mo kimi wasŭre-keri-kasi uguisŭ-no naku wori nomi-ja omoi-dzŭru-beki.*

‚Leider! Der Gebieter muss vergessen haben. Die Zeit, wo der Grünling singt nur ist es wohl, was in die Gedanken kommen kann.'

## Das *Saje.*

*Saje-wa soje-no zi-wo jomaseri. Tai-tei dani-to iû-ni onazi.* ‚*Saje* liest man als hinzugefügtes Schriftzeichen. Im Ganzen ist es mit dem Ausdrucke *dani* (nichts als, nur) gleichbedeutend.'

*Jama-sakura tsiri-nan notsi-no ije-dzi saje fana-ni wasŭrarete si-wori dani sezŭ.*

‚Die Kirschblüthen des Berges werden zerstreut sein. Der spätere Hausweg wird von den Blumen nur vergessen, durch Zweigebrechen nur zeigt man nicht den Weg.'

*Saje-wo te-ni-fa-ni tasi-te jomi-taru ari.* ‚Es kommt vor, dass man *saje* durch ein Te-ni-fa vervollständigt liest.'

*Kage saje-ni ima-wa-to kiku-no utsürofu-wa nami-no soko-ni-mo simo-ja woku-ran.*

‚Im Schatten eben jetzt indem einfach die Goldblume sich entfärbt, auf den Boden der Wellen auch wird man Reif-frost legen.'

## Das *Mo.*

*Mo-wa mono-wo kaneru te-ni-fa nari. Momidzi-mo fana-mo tsüki-mo me-mo nami-mo kore-mo nado ijeru nari. Mata ware-mo to bakari jomi-te fito-mo-no kokoro-wo kaneru mo-no zi ari. Fikkiò koko-wo i-i-te kasiko-wo kaneru kokoro ari.* ‚*Mo* ist ein die Sache zusammenfassendes Te-ni-fa. Man sagt *momidzi-mo* (der Ahorn auch), *fana-mo* (die Blumen auch), *tsuki-mo* (der Mond auch), *me-mo* (das Auge auch), *nami-mo* (die Wellen auch), *kore-mo* (dieses auch) und Aehnliches. Ferner gibt es ein Schriftzeichen *mo*, bei welchem blos *ware-mo* (ich auch) gelesen wird, das aber den Sinn von *fito-mo* (andere Menschen auch) zusammenfasst. Endlich hat es den Sinn, dass es das Hier ausspricht und das Dort zusammenfasst.'

*Sode-no tsüju-mo aranu iro-ni-zo kije-kajeru utsüre-ba kawaru nageki-se-si ma-ni.*

‚Der Thau des Aermels mit der Farbe, die er nicht hat, wieder verschwindet. Beim Abfärben er sich verändert während der Zeit, wo er klagt.'

*Utagai-no kokoro-no mo ari. Ka-mo ja-mo-no tagui nari.* ‚Es gibt ein *mo* von dem Sinne des Zweifelns. Es ist von der Art des *ka-mo, ja-mo.*'

*Faru-kasümi iro-no tsi-kusa-ni mije-tsüru-wa tanabiku jama-no fana-no kage-ka-mo.*

‚Was von des Frühlingsdunstes Farbe auf tausendfachen Blüthen gesehen ward, ist es der Schatten der Blumen des Berges, wo er treibt?'

*Tane si are-ba iwa-ni-mo matsü-wa oi-ni-keri koi-wo si koi-wa awazarame-ja-mo.*

‚Wenn ein Samenkorn war, auf Felsen auch ist die Fichte gewachsen. Wo man liebt und verlangt, wird man sich nicht auch vereinen?'

## Das *No*.

*No-wa kusa-gusa-no kokoro ari. Itari-te jurujaka-naru zi nare-ba fito-kasira-no utsi-ni o-oku ari-te-mo mimi-ni tatazŭ-wa kurusi-karu-mazi-ki-ni-ja sare-domo no mo-zi o-oku aru uta-wa kotoba nobi-sŭguru mono nari. Uta ò-ni-wa no mo-zi jo-tsŭ aru-wo* 難 *nan-zerare-taru koto ari. Sare-domo fito-kasira-no tei-ni joru-beki-ka.* ‚*No* hat verschiedene Bedeutungen. Da es ein äusserst schlaffes Schriftzeichen ist, so mag es in einem Versstücke häufig vorkommen, es ist für das Ohr nicht auffällig und wird nicht lästig sein. Indessen sind in einem Gedichte, wo das Zeichen *no* häufig vorkommt, die Worte über die Massen gedehnt. In der Uebereinstimmung des Gedichtes wird das viermalige Vorkommen des Zeichens *no* für unzulässig gehalten. Demungeachtet muss man sich wohl an die Form des Versstückes halten.‘

*Fuju kare-no mori-no ki-no ma-no simo-no uje-ni otsi-taru tsŭki-no kage-no sajakesa.*

‚Im Winter auf den Reiffrost zwischen den dürren Bäumen des Waldes ist gefallen die Klarheit des Lichtes des Mondes.‘

*Kono uta-ni no mo-zi nana-tsŭ are-domo mimi-ni tatazŭ.* ‚Obgleich in diesem Gedichte sieben Schriftzeichen *no* vorkommen, ist es dem Ohre nicht auffällig.‘

*Ni mo-zi-wo woku-beki tokoro-ni no mo-zi-wo woki-taru ari.* ‚Es kommt vor, dass an der Stelle, wo man das Schriftzeichen *ni* setzen soll, das Schriftzeichen *no* gesetzt wird.‘

*Afu-to mite sitasi-no ka-i-wa na-kere-domo fakanaki jume-zo inotsi nari-keri.*

‚Als man sah, um sich zu treffen, für den Befreundeten kein Nutzen obgleich es gewesen, ist ein vorübergehender Traum das Leben geworden.‘

*Asa-dzi-fu-no aki-no jufu-gure naku musi-wa waga goto sita-ni mono-ja kanasiki.*

‚In des Riedgrasfeldes herbstlicher Abenddämm'rung das singende Insekt gleich mir in der Tiefe ist ein Wesen wohl, ein trauriges.‘

*Zo mo-zi-wo woku-beki tokoro-ni no mo-zi-wo kajete wokeru ari.* ‚Es kommt vor, dass man an Stellen, wo man das Schriftzeichen *zo* setzen soll, statt dessen das Schriftzeichen *no* setzt.‘

*Fitori-site mono-wo omoje-ba aki-no ta-no ina-ba-no sojo-to ifu fito-no naki.*

‚Als allein an einen Menschen ich dachte, war es auf dem herbstlichen Felde der Mensch Namens Sojo von Ina-ba, der todte.‘

*Figasi-dzi-no sa-no-no funa-basi kakete nomi omoi-wataru-to siru fito-no naki.*

‚Die Schiffbrücke von Sano auf dem östlichen Wege indem ich nur anhänge, zu dem in Gedanken ich hinübersetze, es ist der bekannte Mensch, der todte.‘

*No mo-zi-nite tome-taru ari.* ‚Es kommt vor, dass mit dem Schriftzeichen *no* innegehalten wird.‘

*Fuki-majofu no-kaze-wo samu-mi aki-fagi-no utsŭri-mo juku-ka fito-no kokoro-no.*

‚Von dem wehend umherirrenden Feldwind gekältet, die Herbstbinse entfärbt sich und vergeht! Des Menschen Herz!‘

*Mukasi omofu ne-zame-no sora-ni sŭgi-ni-ken juku sŭ-e-mo siranu tsŭki-no fikari-no.*

‚Einst ersehnt, wird den aus dem Schlaf erwachten Wolkenhimmel zurückgelegt haben des die Zukunft nicht kennenden Mondes Licht.‘

*No mo-zi-nite tomeru koto inisije-uta-ni-mo o-oku mijezŭ kô-sija-no uje-no waza naru-besi. Sŭbete-no utsi-ni-wa konomi-te jomu-be-karazŭ. Sŭbete no mo-zi-wa uta-no tei nobi-sŭguru mono juje kari-some-ni woku toki-wa uta-no jowaku naru mono nari.* ‚Das Innehalten bei dem Zeichen *No* wird eine übersinnreiche Sache sein, die auch in den alten Gedichten nicht häufig angetroffen wird. Man darf es in allem nicht mit Vorliebe lesen. Weil überhaupt bei dem Zeichen *no* der Körper des Gedichtes sich übermässig ausdehnt, wird, wenn man es leichthin setzt, das Gedicht schwach.‘

## Das *To*.

*To mo-zi-wa tada kotoba-ni tsŭki-te osajuru te-ni-fa naredomo itatte karuki kokoro nari. Tsŭki min-to keô nomi-to mire-to juki-nan-to nado-no tagui nari. O-o-kata-wa ni-no kokoro-ni*

*kajojeri.* ‚Das Schriftzeichen *to* wird nur den Wörtern angehängt und hat, obgleich es ein niederdrückendes Te-ni-fa ist, eine äusserst leichte Bedeutung. Es ist wie bei *tsŭki-min-to* (dass man den Mond sehen wird), *keô nomi-to* (dass es heute nur), *mire-to* (dass gesehen werde; wohl für *mirare-to* gesetzt), *juki-nan-to* (dass man gehen wird) und ähnlichen Ausdrücken. Im Ganzen wird es, der Bedeutung nach, für *ni* gebraucht.‘

*Tsirane-domo kanete-zo osi-ki momidzi-ba-wa ima-wa kagiri-no iro-to mitsŭre-ba.*

‚Obgleich sie nicht zerstreut sind, die früher schon bedauernswerthen Blätter des Ahorns, von der Farbe der Grenze der jetzigen Zeit sind sie erfüllt.‘

*Tanomezŭ-wa fito-wo matsŭ tsi-no jama nari-to nenamasi mono-wo izajoi-no tsŭki.*

‚Ob ungebeten die Menschen erwartenden tausend Berge es seien, o möchte doch schlafen der auf und ab wandelnde Mond!‘

*Mono-wo kazojeru to mo-zi ari. Kimi-to ware faru-to aki-to-no tagui-nari.* ‚Es gibt ein die Sachen zählendes Schriftzeichen *to.* So in den Ausdrücken *kimi-to ware* (der Gebieter und ich), *faru-to aki* (der Frühling und der Herbst).‘

*Juku midzŭ-to sŭguru jowai-to tsiru fana-to idzŭre matsŭ-tefu koto-wo kiki-nan.*

‚Das fortziehende Wasser, das übertretende Alter, die zerstreuten Blumen, Sachen, die man irgendwie erwartet, ich werde sie hören.‘

*Ika-ni nete akuru asita-ni ifu koto-zo kinofu-wo ko-zo-to kefu-wo ko-tosi-to.*

‚Wie könnte man, wenn man schläft, am nächsten Morgen den gestrigen Tag nennen das vorige Jahr, den heutigen Tag dieses Jahr?‘

## Das *Te.*

*Te-wa uje-wo ukete sita-ni kakeru te-ni-fa nari. Kore-wa* 句 *ku-no naka-ni aru toki-no koto nari. Karuki kokoro-ni ijeri.* ‚*Te* ist ein das Obere aufnehmendes und an das Untere hängendes Te-ni-fa. Dieses geschieht, wenn es sich in der Mitte des Satzes befindet. Es wird im leichten Sinne gesagt.‘

*Afu saka-no seki-no kijo-midzŭ-ni kage-mijete ima-ja fikuran motsi-dzŭki-no koma.*

‚In dem reinen Wasser des Grenzpasses von Afu-saka verstohlen nachdem man es gesehen, jetzt wohl wird man herbei ziehen des Vollmonds Füllen.‘

*Kekku-no sŭje-ni woku toki-wa uje-no ku-je kajeru nari. Kore-wa omoki kokoro nari.* ‚Wenn es am Ende des letzten Wortes gesetzt wird, kehrt es zu dem oberen Satze zurück. Dieses ist der schwere Sinn.‘

*Kono sato-ni tabi-ne sinu-besi sakura-bana tsiri-no magai-ni ije-dzi wasŭrete.*

‚In diesem Dorfe beim Uebernachten auf der Reise kann sterben die Kirschblüthe, in der Verwirrung des Staubes den Hausweg indem sie vergisst.‘

*Atarasiki tosi-ja waga mi-wo tome-ku-ran fima juku koma-ni mitsi-wo jukasete.*

‚Das neue Jahr sich selbst aufhaltend wird kommen, das in Zwischenräumen wandelnde Füllen den Weg indem es wandeln lässt.‘

## Das *Site.*

*Site-to tomeru-mo uje-no ku-je kajeru kokoro aru-besi.* ‚Auch das Innehalten mit *site* kann den Sinn der Rückkehr zu dem oberen Satze haben.‘

*Josi sara-ba tsiru made-wa mi-zi jama-zakura fana-no sakari-wo omo-kage-ni site.*

‚Es ist gut! Lebewohl! Bis sie zerstreut sind, seh' ich nicht die Fülle der Blüthen der Bergkirsche in Gedanken.‘

*Tsŭki-ja aranu faru-ja mukasi-no faru naranu waga mi fitotsŭ-wa moto-no mi-ni site.*

‚Das keinen Frühling hat, wo der Frühling nicht der einstige Frühling ist, es ist mein Selbst, das einzige, indess das ursprüngliche Selbst es ist.‘

## *Te-si, ten, te-nu, teje.*[1]

*Josi-no-gawa iwa-nami takaku juku midzŭ-no fajaku-mo fito-wo omoi-some-te-si.*

---

[1] *Teje* ist die Zusammenziehung von *to ije*, sage, dass.

,Der Fluss von Josi-no, sein mit Felsenwellen hoch gehendes Wasser hat schnell auch an die Menschen zu denken begonnen.'

*Wakare-wo-ba jama-no sakura-ni makase-ten tomen tome-si-wa fana-no mani-mani.*

,Mit der Trennung werd' ich die Bergkirsche betraut haben. Man wird zurückhalten, hat zurückgehalten nach dem Gutdünken der Blüthen.'

*Kaku nagara tsirade jo-wo-ja-wa tsŭkusi-te-nu fana-no toki-wa-mo ari-to miru-beku.*

,Während es so ist, ohne zerstreut zu werden, hat man das Zeitalter wohl ganz durchlebt. Zur Zeit der Blumen auch dass es vorkommt, kann man sehen.'

*Ima-sara-ni tofu-beki fito-mo omofojezŭ ja-je-mugura-site kado saseri-te-je.*

,Jetzt wieder an die Menschen, die man fragen kann, wird nicht gedacht. Dass das achtfache Labkraut die Thüre verschlossen hat, sage.'

## Das *Ni.*

*Koko-ni kasiko-ni to aru koto-ni kaku aru koto-ni nado nari. Dai-bun no mo-zi to mo-zi nado-no tamesi-nite siru-besi.*
,Ist das *ni* in *koko-ni* (hier), *kasiko-ni* (dort), *to aru koto-ni* (bei einer gewissen Sache), *kaku aru koto-ni* (bei einer so beschaffenen Sache) und ähnlichen Wörtern. Im Ganzen kann man es nach dem Muster von *no, to* und anderen Schriftzeichen erkennen.'

*Fana-no iro-wa utsŭri-ni-keri-na itadzŭra-ni waga mi jo-ni furu nagame-se-si ma-ni.*

,Die Farbe der Blumen ist verblichen, eitler Weise durch die Welt ziehend, indess ich in die Ferne blickte.'

*Ja-je-mugura sigereru jado-no sabisiki-ni fito koso mijene aki-wa ki-ni-keri.*

,Wo das achtfache Labkraut dicht steht, in des Nachtlagers Stille sind Menschen nur nicht zu sehen: der Herbst ist gekommen.'

## Das *Dani.*

*Kore-wa kurabe-mono-wo idasi-te sore-dani-mo kaku aru-ni kore-wa sa-mo nasi-to iŭ. Mata sore koso sa-mo arame semete kore-dani kaku are-kasi-to iŭ kokoro-ni-mo motsiju.* ‚Dieses schickt eine Vergleichung hervor und bedeutet, dass jenes eben auch so ist, dieses aber nicht so ist. Ferner wird es in dem Sinne gebraucht, dass jenes nur so sein wird, wenigstens dieses so sein möchte.‘

*Mise-baja-na wo-zima-no ama-no sode-dani-mo nure-ni-zo nure-si iro-wa kawarazŭ.*

‚Man wird es zeigen, der Aermel nur des Fischers der kleinen Insel, von Feuchtigkeit benetzt, seine Farbe wechselt nicht.‘

*Tsiri-wo dani sŭjezi-to-zo omofu saki-si-jori imo-to ware nuru toko-natsŭ-no fana.*

‚Staub nur setzen sie nicht an, denk' ich, bei denen, seit sie erschlossen sind, mit der Schwester ich schlafe, die Blüthen der Nelke.‘

## Das *Wo.*

*Wo-wa mono-wo kotowaru te-ni-fa nari. Ku-no naka-ni aru-mo karu-karazŭ.* ‚*Wo* ist ein die Sache entscheidendes Te-ni-fa. Es befindet sich in der Mitte des Satzes und ist nicht leicht.‘

*Fana-no ka-wo kaze-no tajori-ni tagujete-zo uguisŭ sasofu siru-be-ni-wa jaru.*

‚Den Duft der Blumen mit des Windes Hilfe indem er breitet, der Grünling schickt ihn der einladenden Bekanntschaft.‘

*Fagi-no fa-ni fuke-ba arasi-no aki naru-wo matsi-keru jo-wa-no sa-wo-zika-no koje.*

‚Die Stimme des wahren Hirschbocks der Mitternacht, in welcher der Sturmwind, durch die Blätter der Binsen als er wehte, gewartet hat, bis es Herbst wird.‘

*Kore-ra fana-no ka-wo aki naru-wo-to mono-wo tsŭjoku kotowaru kokoro nari.* ‚Der Sinn dieser Ausdrücke ist, dass man den Duft der Blumen und die Sache, dass es Herbst wird, mit Macht entscheidet.‘

## *Kajesi-no wo.* Das zurücksendende *Wo.*

*Kore-wa uje-ni kokoro-no kajeru te-ni-fa nari.* ‚Dieses ist ein Te-ni-fa, bei welchem der Sinn oben zurückkehrt.‘

*Naku sika-no koje-ni me-zamete sinobu kana mi-fatenu jume-no aki-no omoi-wo.*

‚Bei des brüllenden Hirsches Stimme erwacht, verberg’ ich ach! des nicht ausgeträumten Traumes herbstlichen Gedanken.‘

*Juki-kajeru ja-so-udzi-bito-no tama-kadzŭra kakete-zo tanomu afu fi tefu na-wo.*

‚Die Edelsteinschlingpflanze der zurückwandelnden Menschen der achtzig Geschlechter anhängend, erbitt’ ich den Namen Afu fi.‘ [1]

*Kore-ra-no futa-kasira joku-joku kangò-besi. Aki-no omoi-wo sinobu kana afu fi tefu na-wo tanomu kana-to uje-no ku-ni kajeru te-ni-fa nari.* ‚Diese beiden Versstücke soll man sehr gut untersuchen. Es ist ein Te-ni-fa, das im Sinne von *aki-no omoi-wo sinobu kana* ‚den herbstlichen Gedanken verberg’ ich‘ und *afu fi tefu na-wo tanomu kana* [2] ‚den Namen, der Afu fi heisst, erbitte ich‘ zu dem oberen Satze zurückkehrt.‘

## *I-i-nokosŭ wo.* Das zurücklassende *Wo.*

*Kore-wa wo-to todomete kokoro-wo nokosŭ nari.* ‚Bei diesem wird mit *wo* innegehalten und der Sinn zurückgelassen.‘

*Mono-omowade tada o-o-kata-no kiri-ni dani nurure-ba nururu aki-no tamoto-wo.*

‚Ohne zu denken, blos von dem Nebel von O-o-kata als ich benetzt ward, o über den benetzten Aermel des Herbstes!‘

*Wo-guro-saki mi-tsŭ-no ko-zima-no fito nara-ba mijako-no tsŭto-ni isa-to iwamasi-wo.*

‚Wenn ein Mensch der drei kleinen Inseln des Vorgebirgs von Wo-guro es ist, an dem frühen Morgen von Mijako o über das Wort: Ich kenne ihn nicht!‘

---

[1] *Afu fi* ‚der Tag der Vereinigung‘. Mit der Aussprache *afui* für *afoi* oder *awoi* ‚Malve‘ gebraucht.

[2] *Kana*, das in den Versen nicht vorkommt, steht hier irrthümlich.

## Das *Fa.*

*Fa-wa mono-wo tsŭjoku kotowaru kokoro nari. Wo to nado jori tsŭjoki kata nari.* ‚*Fa* steht in dem Sinne, dass man die Sache stark unterscheidet. Es ist ein stärkerer Redetheil als *wo, to* und andere Wörter.‘

*Jama-sato-wa fuju-zo sabisisa masari-keru fito-me-mo kusa-mo kare-nu-to omoje-ba.*

‚Das Gebirgsdorf, im Winter seine Stille hat zugenommen. Die Menschen und die Pflanzen sind verdorrt, dächte man.‘

*Momidzi-senu toki-wa-no jama-ni sŭmu sika-wa wonore naki-te-ja aki-wo siru-ran.*

‚Wo die Blätter sich nicht röthen, das beständige Gebirge, der Hirsch, der in ihm wohnt, indem er gebrüllt hat, wird den Herbst erkennen.‘

*Fa-no mo-zi-nite mi-tabi-ni kotowari-taru ari.* ‚Es kommt vor, dass durch das Zeichen *fa* dreimal unterschieden wird.‘

*Aki-wa ki-nu momidzi-wa jado-ni tsiri-siki-nu mitsi fumi-wakete tofu fito-wa nasi.*

‚Der Herbst ist gekommen, die Blätter des Ahorns sind in dem Nachtlager zerstreut und gebreitet. Ein fragender Mensch, der auf dem Wege mit den Tritten sie zertheilt, ist nicht da.‘

*Kokoro-wo uje-no ku-je kajesŭ fa mo-zi ari.* ‚Es gibt ein Zeichen *fa,* das den Sinn zu dem oberen Satze zurückschickt.‘

*Woroka-naru namida-zo sode-ni tama-wa nasŭ ware-wa seki-ajezŭ taki-tsŭ se nare-ba.*

‚Die thörichten Thränen sind in dem Aermel den Edelsteinen gleich. Ich wage nicht, zu verschliessen, wenn es die Stromschnelle des Wasserfalls ist.‘

*I-i-sŭtete fu-zei-wo nokosŭ fa mo-zi ari.* ‚Es gibt ein verwerfendes und den Zustand zurücklassendes Zeichen *mo.*‘

*Fuku kaze-ni naki-te urami-jo uguisŭ-wa ware-ja-wa fana-ni te dani fure-taru.*

‚In dem wehenden Wind indem er singt, wie unwillig der Grünling! Ich habe über die Blumen mit der Hand nur gestrichen.‘

*Wo-kura-jama sigururu koro-no asa-na-asu-na kinofu-wa usŭki jo-mo-no momidzi-ba.*

‚Auf dem Berge Wo-kura zur Zeit, wo der Regen rieselt, Morgen um Morgen, dünn die Ahornblätter der vier Gegenden!‘

*Migiri-no futa-kasira-no fa mo-zi ku-no naka-ni are-domo sika-mo kokoro karu-karazŭ site i-mi fukasi. Ni-kokoro-no musa-to jomu-mazi-ki tei nari.* ‚Obgleich in den obigen zwei Strophen das Zeichen *fa* sich in der Mitte des Satzes befindet, ist sein Sinn doch nicht leicht, und es ist von tiefer Bedeutung. Es hat das Aussehen, als ob der ursprüngliche Sinn nicht ohne Unterschied gelesen werden könnte.‘

## Das *Keri.*

*Keri-wa musŭbu te-ni-fa-nite mottomo tsŭjoki kotoba nari. Keru kere ken ki nado mina kokoro onazi. Fito-kasira-no ikiwoi-ni jori-te kei-tsiû ari.* ‚*Keri* ist als knüpfendes Te-ni-fa ein besonders starkes Wort. *Keru, kere, ken, ki* und ähnliche Wörter haben den nämlichen Sinn. Je nach der Kraft einer Strophe ist es leicht oder schwer.‘

*Jo-no naka-wa kaku koso ari-kere fuku kaze-no me-ni minu fito-mo koi-si-kari-keri.*

‚In der Welt wird es so nur gewesen sein. Die mit des wehenden Windes Auge man nicht sieht, die Menschen auch sind ersehnt gewesen.‘

*Kage jado-sŭ tsŭju-no josŭ-ga-ni aki kurete tsŭki-zo sŭmi-keru wo-no-no sasa-wara.*

‚Durch das Mittel des den Schatten beherbergenden Thau's wird der Herbst dunkel, der Mond hat sich getrübt auf dem Bambusfelde von Wo-no.‘

*Joi-joi-ni makura sadamen kata-mo nasi ika-ni ne-si jo-ga jume-ni mije-ken.*

‚Abend um Abend ist keine Seite, wo ich das Polster bestimmen würde. Wie wird es in dem Traume der Nacht, in der ich geschlafen, erschienen sein?‘

*Taratsine-wa kakare-to te-si-mo uba-tama-no waga kuro-kami-wo nade-sŭ-ja ari-ken.*

‚Die Aeltern, mein schwarzes Haupthaar der Edelsteine der Rabenflügel, das sie getheilt haben, es wird gewesen sein, dass sie es streichelten.‘

*Utata-ne-ni koi-siki fito-wo mi-te-si-jori jume tefu mono-wa tanomi-some-te-ki.*

,Im flüchtigen Schlafe den ersehnten Menschen seit ich gesehen, hab' ich das, was man Traum nennt, angefangen zu erflehen.'

## *Nari*, 也 *nari-keri.*

*Nari-wa musŭbu te-ni-fa nari. Motto-mo dzi-dziŏ si-taru kotoba nari. Nari-keri-wa koto-wo i-i-tsŭmete kaku-betsŭ-ni tsŭjoku kiruru te-ni-fa nari.* ,*Nari* ist ein knüpfendes Te-ni-fa. Es ist eigentlich ein die Bestimmung gebendes Wort. *Nari-keri* drängt die Sache und ist ein besonders stark abgeschnittenes Te-ni-fa.'

*Mada tsiranu sakura* 也 *nari-keri mi-josi-no-no josi-no-no jama-no mitsi-no sira-kumo.*

,Die noch nicht zerstreute Kirschblüthe ist es gewesen, auf dem Berge von Josi-no in Mi-josi-no die weisse Wolke.'

*Osi-karade kanasiki mono-wa* 身 *mi* 也 *nari-keri uki-jo somukan kata-wo sirane-ba.*

,Der nicht beklagte traurige Mensch bin ich selbst gewesen, als ich kein Mittel wusste, der vergänglichen Welt mich zu widersetzen.'

## Das *Nan.*

*Kore-wa futa-tsŭ-no tsŭkai-sama ari. Fito-tsŭ-ni-wa* 也 *nari-no kokoro-ni onazi. Mata fito-tsŭ-ni-wa ge-dzi-sitaru kokoro-no nan ari.* ,Dieses hat zwei Arten der Anwendung. In der einen hat es mit *nari* gleichen Sinn. In der anderen ist es das *nan* im Sinne des Gebietens.'

*Sakura-bana tsira-ba tsiri-nan tsirazŭ tote furu-sato-bito-no kite-mo mi naku-ni.*

,Wenn die Kirschblüthe zerstreut wird, ist sie zerstreut, indess, damit sie nicht zerstreut sei, der Mensch des Geburtsortes kommt und auch mit dem Leibe verdirbt.'

*Migiri-wa tsiri-nari-to i-i-sŭteru kokoro-nite nari-to onazi.* ,Das Obige steht in dem Sinne, dass es mit *tsiri-nari* (es ist zerstreut) verwirft und ist mit *nari* gliechbedeutend.'

*Jakazŭ-to-mo kusa-wa moje-nan kasŭga-no wo tada faru-no fi-ni makase-taranan.*

,Verbrennt man sie auch nicht, die Pflanzen werden brennen. Der Mann des Tages Kasuga hat nur dem Frühlingstage sie anvertraut.'

*Kono uta-no musŭbu ku-ni aru nan-wa tada faru-no fi-ni makase-tare-na-to ge-dzi-sitaru kokoro nari.* ,Das in dem gebundenen Satze dieses Gedichtes vorkommende *nan* steht in dem Sinne des Gebietens, dass dem Frühlingstage anvertraut werde.'

## *Meri, meru, mere.*

*Meri-wa musŭbu te-ni-fa-ni sŭkosi utagô kokoro-wo kanetari. Mata meru mere-wa meri-jori-wa sŭkosi karuki kata nari.* *Meri* ist ein knüpfendes Te-ni-fa und fasst zugleich den Sinn eines geringen Zweifelns in sich. Ferner haben *meru* und *mere* eine etwas leichtere Seite als *meri.*'

*Tatsŭ-ta-gawa momidzi midarete nagaru-meri wataraba nisiki utsi-ja tajenan.*

,Auf dem Flusse Tatsu-ta des Ahorns Blätter in Unordnung schwimmen daher. Setzt man über, ist der Goldstoff in der Mitte wohl durchgerissen.'

*Asŭ-kara-wa waka-na tsŭman-to kata-oka-no a-sita-no fara-wa kefu-zo jaku-meru.*

,Wo von morgen an ich das junge Grünkraut pflücken werde, auf der Seitenhöhe die Ebene von A-sita, man legt heute an sie wohl Feuer.'

## Das *Tari.*

*Kore-mo musŭbu te-ni-fa nari. Motto-mo gen-zai-no koto-ni ijeri.* ,Auch dieses ist ein knüpfendes Te-ni-fa. Es wird besonders von der Gegenwart gesagt.'

*Furu-sato-wa faru-meki-ni-keri mi-josi-no-no mi-kaki-ga fara-ni kasŭmi kome-tari.*

,Die Stätte der Heimat hat das Aussehen des Frühlings erhalten. Auf der Ebene der drei Ringmauern in Mi-josi-no ist Wolkendunst eingeschlossen.'

## *Seri, seru, sen.*

*Kore-mo o-o-kata tari-ni onazi. Motto-mo gen-zai mi-rai-no tagai aru nari.* ‚Dieses ist im Ganzen mit *tari* gleichbedeutend. Es hat besonders den Unterschied der Gegenwart und der Zukunft.‘

*Kono tono-wa mube-mo tomi-keri saki-kusa-no mi-tsŭ-ba jo-tsŭ-ba-ni tono-dzŭkuri-seri.*

‚Dieser Palast ist billiger Weise reich geworden. Der Lebensbaum mit dem Dreiblatt, dem Vierblatt waren des Palastes Erbauer.‘

*Wata-dzu-umi-no fama-no masago-wo kazoje-tsŭtsŭ kimi-ga tsi-tose-no aru kazŭ-ni sen.*

‚Den Sand des Meerufers hab' ich gezählt. Ich werde ihn zu des Gebieters Zahl, die tausend Jahre beträgt, machen.‘

## Das *Tsutsŭ.*

*Tsŭtsŭ-wa tsŭ-no mo-zi-wo kasanete tsŭjoku ijeru te-ni-fa nari. Tatoje-ba omoi-tsŭtsŭ nagame-tsŭtsŭ-wa omoi-tsŭ-omoi-tsŭ nagame-tsŭ-nagame-tsŭ-to kuri-kajesi-te iŭ kokoro nari. Mata tsŭtsŭ-wo tomari-ni woku koto jo-sei fukaki mono nare-domo kami-no ku-no uje-ni arazare-ba fito-kasira gu-soku-sezŭ-site nobi-te kikojuru mono nari.* ‚*Tsŭtsŭ* ist ein das Schriftzeichen *tsŭ* verdoppelndes und kräftig ausdrückendes Te-ni-fa. So haben *omoi-tsŭtsŭ* und *nagame-tsŭtsŭ* den Sinn, dass sie die Wörter *omoi-tsŭ-omoi-tsŭ* und *nagame-tsŭ-nagame-tsŭ* zurückdrehend ausdrücken. Da ferner die Setzung von *tsŭtsŭ* beim Innehalten zwar tief von überflüssiger Kraft ist, jedoch dieses Wort sich nicht über dem oberen Satze befindet, so klingt es, da es eine Strophe nicht vollendet, für das Ohr gedehnt.‘

*Faru-kasŭmi tateru-ja idzu-ko mi-josi-no-no josi-no-no jama-ni juki-wa furi-tsŭtsŭ.*

‚Der Frühlingsdunst erhebt sich wohl! Irgendwo auf den Bergen von Josi-no in Mi-josi-no fällt Schnee immerfort.‘

*Mi-josi-no-no jama kaki-kumori juki fure-ba fumoto-no sato-wa utsi-sigure-tsŭtsŭ.*

‚Als die Berge von Mi-josi-no sich überwölkten und Schnee fiel, da in dem Dorfe des Bergfusses rieselte Regen immerfort.‘

*Kore-no juki-wa furi-tsŭtsŭ furi-tsŭ-furi-tsŭ-no kokoro nari. Fumoto-no sato-wa utsi-sigure-tsŭtsŭ utsi-sigure-tsŭ-utsi-sigure-tsŭ-no kokoro-nite tomo-ni kan-dan-naki kokoro nari.* ‚Das hier vorkommende *juki-wa furi-tsŭtsŭ* (der Schnee fiel immerfort) steht in dem Sinne von *furi-tsŭ-furi-tsŭ* (er fiel und fiel). *Fumoto-no sato-wa utsi-sigure-tsŭtsŭ* (in dem Dorfe des Bergfusses rieselte Regen immerfort) steht in dem Sinne von *utsi-sigure-tsŭ-utsi-sigure-tsŭ* (es rieselte Regen und rieselte Regen). Beides hat den Sinn des Ununterbrochenen.‘

*Mono-wo futa-tsŭ i-i-te riŏ-fŏ-ni kakeru tsŭtsŭ ari.* ‚Es gibt ein *tsŭtsŭ,* das die Sachen zweimal ausdrückt und an beide Seiten gehängt ist.‘

*Jama-sakura waga* 見 *mi-ni kure-ba faru-kasŭmi mine-ni-mo* 尾 *wo-ni-mo tatsi-kakusi-tsŭtsŭ.*

‚Die Bergkirsche als zu Gesicht mir kam, da der Frühlingsdunst auf dem Gipfel und an dem Bergesfuss sich erhebend, verdeckte immerfort.‘

*Ara-tama-no tosi-no wowari-ni naru goto-ni juki-mo waga mi-mo furi-masari-tsŭtsŭ.*

‚Der rohen Edelsteine Jahr, so oft es zu Ende ging, fielen der Schnee und ich selbst immerfort mehr.‘ [1]

*Kono kokoro-wa mine-ni-mo tatsi-kakusi-tsŭ wo-ni-mo tatsi-kakusi-tsŭ nari. Mata juki-mo furi-masari-tsŭ waga mi-mo furi-masari-tsŭ-no kokoro-nite riŏ-fŏ-je kakaru te-ni-fa nari.* ‚Der Sinn ist: auf dem Gipfel sich erhebend verdeckte er, und an dem Fusse des Berges sich erhebend verdeckte er. Ferner: der Schnee fiel, und auch ich fiel (wurde alt). Es ist ein mit diesem Sinne an beide Seiten sich hängendes Te-ni-fa.‘

*Uje-je kokoro-no kajeru tsŭtsŭ ari.* ‚Es gibt ein *Tsŭtsŭ,* dessen Sinn nach oben zurückkehrt.‘

*Koi-sine-to sŭru waza narasi u-ba-tama-no joru-wa sŭgara-ni jume-ni mije-tsŭtsŭ.*

[1] Ein Wortspiel. *Furi-masari* bedeutet ‚mehr regnen‘ und auch ‚mehr altern‘.

,Die Sache, dass ich vor Liebe sterben möge, bracht' ich zur Reife, indess es durch die ganze Nacht der Edelsteine der Rabenflügel immerfort erschien.'

*Fodo-wo furu kokoro-no tsŭtsŭ ari. Kore-wa tatoje-ba kefu-mo tsiri-tsŭtsŭ-to iŭ-wa keô-mo tsiri-tsŭ kinô-mo tsiri-tsŭ-to fodo-wo furu kokoro nari.* ,Es gibt ein *tsŭtsŭ* von dem Sinne des Verbringens einer Zeit. So hat *kefu-mo tsiri-tsŭtsŭ* (heute auch immerfort zerstreut) den Sinn des Verbringens einer Zeit, welcher ist: heute auch zerstreut, gestern auch zerstreut.'

*Natsŭ-goro-mo kite iku-ka-ni-ka nari-nuran nokoreru fana-wa kefŭ-mo tsiri-tsŭtsŭ.*

,Die Zeit des Sommers kommt, einige Tage noch werden es sein. Die übriggebliebenen Blumen sind auch heute immerfort zerstreut.'

*Kajoi-ko-si jado-no mitsi siba kare-gare-ni ato-naki simo-no musŭbare-ni-tsŭtsŭ.*

,Das Reisholz des Weges der Herberge, zu der verkehrend man gekommen, ganz verdorrt, ward von spurlosem Reiffrost gebunden.'

*Migiri-ni age-taru inisije-uta-wo joku-joku kangaje-awasŭ-besi. Motto-mo tsŭtsŭ-domari-wa inisije-bito-mo ta-jasŭku-wa jomu-be-karazŭ-to sŭ tsŭ si wokare-tare-ba* 功 *kô-tsŭmori-taru uje narade-wa sŭ-maziki nari.* ,Die oben angeführten alten Gedichte soll man sehr gut untersuchen und zusammenstellen. Wenn man, weil besonders die Endung auf *tsŭtsŭ* von den Menschen des Alterthums nicht leicht gelesen werden konnte, *sŭ tsŭ si* setzen wollte, so würde nichts anderes als gehäufte Arbeit entstehen, und man darf dieses nicht thun.'

## *Te-ni-fa-jori kotoba-ni tsŭdzŭke-taru* 格 *kaku.* Die von dem Te-ni-fa abgeleiteten Regeln für die Wörter.

*Te-ni-fa-wo uta-no kotoba-ni i-i-kakete jomeru koto ari.* ,Es gibt Lesungen, bei denen man ein Te-ni-fa den Worten des Gedichtes als Bedeutung anhängt.'

*Ai-mi-maku fosi-wa kazŭ-naku ari-nagara fito-ni tsŭki-nami mato-i koso sŭre.*

,Die Sterne, die von Angesicht man sieht, zahllos obgleich sie sind, jeden Monat für die Menschen seien sie nur das Ziel.'

*Kono uta fosi-ki-no kokoro-wo* 星 *fosi-ni i-i-kake-taru nari.* ‚In diesem Gedichte wird der Sinn von „wünschen“ *(fosi)* den Sternen *(fosi)* als Bedeutung angehängt.‘

*Kaku-to dani je-ja-wa i-buki-no sasi-mo-gusa sasi-mo sirazi-na mojuru omoi-wo.*

‚Auf diese Weise nur ach! der stechende Beifuss von I-buki, so auch kennt er nicht den brennenden Gedanken.‘

*Kore-wa ifu-wo* 吹 伊 *i-bu-ni josete jomi-tare-ba sŭmu-beki kotoba-wo nigori-te tsŭdzŭke-tari.* ‚Da man hier beim Lesen *ifu* (sagen) mit *i-bu* (Theil des Ortsnamens I-buki) zusammenbringt, hat man ein Wort, das klar sein soll, trüb fortgesetzt.‘ Die Stelle kann somit auch gelesen werden: *Kaku-to dani je-ja-wa ifu ki-no sasi-mo-gusa* ‚des auf die Weise nur Ach! sagenden Herzens stechender Beifuss‘ u. s. f.

*Ke-sa-wa si-mo oki-ken kata-mo sirazari-tsŭ omoi-idzŭru-zo kijete kanasi-ki.*

‚Heute Morgen die Stelle, wo man gewesen und sich erhoben haben wird, wusste man nicht. Indem man schmilzt, in die Gedanken kommt es, die traurigen.‘

*Si-mo-no te-ni-fa-wo* 霜 *simo-no kokoro-ni site jomeri.* ‚Das Te-ni-fa *si-mo* (auch gewesen) liest man in dem Sinne von *simo* (Reiffrost).‘ Die Strophe hat daher auch den Sinn: Heute Morgen die Stelle, wo der Reiffrost sich erhoben haben wird, wusste man nicht. Indem er schmilzt, in die Gedanken kommt es, die traurigen.

*Migiri-ni te-ni-wo-fa-no jei-kaku kazŭ-kazŭ o-o-kare-domo kiruru tsŭdzŭku-to-no futa-tsŭ-wo joku-joku wakimaje-ba ono-dzŭkara mitsi-ni iru-besi. Nawo mutsŭkasi-ki te-ni-fa-wa si-den-wo ukete jomu-besi.* ‚Obgleich die oben vorkommenden Muster für das Lesen des Te-ni-wo-fa sehr zahlreich sind, kann man, wenn man die beiden Dinge, das Abgeschnittene und das Fortgesetzte, sorgfältig unterscheidet, von selbst auf den Weg gelangen. Das schwerere Te-ni-fa kann man lesen, wenn man die Vorschriften eines Lehrers erhält.‘

## XVIII. SITZUNG VOM 25. JUNI.

Herr Dr. Rockinger in München sendet einen zweiten Bericht über Untersuchungen von Handschriften des sogenannten Schwabenspiegels, der in den Sitzungsberichten abgedruckt wird.

---

Das w. M. Herr Dr. Kenner legt den zweiten Theil seiner Untersuchungen über die römische Reichsstrasse von Virunum nach Ovilaba und über die Ausgrabungen in Windisch-Garsten vor.

---

**An Druckschriften wurden vorgelegt:**

Accademia Pontificia de' Nuovi Lincei: Atti. Anno XXVI, Sess. 4ª. Roma 1873; 4⁰.

Gesellschaft der Wissenschaften, königl. böhmische: Abhandlungen vom Jahre 1871—72. VI. Folge. V. Band. Prag, 1872; 4⁰. — Sitzungsberichte Jahrgang 1871; Jahrgang 1872, Januar—Juni. Prag; 8⁰. — Základy starého místopisu Pražského. Oddíl III, IV, V. W Praze, 1872; 4⁰. — *Regesta diplomatica nec non epistolaria Bohemiae et Moraviae. Pars II. Vol. 1 & 2. Pragae, 1872; 4⁰.*

Horsford, E. N., Address at the Morse Memorial Meeting in Faneuil Hall, April 16, 1872. Boston, 1872; 8⁰.

Mittheilungen aus J. Perthes' geographischer Anstalt. 19. Band, 1873, Heft VI. Gotha; 4⁰.

Norsa, Voce nel deserto. (2da edizione con aggiunto.) Milano, 1873; 8⁰.

Report, Fifty-third Annual, of the Board of Public Education of the first School District of Pennsylvania comprising the City of Philadelphia for the Year ending December 31, 1871. Philadelphia, 1872; 8⁰.

‚Revue politique et littéraire' et ‚Revue scientifique de la France et de l'étranger.' IIe Année, 2e Série. Nr. 51. Paris, 1873; 4⁰.

Società Italiana per gli studi orientali: Annuario. Anno I⁰. 1872. Roma, Firenze, Torino, 1873; 8⁰.

# Berichte über die Untersuchung von Handschriften des sogenannten Schwabenspiegels.

Von

**Dr. Ludwig Rockinger.**

## II.

Habe ich zum Gegenstande meines ersten Berichtes[1] eine Mittheilung über zwei Handschriften gewählt, welche jener Gruppe angehören, die eine der vollsten Formen des sogenannten Schwabenspiegels bietet, so möge es mir nunmehr gegönnt sein, über zwei Handschriften zu handeln, welche dem entgegen eine bedeutende Verkürzung des Textes unseres Rechtsbuches aufweisen.

Es erscheinen solche verkürzte Gestalten mehrfach. Ich sehe hiebei von vorneherein von der Gruppe ab, welcher überhaupt der dritte Landrechtstheil mangelt, welche bisher in zehn Handschriften vertreten ist, worunter die durch Professor Ficker bekannt gewordene Schnalser auf der Universitätsbibliothek zu Innsbruck fällt; oder die gleichfalls in hohem Grade interessante im Besitze Homeyer's, in seinen deutschen Rechtsbüchern des Mittelalters und ihren Handschriften unter Nr. 330 verzeichnet; oder eine aus Herren-Chiemsee stammende, im allgemeinen Reichsarchive zu München, worüber ich seinerzeit in einem Vortrage in der historischen Classe der Akademie der Wissenschaften zu München am 26. Jänner 1867 gehandelt habe. Diese Gruppe beansprucht eine besondere Berücksichtigung

[1] In den Sitzungsberichten der philosophisch-historischen Classe der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften Band LXXIII, S. 389—470.

für sich. Hier dagegen soll die Rede von verkürzten Handschriften des sogenannten Schwabenspiegels sein, welchen keineswegs der dritte Landrechtstheil fehlt, sondern welche diesen wie auch das Lehenrecht haben, also die sämmtlichen Bestandtheile des Rechtsbuches, nur in mehr oder weniger vollständiger Zahl der Artikel, oder auch in Verkürzung des Textes dieser selbst. Es ist bekannt, dass ein solches Verhältniss bei der berühmten, auch durch ihr Alter bemerkenswerthen Ambraser zu Wien obwaltet, wie man sich jeden Augenblick aus den Druckausgaben des Landrechtes derselben überzeugen kann, welche wir im Corpus juris germanici medii aevi v. Senckenberg und insbesondere Wackernagel verdanken. Dasselbe begegnet bei einer namentlich in Oesterreich weit verbreitet gewesenen Gruppe, welcher die allgemein bekannte Asbacher Handschrift angehört, welche ich mit einer noch mehr gekürzten Unterabtheilung in einem Vortrage in der historischen Classe der Akademie der Wissenschaften zu München vom 4. Mai 1867 zum Gegenstande der Untersuchung gemacht habe. Auch jene Gestalt kann hier nicht übergangen werden, die dem Vorsprecher Ruprecht von Freising beigelegt wird, welche mein Vortrag vom 6. Mai 1871 bespricht. Noch weit grössere Kürzungen aber als in diesen Familien entgegentreten, finden sich in der Rheingauer Handschrift des sogenannten Schwabenspiegels auf der Hofbibliothek zu Aschaffenburg, in welcher das Landrecht nach meiner Darstellung in der Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins XXIV S. 224—249 anstatt der sonst gewöhnlichen über vierthalbhundert Artikel nur 223 aufweist, wobei insbesondere die reichsstaatsrechtlichen Sätze L 122—140 fehlen. Wollte man nun glauben, dieser Codex gehöre sicher zu den am meisten beschnittenen, so würde man noch immer irren, denn es begegnen zwei, in welchen das Landrecht nur aus 179 Artikeln und das Lehenrecht gar nur aus 57 Artikeln besteht. Ueber sie möchte ich in Kürze Nachstehendes bemerken.

## I.

Die eine dieser Handschriften findet sich in der Bibliothek des Benedictinerstiftes Lambach, hat die Bezeichnung 147, und ist in Folio auf Papier, zweispaltig, von der bekannten

Augsburger Bürgerin Clara Hätzlerin [1] im dritten Viertel des fünfzehnten Jahrhunderts geschrieben. Auf dem zweiten Blatte des ersten Sexterns beginnt der Text des Landrechtes, auf der zweiten Spalte des ersten Blattes des fünften Sexterns das Lehenrecht, welches auf Spalte 1 der zweiten Seite des siebenten und letzten Sexterns zu Ende geht. Unter dem da angebrachten Namen der Clara Hätzlerin findet sich ein Conrat Graff eingezeichnet, möglicherweise — wenn die Erinnerung an die Schriftzüge nicht täuscht — derselbe Graf Konrad zu Kirchberg, welcher in dem aus der Bibliothek von Hohenems stammenden Cod. germ. 21 der Staatsbibliothek zu München auf dem hinteren innern Deckelblatt mit ziemlich ungeübter Hand vermeldet: Das buch hon ich gar vs gelernet bis an ain ent. got vns sin segen send. es ist war werlich. Nach einem Eintrage gleich auf dem ersten Blatte des ersten Sexterns gehörte sie seinerzeit dem Leonhart Christoph Rhelinger zu Augsburg, welcher daselbst um die Mitte des 16. Jahrhunderts bis in das Jahr 1581 begegnet.

Die andere Handschrift gehört in die fürstlich Fürstenberg'sche Bibliothek zu Donau-Eschingen, hat die Nr. 741, und ist auf Papier, gleichfalls zweispaltig, in Folio im Jahre 1463 gefertigt. Von Fol. 1 bis 56 Sp. 1 reicht das Landrecht, woran sich unmittelbar bis Fol. 73 Sp. 2 das Lehenrecht reiht. Nach einem jetzt im Originale verschwundenen Eintrage wahrscheinlich auf dem dem Vorderdeckel aufgeklebten Blatte gehörte sie einmal einem Andreas Frick. Später befand sie sich in der v. Herrwart'schen Bibliothek. Am 22. August 1784 erwarb sie der bekannte Dr. Johann Heinrich Prieser zu Augsburg von dem Buchhändler Junginger um 5 fl. Als verschollen wird sie sodann in dem Verzeichnisse der Handschriften des sogenannten Schwabenspiegels in der Ausgabe des Freiherrn Friedrich von Lassberg unter Nr. 129 und bei Homeyer unter Nr. 573 aufgeführt. Am 13. des Brachmonats 1840 gelangte sie aus der Birret'schen Antiquariats-

---

[1] Vgl. über sie Herberger's schätzbare Bemerkungen in Barack's Katalog der Handschriften der fürstlich Fürstenberg'schen Bibliothek zu Donau-Eschingen Nr. 830, S. 563/564.

handlung des F. Butsch in Augsburg für 12 Reichsgulden an den Freiherrn Joseph von Lassberg auf der alten Meersburg.

Aus dem anderweitigen Inhalte dieser beiden Handschriften sei hier nur noch im Vorübergehen Folgendes bemerkt: Am Schlusse der ersteren findet sich eine auf Augsburg bezügliche Rechtssatzung vom Samstage vor dem Thomastage vor Weihnachten 1368. Grösseres Interesse möchte der in der zweiten von Fol. 83—91[1] von einer Hand wohl der ersten Hälfte oder vielleicht des ersten Viertels des 15. Jahrhunderts geschriebene Processus judiciarius erregen. Man könnte nämlich nicht schwer auf den Gedanken verfallen, dass es sich hier um ein drittes Exemplar des in einer Handschrift der Leipziger Stadtrathsbibliothek, wie weiter auch in der ehemals Uffenbach'schen, nun auf der Universitätsbibliothek zu Würzburg befindlichen Handschrift enthaltenen kurzgefassten aus dem sogenannten Schwabenspiegel und dem kleinen Kaiserrechte gebildeten Gerichts-Handbuches handle, welches ich seinerzeit zum Gegenstande der Besprechung in der Sitzung der historischen Classe der Akademie der Wissenschaften vom 6. Februar 1869 gemacht habe. Dem ist indessen nicht so. Das Werk, welches hier begegnet, ist nämlich nichts anderes, als die allerdings auch vielfach interessante,[1] zuletzt von Hubert Horn aus der Heidelberger Ausgabe vom Jahre 1490 wieder abgedruckte ‚Ordnung vnnd vnderweisunge wie sich ein ieglicher halten soll vor dem rechten', aber bei weitem correcter, in der Scheidung der Absätze übersichtlicher, und mehrfach ausführlicher.

## II.

Was nunmehr den sogenannten Schwabenspiegel selbst anlangt, wird sein Verhältniss in den beiden in Frage stehenden Handschriften zu der Druckausgabe des Freiherrn v. Lassberg = L aus nachfolgender Zusammenstellung ersichtlich.

---

[1] Vgl. meine Inauguralabhandlung ‚über einen Ordo judiciarius, bisher dem Johannes Andreä zugeschrieben', §. 8.

## A) Landrecht.

| L | I. II | L | I. II | L | I. II |
|---|---|---|---|---|---|
| Vorw. a | Vorw.[1] | Vorw. f | Vorw.[1] | 3 | 4[5] |
| — b | | — g | | 4 | 5[6] |
| — c | | — h | 1[2] | 5a | 6[7] |
| — d | | 1 | 2[3] | 5b | 7 |
| — e | | 2 | 3[4] | 5c | 8 |

[1] Den Text, welcher dem Vorworte L d—g entspricht, theile ich unten in IV mit.

[2] Dieser Artikel findet unten in IV seine Stelle.

[3] Die Stelle in L 1b, S. 6, Sp. 1, Z. 19—21 lautet hier: die zechen gepot. er gab in (I jnn) darzů die sechs hundert gepot.

Der Schluss sodann hat hier folgende Fassung: vnd stat auch an disem bůch kain ander recht noch kain vrtail — diese Worte ,noch kain vrtail' fehlen in II — wann alz es mit rümer pfaffhait vnd uon küng Karlon recht her komen ist vnd alz die båbst vnd die kaisser jn jren höfen hand geseczt vnd gebotten ausz dem decret vnd decretalis. wann ausz den zwain bůchen nympt man alle die recht die daz gaistlich recht bedarf. aber dis bůch sait uon weltlichen dingen vnd gericht. vnd darumb haist ez das lantrecht bůch. wann alle die recht die hie nach geschriben stand das ist von lantrecht vnd bewert nach geschriben recht vnd etwann nach gůter gewanhait. wann die fürsten vnd die stett hand mengerlay gewonhait von den kaissern vnd küngen erworben. her nach rett dis von gůter gewonhait.

[4] Der Schluss lautet hier: die dienstman den sechsten. vnd recht zů gleicher weisz jst ain frag ob der sibent herschilt lechen mag hàn oder nit. den sibenden herschilt häpt (II hat) wol ain iecklich man der nit aigen ist vnd ein ee kind ist. lechen leicht man den nit der fry vor dem sibenden herschilt ist. wann aber der herr jm leicht, der hùt denn also gůt recht als der in dem sechsten schilt ist. doch zwingt sich jr lechen recht alz dis bůch hernach sait.

[5] Vgl. hiezu unten in IV.

[6] Der Schluss dieses Artikels hat folgende Fassung: dez selben mannes sünne neman ain tail an seins vatters statt mit jrren vettern. das mag den döchternn nit wider varen das sy gleich tail nieman, si syen denn geschwisterge (II geschwistergit) kind.

[7] Von diesem Artikel mit der Ueberschrift: ,Wie gaistlich leut erbend mit jren geschwistergen (II geschwistergiten)' lautet der Anfang: Hät ain man ain gaistliche dochter vnd sune, vnd gelobt er daz er dochter oder sunne ausz wölle geben, ains oder mere, vnd lat me.

| L | I. II | L | I. II | L | I. II |
|---|---|---|---|---|---|
| 6 | 9 | 12 | 14 | 18 | 19[4] |
| 7 | | 13 | 15 | 19 | |
| 8 | 10[1] | 14 | 16[2] | 20 | |
| 9 | 11 | 15 | 17[3] | 21 | |
| 10 | 12 | 16 | 31 | 22 | 20[5] |
| 11 | 13 | 17 | 18 | | |

[1] Die Fassung dieses Artikels gegen den Schluss lautet: vnd ist daz daz weib ain andern e man nympt, vnd geben jr irre frainde gůt das siu vor nit gehäpt, oder ob siu ainen man nåm der gůt, oder wie siu dar nach gůt vber köme, si noch der man gelten nit des ersten manes schuld, si wöllent den das geren durch gottez willen tůn.

[2] Der Schluss dieses Artikels ist folgendermassen gefasst: die nächsten erben süllent in erben, vnd der sellding důt (II selding tůn), vnd den leuten gelten. das ist darumb daz er den brůder geerbet haut. ist aber brůder noch schwester, so niemant es darnach die nächsten erben nach der sipp alz daz půch vor sait.

[3] Hier entsprechen sich die drei ersten Enterbungsgründe. Dann ist 4 = L 5, 5 = L 6, 6 in der Fassung: das sechst ist das ain sun (I sun auff) seinen vater clagt, er hab ding getan die sein vater an seinem leib vnd eren rügent (I an seim leib oder an ere rüttend), vnd er in dez nit überzeugen mag = L 7, 7 = L 4. Hierauf entsprechen sie sich wieder regelmässig. Der Schluss nach dem vierzehnten Falle von L ist hier sogleich nach dem dritten in folgender Fassung eingereiht: mit disen dingen verwürckt sich auch ain vater gegen seinem sun das er pej seinem lebenden leib von seinem gůt scheiden musz: vnd stat der sun an seinez vaters stat. doch sol der sun dem vater die notturft geben nach den eren als er gelebt hat.

[4] Diesen Artikel theile ich unten in IV ganz mit.

[5] Ich bemerke aus diesem Artikel hier nur Folgendes: will er im das sicher machen, so sol er im brief darumb geben mit seinem jnsigel, vnd darzů ainez bischofs jnsigel oder ainez layen fürsten oder ainez closters oder ainr stat oder ains lantgerichtz (I lantricht) jnsigel, oder vor ainem gericht. will er aber im das sicher machen, so setz im ain zins darauf, so mag er mit recht das gůt nit verlieren. oder kauff (I kŏff) leibting vmb in, vnd geb im kuntschaft als vor geschriben stat. jst aber das er im sunst machet, vnd nit leibgeding vmb in kåffet, vnd ist das ain man eheftig not an gåt der disz geschaffen hat getan, der mag sein gůt angreyffen, vnd sol im eheftig not mit wenden. vnd will yemand daz im weren, so sol er clagen seinem herren oder richter. der sol im helffen beheben u. s. w.

| L | I. II | L | I. II | L | I. II |
|---|---|---|---|---|---|
| 23 | 21[1] | 44 | 34[7] | 65 | 44 |
| 24 | 22[2] | 45 | 35 | 66a | } 45 |
| 25 | 23[3] | 46 | 36 | 66b | } |
| 26 | — | 47 | 37 | 66c | — |
| 27 | 24[4] | 48 | — | 67 | — |
| 28 | 25 | 49 | 38 | 68a | 46 |
| 29 | — | 50 | — | 68b | } 47 |
| 30 | 26 | 51 | — | 68c | } |
| 31 | — | 52 | — | 69 | } 48 |
| 32 | 27 | 53 | — | 70a | } |
| 33 | 28 | 54 | — | 70b | 49 |
| 34 | 29 | 55 | 39 | 71 | 50 |
| 35 | — | 56 | 40 | 72 | — |
| 36 | — | 57 | } 41[8] | 73a | — |
| 37 | — | 58 | } | 73b | 51 |
| 38 | — | 59 | } 42 | 74 | — |
| 39 | — | 60 | } | 75 | — |
| 40 | 30 | 61 | } | 76 | 52[9] |
| 41 | 32[5] | 62 | } 43 | 77 | 53 |
| 42 | } 33[6] | 63 | } | 78 | 54 |
| 43 | } | 64 | — | 79 | 55 |

[1] Diesen Artikel theile ich unten in IV ganz mit.

[2] Dieser Artikel begegnet in folgender gekürzter Fassung: Wirt ain man von seinem weib geschaiden mit recht, wie sich daz fügti, sin behept jr selber gůt vnd morgen gaub.

[3] Diesen Artikel theile ich unten in IV ganz mit.

[4] Der Schluss dieses Artikels lautet: der knab hat verloren vnd můsz ain abtriniger mynich sein ymmer ewiklich. also vber ziuget man die magt auch mit den junckfrawen jn dem orden.

[5] Der Anfang dieses Artikels hat folgende Fassung: Wer ain junckfraw oder ain frawen benotzoget, vnd nimmet er si dar nach zů der ee, kain ee kind machend sy nit py ain ander. das sag wir euch her nâch. was von vnd der kind vnd alle die etc.

[6] Diesen Artikel theile ich unten in IV vollständig mit.

[7] Die beiden lateinischen Stellen von L 44 fehlen hier.

[8] Der Wortlaut dieses Artikels findet unten in IV seine Stelle.

[9] Ebenso.

| L | I. II | L | I. II | L | I. II |
|---|---|---|---|---|---|
| 80 | — | 98 | — | 114a | 77 |
| 81 | 56 | 99 | 65 | 114b | — |
| 82 | | 100 | 66 | 114c | 77[3] |
| 83 | 57 | 101 | 67 | 115 | 78 |
| 84 | 59 | 102 | 68[2] | 116 | 79 |
| 85 | 58 | 103a | 69 | 117 | 80 |
| 86 | 60 | 103b | 70 | 118 | — |
| 87 | 61 | 104 | — | 119 | — |
| 88 | 62 | 105 | 71[3] | 120 | — |
| 89 | 63 | 106 | — | 121 | — |
| 90 | 64[1] | 107 | 72 | 122 | — |
| 91 | | 108 | — | 123 | — |
| 92 | — | 109 | 73 | 124 | 81 |
| 93 | — | 110 | — | 125 | 82 |
| 94 | - | 111 | 74 | 126 | — |
| 95 | — | 112 | 75 | 127 | 83 |
| 96 | — | 113a | 76[4] | 128 | 84 |
| 97 | — | 113b | — | | |

[1] Der Uebergang von L 90 auf 91 hat hier nachstehende Fassung: vmb gǎnd. wann der weis man spricht: als lützel werdent die selben behalten die sölich gût nement als Judas, sy bechern denn ienen iren schaden dem sy das gelt abgenomen hǎnd. wer ze hawt vnd ze hǎre wöllen richten. das mag mit recht chain gebot tûn noch richter noch kainer noch der sein recht verlorn hat. vnd gefiel ain tat von diebstal oder raub das mynnder wär dann fünff schilling, da mag man wol ainen vmb fellen, ob der recht richter nit da haym wär.

[2] Ich bemerke hier bezüglich der Fassung von L 102b Folgendes: vnd will man ez auszbürgen, man sol ez im vszgeben vntz auf daz selb zill als dann hie vor stat. etwenn ist gewanhait lenger. dez sol man fragen, vnd darnach tûn. chompt aber der man nit in der zeit dez das pfand ist, so mag diser wol das pfand verkauffen vnd damit gefaren nach dez richters haissen vnd nach der gewanhait dez selben gerichtes. vnd wirt daran etwas uber, u. s. w.

[3] Diesen Artikel theile ich unten in IV vollständig mit.

[4] Dieser Artikel hat folgenden Schluss: vnd sein ehaft (I ehaftig) not beweysen mit sein zwain fingeren. oder ob er will, so mag ers beziugen mit dreyn erberen mannen. vnd wann er das getût, was dann der richter über in gericht hat vmb sein sach, das sol er wider tûn, vnd sol ez handelen als ob er zû dem ersten recht komen wär.

| L | I. II | L | I. II | L | I. II |
|---|---|---|---|---|---|
| 129 | 85[1] | 140 | — | 153 | — |
| 130a | 86[2] | 141 | — | 154 | — |
| 130b | 87 | 142 | 97 | 155 | — |
| 130c | — | 143a | 98 | 156 | — |
| 130d | 88 | 143b | 99 | 157 | 108 |
| 131 | | 144a | 100 | 158 | — |
| 132 | 89 | 144b | 101[4] | 159 | — |
| 133 | 91 | 145 | | 160 | 109 |
| 134 | 90 | 146 | 102 | 161 | — |
| 135a | 92 | 147a | 103 | 162 | 110[6] |
| 135b | — | 147b | — | 163 | |
| 135c | 93 | 148 | 104 | 164 | |
| 136 | 94[3] | 149 | 105 | 165 | |
| 137a | | 150 | 106 | 166 | — |
| 137b | 95 | 151a | — | 167 | — |
| 137c | 96 | 151b | 107[5] | 168a | 111[7] |
| 138 | — | 151c | — | 168b | — |
| 139 | — | 152 | 107[5] | 169 | — |

[1] Dieser Artikel hat gegen den Schluss folgende Fassung: mit recht wol vor der stat welen, vnd die lüt darumb in den pan vnd in die ächt tün die in der stat sind. sy sol der bischoff von Mentz in den pan tůn, vnd der pfaltzgraff vom Rein sol sy in die ächt tůn.

[2] Diesen Artikel theile ich unten in IV vollständig mit.

[3] Desgleichen.

[4] Ebenso.

[5] Der Wortlaut von L 152 ist hier in folgender Weise gekürzt: Vnd sein wegfertig gesellen vnd seinem wirt, vnd der wirt seinem gast der pej im ze herberg ist, vnd ist daz in der richter vordert, so sol er im dreystund lassen rüffen, vnd sol den man die weil hin enweg helffen, ob er mag. vnd als der richter dreystunde rüft, so sol man in im lassen, ob man es hört. tůt man das nit, so můsz der wirt für den man antwurten.

[6] Nach L 162 ist unmittelbar als Schluss dieses Capitels 110 an L 162 angereiht: Auch mag ain man die weil er wol mag als sein varnds gůt geben wem er wil. doch also das ers gar von handen müsz geben. tůt er aber das nit vnd schaffet ainem nach seinem tod, das hat nit craft. vnd wenn er gestirbt, so nemens die rechten erben.

[7] Dieser Artikel hat folgende Fassung:

Varnds gůt ist gold vnd silber vnd edel gestain vnd ros vnd alles das man getreiben vnd getragen mag. Verwigt gold vnd silber, als ring

| L | I. II | L | I. II | L | I. II |
|---|---|---|---|---|---|
| 170 | 112[1] | 187 | — | 201d | 124[5] |
| 171 | 113 | 188 | — | —e | |
| 172 | — | 189 | 118[3] | —f | |
| 173 | 114 | 190 | — | —g | — |
| 174 | — | 191 | — | bis | |
| 175 | — | 192 | — | —v | |
| 176 | — | 193 | — | 202 | — |
| 177 | — | 194 | 119 | 203 | — |
| 178 | — | 195 | 120 | 204 | — |
| 179 | — | 196 | 121[4] | 205 | — |
| 180 | — | 197 | — | 206 | — |
| 181 | — | 198 | 122 | 207 | — |
| 182 | 115 | 199 | 123 | 208 | — |
| 183 | — | 200 | — | 209 | — |
| 184 | — | 201a | 124[5] | 210 | 125[6] |
| 185 | 116[2] | —b | | 211 | — |
| 186 | 117 | —c | | 212 | 126[7] |

vnd gürteln, vnd ander clainat vnd ach bettgewand vnd harnasch, das wöllent die lüt das es erbgüt sei. das ist nach gewonhait. güte gewonhait verspricht disz büch nit. aber es ist von rechts wegen nit.

[1] In diesem Capitel heisst es gegen L 170b, S. 81, Sp. 2 am Ende: das sind vierzechen schleg, oder ain pfund u. s. w.

Das ganze Capitel sodann schliesst hier schon in L 170c: hat aber iener recht zu jm der in gefangen hat, so sol er den aid halten. vnd was er swert das sol er tůn.

[2] Dieses Capitel schliesst schon mit den Worten: schlecht ers aber ze tod, er můsz es büssen.

[3] Dieses Capitel hat keine Ueberschrift.

[4] Der Worlaut dieses Capitels findet unten in IV seine Stelle.

[5] Dieses Capitel schliesst bereits mit den Worten in L 201f: leicht er es ainem andern on des herren vrlaub, vnd wirt es hinckent, oder stirbt es, oder wirt verstolen, oder jm genomen, er müsz es gelten, es sey denn das er sich des entschuldige als hieuor gesprochen ist.

[6] Der Schluss dieses Capitels ist gegen L 210 voller: verrechtigen oder vertailen nach dem als er denn hat.

[7] Dieses Capitel hat in Folge von Verkürzung in der Mitte von L 212 nachstehende Fassung: sol es treiben oder füren in des richters gewalt. der man sol seinen schaden weisen selbdritt. vnd hat er der nit, so sol er swern ainen aid was der schad sey der jm beschehen sey von dem vich.

| L | I. II | L | I. II | L | I. II |
|---|---|---|---|---|---|
| 213 | 127[1] | 233 | — | 254 | — |
| 214 | 128 | 234 | 134[6] | 255 | 139[8] |
| 215 | — | 235 | — | 256 | — |
| 216 | — | 236 | 135 | 257 | 140 |
| 217 | 129[2] | 237 | 136 | 258 | — |
| 218a | — | 238 | — | 259 | 141 |
| 218b | 129[2] | 239 | 136 | 260 | |
| 219 | — | 240 | — | 261 | 142[9] |
| 220 | — | 241 | — | 262 | |
| 221 | — | 242 | 136 | 263 | 143 |
| 222 | — | 243 | — | 264 | — |
| 223 | 130 | 244 | — | 265 | 144 |
| 224 | — | 245 | — | 266 | 145 |
| 225 | — | 246 | — | 267 | — |
| 226 | — | 247 | — | 268 | |
| 227 | — | 248 | — | 269 | 146 |
| 228 | 131[3] | 249 | — | 270 | |
| 229 | — | 250 | 137[7] | 271a | 147 |
| 230 | 132[4] | 251 | — | 271b | — |
| 231 | 133[5] | 252 | 138 | 272 | 147 |
| 232 | | 253 | — | 273 | 148 |

[1] Dieses Capitel hat folgenden Schluss: vnd iener sol swern ainen aid wes es wert gewesen sey vf die selben zeit da ers verlorn hat.

[2] Dieses Capitel mit der Ueberschrift: ‚Wem der zins geuelt' beginnt: Welher man erbt güt, es sey aigen oder ander güt, der sol auch nemen den nutz der sich hat ergangen. nun merckent wa er sich u. s. w.

[3] Dieses Capitel theile ich unten vollständig mit.

[4] Desgleichen.

[5] Dieses Capitel schliesst: hat es pfleger vnd gůt, man sols gelten zwyuach dem es gestolen ist worden, vnd dem richter den fraüel büssen.

[6] Dieser Artikel schliesst: mit drey mannen. das ist vmb den raub recht.

[7] Der Schluss dieses Artikels lautet: vnd mit sel mit got gen himel, vnd hănd die ewigen frăd ymmer ewiclich. die aber vnrecht hănd getăn in diser welt die farnd mit dem tüfel in die helle vnd müszent da prynnen ewiclichen.

[8] Dieses Capitel theile ich unten in IV vollständig mit.

[9] Dieses Capitel schliesst bereits: wann sich ain jud tauffen lat, der sol zu recht sein güt hăn. das erlaubt jm die geschrifft die da haiszt decretalis.

| L | I. II | L | I. II | L | I. II |
|---|---|---|---|---|---|
| 274 | — | 298 | — | 322 | — |
| 275 | 149[1] | 299 | — | 323 | — |
| 276 | — | 300 | — | 324 | — |
| 277 | 150 | 301 | — | 325 | 164 |
| 278 | 151 | 302 | — | 326 | — |
| 279 | 153 | 303 | — | 327 | — |
| 280 | 154 | 304 | 160 | 328 | — |
| 281 | — | 305 | 161 | 329 | 165[5] |
| 282 | — | 306 | — | 330 | — |
| 283 | — | 307 | — | 331 | — |
| 284 | — | 308 | 162 | 332 | — |
| 285 | — | 309 | — | 333 | |
| 286 | — | 310 | — | 334 | |
| 287 | — | 311 | — | 335 | |
| 288 | 152 | 312 | 163 | 336 | |
| 289 | 155 | 313 | — | 337 | |
| 290 | — | 314 | — | 338 | 166[6] |
| 291 | 157[2] | 315 | — | 339 | |
| 292 | 156 | 316 | — | 340 | |
| 293 | 158[3] | 317 | — | 341 | |
| 294 | — | 318 | — | 342 | |
| 295 | — | 319 | — | 343 | |
| 296 | — | 320 | — | 344 | — |
| 297 | 159[4] | 321 | — | 345 | — |

[1] Die Fassung der zweiten Hälfte dieses Capitels ist folgende: vnd der můter mag nit, ez sey denn das der můter mag ainer sipt (I sipp) nächer sey denn der vater mag. so daz ist, so erbent sy geleich mitainander. jst aber das gůt von der můter mag dar chomen, so erbt der vater mag nit. also erbt auch der můter mag nit, wann ez von dez vater mag dar komen ist. [ist] aber das vater mag mitainander kriegent oder můter måg, so erbent ye die nächsten nach der sipp.

[2] Dieses Capitel theile ich unten in IV vollständig mit.

[3] Desgleichen.

[4] Ebenso.

[5] Gleichfalls.

Desgleichen.

| L | I. II | L | I. II | L | I. II |
|---|---|---|---|---|---|
| 346a | 167 | 357 | 170 | 368 | — |
| 346b | — | 358 | — | 369 | 173 |
| 347 | 168[1] | 359 | — | 370 | 174[5] |
| 348 | — | 360 | | 371 | |
| 349 | — | 361 | 171[3] | 372 | 175[6] |
| 350 | — | 362 | | 373 | |
| 351 | — | 363a | | 374 | — |
| 352 | — | 363b | — | 375 | 176 |
| 353 | — | 364 | — | 376 | 177[7] |
| 354 | — | 365 | 172[4] | 377 | 179[8] |
| 355 | — | 366 | | 377II | 178 |
| 356 | 169[2] | 367 | — | | |

## B) Lehenrecht.

| L | I. II | L | I. II | L | I. II |
|---|---|---|---|---|---|
| 1 | — | 7 | — | 14 | — |
| 2 | — | 8 | 5[10] | 15 | — |
| 3a | 1 | 9 | 6 | 16a | 9 |
| 3b | — | 10 | 7 | 16b | |
| 4 | 2[9] | 11 | 8 | 16c | 10 |
| 5 | 3 | 12 | — | 17 | — |
| 6 | 4 | 13 | — | 18 | 11 |

[1] Der dem Artikel L 347a entsprechende Text lautet hier: Vint ain man gut auf einer freyen lantsträsz vnder der erd, das ist dez reichs, vnd der drittail sein.

[2] Dieser Artikel schliesst bereits: so sol er sy von im treiben zu dem sy geflohen sind, vnd sol sy nit lenger halten. so ist er ledig also.

[3] Diesen Artikel theile ich unten in IV vollständig mit.

[4] Desgleichen.

[5] Ebenso.

[6] Gleichfalls.

[7] Ebenso.

[8] Auch dieser Artikel findet unten in IV seine Stelle.

[9] Desgleichen.

[10] Als die Kurfürsten erscheinen hier: der bischoff von Mentz, der von Trier, vnd der von Kölen. vnd der pfaltzgraf von dem Rein, der herczog von Sachssen, vnd der margraf von Brandenburg, vnd der herczog von Holand (I Holland).

| L | I. II | L | I. II | L | I. II |
|---|---|---|---|---|---|
| 19 | — | 47 | — | 76 | — |
| 20 | — | 48 | 28 | 77 | — |
| 21 | 12 | 49a | 29 | 78 | 42 |
| 22 | 13[1] | 49b | 30 | 79 | — |
| 23 | } 14 | 50 | — | 80 | — |
| 24a | } | 51 | — | 81 | — |
| 24b | 15 | 52 | 31 | 82 | 43 |
| 25 | — | 53 | — | 83 | } 44 |
| 26 | 16[2] | 54 | 32 | 84 | } |
| 27 | 17[3] | 55 | 33 | 85 | 45 |
| 28 | 18 | 56 | — | 86 | — |
| 29 | 19 | 57 | 34 | 87 | — |
| 30 | — | 58 | — | 88a | } 46 |
| 31 | 20 | 59 | 35[4] | 88b | } |
| 32 | 21 | 60 | — | 88c | } |
| 33 | 22 | 61 | 35[4] | 88d | — |
| 34 | — | 62 | 35[4] | 89 | — |
| 35 | 23 | 63 | — | 90 | } 47 |
| 36 | — | 64 | — | 91 | } |
| 37 | — | 65 | } 36[5] | 92 | — |
| 38 | 24 | 66 | } | 93 | — |
| 39 | — | 67 | } | 94 | — |
| 40 | 25 | 68 | 37 | 95 | — |
| 41 | 26 | 69 | 38 | 96 | — |
| 42 | — | 70 | 39 | 97 | 48 |
| 43a | } 27[3] | 71 | 39 | 98 | — |
| 43b | } | 72a | — | 99 | — |
| 43c | — | 72b | 39 | 100 | — |
| 44 | — | 73 | — | 101 | — |
| 45 | — | 74 | 40 | 102 | — |
| 46 | — | 75 | 41 | 103 | — |

[1] Diesen Artikel theile ich unten in IV vollständig mit.

[2] Desgleichen.

[3] Ebenso.

[4] Dieser Artikel findet unten in IV seine Stelle

[5] Ebenso.

[6] Desgleichen.

| L | I. II | L | I. II | L | I. II |
|---|---|---|---|---|---|
| 104 | — | 113 | — | 119d | |
| 105 | — | 114 | 52[1] | 120 | |
| 106a | 49[1] | 115a | 52[1] | 121 | |
| 106b | — | 115b | 52[1] | 122 | 54[2] |
| 107 | 50 | 115c | — | 123 | 55[3] |
| 108 | — | 115d | — | 124 | |
| 109 | — | 116 | | 125 | 56 |
| 110 | — | 117 | 53[2] | 126 | — |
| 111 | 51 | 118 | | 127 | — |
| 112a | — | 119a | | 128a | — |
| 112b | — | 119b | 54[2] | 128b | 57[4] |
| 112c | 52[1] | 119c | | 128c | |

## III.

Hieraus ergibt sich, abgesehen von Umstellungen einzelner Artikel, wie im Landrechte L 84 und 85 in 59 und 58, oder L 133 und 134 in 91 und 90, oder L 279 und folgende in 153 und folgende, oder der auch sonst allerdings so zu sagen regelmässigen von L 377 und 377 II in 179 und 178, oder der Artikel des Lehenrechtes 123 und 124, oder abgesehen von der Verschiebung des Artikels L 16 zwischen 30 und 32 unserer Handschriften, eine ungemeine Verkürzung, namentlich durch Auslassung einer Menge von Artikeln in den drei Theilen des Landrechtes wie im Lehenrechte, eine Verkürzung, welche — wie ich bereits zu bemerken Gelegenheit genommen — jene der Rheingauer Schwabenspiegelhandschrift im Landrechte bei weitem überbietet.

Unterliegt es bei dieser keinem Zweifel, dass sie ein Exemplar unseres Rechtsbuches ist, welches im Rheingaue in Gebrauch gestanden, vielleicht in der Lützelnaue, jedenfalls später in Eltvill, so bin ich im Augenblicke nicht im Stande,

[1] Diesen Artikel theile ich unten in IV mit.

[2] Gleichfalls.

[3] Auch dieser Artikel, welcher L 123 und 124 umstellt, folgt unten in IV seinem ganzen Wortlaute nach.

[4] Ebenso.

bezüglich der beiden in Rede stehenden Handschriften die Behauptung zu wagen, beziehungsweise zu begründen, dass sie auch in die Zahl jener fallen, welche für einen bestimmten Bezirk oder einen bestimmten Ort abgefasst sind. Immerhin aber treten einige wohl auch vor der Hand schon nicht zu missachtende Wahrnehmungen entgegen.

Zunächst stösst man, wie selten sonst bei Gliedern wenn auch einer und derselben Gruppe, in beiden auf vollständige Uebereinstimmung in der Folge der Artikel des Land- wie Lehenrechtes.

Sodann sind beide ganz entschieden in der schwäbischen Mundart abgefasst, wie sich zur Genüge aus den Mittheilungen in den Noten zu II ersehen lässt, und noch weiter bei den Proben hervortreten wird, welche ich in IV aus ihnen mittheile.

Was gerade diese schwäbische Mundart anlangt, darf vielleicht auch in Kürze darauf hingewiesen werden, dass, wenigstens was die erstere der beiden Handschriften anlangt, keinem Zweifel unterliegt, dass Schwaben ihre Heimat ist, indem sie von der bereits berührten Augsburger Bürgerin Clara Hätzlerin gefertigt ist.

Doch ganz abgesehen hievon zeigen beide weiter in einer eigenthümlichen Erscheinung vollkommene Gleichheit. Sie legen nämlich die vierte weltliche Kurstimme in dem Artikel 86 = L 130a des Landrechtes dem Herzoge von Baiern zu Holland bei, das heisst dem Herzoge der Linie Niederbaiern-Straubing, welche gleich nach der Mitte des 14. Jahrhunderts im Erbgange in den Besitz von Holland, Friesland, Seeland und Hennegau gelangte, den sie aber freilich nur bis in das erste Viertel des folgenden Jahrhunderts behauptete. Die bemerkte Auffassung aber findet sich nicht etwa allein im Landrechte, sondern sie begegnet auch in Artikel 5 = L 8 des Lehenrechtes, woselbst nach dem Pfalzgrafen am Rhein, dem Herzoge von Sachsen, dem Markgrafen von Brandenburg wieder der Herzog von Holland erscheint.

## IV.

Was endlich insbesondere den Text selbst anlangt, weist er in den verschiedensten Beziehungen Eigenthümlichkeiten

gegenüber den sonst bekannten Gestalten unseres Rechtsbuches auf, und zwar zum Theil in einem Grade, dass blos eine Anführung von mehr oder minder abweichenden Stellen kein genügendes Bild hievon gewährt. Dieser Umstand in Verbindung mit andern Gründen rechtfertigt es denn wohl, wenn ich nunmehr eine Zusammenstellung der Hauptabweichungen folgen lasse.

Insofern hiebei vielfach grobe Störungen des Sinnes begegnen, wie beispielsweise gleich im Artikel 33, sei hier nur noch ausdrücklich bemerkt, dass ich in der Beziehung mich dafür entschieden habe, den Text der Handschriften, so viel es immer möglich, unverändert vor die Augen treten zu lassen, und so zu sagen keine Verbesserungen, als nur die Beseitigung der allerhandgreiflichsten Fehler vorzunehmen, indem sich die betreffenden Veränderungen für jenen Theil der Forscher, welche sich für den in Frage stehenden Text selbst interessiren, aus den bereits vorhandenen Ausgaben unseres Rechtsbuches ohne Schwierigkeit ergeben.

Aus dem Vorworte = Vorwort L d—g.

Seit nun got daz forcht das der frid nit gehalten wurd den er gepotten hat, da liesz er zway schwert vnd gericht hinder im do er ze hymel fůr der cristenhait ze schirem. die empfalh got sant Petter bede, ain gaistlichs gericht, das ander weltlich gericht. daz weltlich gericht leicht der paubst dem kayser. das gaistlich schwert vnd gericht ist dem paubst gesetzt vnd empfolhen. der kayser ist schuldig, vnd ist im gesetzt, wann der paubst richten will vnd auf das pferd sitzen will, das er im den stegrayff heb. daz bedeut: waz dem paubst wider stat daz er mit gaistlichem gericht nit über komen mag, daz sol der kayser vnd ander weltlich fürsten vnd richter bezwingen mit der ächt.

Wann ain man jn dem bann ist vj wochen vnd ain tag, so sol in der weltlich richter in ain ächt tůn. vnd wer auch in der ächt ist vj wochen vnd j tag, den sol man auch in den ban tůn. das recht satzt Siluester der paubst, Constantinus sant Elena [sun] die das hailig creutz fand. die satzten das recht vnd ander recht ain michel tail an dem bůch.

Vnd ain yeglich mensch das zů seinen tagen komen ist, das sol dreystund jn dem jar das vogt ding sůchen. der xxj [1] jar alt ist, der sol daz vogtz ding sůchen jn dem pystum oder jn dem gericht da er jnn ist gesessen da er gůt jnne hat.

Artikel 1 = Vorwort L h.

Hie sol man hören von den freyen leuten, wol recht dreyerlay fridlüt hand.

Es haissen semper freyen, das sind fürsten vnd frey herren. das ander sind mittel freyen, das sind die der höchsten freyen man sind. die dritten sind gepauren [2] die frey sind, die haissend frey landtsessen.

Der hat yetlicher ain sunder recht als wir her nach sagen.

Aus Artikel 4 = L 3.

An dem haubt [3] ist beschaiden man vnd weyb die recht vnd redlich zů der e komen sind. da ist nit zweyfel an, ez ist nun ain leib.

Seit das haubt das obrost stuck ist an aim leib, dauon [4] ist ain man der von recht her ist komen bezaichnot an dem haubt.

Vnd die kind die von ainem leib geporen sind die sind auch gezaichnet an dem nächsten gelyd bej dem haubt, das ist da die arem anstand, [5] das haissent [6] die achsseln, ob die kind an zwainung sind von vater vnd von můter geboren. sind aber zwaynung an den kinden, so mugend sy on ain gelyd nit sein, vnd stossent an ain ander gelyd. niemend auch zwen brüder zwü schwester, vnd niemend die brüder auch ain ander weib, die kind sind auch ain ander sipp: vnd niemend doch erb geleich, ob sy jm ebenbirtig sind. von dem rechten maister haben da schwester kind, daz ist die ander sip: die stat von dem anderen gelid dem haubt, daz haissent die elenbogen. so ist geschwistergit [7] kind die drit sip: ist das glid do die hand an dem arme an stat. vnd darnach der kindes kind daz ist die vierd sip, das ist das glid da der mittel finger an dein hand stossent. die fünften kinde stossent an das glid dez mittelen fingers. die sechsten kind stossent an das drit glid dez

[1] I ains vnd xx. [2] I geburen. [3] I hapt. [4] I darvmb. [5] I arm ane stand. [6] I haisset. [7] I geschwister.

mittelen fingers. die sibenden kind stossend vornan an den nagel, vnd haissent nagel magen.

So der man ye nächner ist an der sibenden sip, so er ye e vor disem erbet.

Ain yeglich man erbet[1] bisz an die siben sip. doch hat der paubst erlaubt weyb ze nemen jn der fünften sip: doch mag der paubst kain recht gesetzen da mit er vnser lant recht vnd lehen recht nit ergjen müg.

19. Was ain man seinem weib ze morgengab geben sol.

Nun vernemen was ain yeglich man der von ritterlicher art ist seinem weyb ze morgengab geben mag aun seiner erben vrlaub.

Dez morgen an iren beten oder so er ze tisch gat so mag er geben seinem weib aun seiner erben vrlaub was er will. vnd was er ir also geit, das můsz er ir gantz von handen geben, vnd darumb beweysen vmb hainstür,[2] vnd das er ir ze morgengab geben hat: so hat ez kraft. doch mag er die nütz nemen alle die weil sy im es găn, vnd sunst auch nit. schaffet aber der man jrs oder[3] gehaist ir vnd geit irs nit von hand, das hat nit kraft.

Stirbt aber der man vor ir, vnd hand kind pej ainander, die kind vnd die můter süllen die varenden hab tailen. aber vorausz sol man der frawen geben waz sy zů dem man hat pracht; morgengab auch, ez sey gelt oder hauszrat, oder was sy zů im pracht hat. die schulde süllen gelten die kind oder des totten mannes erben.

Stirbt aber die fraw vor dem man, vnd hand nit kind pej ainander, vnd sy auch dem man nütz vor hand geben mit kuntschaft als vorgeschriben stat, es felt daz gůt das sy zů im pracht hat widerumb an den vater, oder an ir nächste fründ, ist der vater tot.

21. Von der frawen gůt vnd hainstiur.

Beweist[4] ain man sein weyb auff farend gůt oder ander gůt ir hainstür, daz selbe gůt mag er nymer an werden die

---

[1] I arwait. [2] I hain stiurr. [3] In II fehlt: jrs oder. [4] I Beuist.

weyl er ander gůt hat. zwingt in aber eheftig not darzů, so wirt ez recht.[1]

Wirt er ir[2] ir gůt aune e das si stirbt, der man, vnd mag sy selb dritt zwügen[3] das ir will nit dapei gewesen sey, so sol man ir ir gůt widerlan.

## 23. Von erb laun.

Wann ain man stirbt der weibe vnd kind hat, vnd die erben süllent zu dem ersten gelten dem gesünd vnd den ehalten ir gedingt lon als auf den tag als ir herr starbe vnd an dem jar oder an dem monat ergangen hat. wer aber auf genad hat gedient, der můsz der erben genad für gůt hăn.

Stirbt auch der diener in der zeit e das er den lon verdient gar der im gehaissen was, man ist seinen erben nit me schuldig wann als lang er gedient hat bisz auf die zeit als er starb.

## 33. Von diebhait vnd raben.

Man sol alle diephait vnd rab zwifalt gelten, ob[4] sy mit gericht genöt worden. aber die jn getan hand, gebent sy jns wider vmb auf der stat, so sol er jn ainfalt gelten. vnd ist das der räber oder der dieb das gůt verdůt, sy süllent ez zwifalt gelten, sy werdent darzů ziugen oder nit.

Was der recht strasz răb sey, vnd an wem[5] man jn begat, sagt disz bůch. den rechten străsz rab begat man an pfaffen, ob sy pfefflich wandelent, also das sy beschoren sind als pfaffen, vnd das sy pfäfflich claider an jn fürent,[6] vnd aun waffen sind. man begat auch an den pfaffen gesind die străsz rab die pej jn auf der strausz reittend oder gand. die bilgerin die jr steb tragent[7] vnd essent vnd jren pfaffen hand genomen, an den begat auch den străszrab. vnd an allen kauffleuten die zu land farend. vnd an den begat man ăch den străsz rab.

Vszwert, so sol man den straszraber hencken. aber nit an den gemainen galgen. man sol ainen galgen machen an die reichstrasz: daran sol man jn hencken.

---

[1] I dar zů, er wirt aune mit recht. [2] In I fehlt: ir. [3] I zwigen. [4] I oder. [5] I an woll litt. [6] I fierend. [7] In I fehlt: tragent.

Jst aber das sy den straszrab wider geben, vnd sy gerauen hat ane beziugung von mûtwill daz nieman darzû nöttigen vnd daz pesseren vnd püssen, damit fristent[1] sy jr leben.

Mûsz man aber sy darzû zwingen mit gericht, so hand sy aber jr recht verloren. vnd mag jn[2] dehain man dez rechten[3] helffen: sy sind komen[4] von aller ziughafte[5] die der misztat schuldig sind die hie vor genempt ist.

Vnd spricht man sy an, vnd mag man sy überziugen, so richt man an jn als disz pûch sait. hett man aber kain geziugen, so sol man sein ayd nit nemen als ainez fromen mans. man sol jm drey fallen geben vnd tailend: die wasser vrtail, oder das haysz eyssen tragen jn der hand, oder in ainem wallenden kessel greyffen pisz an die elenbogen. wirt er aber der vrtail ledig vnd vnschuldig.

Jst er aber jn der ächte, vnd darjnn zwelff nächten, so sol man jn auch in den pan tûn. vnd wann er vj wûchen in dem pan ist, so ist er erlos vnd rechtlosz, vnd sind seine lehen seinem herren ledig. er sey frey oder dienst man oder aigen man oder wer er ist, so hat er die selben reht.

Hat er aber erben, die sind aigen oder lehen süllent erben, die süllent seiner ermistet[6] nit engelten.

Vnd hat ainer schuld gelan, die sol man vor an gelten dem den man berabt hat.

Der richter sol richten über den leib.

### 41. Der aun wissen räb kauft.

Ob ain man gestollen gût käft oder geräbt, vnd hat er das in seiner gewer lenger wenn drew jar, ez ist[7] sein ze recht oder nit?

Wir sprechen über recht diebhait vnd reblich: wie lang ez ain manne jnne hat, vnd kumpt nieman hernach, man sol jm recht bietten. vnd beziugt er daz selb dritt, daz ez sein was e ez gestolen oder gerabt ward, man sol im es widergeben als es als gût dez tages was da ers verlor.

Jst daz ain man stirbt vnd lat[8] seinen erben vnrecht gût, die wissend das vnd verkauffend das das wir für recht

---

[1] I frischtend. [2] I vnd ay mig nymmer me. [3] I recht. [4] I sind verv̊nsen. [5] I geziughaftte. [6] I sein ermistot. [7] I stellt um: ist es. [8] I laut.

gůt, jener kumpt dez das gůt gewesen ist, an wen sol er sein gůt forderen? daz sol er tůn an den da er sein gůt findet. vnd pitt dez richters potten. da sol im der richter richten das im das sein wider werd als hie vor gesprochen ist.

Spricht aber dir yemant zů vmb den ers auch kauft hat, der selb můsz jm seinen schaden abtůn nach dem als ers kauft hat.

52. Ob ain fraw ain vngeraten man hat.

Ob ain fraw ain vngeraten man hat der ir gůt on wölt werden das ir ir vater het geben oder ander ir fründ, si mag es mit recht wol versprechen. vnd mag sy das beheben mit kuntschaft, das vngeraten ist ir man, vnd das sy irs gůtz vnsicher sey, das sol sy erziugen selbdritt mit irem ayd. so sol ir der richter ir gůt ertailen, hainstiur vnd morgengab, was er ir geben hat. vnd wer ir daran kain layd tůt wider recht, der ist fridbrichig.

71. Wie der man vmb sein aigen güt antwurten sol.

Hat ain man güt das aigen ist, vnd ain ander man spricht es im an, das recht sol darumb geschehen da das güt gelegen ist. vmb alle sach darumb man den anspricht das jm verchünt wirt das sol er verantwurten. vnd vmb lehen das sol man vor seinem lehenherren usztragen vnd rechten.

Ditz recht satzt künig Constantinus vnd Siluester.

77. An wie manigem gericht ainer geweiszt wirt.

Vnd ist daz ain man sein vrtail verwirft, die sol man richten an ain höher gericht, vnd zu lest vor ainem küng.

Die erst dez gericht das ist der künig. die ander hand sind die dem der künig leicht. die drit hand mag füro nyemant leihen. die recht hånd die Swaben.

86. Wer den küng welen sol.

Den künig süllent welen drey gaistlich fürsten. der bischof von Mentz ist kantzler des küngs in deutschen landen: der hat die erst stym ze wal. der bischof von Triel hat die ander stym. der bischof von Köllen hat die dritten stymme.

Vnder den layen fürsten hat der die wal der pfaltzgraf vom Rein, dez reiches truchsesz: der sol dem künig die ersten

schwell für tragen. dez anderen stym ist der hertzog von Sachssen, dez reyches marschalck: sol dem küng sein schwert nach tragen.

Der bischof von Triel ist kantzler in dem küngkreich zů Ayle. der bischof von Kölen ist kantzler zů Lamparten. daz sind drey ampt herren zů der römischen kron.

Die dritt stymm ist der marggraf von Prandenburg: der ist dez reichs kamrer: der sol dem küng wasser geben. die vierd stym ist der herczog von Bayren [1] zu Holend, [2] des reichs schenck, vnd sol dem küng den ersten becher tragen.

Die vier süllent deutsch man [3] sein von vater vnd von můter oder von anfäteren.

Vnd wann sy ain künig welend, darumb ist der fürsten vngerad gesetzt: ob drey ain wal hetten vnd die vier ain wal, so süllend die drey dem vierden nachuolgen. [4] daz ist an aller kur recht.

## 94. Wer des küngs hof gepieten sol.

Fünff stett ligent ze Sachsen da der küng hof hin gepieten sol. die erst zů Groms. die ander ist Gassla. die dritt ist Walszhussen. die vierd ist zů Altstetten. die fünft ist zů Merspurg. da sol der küng hof hin gebietten von recht wegen.

Vnd darzů sol er hof gebietten gen Franckfurt, oder gen Nüremberg, [5] oder gen Vlme. in die stet die dez reiches sind mag er wol hin gepietten sein gespräch mit recht.

## 101. Wie man über heusser vnd bürg richten sol.

Welhes hausz oder burg mit recht verurtailt wirt, da sol der richter drey schleg daran tůn dez ersten. darnach süllent die leut dar gǎn, vnd süllent das nider hawen vnd prechen auf die erde. man sol es nit prennen, noch das holtz noch gestain nit dannen füren, es sey dann etwas da das diephait oder raub sey. das sol der richter dannen füren vnd vnderwinden vntz yemant darnach kompt, der sich mit recht darzů habe. vnd ist es ain burg, so sol man den graben eben machen. alle die in dem gericht gesessen sind die süllent darzů helffen auf ir aigen cost, ob ins der richter gebiut.

---

[1] I Bairen. [2] I Holand. [3] I süllent tůschmann. [4] I setzt noch bei: wann das mynnder tail sol dem merern tail nachuolgen. [5] I Nürmberg.

Es sol nyemant vrtail sprechen über des menschen leib, er sey denn nüchter. vnd hat es[1] gessen vnd truncken, vnd spricht vrtail über dez menschen leib, der wirt schuldig an im.

121. Wer holtz oder gras stilt.

Wer holtz oder gras oder sichel stilt vnd nymmt es in ains andern gût, der sol geben das gesatzt das daruff gesetzt ist. das ist von rechtz wegen fünftzehen schilling.

Vnd ergreift man in das er holtz hawet oder gras schneit oder visch stilt, so sol man pfand an in haischen. vnd will er chains geben, vnd chombt er für den richter, er ist dem richter ain fräuel schuldig, vnd dem clager sol er zwiualt gelten als vor gesprochen ist.

Vischet er mer denn dreystund darjnne, oder holtzet er mer dann dreystund, oder schneit er gras mer dann dreystund, oder hawt erbant pãm[2] ab, oder grebt er marckstain vsz, man sol im hawt vnd har vertailen, oder funff pfund haller fur den marckstain. man sol tailen fünff pfund pfenning, vnd dem richter seinen tail, das ist ain fräuel.

Vnd wen man also ergreift, den mag man wol vahen vnd ainem richter pringen: der sol in haissen verbürgen zu dem rechten zu komen.

131. Wer dem andern gût zu behallten geit.

Vnd geit ain man ainem andern etwas zu behalten, vnd wirt es jm verstolen, er mûsz es gelten. wes sich der man vnderwint zu behalten, das sol er widergeben. das ist gotz recht.

132. Der dem anderen sein gût verlürt.

Vnd leicht ain man dem anderen gelt oder silber geschirr oder ander farend hab oder gût,[3] der sol das pasz hütten dann sein selbs gût. vnd wirt ez im verstollen, so mûsz er es gelten.

So sprechent ettlich leute, welher sein selbs gût mit jenes gût verlurt, er sey es im nit schuldig wider ze geben. das ist nit. ain yeglich man sol fremds gût basz behalten dann sein aigen gût. dez ist er schuldig.

---

[1] II er. [2] II hawt er baum. [3] I oder geit jns zubehalten.

139. Wie pfaffen vnd juden ire recht verlierent das man nit fräuelt an jn.

Pfaffen vnd juden. die pfaffen süllent platten hăn vnd hăsz tragen als in zugehört. vnd auch die juden.

Vnd fürent sy waffen, oder vint man sy in den hůrhüsern oder in den wirtzhüsern, vnd wa man sy also begreift, da fräuelt nyemant an in, vnd chomt darumb nit in den pan.

157. Von aigen lewten.

Wer ainen man anspricht er sey sein aigen vnd hab sich jm zu aigen geben oder zu chauffen geben, vnd ist es nit vor ainem gericht beschehen, so hat es nit craft.

158. Wie man aigen leut erziugen sol.

Spricht ain man ainen menschen an es sey sein aigen mit recht, das můsz er behaben mit zwain seinen mannen die sein aigen sind. vnd hat er der nit, so behabt ers mit zwain seiner nächsten magen vnd er selber.

Spricht aber ain ander herre, er sey sein, vnd bestand in nütze, so sol in der herr beheben selb sibent mit dez aigen manns vater vnd můter măge, der herr der in dez ersten ansprach.

Mag aber der mensch sein freyhait weysen, oder das er anderswa auf ain gotzhausz gehör, mit sechs seiner mage, drey von dem vater vnd drey von der můter, wann er das tůt, so hat er alle ir ziugen verlät oder ander seine recht behebt.

159. Wă man gůt anspricht.

Spricht ain man dem anderen sein gůt an, da sol er vmb antwurten in dem lantgericht da es inne leit, vnd nit anderswă.

Der künig sol auch nit richten wann nach dez manns land recht. jst es ain Schwaub, er sol richten nach schwäbischem recht. jst es ain Franck, oder ain Bair, oder ist er von anderen landen, da sol er yeglichs nach seinem lant recht richten da denn das gůt gelegen ist.

165. Daz man frid in der kirchen hat.

Vnd hat ain mensch etwas getan, vnd flücht in ain kirchen, er sey arm oder reich, so sol nyemant als gewaltig sein das er in ausz der kirchen neme. will man aber im vmb die schuld

nichtz tûn, so mag in der priester wol auf das selb wol[1] herauszgeben vnd im haissen trostung tûn.

Man mag in aber wol belegen in der kirchen vnd herausz hüngeren daz er selb herausz gàn mûsz. nympt man aber ain ausz der kirchen, da tût man wider got, vnd entweicht die kirchen, vnd fräuelt gegen dem pfarrer, vnd fräuelt auch gegen dem weltlichen richter.

Vnd ist das das mensch nit in die kirchen chomen mag, vnd nympt ez den ring in der kirchen tür in die hand, so hat ez das selb recht als ob mans ausz der kirchen nympt, der im etwas tût.

Die geweichten kirchof hand auch das selb recht.

### 166. Von hunden die man stilt.

Stilt ainer ainem ainen hund oder jm schlecht er[2] zu tod, er müsz jm also ain guten hund geben, vnd die fräuel büssen nach weiser lüt rat.

Lauft aber ain hund ain menschen an vnd beiszt oder zert im die hosen, vnd sleht er in zu tod, so müsz er jm als ain güten hund wider geben als iener was, vnd darff im nit den hund büssen, noch hat nit gefräuelt.

Jst ach das ainer ainem ain hund erlämbt, so sol er jm ain als gütten widergeben, vnd im ienen behalten den er erlämbt hat. vnd sol im darnach büssen nach weiser lüt haissen.

Das recht satzt küng Karel von hunden.

### 171. Von küng Karlo gebot.

Wer ain ziugen laitten will, so sol der richter ainen nach dem anderen sunderlich nemen, vnd sol in fragen. vnd sagent sy geleich, so hand sy im beholffen seinez rechtens dez ziugen sy sind. vnd sagent sy vngeleich, so hand sy im nit geholffen.

Wer an dem sunntag oder an dem gepannen feirtag oder an den vier hochzeiten etwas vail hat oder verkàft, der ist schuldig ze geben vns, vnd dem richter auch so vil.

### 172. Von den ymmen recht.

Vnd ist das ainem ymmen vszfliegent vnd vallent ainem vf ain pàm, vnd iener des die ymmen sind der sol zu dem

---

[1] In I fehlt: wol. [2] II oder schlech jn im.

găn des der păm ist, vnd sol in bitten das er mit im gang oder im erlawb das er sein ymmen gewynne. darnach mag er wol găn vnd sein ymmen gewynnen, vnd mag mit axten vnd kolben an den păm schlahen bis das er sy gewynne, doch also das er dem păm chain schaden tü. wär aber das die ymmen an ain hus oder an ain zawn oder wa sy hin vallent, so ist es das selb recht als vmb den păm.

Wer ainen pernden păm abhawt, oder ymmen sunst verderbt mit willen, so sol iener swern ainen aid wie lieb im der păm gewesen ist vnd das obsz das der păm alle iar trůg. des[1] sol im denn iener gelten zwölff iar der den păm abgehawen hat, vnd sol im ainen andern păm setzen an die stat da iener păm gestanden ist, vnd ain sölichen păm der obs tragen werd als iener trůg.

## 174. Von vnrechtem gewichte.

Wer ain gewicht ringer macht nun vmb ain pfenning denn es sein sol, man sol jm das haubt abschlahen.

Wer ain vberziügt an ainem pfund nun vmb ain pfenning, dem sol man das hanntwerck verbieten, vnd sol dem herren oder dem richter ain grosz fräuel schuldig sein, vnd dem clager büssen nach weiser lüt rat.

Man sol in des über ziügen selbdritt.

## 175. Von hüsser pawen vnd zymmer.

Vnd ist das ain man ain hausz zymmert, er sol ez in der hochin vnd weyttin zymmeren nach dem als recht ist. vnd tůt er das nit, sein nachpaur mag das dem richter clagen. der sol ez ze recht nider prechen als recht wirt.

Wer auf fremdes erttrich zymmert oder paum setzt, das ist dez das erttrich ist ze recht.

Wer ausz fremdes holtz etwas machet, daz ist zu recht dez das holtz gewesen ist.

## 177. Wie der frey wider aigen wirt.

Hat ain herre sein aigen leut frey gelassen, vnd will er in darinn darnach nit eren als vor, das er nit gegen im auf statt, oder den hůt nit gegen im abziucht, oder im ain ander

[1] II das.

schmachait an tůt die dem geleichen ist, so mag in der herr mit recht vorderen wider. vnd mag er in dez uberziugen selb dritt der ding ainez als hie vor gesprochen ist, er sol sein aigen sein als er vor was.

Will aber der aigen man laugnen, das tůt er wol, vnd schwert darfür, doch also ob der herre nit selbdritt geweysen mag.

179. Wie vneliche chind elich werdent.

Hat ain man ain frawen zu der leckart, vnd hat kind by ir, vil oder lützel, vnd nymmbt er sy darnach zu der rechten ee, was sy dauor chind hat gehebt ee das er sy zu der ee nam, das sind darnach alle ekind, vnd erbent aigen vnd lehen von vater vnd von můter vor andern ir friünden als wol als die chind die sy darnach gewynnet. als sy darnach kint gewynnt,[1] als wol erbent die vorigen chind.

Das sol man vor gaistlichem gericht vsztragen vnd rechten. vnd sullent dann die selben kind brief nemen von dem gaistlichen richter, das sy also elich seyen. so behebent sy vatter vnd müter vnd ander ir friünd gůt, aigens vnd lehens, vor weltlichem vnd gaistlichem rechten.

2. Von pfaffen vnd von freyen leuten.

Jst das ain pfaff oder ain frey dez reichs gůt empfacht, das mag man in wol leichen. vnd süllent dem gůt nach volgen an ainen anderen herren. doch also, ob paid pfaffen vnd freyen von ritterlicher art geboren sind.

Ainen yeglichen pfaffen der von ritterlicher art ist, der mag wol lehen auf seinen leib empfachen. er mag es aber nit hinleichen noch anders mit tůn wann mit dez herren willen.

Vnd hat ain pfaff ain brůder oder mer, vnd empfacht er ain lehen mit den brüderen von ainer lehen hand, vnd hat damit ain nutz vnd gewere, vnd sterbent dez pfaffen brüder on lehen erben, im beleibt das lehen, dem pfaffen. aber er mag ez nit hinleichen noch nichtz damit schaffen noch tůn wann mit dez lehenherren willen. vnd wenn der pfaff stirbt, so gefelt das lehen an seinen nächsten vetteren der seinez namen ist

[1] In II fehlt dieser Anfang des Satzes: als sy darnach kint gewynnt.

vnd sein wappen fürt in dem rechten als hie von den pfaffen gesprochen ist.

Das selb recht hand auch die freyen.

13. Nymmbt ain herre seinem mann sein güt mit gewalt.

Vnd nymmbt ain herre seinem mann ain gůt mit gewalt, oder will im sunst seine lehen nit leihen, vnd er vordert das lehen an den herren, vnd der mann stirbt als jm der herre nit leihen wolt, vnd lat der tot man erben hinder jm, die erbent das lehen mit recht, vnd schatt in die jrrung nichtz das der herre irem vatter oder sunst irem friünd nit leihen wolt.

Vnd ist das ainem sein lehenherre sein gůt nymmbt mit recht oder mit gewalt, vnd hat der selb herre das güt von dem küng oder von ainem andern [1] herren ze lehen, an den sol der man komen vnd seine lehen vordern. der sol im denn ze recht leihen. doch müsz der man den gewalt erziügen vf ienen herren das er jm nit leihen wolt. das müsz er erziügen selbdritt. vnd leicht jm der herre selb auch nit, so hat er sein gůt doch mit recht.

Vnd ist das gůt des herren aigen, so fare zu dem küng, vnd vordre seinen lehenherrn für den küng ze drey malen zu dem rechten. vnd komt der herre also nit für den kůnig zu dem rechten, so hat der man sein lehen behebt mit recht. des sol er brief vnd jnsigel von dem küng nemen das er das also eruordert hab.

Vnd ist der küng nit in tewtschen lannden, so var für den lantrichter da das gůt ynne gelegen ist, vnd var damit als hieuor von dem küng stat.

16. Welher ain ding erziugen můsz selbsibent.

Wann man vmb lehen rechtet vor ainem herren, vnd wirt im ertailt das er ain ding erziugen můsz selb sibent, da sol der herre seiner mann zwaintzig vmb fragen.

Vnd hat er der nit als vil da, so scheube das recht auf ain anderen tag, vnd pring seiner man zwaintzig, so gat das recht wol für sich.

[1] In II fehlt andern.

17. Welher ain ding erziugen můsz selbdritt.

Wa man vmb lehen rechtet vor ainem herren, vnd wirt ainem ertailt das er ain ding erziugen můsz selbdritt, der herre sol da zů dem mynsten han zwelff man an seinem gericht die vrtail sprechent.

Welher herre ist der nit zwelff man hat so er richten sol vmb lehenrecht, der sol das recht ziechen für den herren von dem er ǎch ze lehen hat, oder sol im den selbigen herren haissen leichen seiner mann als vil im denn geprist. da sprechen ir baider man vrtail.

Vnd ist das gůt dez herren aigen, vnd mag er der man nit gehaben, so ziech das recht für den künig. vnd ist er in dem land nit, so ziech es für den lantrichter.

27. Wenn ain man mit seinem herren rechtet vnd der herre den man ains dings vberziügen will.

Wann sich ain herre mit seinem mann rechtes vnderwint vnd er den man aines dings ůberziugen wil, so sol der herre dem mann die vor benennen mit der er in ůberziügen will vnd wen der herre also nennt,[1] damit müsz ers erziügen, vnd mit chainem andern. also sol auch der man gegen dem herren tün. wen er zu geziügen bitt, der man, der sol der herre ziügen: vnd sol im erlauben vnd haissen die warhait sagen, darumb wöll er jm nymmer dester veinder werden.

Vnd die geziügen die der herre nennt gegen dem mann vnd choment die nit vf den tag, damit verliürt der herre nit. koment sy aber zu dem driten rechttag, so hat der herre verlorn. der man kan noch sol nymmer mit dem verliern gegen seinem herren so die ziügen nit koment die er gebotten hat gegen seinem herren oder die jm geben sind. das ist darumb recht, das sy der herre darzü zwingen sol, vnd in erlauben sol die rechtikait ze sagen.

Der herre hat frist gegen seinem mann die ziügen ze bringen vntz an den dritten tag. der rechttag sol ye ainer sein ůber viertzehen tag.

Welicher herre seinem mann dreystund zu dem rechten gebotten hat vnd nit dar chomen ist, dem verurtailt man sein

---

[1] II nempt.

lehen dem herren, es sey denn das in ehafftig[1] not jrre. die sol er beweisen als hieuor in dem büch geschriben stat. vnd welhen man ehaftig not geirret hat, der sol es ainem andern mann sagen oder verschriben geben die recht warhait. vnd sol das sagen vf seinen aid.

35. Ob ain man plint wirt oder sunst siech.

Ain herr mag ainem sein lehen nit verzeichen noch genemen der plind ist, oder seiner gelyder mangelt, oder siechtagen hat oder gewint.

Leicht ain herre seinem brůder lehen das sy mit gemainer hand empfangen hand vnd geleichen gewer dar an hand, vnd sy sich schaiden mit dem gůt vnd tailen das vnder sich, das tůnd sy wol aun dez herren vrlaube.

Wann sy aber das gůt getailent, vnd ir ainer darnach stirbt, der selb tail ist dem herren ledig, vnd erbt kainer den anderen, noch seine kind.

Die weil sy es aber vntailt mitainander hand, stirbt denn ir ainer, das kind stat an dez vaters stat vnd hat den gemain mit den vetteren.

Alle die weil ainer mit dem anderen gůt gemain hat, so mag ainer aun den anderen nichtz getůn, es sey denn ir baider will. tůt aber ainer darüber etwas mit dem gůt on diser wissen, das můsz er stät lån, ob disse wöllent.

Leicht ain herre ainem mann gůt, vnd spricht jm dar für das er ims vertigen wölle vnd dapej behalten, vnd tůt das nit, vnd wirt der herre bezwungen mit recht oder sunst das er das lehen ainem anderen leichen můsz, vnd hat im der man gůt darumb geben, das sol im der herre wider geben, oder ain ander lehen leichen als gůt als jenes was.

Wer ainem mann sein lehen nemen will vnd nymbt, der sol ez seinem herren sagen in jars frist. vnd tůt er das nit, so ist im der herr nichtz schuldig wider zů geben.

36. Wie der herre sein triü pricht an seinem mann.

Geit ain man seinem herrn gůt vf als ers ainem andern ze chauffen hat geben, vnd bitt den herrn das er jm leihe,

[1] II ehaft.

vnd geit jm die lehen vf, vnd will denn der herre die gůt jm selber hǎn, oder leichtz ainem andern, so pricht der herre sein triü an seinem mann, vnd hilft in doch nichtz. er hat darumb sein güt nit mit recht verlorn. er sol aber sein güt wider vordern in jars frist das er jm sein gůt wider leihe. tůt der das nit, so habe sunst sein gůt. tůt jm der herre darüber gewalt, das clag seinem obern herren, vnd tü als das büch sag.

Jst das ain herre seinem mann nit leihen will seine lehen, wann er das vordert an jn, da sol er seiner man zwen ze ziügen hann. wann empfieng er es von dem obron herren,[1] vnd laugnet es sein diser herre, vnd spricht er hab es nit geuordert, oder er het jm gern gelihen, oder das der man dem obern herrn fürgäb, der nider herr tät jm vnrecht vnd wölt jm nit recht vmb sein lehengüt volgen lassen, des sol der man vnd müsz den herrn v̂berziügen mit des herren zwen mann. es seyen des obern herren oder des nydern herrn, die sind güt zu ziügen. vnd hat der man der ziügen nit, vnd laugent er denn, der man hat sein lehen verlorn, hat er aber die ziügen, der man hat sein lehen behebt mit recht.

### 49. Von kammerlehen.

Chammerlehen ist nit recht lehen. das hatt ain end so der man vnd der herre die weil. kammerlehen ist also, wenn ain herre spricht zu seinem mann: ich leich dir vsz meiner kammern. was denn der herre nymmbt, das haisset nit recht lehen, wann da der man die gewer an hat.

Leicht ain man sein gůt hin so er von dem land vert on des herrn willen oder sunst, es sey vmb gelt oder vmb ander ding das man im darumb geit oder verhaiszt ze geben, das gůt hat er mit recht darumb verlorn. spricht aber der man, er hab das gůt nit versetzt noch verlihen, des müsz er sich entschuldigen mit seinem aid, oder der herre sol es den man v̂berziügen.

### 52. So der herre seinem mann zu rechttagen gebiütt.

Wenn der herre seinem mann zu lehenrechten tag gebiüt, welhe denn vor jm engegen sind den sol er das verchünden vnd selb gebieten. vnd welhe nit engegen sind, den sol er

[1] II hat nur: dem oberen.

gebieten den rechttag mit seiner mann ainem. vnd welher man die botschaft nit tün wil, dem gebiet der herre für sein man: da werdent im sein lehen vertailt mit recht. der herre ist auch dem mann schuldig zu geben die zerung die er verzert die weil er in der botschaft reit. der herre sol auch den man vberziügen selb sibent, das er jm die rechttag geboten hab, oder in die botschaft geworben haissen hăn. oder der man swern ainen aid das jm der herre das nit verkünt noch gehaissen hab, oder erziüg das das in ehaftig not geirt hab, so ist er ledig zu den zeiten.

Wann zinszgelt ain herre hat vsz seinem gůt, da sol man dem nit mer pfannd nemen der uf dem gůt sitzt oder des es ist wann nun alsuil er dem herren zinsz geit: da mag man in wol vmb pfenden von des herren wegen.

Jst der man dahaim oder anderswa wenn im sein herre ain boten schickt das er zu ainem rechttag chomen sol, vnd verbirgt sich der man vor dem botten, so sol der bot die botschaft dem man ze hus vnd ze hof geben, vnd darzu lüt nemen ob er laugnen wölt das ers erziügen möcht. hat aber der man weder hus noch hof, so sol der bot die botschaft geben vf die gůt die der man von dem herren ze lehen hat.

Vnd chomt der man also nit zu dem rechttag als im denn geboten wirt, vnd liesz er also die recht usz chomen, so wirt jm sein gůt vertailt, vnd wirt dem herren hinnach ledig.

Fragt ain herre seinen man vrtail, vnd kan ain man die vrtail nit vinden der er gefragt wirt, vnd will man es nit glauben, da swer ain aid vmb. wenn das geschicht, so sol jm der herre zu geben viertzehen tag. jn der zeit sol der man die vrtail vinden vnd darumb sprechen. der herre mag kain frist geben on seiner mann vrtail.

Vnd spricht der herre seinem mann zu vmb ain ding was das ist, vnd [1] das wirt ufgezogen, vnd in der weile spricht der herre dem mann aber zu vmb ain ander ding, der man ist nit schuldig das er das verantwurtte gegen dem herren vntz das die erst sach vsz gericht wirt.

---

[1] In II fehlt: vnd.

Ain herre sol nyemant vrtail fragen vmb lehen denn sein manne.

53. Wann der man dem herren lehenrechtz wider mag sein.

Welhes tags der man dem herrn den stegraiff behebt, oder im dient mit gaben, vnd der herre die empfacht, oder jm mit andern dingen dienet, des tags ist er jm nit schuldig rechtz zu tün. fürt auch der herre ainen in den ring, des selben tags mag der man das recht wol vfziehen.

Wenn der man mit seinem herrn rechtet, so sol er vnd alle die mit ym gănd alle wăffen von in tůn. deszgeleichen sol auch der herre tůn.

Der man ist nit pflichtig dem herrn noch der herre dem mann in lehenrechten antwurten vmb schäden den ainer dem andern tüt oder hat getăn.

Als der herre sein lehenrecht besetzt, so sol er ainen fürsprechen nemen, hat er zu dem mann zu sprechen, vnd sol den haissen reden gegen dem mann, ob er also seinem herrn ze lehenrecht stăn wöll. darumb sol sich der man bedencken. vnd will er sich des schadens nit verwegen den er genomen hat, so mag er wol von dem gericht găn vnd nit[1] dem herren darumb antwurten. nymmbt er aber ainen fürsprechen, so müsz er antwurten. vnd gat er hinweg vnd antwurt nit, so richt der herre zu jm als ob er da engagen stůnd. komt aber der man für den herren, so sol er also sprechen: herre, ich bin also her komen rechtz zu tün vnd recht ze nemen von eüch als ich von rechtz wegen schuldig bin ze tün. deszgeleichen so tünd mir auch. so mag in der herre schuldigen vmb alle sach, vnd der man deszgeleichen. clagt aber der man zu seinem herrn, so sol er vor seinem herrn ain fürsprech nemen. es ist recht das der clager des ersten ainen fürsprech neme.

54. Wie man richter nemen sol in lehenrechten.

Wann der herre mit ainem seinem mann rechten sol, so sol er ainen seiner man an sein stat setzen vnd der man nit in arckwon hat. wann der man widert sich wol des mit recht,

---

[1] II vnd jn.

hat er zu ainem arckwon, das der nit richter sol sein. was an jm arckwänig ist, das sagt hieuor der lantrecht püch.

Hat er nit seiner manne, so nem mit gemainem rat ain fromen man der richter sey.

Wer der ist der richter ist, der sol den clager des ersten hören, vnd darzü antwurten. nach ir baider red sol er fragen. vnd fragt er mit willen vnd nit nach recht, des schatt dem man nit. aber der fürsprech soll das melden. so sol er anders fragen ainen der ainem sey als dem andern.

Wann der man fürsprech genymmbt, so sol er hernach selber nit offenlich reden, er sol es dem fürsprechen raunen.

Nymmbt ain man dem andern sein gůt das er von einem herrn ze lehen hat, vnd sagt er das nit seinem herrn jn jarsfrist, vnd volget er dem gůt nit nach als recht ist, er můsz seinem herrn darumb büssen. vnd verliürt er das gůt von seiner schuld wegen also das er jm nit nachuolget als recht ist, er můsz dem herrn gelten. der herre sol dem mann sein gůt helfen behalten vnd schirmen so er best mag.

Vnd hat ain man gůt von ainem herrn das lehen ist, vnd will er das fürchomen das es dem herrn nit ledig werde so er nit lehenerben hat, der mag es wol seinem genosz vfgeben mit nutz vnd gewer die weil er gesunt ist vnd in leben ist. es mag ain man seine lehen mit des herren willen by gesundem leib geben wem er wil.

55. Warumb der man dem herren püssen sol.

Der herre sol dem man nit antwurten vor dem oberen herren, er sey im denn rechtz wider gewesen. das můsz der man erziugen selbdritt. mag er dez nit getůn, er sol dem herren püssen.

Vnd vnderwint sich ain man seines hauszgenosz mit vnrecht, vnd ist der selb man in ir baider herren dienst, oder schilt er in, oder tůt er im sunst schaden oder laster ze vnrecht, da sol er dem herren vmb püssen vnd sein hauszgenosz.

57. Wie man vrtail verwürft.

Welher die merern vrtail hat, der hat sein güt behebt.

Welher man ain vrtail schilt, vnd spricht man hab jm nach můtwillen geurtailt vnd nit nach recht, das sol man

ziehen für den obern herren. vnd hǎnd sy ain recht vrtail gesprochen, so sol sy iener der sy gescholten hat iren schaden abtůn vnd gelten, vnd darzu büssen nach weiser lüt rat. vint sich aber von dem obern herrn das sy jm nit nach dem rechten gesprochen hǎnd, so sol dem mann die selb vrtail chainen schaden pringen, vnd sol der man by der vrtail beleiben.

# Ueber die römische Reichsstrasse von Virunum nach Ovilaba und über die Ausgrabungen in Windisch-Garsten.

Von

Dr. **Friedr. Kenner,**

wirkl. Mitgliede der k. Akademie der Wissenschaften.

(Mit 6 Tafeln.)

## II.

## Die Ausgrabungen in Windisch-Garsten.

In dem ersten Theile dieser Untersuchung handelte es sich unter Anderem um einen empirischen Beweis dafür, dass in den Städten Ovilaba und Virunum blos Wechselstellen, nicht Nachtherbergestationen der römischen Reichspost bestanden. Es wurde dort bemerkt, dass ein günstiger Zufall diesen Beweis in den Ausgrabungen von Windischgarsten geliefert habe, insoferne als der dort aufgegrabene Complex von Gebäuden nichts anderes als die Mansio von Ernolatia sei — was einstweilen als erwiesen vorausgesetzt ward — und als sodann nothwendig auch die Orte: Vetoniana, Stiriate, Tartusana, Noreia II (Viscellae) und Matucaium, welche die Tabula Peutingeriana ebenfalls auf der Strecke Virunum-Ovilaba nennt, Nachtherbergestationen gewesen sein müssen; daraus folge wieder, dass in der That in beiden letztgenannten Städten nur Wechselstellen bestanden haben. [1]

Es ist nun die Aufgabe dieses zweiten Theiles der Untersuchung, nachträglich aus der Betrachtung der Ausgrabungen von Windischgarsten jenen Beweis herzustellen.

---

[1] Sitzungsber. Bd. LXXI, S. 396 (S. A. S. 42).

Voraus ist zu bemerken, dass diese Ausgrabungen schon zweimal Gegenstand von Abhandlungen waren, welche in den Schriften des Museum Francisco-Carolinum in Linz erschienen sind. Die eine von Joseph Gaisberger († 1871) giebt im Allgemeinen ein Bild des ziemlich ausgedehnten Fundes,[1] während die andere von Director L. Lindenschmit in Mainz nur die Fundgegenstände aus Metall, die dort zu Tage kamen, behandelt und namentlich aus der Prüfung der Formen der Gewandhaften Anhalte für die Zeitbestimmung der römischen Ansiedlung in Windischgarsten zu gewinnen sucht.[2]

Wenn nun an dieser Stelle wieder und ausführlich von demselben Funde die Rede ist, so geschieht dies von dem speciellen Gesichtspunkte aus, der oben dargelegt wurde, dann auch aus dem Grunde, weil der k. Akademie der Wissenschaften, welche die Ausgrabungen mit einem namhaften Geldbeitrage unterstützte, der Originalplan der Ausgrabungen, das Protokoll des Leiters derselben, ein ausführliches Verzeichniss der Fundmünzen, Photographien der Fundstelle und der Objecte aus Terracotta, endlich treffliche Zeichnungen der Metallgeräthe zugiengen. Dieses Materiale gewährt eine vielseitigere und lebendigere Anschauung des Fundes, als meinem verehrten Lehrer und Freunde J. Gaisberger zu geben möglich war. Zudem ist die Aufgrabung in Windischgarsten nächst den Funden am Leichenfelde von Hallstatt die bedeutendste, die seit langer Zeit im Lande ob der Ens gemacht, und meines Wissens die erste, welche planmässig durchgeführt wurde. Es lässt sich damit wol rechtfertigen, dass sie hier abermals zum Gegenstand einer eingehenden Untersuchung gemacht wird.

---

Manche Ueberlieferungen, die bei den Einwohnern von Windischgarsten fortlebten, wussten schon früher von dem hohen Alter des Ortes zu erzählen; namentlich spielte die

---

[1] Archaeolog. Nachlese. III. Linz. 1869. S. 42 f. (Separatabdr. aus dem 28. Jahresbericht und der 23. Lieferung der Beiträge für Landeskunde von Oesterreich ob der Enns.)

[2] Bemerkungen über die mitgetheilten Fundgegenstände in den römischen Gebäuden zu Windischgarsten bei Spital am Pyhrn. In der 26. Lieferung der genannten Beiträge 1873. S. 1 f.

Sage um einige südwestlich vom Markte nahe an den untersten Häusern desselben gelegene Felder, das Sattler-, Weberwastl- und Hafnerfeld,[1] hier habe der Ort seinen Anfang genommen und dessen älteste Kirche gestanden. In der That grub man bei Feldarbeiten ab und zu Trümmer von Ziegeln auf, die in Gestalt und Technik etwas Fremdartiges verriethen; einmal war auf dem Sattlerfelde eine Eisenstange, mit der man ein Loch in den Boden bohren wollte, durchgebrochen und hatte damit das Vorhandensein eines hohlen Raumes verrathen. Man grub nun freilich an dieser Stelle auf einen Schatz, der wie man vermuthete etwa zur Zeit der Franzosenkriege (Anfangs dieses Jahrhunderts) verborgen worden sein könnte, aber es kamen nur immer Ziegelstücke zu Tage, deren man schon viele herausgearbeitet hatte, man warf die Grube deshalb wieder zu. Nach längerer Zeit im J. 1867 nahmen an derselben Stelle zwei Ortseingeborene, der damalige Kleriker des Stiftes Kremsmünster Herr Gottfried Hauenschild und Hr. Marcus Sulzbacher eine Grabung vor, die schon in der Tiefe von $1\frac{1}{2}$ bis 2 Fuss auf Mauerwerk und Ziegeltrümmer führte, welche man sogleich als römische erkannte. Nachdem mittelst einzelner Geldbeiträge, deren ersten Herr Dr. Ferd. Kaltenbrunner in Kirchdorf spendete, die Räume 2 und 5 (s. den Plan auf Tafel I.) blosgelegt waren, wurde von dem Linzer Museum Francisco-Carolinum die weitere Durchforschung der Fundstelle unter Leitung des damaligen Cooperators von Windischgarsten, nun Pfarrers im nahen St. Pankraz, Herrn Franz Oberleitner veranlasst. Derselbe nahm sich der Sache mit Wärme an und brachte ihr grosse Opfer an Zeit, Geld und Mühe; ungeachtet der grössten Winterkälte harrte er auf dem Platze der Ausgrabungen aus und nahm nicht selten selbst den Spaten zur Hand; seiner Energie, Ausdauer und Sorgfalt muss das grösste Verdienst an dem Gelingen der Nachgrabungen zugeschrieben werden. Es ist besonders dankenswerth, dass der

[1] Siehe den beiliegenden Plan. Der gesammte Grund nordwärts vom Feldweg, welch' letzterer Hafnerfussteig heisst, ist der ‚Hafnergrund' oder das ‚Hafnerfeld'. Südwärts vom Feldweg heisst der Grund zwischen der Seebacher Strasse und den Aufgrabungen einschliesslich der Räume 46—50 das ‚Weberwastlfeld', der ganze übrige Theil der Aufgrabungen nebst dem angrenzenden Terrain gehört zum ‚Sattlerfeld'.

Leiter der Ausgrabungsarbeiten die Einwohner des Marktes, meist nicht vermögliche Bürger und Landleute, zu selbstthätiger Beihilfe zu bringen wusste, so dass sie unentgeltlich Arbeitskräfte stellten und Grundstücke ohne Entschädigung für die Ausgrabungen überliessen. Es werden der Bürgermeister des Ortes, Herr Hofbauer, der die Bürger durch ein Rundschreiben zur Theilnahme aufforderte, dann der Grundeigenthümer Herr Mayr, der sein Grundstück brachliegen liess, ferner die Herren Paulingenius, Purgleitner und Steiner, welche Arbeiter stellten, und Andere genannt; auch ein einfacher armer Taglöhner Karl Fahrnberger betheiligte sich aus freiem Antriebe und ohne Entgelt an den Arbeiten. Als die Ausgrabungen eine grössere Ausdehnung annahmen und die heimischen Kräfte nicht mehr ausreichten, sammelte man von Linz aus durch Aufruf in den Tagesblättern und durch öffentliche Vorträge Geld, wobei vorzüglich Herr Prof. Dr. Walz in Linz, der sich auch sonst als eifriger Förderer des Unternehmens bewies, thätig war. Es wurde von allen Seiten beigetragen. Zumal Se. k. u. k. Hoheit, der damals in Linz residierende Herr Erzherzog Joseph und die k. Akademie der Wissenschaften in Wien betheiligten sich in namhafter Weise daran. Im ganzen wurden die Ausgrabungen am 14. Juni 1868 begonnen und nach längerer Unterbrechung am 16. October wieder aufgenommen, den Winter hindurch bis 22. April 1869 fortgeführt und im Spätherbste (um Mitte October) desselben Jahres nach einer neuen Unterbrechung durch die Feldarbeiten abermals fortgesetzt und beendigt. Das Protokoll weist 706¾ Tagewerke auf, darunter 107 freiwillig, ohne Entgelt geleistete. Die Fläche der Ausgrabungen beträgt 647 Quadratklafter, wobei jedoch die vielen und ausgedehnten Versuchsgräben nicht gerechnet sind.

Die Fundstelle liegt vom linken Ufer des Dambaches nur 73 Klafter entfernt; bis zum Markte Windischgarsten (Weidach), wo sie den Häusern am nächsten kommt, d. i. am Hafnerkreuz beträgt die Entfernung kaum 20 Klafter. Im allgemeinen lässt sich die Bemerkung machen, dass zwar die Fundstelle im Umkreis des Römerortes liege, der sich hier ausdehnte, dass die Ausgrabungen aber keineswegs ausreichen, den Umfang desselben zu bestimmen. Es haben vielmehr schon

in alten Zeiten Zerstörungen an den Resten der Gebäude stattgefunden, so dass die Ausgrabungen nur einen kleinen Theil des Römerortes darstellen. Gegen Norden zu verloren sich sämmtliche Mauerreste ohne einen genügenden Abschluss im Boden; man hat dort gegen den Hafnerschen Obstgarten im Nordosten mehrfache Aushebungen im Erdreich gemacht und Topfscherben sowie Münzen, aber nicht die geringste Spur von alten Bauten gefunden; ja die Arbeiter selbst waren im Zweifel, ob die dort ausgegrabenen Steine Mauerreste oder zufällige Lagerungen seien. Offenbar hat man hier schon früher die alten Mauern zerstört, die sich also noch weiter gegen den Ort zu fortsetzten. Sehr wahrscheinlich ist solches schon im hohen Mittelalter geschehen und mag ein guter Theil von Windischgarsten aus den Steinen der alten Römerstadt aufgebaut worden sein, was auch durch die Sage, dass eben von dieser Stelle aus der Ort seinen Anfang genommen habe, bestätigt wird;[1] auch anderwärts geschah und geschieht noch jetzt Aehnliches sehr häufig. Ein Gleiches zeigt sich auch im Westen und Südwesten. Die kleine nach Seebach führende Strasse war überhaupt die Grenze der Ausgrabungen, jenseits derselben wurde nicht weiter nachgeforscht; aber auch diesseits stiess man auf ein beträchtliches Areale, auf welchem sich die Mauerspuren plötzlich verloren und nur einige kleine Theile und Ecken übrig geblieben sind, die von der einstigen Fortsetzung in dieser Richtung Zeugniss geben.

Nach Norden und Westen lässt sich also der Umfang des Römerortes nicht mehr bestimmen. In Süden dagegen stiess man etwa 100 Klafter vom Dambache entfernt auf einen Rest der alten Umfassung, eine Mauer, die sich durch eine grössere Dicke (4 Fuss) von den übrigen unterscheidet und in einer Länge von 11 Klaftern aufgedeckt wurde (Plan, Tafel I; 84).[2] An dem einen Ende brach sie ab, an dem anderen zeigen sich

[1] Ich muss hiezu bemerken, dass Herr Pf. Oberleitner im Protokolle über den Fund eine andere Ansicht ausspricht. Nach derselben entstand die oben genannte Sage erst vor etwa 30 Jahren und wurde eben durch die damaligen Erscheinungen — das Durchfallen der Eisenstange und die Auffindung von vielen Ziegelstücken — veranlasst.

[2] Der Plan ist nach dem eingesendeten, vom k. k. Bezirksförster Leopold Lutz gezeichneten Originalplane reduciert.

Spuren eines sehr stumpfen Winkels, in welchem sie sich nach Nordosten wendete. Die östliche Gränze des Ortes lässt sich wieder nur indirect angeben. Man zog in der Richtung von Nordwest gegen Südost einen Versuchsgraben auf mehr als 50 Klafter Distanz (78, 79) und gerieth ab und zu auf Mauerreste, an keiner Stelle aber auf die Mauer der Umfassung; es scheinen also die Gebäude, denen die vom Versuchsgraben durchkreuzten Mauerreste angehörten, noch innerhalb der Umfassung gelegen gewesen zu sein, und in dieser Richtung der Ort mindestens noch 50 Klafter sich ausgedehnt zu haben.

Wenn nun auch die Devastation des Gemäuers in älterer Zeit die Grenzen des Römerortes für uns unkenntlich gemacht hat und nur im Allgemeinen gesagt werden kann, dass er sich weiter gegen Windischgarsten zu ausdehnte, so reicht der erhaltene Theil der Umfassung doch aus, um mit Bestimmtheit behaupten zu können, dass die aufgegrabenen Mauerreste einem Gebäudecomplex angehört haben, welcher an der südwestlichen Seite des Römerortes zunächst an der Umfassungsmauer situiert war.

Das blosgelegte Mauerwerk zerfällt in zwei Hälften, die ehedem in Zusammenhang waren, heute aber durch einen Feldweg getrennt sind, welcher beim sogenannten Hafnerkreuz von der Strasse nach Seebach abzweigt und in östlicher Richtung die Fundstätte durchzieht.

Die eine Hälfte südlich vom Feldweg enthält, wenn alle durch die Mauervorsprünge angedeuteten Räume einzeln gezählt werden, deren fünfzig, kleinere und grössere, Zimmer, Kammern und Gänge von verschiedenen Dimensionen und der buntesten Combination; sie bilden, soweit sie erhalten sind, zwei in einem rechten Winkel zusammenstossende Tracte eines Gebäudes, von denen der eine nach Nordosten, der andere nach Südosten gerichtet ist. Diese Art der Anlage lässt sich aus der Richtung der Mauern erkennen; die eine Hauptmauer, welche die Räume 47, 43, 39, 36, 35 und 31 nach Südwesten hin abschliesst, hat eine Richtung von Südost nach Nordwest; die Quermauern stehen senkrecht auf ihr von Südwest nach Nordost. Umgekehrt läuft im zweiten Tracte die Hauptmauer, welche die Räume 3, 7, 9, 21 und 24 abschliesst, in der Richtung von Nordost nach Südwest; die Quermauern dagegen von

Südost nach Nordwest. Sehr wahrscheinlich sind die Tracte, deren Mauerwerk vorlängst ausgehoben wurde und nun fehlt, in entsprechender Richtung gruppirt gewesen, so dass der ganze Bau ein Viereck bildete, dessen Seiten nicht genau nach den Weltgegenden gerichtet waren, sondern einen Winkel mit diesen bildeten.

Die Bestimmung der einzelnen Räume nach ihrer einstigen Verwendung ist sehr schwierig, da die charakteristischen Zuthaten fehlen und nur die nackten Mauern und auch diese wieder meist nur im Grundbau zu erkennen sind. An einzelnen Stellen ragten sie allerdings sechs Fuss hoch empor; zumeist waren sie aber bis zum Niveau des Erdbodens zusammengebrochen; gegen Norden nimmt die Höhe namentlich rasch ab.

Doch sind noch einige versteckte Merkmale vorhanden, die einen Anhalt für Schlussfolgerungen in dieser Beziehung gewähren. Erstlich fallen in beiden Tracten Räume von ausserordentlich geringer Breite auf. So im südöstlichen Tracte der Raum 12, der nur 18 Zoll breit ist, dann der Raum 15, der nur 26 Zoll, und der Raum 18, der wieder nur 19 Zoll in der Breite misst. Dieselbe Breite zeigt im nordwestlichen Tracte der Raum 44. Diese Räume sind so schmal, dass sie nicht als Gänge zur Communication gedient haben können, zumal, da sie, wie bei 12 und 15 ersichtlich ist, sich gerade neben einem Gange (11) befinden, und da sie wenig mehr als eine Klafter lang sind. Für die Erkenntniss ihres Zweckes ist es von Wichtigkeit, dass in ihrer Nähe zwei Hypocausten zu Tage kamen. Das besser erhaltene in dem Raume 43, der 17 Fuss lang und 13 Fuss breit ist, zeigt die bekannte Construction: über dem Boden eine Lage von Bachschotter, darüber ein 2 Zoll starker Cementguss; auf diesem 22 Pfeiler, von denen einer jetzt nicht mehr vorhanden ist und zwei durch eine Mittelmauer vertreten werden. Die Pfeiler sind 25 Zoll hoch, 18 Zoll breit, aus Kugel- und Kalkschiefersteinen aufgemauert und stehen 20 Zoll von einander ab. Sie tragen zunächst ein Gewölbe (suspensura) von Tuffstein, wie er in den nahen Orten Edlach und Vorderstoder bricht, darüber eine Kohlenschicht von 2 Zoll, wahrscheinlich zur Abhaltung der Feuchtigkeit, über dieser den gegossenen 5 Zoll dicken Fussboden, aus einem Gemenge von

Sand, kleinen Tuff- und Ziegelstücken und Kalk bestehend; er war überaus hart, seine obere Fläche glich einem sehr rohen Mosaik. Der hohle Raum zwischen den Pfeilern war lose mit Schutt und Erde ausgefüllt, eine Folge des Einsturzes des Gebäudes. Die Mündung in den schmalen Gang 44 war schon in alter Zeit mit Steinen und Erde leicht verlegt.

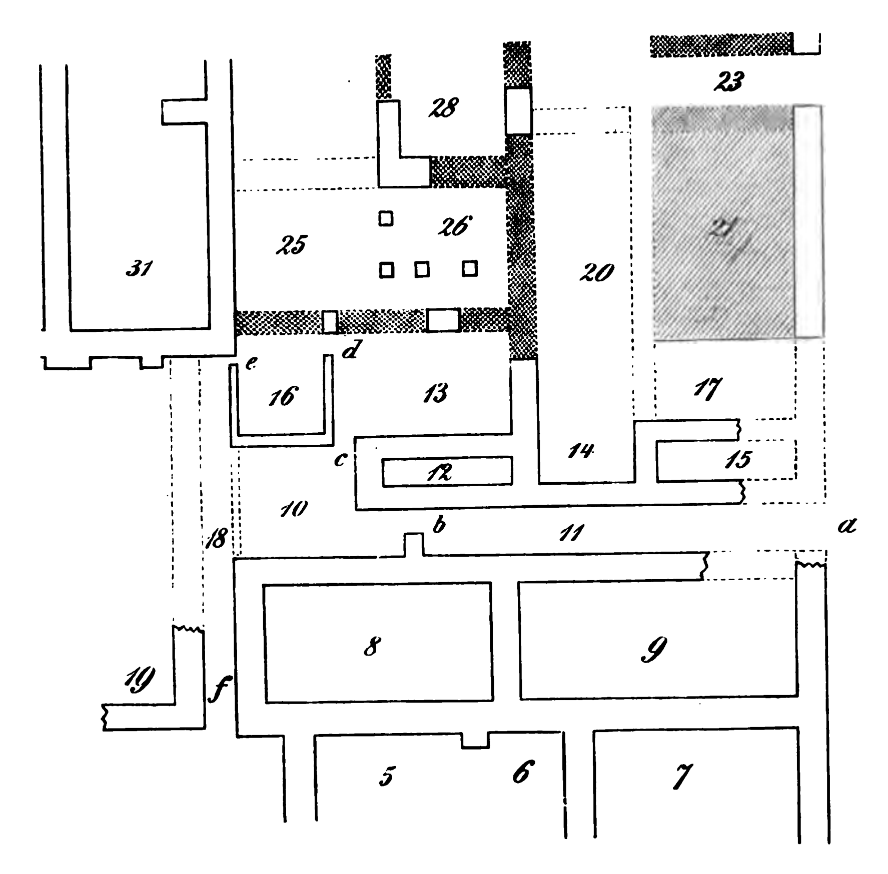
Nach dieser Anlage kann kein Zweifel bestehen, dass der schmale Raum 44 die Heizkammer (praefurnium) für das anstossende Hypocaustum war; wie aus dem Profil *C—D* auf Tafel I zu entnehmen ist, war die Kammer etwas tiefer als der Cementboden über dem Hypocaustum angelegt. Die Mündung, durch welche die erwärmte Luft aus der Kammer in den von den Pfeilern gebildeten Hohlraum eindrang, pflegte bekanntlich für die Zeit des Hochsommers verlegt zu werden, was hier der Fall war. [1]

Das zweite Hypocaustum im Raume 26 ist nicht mehr vollständig erhalten, es sind nurmehr die Spuren von vier 10 Zoll breiten Pfeilern vorhanden, die 18, 24 und 30 Zoll von einander abstanden, also nicht so regelmässig angelegt waren, wie in den anderen. Wahrscheinlich hatte es ursprünglich eine grössere Ausdehnung auch über die Räume 25, 13, 14 und 20, so dass die engen Räume 12 und 15 Heizkammern des Hypocaustum darstellen; zusammen sind beide fast so lang (12 Fuss) als die Heizkammer 44 (fast 15 Fuss), sie waren aber in zwei Theilen disponiert, sehr wahrscheinlich um mehrere Räume zugleich zu erwärmen und um dem Raume 14 der zwischen ihnen zu liegen kam, eine möglichst hohe Temperatur zu verleihen.

---

[1] In dem Hypocaustum im Bade zu Bregenz war die Mündung nur theilweise verlegt. (Vorarlberger Landeszeitung 1870. Nr. 118.) Es handelte sich also dabei nicht, für den Sommer die Verbindung des Praefurnium und des Hypocaustum ganz zu unterbrechen, sondern nur darum, eine geringere Wärmemenge in letzteres eintreten zu lassen, da im Sommer weniger Wärmezufuhr nothwendig war, um das Caldarium auf einen gewünschten Grad der Wärme zu bringen, als im Winter. Die Abschliessung des Praefurnium beweist daher nicht, das dasselbe im Sommer nicht geheizt wurde, was auch schon daraus hervorgeht, dass man nicht blos im Winter und der kühleren Jahreszeit, sondern auch im Sommer sich der Bäder bediente.

Noch genauer lässt sich der Zweck dieser Kammern und der Nebenräume bestimmen, wenn die Führung der Mauern im Raume 16 berücksichtigt wird, zu welchem Zwecke die Figur 1 den Grundriss der entsprechenden Räume in der Grösse des eingesendeten Originalplanes darstellt. Die ausgezogenen Linien bezeichnen die aufgegrabenen Mauern, die




punctierten Linien meine Ergänzungen, die mit Punkten besäten Streifen stellen die Mauern dar, von denen man bei der Aufgrabung nur mehr Spuren gefunden hat.

Im Raume 16 nun schliessen die Mauern, die nur 6 Zoll breit sind, nicht unmittelbar an die Mauern der Räume 25 und 31 an, sondern brechen früher ab und lassen Zwischenräume frei; jener bei *d* ist 18 Zoll breit und reicht für eine schmale

Thüre hin; jener bei *e* ist nur etwa 3 bis 4 Zoll breit und hat offenbar dazu gedient, ein Rohr durchzulassen. Verlängert man die eine Mauer bei 19, welche gegen den Raum 31 streicht, und die kleine Mauer *e* des Raumes 16 bis zum Raume 8, so erhält man die ursprüngliche Gestalt des Ganges 18, dessen Vorhandensein durch den noch erhaltenen Theil bei *f* erwiesen ist; auch dieser ist nur 19 Zoll breit und communicierte durch den schmalen Zwischenraum *e* mit dem Raume 16. Die Oeffnung bei *e* ist nun viel zu klein, um sie als eine Mündung für erwärmte Luft, die etwa in den Raum 16 zu leiten gewesen wäre, betrachten zu können, es kann daher auch der schmale Gang 18 nicht ein Praefurnium gewesen sein, wofür er ja auch viel zu lang gewesen wäre. Offenbar war er nichts anderes als ein Canal, in welchem verbrauchtes Wasser aus dem Raume 16 durch die Oeffnung bei *e* abfloss (gegen Süden senkt sich das Terrain der Ausgrabungen). Daraus lässt sich mit Bestimmtheit folgern, dass der Raum 16 ein labrum, ein Becken mit kaltem Wasser enthalten habe, aus welchem man sich vom Warmbade kommend abkühlte und erfrischte. Die kleinen Dimensionen dieses Raumes (5 Fuss im Quadrat) dürfen nicht überraschen, es sind überhaupt alle Räumlichkeiten sehr beschränkt und auch in anderen Bädern hat das Labrum keine grössere Ausdehnung.[1] Die geringe Dicke der Mauern deutet darauf hin, dass der Boden nicht in dem ganzen Raume, wie anderwärts, ausgetieft und mit Wasser angefüllt war; die schwachen Mauern hätten den Druck des Wassers kaum ausgehalten. Vielmehr vertrat hier wahrscheinlich nur ein grösseres freistehendes Becken, sei es aus Stein oder Holz, die Stelle des sonst ausgemauerten Labrum. Die Gegenstände, welche man hier fand: Reste von Gefässen aus terra sigillata, dann eine Lampe mit erhaben aufgedrücktem Töpferstempel FORTIS, eine Fibula und eine Frauenhaarnadel aus Bein, 3″ lang (Taf. V, 17), sind von derselben Art, wie sie auch sonst in solchen Räumen gefunden werden; sie deuten zugleich darauf hin, dass hier ein Frauenbad bestanden habe.

---

[1] So in jenem von Deutschaltenburg, welches nur 6 Fuss misst. Freiherr von Sacken, Carnuntum. Sitzungsber. IX. 692.

Hält man diese Spur von dem Vorhandensein einer Badeanlage fest, so fällt ein Licht auch auf die Nebenräume. Bei 21 hat man einen Estrichboden gefunden, ohne eine Spur, dass unter ihm ein Hypocaustum bestanden hätte. Er bildet gegen die Räume 17 und 20 scharf abgegrenzte Linien, was wol als Beweis gelten darf, dass er gegen beide Räume von nun zerstörten Mauern begrenzt war. In der That trifft die Mauer, welche die Räume 14 und 15 von einander trennt, wenn man sie verlängert, hart an den Estrich. Wenn man in gleicher Weise in dem schmalen Gang 23 die ihn von 21 scheidende Mauer verlängert, bis sie auf die südöstliche Mauer von 28 trifft, so erhält man ein langes schmales Gemach (14 und 20), nur 6 Fuss breit, 21 Fuss lang, dessen südwestliches Ende zwischen den zwei Heizkammern 12 und 15 liegt; es muss also die Absicht vorhanden gewesen sein, diesen Theil des Gemaches besonders stark zu erwärmen. Auch muss der Raum desselben mit einem Hypocaustum versehen gewesen sein, weil in dem andern nächst am Praefurnium 15 anliegenden Zimmer — wie der Estrichboden beweist — kein Hypocaustum angelegt war, also, wenn auch 14 und 20 ein solches nicht gehabt hätten, das Praefurnium 15 zwecklos gewesen wäre. Es ist nun kein Zweifel, dass das Gemach 14, 20 das Caldarium, das warme oder heisse Luftbad darstellt, denn immer war dieses unmittelbar an die Heize angebaut; wie in den auf der Werftinsel in Ofen gefundenen Thermen die erwärmte Luft aus drei Heizkammern von verschiedenen Seiten in das warme Bad einströmte,[1] so geschah es hier aus zwei Heizkammern; vielleicht war an dem Ende des Gemaches bei 14, also zwischen beiden Heizkammern, ein Becken in das Hypocaustum eingelassen, die calida piscina und deren Erwärmung eben mit ein Zweck der Doppelanlage der praefurnia.

Mit dieser Deutung des Raumes 14, 20 stimmen die nächsten Räumlichkeiten sehr wol. Mitten in dem südöstlichen Tracte findet sich ein schmaler Gang 11, 32 Zoll breit, 4 Klafter ins Gebäude zurückreichend und einen separierten Zugang zu den Gemächern der Badeanlage bildend. Bei *b* springt

---

[1] v. Sacken in den Mittheilungen der k. k. Centralcommission für Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale. 1857. (II. Bd.) S. 281 f.

eine ihn abschliessende Quermauer vor, welche nur 18 Zoll Raum für eine schmale Thür frei lässt, durch die man in den Raum 10 gelangte, wo etwa eine Dienerin verweilte. In dem Gange 11 mögen sich auch die Thüren zu beiden Heizen befunden haben. Aus dem Vorraume 10 gelangte man durch eine schmale Thüre bei *c* in das Gemach 13, welches erwärmt war und nach dem Schema der gewöhnlichen Anordnung der Badelocalitäten jenen Raum bezeichnet, in welchem man die Kleider ab- und anlegte (apodyterion); er ist nur 6 Fuss breit und 11 Fuss lang. Man konnte von hier aus entweder durch die Thüre *d* in den Raum 16 mit dem Kaltwasserbecken und von hier aus in den Raum 25, 26 gelangen, oder sogleich in den letzteren gehen. Dieser stellt das Tepidarium, das laue Luftbad (7½ Fuss breit, 16½ Fuss lang) dar und bot einen Zugang in das Caldarium.

Es lässt sich also das Vorhandensein einer freilich in sehr kleinen Dimensionen angelegten Badeanstalt nachweisen, die eben nach diesen Dimensionen, nach dem separierten Zugang und den Fundobjecten (Fibula und Frauenhaarnadel) zum Gebrauche für Frauen bestimmt war. Daraus wieder folgt, dass in demselben Gebäude an einem vom Frauenbade geschiedenen Platze ein Männerbad bestanden habe.

In der That lässt sich ein solches mit voller Wahrscheinlichkeit in der Umgebung des anderen Hypocaustum vermuthen. Der Raum 38 ist in seinen Grössenverhältnissen (5 : 5 Fuss) und in seiner Anlage dem Raume 16 vollkommen und auffallend analog, nur dass er von stärkeren Mauern umfangen ist. Der Originalplan zeigt in ihm drei Thüröffnungen an, von welchen die eine in den Raum 39 führt. Die beiden andern sind ausgebrochen. Es ist nicht denkbar, dass beide letztere auch wirklich für Thüren bestimmt gewesen seien, dies wird nur von der einen, welche in den Nebenraum 42 führt, gelten, die andere hat sehr wahrscheinlich für den Abfluss von Wasser in einen Canal gedient; wenn die Oeffnung heute gleich 2′ breit ist, so folgt daraus noch nicht, dass hier nicht etwa eine Beschädigung stattgefunden und die Steinmauern an der Mündung ursprünglich mit Ziegeln eingefasst waren, wie dies in der That bei der Thüre nach 39 der Fall war, d. h. dass die Mündung in den Canal ursprünglich viel enger war. Der Grund

eben hier die Mündung anzunehmen liegt darin, dass in diesem Falle der Canal längs der Räume 39, 36, 35 und 31 geführt und schliesslich in den Canal 18 einmündend das verbrauchte Wasser auf dem kürzesten Wege abführte; ferner ist nach dem Schema der Badeanlagen eine Communication mit 39 (Tepidarium) und 42 (Apodyterion) durchaus warscheinlich und die Analogie im Raume 16 dafür verwendbar; aber eine dritte Thüre in einen dritten Nebenraum, dessen Bestimmung fraglich bleiben müsste, war weder nothwendig, noch stimmt sie mit dem Zweck des Raumes 38 überein. Die besondere Stärke der Mauern, namentlich der gegen den Raum 16 gerichteten — sie ist hier 2 Fuss stark — beweist, dass hier das Terrain ursprünglich etwas abschüssig war, was abermals für die Anlage eines Abfuhrcanals gegen diese Seite spricht; auch muss die Mauer auf den Widerstand gegen einen beträchtlichen Druck berechnet gewesen sein; es lässt sich daraus schliessen, dass das Labrum in dem Boden ausgetieft, oder über demselben aufgemauert und mit Platten oder mit Cement ausgelegt war; das Becken mochte etwa 2 bis 2½ Fuss breit und 3 bis 3½ Fuss lang und so angelegt gewesen sein, dass seine Langseite an die stärkere Mauer zu stehen kam. Darnach wäre in dem Raume 38 das Labrum des Männerbades gewesen. Die dazugehörigen Räume sind schwer zu bestimmen, weil da, wo die Eintrittsstube und das Apodyterion vorausgesetzt werden müssen, die Mauern zumeist fehlen. Da man im Raume 46 neben andern Objecten (einer kleinen Glocke mit einem eisernen Klöppel, einem grossen Bronzeringe und zwei Gewichten)[1] auch Instrumente, wie sie häufig in Bädern vorkommen, ein Salbgefäss, 3 Zoll hoch, und ein Zängelchen (volsella)[2] gefunden hat, lässt sich hier die Eintrittsstube, in der der Badediener verweilte, und demgemäss in dem Raume 42 das Apodyterion voraussetzen. In 39 war das Tepidarium, erwärmt theilweise durch das anliegende Caldarium 43, theils wol auch durch glühende Kohlen, die in Kesseln aufgestellt wurden.[3] Man hat in der That in diesem Raume einen Bronzekessel von ½ Fuss Tiefe,

---

[1] Siehe Tafel V, 12, 3, 5ª, 5ᵇ.

[2] S. Tafel VI, 15.

[3] Dr. Bossler im Archiv für hessische Geschichte und Alterthumskunde. X. Bd. I, 1.

bei 1 Fuss Weite, an vielen Stellen geflickt und oben mit einem eisernen Ringe zusammengehalten, überdies halb mit Kohlen und Asche gefüllt aufgefunden. Das Caldarium befand sich, wie aus der Anordnung der Heize zu schliessen ist, in 43. Vielleicht gehörte auch der Raum 48 zur Badeanlage. Allerdings zeigt der Plan keine Thüröffnungen weder in 39, noch in 47, 48, welche ins Caldarium geführt hätten; wahrscheinlich erklärt sich dies daraus, dass der Boden des letzteren, wie der Querschnitt *E—F* auf Tafel I zeigt, beträchtlich höher als der Boden der Nebenräume lag, und nur durch Treppen — etwa aus Holz gefertigt — zugänglich war. Die Thüröffnung musste dann über der Linie liegen, zu welcher die Reste des Mauerwerkes emporragten. Namentlich wird dies für den Raum 48 gelten, der sonst keinen Eingang gehabt hätte. Die kleinen Mauervorsprünge im Raume 39, sowie jener in 48 hatten wol nur den Zweck als Streben zur Sicherung des Hohlraumes im Hypocaustum zu dienen.

In dem Raume 49 neben dem Praefurnium lässt sich eine Holzkammer denken, in welcher der jedesmal nothwendige Vorrath an Holz aufgeschichtet lag, in dem Raume 50 die Wohnung des Heizers oder Badedieners, endlich in dem nahen Raume 52 das grössere Behältniss etwa für den gesammten Brennholzvorrath des Gebäudes. — Beide Badeanlagen sind gegen Nordwesten gekehrt, woher sie auch das Licht hatten, nach Vitruv's Vorschrift „ipsa autem caldaria tepidariaque umen habeant ab occidente hiberno . . . quod maxime tempus lavandi a meridiano ad vesperum est constitutum“ (V, 11. 1).

Ueber die Räume zwischen den beiden Badeanlagen (31—41 mit Ausnahme von 38 und 39) lässt sich keine Voraussetzung aussprechen, da hier der Zusammenhang der Mauern zum grössten Theile zerstört ist und mit Ausnahme eines im Raume 34 erhobenen silbernen Fingerringes (Taf. V, 4[a], 4[b]), sowie von Münzen, die ebenda gefunden wurden, keine Fundobjecte vorkamen. Sehr wahrscheinlich bestanden hier Wohnräume für das Gesinde und für Leute untergeordneten Standes, welche den Zugang von der Nordostseite des Gebäudes hatten; wenigstens zeigt die Hauptmauer, welche die Räume 31 bis 34 nach Südosten abschliesst, keinerlei Eingang in die nächstanliegende Gruppe von Räumen, so dass man durch diese von

Südost her hätte eintreten können. — In dem Winkel zwischen der Nordost- und der Südostseite des Gebäudes liegt ein Complex von Räumen (21 bis 30), zu dem wieder ein eigener Zugang (23) von 3 Fuss Breite und 2 Klafter $5^1/_2$ Fuss Länge führte. Er enthielt drei Thüren, durch welche man in die Räume 21, 24 und 28 eintrat; die übrigen Zimmer standen wahrscheinlich mit den ebengenannten in Verbindung. Man hat in einzelnen von diesen Räumen doch einige, wenngleich wenig bezeichnende Fundobjecte ausgegraben; so kam an der Südostseite von 28 ein künstlich behauener Stein zu Tage, über den jedoch das Protokoll nichts anderes bemerkt, als dass er der ‚zweite künstlich behauene Stein' gewesen sei, den man bei diesen Aufgrabungen gefunden habe. In den Räumen 21 bis 24 fand man ausser Münzen und Gefässscherben auch Eisengeräthe: sichelförmige und gerade Messer (Taf. IV, 1—9), Sporn, Pfeil und Fibeln; der Sporn und die Pfeilspitze gehören aber nicht der römischen, sondern der Periode des Mittelalters an.[1] Allerdings gestatten diese Objecte auch keinen sicheren Schluss, deuten aber doch in der Mehrzahl auf Bewohner, welche in der Wirthschaft verwendet wurden. In 21 und 24 haben sich Theile gegossener Estrichböden vorgefunden.

Die letzte Gruppe von Räumen, welche noch zu betrachten ist, liegt in der südlichen Ecke des Gebäudes (1—9). Sie scheidet sich nach der Anlage der Mauern deutlich in zwei Theile, den einen bilden die Räume 8 und 9, den andern die Räume 1 bis 7. Jene bilden zusammen ein Rechteck von 5 Klafter 2 Fuss Länge und 6 Fuss 10 Zoll Breite; die anderen geben zusammen ein Quadrat von 5 Klaftern in Länge und Breite. Auch die Quermauern des einen Theiles treffen nicht auf jene des anderen. Der Raum 9 zeigt keine Thüröffnung, wol aber eine Lücke in der an den Gang 11 grenzenden Mauer. Da die Zerstörung des Mauerwerkes bei Thüröffnungen am leichtesten Zugang findet, so ist anzunehmen, dass an der Stelle jener Lücke wirklich eine Thüre angebracht gewesen sei; da ferner eben dieser Raum gegen die Nebenräume 7 und 8 abgeschlossen ist, seiner Thüre aber die Thüren der

[1] L. Lindenschmit in der 26. Lieferung der Beiträge zur Landeskunde von Oesterreich ober der Enns S. 3.

beiden Heizkammern 12 und 15, die nur im Gange 11 angebracht gewesen sein können, gegenüber lagen, ist es sehr wahrscheinlich, dass eben im Raume 9 die Wohnung der Badedienerin angeordnet gewesen sei, welche aus nächster Nähe die Heizen versorgen konnte. Der anstossende Raum 8, in welchem man dem Protokolle zufolge unterhalb des Estrichs Münzen fand,[1] hat keinerlei Verbindung mit irgend einem der Nebenräume. Da im südlichen Theile der Aufgrabungen die Mauern theilweise noch zu einer beträchtlichen Höhe aufragten, ist es wahrscheinlich, dass man wenigstens die Spuren einer Thüre, wäre eine solche vorhanden gewesen, aufgefunden hätte. Es bleibt die eine Vermuthung übrig, dass man in diesen Raum nur von einem anderen, über ihm gelegenen Raume mittelst einer hölzernen Treppe habe gelangen können. Ueber den Mangel einer Thüre wird übrigens unten noch eine Vermuthung ausgesprochen werden.

Nicht minder eigenthümlich ist die Anlage des Quadrates, das von den Räumen 1—7 gebildet wird. Es seien zunächst die Erscheinungen besprochen, die man hier bei der Aufgrabung wahrgenommen hat. In der südöstlichen Mauer von 4 gegen die Aussenseite zu zeigt sich eine Lücke; ursprünglich hat hier sicher ein Eingang von aussen bestanden. Denn es ist auffallend, dass diese Lücke von dem Eingange in den Gang 11 eben so weit absteht, als von diesem letzteren der Eingang in den Gang 23 entfernt ist; dies lässt schliessen, dass an der Südostseite des Gebäudes drei Eingänge symmetrisch in gleichen Zwischenräumen angelegt gewesen seien, und der dritte von ihnen in den Raum 4 geführt habe. Der letztere nun, welcher 7 Fuss breit und 12 Fuss lang ist, hat sicher nur als Hausflur gedient, entsprechend den Gängen 11 und 23. Von ihm führt eine Thüre in den Raum 2, von diesem wieder eine solche in die Räume 6 und 5, die durch eine Zwischenmauer von einander geschieden gewesen zu sein scheinen. Dagegen mit den Räumen 1, 3 und 7 besteht keinerlei Communication. Namentlich ist der letztere vollkommen abgeschlossen, sowie der Raum 8. Auch hier lässt sich nach dem Mangel von Anhaltspunkten — man fand in 7 nichts als einen

[1] Der Plan zeigt hier einen Estrichboden nicht an.

vollkommen glatten, wahrscheinlich fest gestampften Boden — nichts anderes vermuthen, als dass ein Zugang nur von oben her bestanden habe.

Die beiden grösseren Räume 1 (2 Klafter zu 2 Klafter 2 Fuss 10 Zoll) und 3 (2 Klafter im Quadrat), sind nur unter sich in Verbindung, sonst aber nach allen Seiten abgeschlossen. Doch ist, wie noch gezeigt werden wird, durchaus wahrscheinlich, dass ursprünglich wenigstens der Raum 1 eine Thüre ins Freie gegen die Mauer der Umfassung zu gehabt habe. Die Mauern sind in beiden Räumen stärker als in den anderen, 22 bis 24 Zoll dick, was sonst nur noch an einzelnen Stellen der südlichen Hälfte des Gebäudes begegnet, wie in zwei Ecken des Raumes 28, dann im Raume 38 und bei 19, alle anderen Mauern der südlichen Hälfte der Ausgrabungen haben eine geringere Dicke. Sehr wahrscheinlich hängt diese Stärke der Mauern mit dem Umstande zusammen, dass der Boden, auf dem das Gebäude stand, gegen Süden hin etwas abhängig ist.

Hart von der Thüre weg, die vom Raum 1 nach 3 führt, fand man in letzterem Steinpflaster, welches den grösseren Theil des Gemaches bedeckt und an den beiden Ecken, die gegen Südosten sehen, abgeschrägt ist. Auf dem Pflaster erheben sich zwei gemauerte Pfeiler, 21 zu 25 Zoll; die Höhe ist nicht angegeben. Sie bestehen aus den grössten Ziegelplatten, die man in den Ausgrabungen traf (nicht alle ganz, sondern einzelne in Bruchstücken vermauert), und stehen nicht völlig 2 Fuss von einander ab. Soweit der Boden nicht vom Steinpflaster bedeckt ist, besteht er aus festgestampftem Lehm. Unzweifelhaft sind dies die Reste eines Herdes, aber sicher nicht eines Kochherdes und daher der Raum 3 nicht eine Küche. Denn, auch wenn darauf Rücksicht genommen wird, dass sehr wahrscheinlich vom Raum 1 ursprünglich eine Thür ins Freie führte, so wäre die Küche doch gegen alle Räume des Hauses selbst abgeschlossen und nur gegen die Umfassungsmauer, gegen die Gasse hin offen gewesen. Man hätte die bereiteten Gerichte, wo sie immer aufgetragen werden sollten, durch Höfe und Gassen tragen müssen, was sich für die kühleren Jahreszeiten doch zu wenig empfiehlt, als dass man eine solche Anordnung der Küche den praktisch bauenden Römern zumuthen sollte. Viel passender scheint es mir, da das Gebäude,

wie noch gezeigt werden soll, eine Nachtherbergestation der Reichspost war, in dem Raume 3 eine Esse, eine Schmiede anzunehmen. An der durchs Gebirge führenden Strasse, die auch von Lastwägen viel befahren war, mögen häufige Beschädigungen an Wagen und Pferdezeug vorgekommen sein, die einer schleunigen Reparatur in der mansio bedurften. Es war durchaus angezeigt, eine solche im Gebäude selbst zu errichten. Allerdings waren, wie die Untersuchung noch weiter darlegen wird, die Wirthschaftsgebäude gegen Norden zu angelegt, und man könnte vermuthen, dass unter diesen auch die Schmiede sich befunden haben sollte, diese also nicht so nahe an die Fronte des Gebäudes gerückt gewesen sei, welche letztere noch zu besprechende Momente nach Südwesten zu verlegen zwingen. Allein erstlich waren die Wirthschaftsgebäude zum grössten Theile aus Holz und, wenn die Schmiede neben ihnen lag, der Feuergefahr ausgesetzt; zweitens bestand die Zufahrt zum Gebäude offenbar vor der Fronte desselben, d. i. in dem Raume zwischen dem Quadrate (1—7) und der Umfassungsmauer. Hier kehrten zunächst die Fuhrwerke zu, ob sie nun sich nur kurze Zeit aufhielten oder über Nacht blieben. Daher war es bequemer, die Schmiede an dieser Stelle anzulegen; sie befand sich alsdann in einem ganz gemauerten Tracte und war durch starke Mauern von den Nebenräumen getrennt.

An der Aussenseite von 1 und 3 gegen Südwesten fand man mächtige Vierecke angebaut, das eine an der Mauer des Raumes 1 mass 4 zu $4^1/_2$ Fuss, das andere an der Ecke von 3 mass 3 zu $3^1/_2$ Fuss. Man hat sie mit Recht für die Reste von Pfeilern gehalten, aber mit Unrecht geschlossen, dass diese Pfeiler einen Thorbau gestützt hätten. Denn es hätte das Thor, wenn dessen Durchfahrt senkrecht auf der Richtung der Gasse stand, also von Süd gegen Nord, zu keiner Thüre, zu keinem offenen Raume geführt, da ja 1 und 3 gegen die Gasse zu vollkommen abgeschlossen waren.[1] Hätte aber die Durchfahrt die Richtung von Südost gegen Nordwest gehabt, so dass das Gewölbe einerseits auf den Pfeilerresten, andererseits auf der

[1] Die Thüre, welche ursprünglich im Raume 1 bestanden haben dürfte, vermuthe ich an der Stelle des (später angebauten) grösseren Pfeilers. Vgl. weiter unten.

Umfassungsmauer ruhte, so müsste eine überwölbte Durchfahrt von 4 Klafter Breite und 2 Klafter Länge vorausgesetzt werden, was ausser allem Verhältniss zu andern Thorbauten stünde,[1] und namentlich viel zu grossartig und kostspielig im Verhältniss zur übrigen Anlage des Baues, überdies endlich zwecklos gewesen wäre.

So viel aber steht fest, dass die Pfeilerreste nur eine constructive Bedeutung haben können. Sie sind sicher nichts anderes als Streben zur Verstärkung des Mauerwerkes. Nur fragt sich, ob sie schon am ursprünglichen Baue bestanden, oder erst später zugebaut wurden. Eine deutlich sprechende Erscheinung am Baue selbst lässt das letztere für gewiss erscheinen. Man fand nämlich an der Mauer, an welche die Streben angebaut sind, unten einen Sockel, der 6 Zoll weit vorsprang, aber nur an der Mauer selbst hinlief, nicht auch an den Pfeilerresten; vor dem ersten derselben hört er vielmehr auf, im Zwischenraume zwischen beiden erscheint er wieder, hier 1 Fuss breit, vor dem zweiten bricht er abermals ab. Würden die Pfeiler schon ursprünglich an die Mauer angebaut worden sein, so würde der Sockel auch um sie herumgeführt erscheinen. Dies ist nicht der Fall, vielmehr ist der Sockel von den Pfeilern stellenweise verdeckt worden, letztere sind also ein späterer Zubau. Wahrscheinlich hat an der Stelle, wo der stärkere Pfeiler aufgebaut wurde, früher eine Thüre in dem Raume 1 bestanden, durch welche letzterer mit der Gasse in Verbindung stand; denn es ist durchaus unwahrscheinlich, dass man in die Schmiede nur mittelst einer hölzernen Treppe — und sie müsste aus Holz gewesen sein, da man keine Spur von einer gemauerten oder steinernen fand — aus einem Oberraume habe gelangen können.

Das Vorhandensein von Resten später zugebauter Strebepfeiler nöthigt weiter zu der Voraussetzung, dass in einer jüngeren Zeit das gedachte Viereck (1—7) die Bestimmung erhalten habe, einen schwereren Oberbau zu tragen als früher, etwa in der Art eines kleinen Thurmes, für dessen Last die Stärke der im Grunde vorhandenen Mauern als nicht aus-

[1] Die Masse der Breite der Thorwege von zwölf verschiedenen römischen Bogen siehe zusammengestellt in den Berichten und Mittheilungen des Wiener Alterthumsvereines. X. (Jahrgang 1866) S. 195.

reichend befunden worden sein muss. Es wird noch weiterhin davon die Rede sein, dass das aufgegrabene Gebäude zweimal zerstört worden ist. Ob nun nach der ersten oder nach der zweiten der Oberbau aufgeführt worden sei, lässt sich nicht mit völliger Bestimmtheit sagen; wahrscheinlicher ist das letztere. Denn der Zweck desselben kann nur der der Sicherung gegen feindliche Ueberfälle gewesen sein. Dies war aber durchaus nicht der ursprüngliche Zweck der Bauanlage, welcher bei der Wiederherstellung des Gebäudes nach der ersten Zerstörung aufrecht erhalten blieb, wovon noch gesprochen werden wird. Möglicherweise hat man, als das Gebäude zum zweiten Male in Asche sank, die nördlich von unserem Vierecke (1—7) gelegenen Räume in Ruinen gelassen, dagegen aus dem Viereck selbst ein Bollwerk geschaffen und, um dieses gegen die Ruinen abzuschliessen, die früher vorhandenen Thüren in die Räume 7 und 8 vermauert, so zwar, dass das neue Castell nur mehr einen einzigen Zugang von Südosten her hatte. Ist diese Vermuthung richtig, so haben im ursprünglichen Baue Thüren sowohl von 4 nach 7, als auch von 5 nach 8 und von 1 ins Freie bestanden, was ja auch an sich höchst wahrscheinlich ist.

Die ursprüngliche Bestimmung der Räume des Viereckes mit Ausnahme des schon besprochenen Raumes 3 steht, wie sich voraussetzen lässt, wol mit den Anstalten in den Nebenräumen in Verbindung; es werden sowol Wohnungen der in der Schmiede beschäftigten Leute als auch ein Raum für Bergung des nöthigen Holzvorrathes angenommen werden können. In 2, 5 und 6 hat man nicht blos Asche, sondern eine Lage von Holzkohlen angetroffen. Allerdings rühren diese wahrscheinlich von einer letzten Zerstörung, der das Bollwerk zum Opfer fiel, her; aber nicht aus dem Vorhandensein der genannten Kohlenlage schliessen wir auf das Vorhandensein eines Holzvorrathes in jenen Räumen schon zur Zeit vor der Errichtung des Oberbaues, sondern vielmehr aus dem Umstande, dass die Räume 2, 5 und 6 als Behältnisse für Holz trefflich situiert waren, um einerseits die Heizkammern des Frauenbades, andererseits den Herd der Schmiede aus nächster Nähe mit Brennmaterial zu versehen.

Wenn man im Ganzen die Räumlichkeiten der südlichen Hälfte der Ausgrabungen überblickt, so fällt vor allem auf,

dass die zwei Badeanlagen und die drei Gruppen von Wohn- und Werkräumen untereinander keinerlei Zusammenhang haben; vielmehr hat jeder einzelne Theil einen besonderen Zugang: das Männerbad von der Nordwestseite durch den Raum 46, das Frauenbad von der Südostseite durch den Gang 11, die Gruppe im nordöstlichen Winkel durch den Gang 23, jene im südöstlichen durch den Raum 4, endlich die zwischen den Bädern liegende Gruppe von Norden her. Diese Trennung und Vertheilung der Wohnräume einerseits, und andererseits ihre Verbindung mit den Badeanlagen und Werkräumen (praefurnia, Schmiede, Holzkammern), nicht minder die Beschränktheit der Dimensionen — alle diese Merkmale deuten darauf hin, dass die beiden aufgegrabenen Tracte nicht die eigentlichen besser ausgestatteten und bequemer eingerichteten Wohnräume für Personen höheren Standes und Vermögens, sondern nur den Anhang dieser, ihre Nebenräume, die Bäder, eine mit der Bestimmung des Gebäudes zusammenhängende Werkstätte, sowie die Wohnungen untergeordneter Leute und des Gesindes enthielten.

Die besseren Wohnungen, also der wichtigere Theil des Gebäudes, müssen in den beiden nun verlornen Tracten gegen Südwesten und Nordwesten angeordnet gewesen sein. Dafür sprechen auch zwei später noch darzulegende Umstände, einmal der, dass die Fronte des Gebäudes gegen Südwesten gekehrt war, dann der, dass man an der Stelle beider Tracte, im freien Felde zwischen den Räumen 1—10 und der Strasse nach Seebach, die meisten Münzen, mehr als die Hälfte aller gefundenen Geldstücke aufgegraben hat. Da sie nicht einem hier etwa vergrabenen Schatze angehören, wie noch gezeigt werden wird, sondern bei einer Flüchtung als der Inhalt von Beuteln und Taschen verstreut oder verloren worden sein müssen, ist anzunehmen, dass in den hier bestandenen Wohnräumen vermöglichere Leute sich aufgehalten haben, als in den anderen Theilen des Gebäudes.

Was das Technische in der Ausführung des Baues betrifft, so waren die Mauern von verschiedener Stärke, die von 16 bis 20 Zollen schwankt und an einigen Stellen darüber hinausgeht. (Siehe S. 437.) In den Räumen 1—15 sind sie aus Kugelsteinen des nahen Dambaches mit Anwendung von

sehr hartem und reichlich verwendetem Mörtel gebaut. In den Räumen 20 bis 50 und 56 ist das Material würfelförmig zubehauener Kalkschiefer, der von dem nahen Berg, die Ecke genannt, im Süden von Windischgarsten stammt. Auch in dem Hypocaustum des Männerbades sind die Pfeiler zum Theil aus Kalkschiefer, zum Theil aus Kugelsteinen aufgeführt.

Man hat in der südlichen Hälfte überaus viel Schutt und Ziegeln, sowie Bruchstücke von Ziegeln gefunden; die grössere Menge lag im westlichen Theile, also im Männerbade und den nächst anliegenden Räumen, hier aber in wirrem Durcheinander eine Lage von 1 bis 2 Fuss Mächtigkeit bildend; weniger häufig zeigten sie sich im östlichen Tracte, in den Räumen 1—11. Sie hatten verschiedene Grössen und Formen und waren theils einfache Bauziegel von $7^3/_4$ zu $5^1/_4$ Zoll, theils Platten der Bedachung und des Pflasters von 20 zu 15 Zollen und 2 Zoll Dicke, oder von $10^1/_4$ Zoll im Quadrat. Wärmeleitungsröhren fanden sich gleichfalls in grösserer Zahl vor, alle aber gebrochen, was sehr deutlich auf einen Einsturz der Mauern hinweist, in welche sie eingelassen waren. Die Art ihrer Befestigung in den Wänden geschah nach einer Vermuthung J. Gaisbergers nicht mit Mörtel, sondern wie im Bade zu Scrofano mittelst eiserner Nägel, welche einen breiten runden schirmförmigen Knopf haben; man hat deren eine beträchtliche Menge in Windischgarsten gefunden.

Eine grosse Anzahl von Ziegeln trägt eingerissene Linien, worüber noch zu sprechen sein wird, andere tragen Stämpel (Taf. II, 1-4 und 15) der legio II Italica, dann des numerus Brittonum, wenn die Sigla richtig aufgelöst ist; auch eine ala wird in einem solchen Stämpel erwähnt; doch ist die nähere Bezeichnung derselben nicht mehr übrig.

Vom Aussenbau ist bis auf wenige Spuren nichts mehr erhalten. An der Südwestmauer des Raumes 1 zeigte sich ein künstlich behauener Eckstein, von welchem ein Sockel 6—12" breit vorspringend, wie schon bemerkt, an der Wand fortlief, aber von den schon besprochenen Pilastern unterbrochen wurde. Denselben Sockel traf man auch im Innern einzelner Gemächer, so an der Südwestmauer im Raume 3, an der inneren Nordwestmauer im Raume 5, dann an der Nordwestmauer in den Räumen 31, 32, 33. Einen zweiten behauenen Stein

fand man an der Südostmauer des Raumes 28; endlich lag ein roher noch unbehauener Stein aus Nagelflue — der grösste, auf den man bei diesen Ausgrabungen gerieth, 33 Zoll lang, 20 hoch, 18 breit — an der Südwestecke von 47, wahrscheinlich zur Zurichtung an Ort und Stelle bereit.

Am Eingang von 38 nach 39, vom Frigidarium ins Tapidarium des Männerbades, waren die Steinmauern von einer Ziegelmauer eingefasst, die aus Ziegeln von $15^1/_4$ Zoll im Quadrat errichtet war; einige von ihnen trugen Stämpel des numerus Brittonum und der ungenannten ala.

Endlich fand man Reste von Estrichböden in den Räumen 21 und 24, dann neben 38 und im Caldarium des Männerbades (43). In einem Raume des östlichen Tractes, der aber nach dem betreffenden Schreiben des Herrn Pf. Oberleitner an Frhn. v. Sacken nicht näher bezeichnet werden kann, fand man ein Ziegelpflaster in den Lehmboden eingelassen, das aber fast schon ganz aufgelöst war.

Wenn nun diese Beobachtungen, die sich in Hinsicht auf die Technik und die verwendeten Ziegeln anstellen liessen, ebenfalls zusammengefasst werden, so ergiebt sich als Ergänzung der schon oben dargelegten Charakteristik noch, dass die südliche Hälfte der Ausgrabungen einem Gebäude angehört, welches durchaus gemauert war und dessen Bau von verschiedenen Truppenkörpern ausgeführt wurde, sowie, dass man nach der Verschiedenheit des verwendeten Steinmateriales eine zweifache Bauperiode unterscheiden kann; in der einen wurde mit zubehauenen Kalkschieferwürfeln gebaut (20—50 und 56) in der andern mit rohen Kugelsteinen (1—15). Mit der letzteren Erscheinung lässt sich endlich auch verbinden, dass in dem einen Hypocaustum die Pfeiler breiter und durchaus in regelmässigen Abständen, in dem andern aber (25, 26) schwächer und, soweit sie erhalten sind, in ungleichen Zwischenräumen angelegt waren; es war also das zweite Hypocaustum nicht so sorgfältig und rein ausgeführt als das erste. —

Die andere gegen Norden, jenseits des genannten Feldweges gelegene Hälfte der Ausgrabungen sticht sehr scharf von der diesseitigen ab. Es zeigen sich hier kaum 20, aber auffallend grosse Räume bis zu 9 und 10 Klafter Länge und 9 Klafter Breite. Einer von diesen Räumen (56) steht völlig

isoliert; er war, wie man aus den Resten schliessen kann, auf drei Seiten von Höfen umgeben und auf der vierten gegen die Wohngebäude mit einer Mauer abgeschlossen; nur an der Südostecke war ihm ein kleiner Raum (59) angebaut. Der andere grosse Raum (62) war mit mehreren kleineren in Verbindung. Man hat in ihm Steinpflaster gefunden. Die Mauern sind in dieser Hälfte 18 bis 21 Zoll breit. Doch finden sich auch deren zu 13 und 17 Zoll (Raum 59 und 62), sowie zu 24, 26 und 27 (Raum 58, 64, 67) und zwar so, dass in einem und demselben Raume die Dicke der einzelnen Mauerwände nicht gleich ist. Z. B. im Viereck, welches die Räume 62, 63, 66 zusammen bilden, sind die Mauern auf drei Seiten 19 Zoll, die vierte gegen Nordwesten nur 17 Zoll stark; in 59 wechseln sie von 13 zu 17 Zoll; in 64 ist die südwestliche Mauer 19, die südöstliche 18, die nordöstliche 25, die nordwestliche nur 12 Zoll stark. Das Mauerwerk bestand in dieser Hälfte lediglich aus würfelförmigen $1^1/_2$ Fuss langen, $^1/_2$ Fuss breiten Werkstücken aus Kalkschiefer von der ‚Ecke', die aber nur an einzelnen Stellen mit Mörtel gefügt waren, sonst waren die Zwischenräume mit Erde ausgefüllt. An jenen Stellen, wo sich Mörtel verwendet zeigte, bildeten die Werkstücke, im Gegensinne auf die Kante gestellt, das opus spicatum (vgl. Tafel I, Querschnitt A—B); es sind dies die Mauer, welche die Räume 52, 55 und 56 gegen Südwest abschliesst, dann die Südostmauer in den Räumen 62 und 66. — Schutt und Ziegel fand man in dieser Hälfte gar nicht, dafür aber sehr viele Kohlen und Asche, woraus mit Recht gefolgert wird, dass der Oberbau in diesen Räumen aus Holz bestanden habe und nur der Sockel aufgemauert gewesen sei. Von einzelnen Geräthschaften, die man hier fand, werden 5 Eisenschuhe für Maulthiere zur Schonung der Hufe[1] und eine Pferdetrense, in 62 gefunden, dann ein Schmuckgeräthe[2] und Anhängsel zu solchen, darunter ein Phallus, in 66 erhoben, genannt. An einer nicht näher bezeichneten Stelle, jedenfalls aber in der nördlichen Hälfte, 8 Klafter vom Feldwege entfernt, fand man eine Bronzemünze, Scherben von feinem Thon und Fragmente von Eisen.

---

[1] Siehe Taf. IV. $5^a$, $5^b$, $12^a$, $12^b$, $12^c$.
[2] Siehe Taf. V, 7.

Es ist nicht schwer, in diesen Resten die ehemaligen Wirthschaftsgebäude zu erkennen, welche zur römischen Ansiedlung gehörten, in 56 etwa eine Scheune, die Getreide und Futtervorräthe, sowie leicht brennbare Geräthe enthielt und daher isoliert blieb, während in 62 und seinen Nebenräumen die Stallungen, Remisen, Werkstätten und Wohnräume der dazugehörigen Diener und Knechte sich befanden. —

Dass beide Bauanlagen zusammengehörten, beweist zunächst der Umstand, dass aus dem Raume 56 eine Mauer zwischen die Räume 34 und 37 der südlichen Hälfte hineinreicht. Auch ist die Richtung der Haupt- und Quermauern in der nördlichen Hälfte zwar nicht durchaus parallel zu jener der entsprechenden Mauern in der südlichen; die ersteren stehen mehr gegen Südwesten, die letzteren mehr gegen Süden. Doch ist im Ganzen und Grossen die Richtung der Räume in der einen Hälfte dieselbe wie in der andern; schon auf den ersten Blick betrachtet man beide Anlagen als zusammengehörig, als ein Hauptgebäude mit den dazugehörigen Nebenbauten. Da die letzteren nach einem allgemein befolgten Gebote der Schönheit und des Anstandes in den Rücken des Hauptgebäudes verlegt werden, darf man mit Sicherheit annehmen, dass auch für diese Anlage die Fronte gegen Südwesten gerichtet und in ihrer Mitte der Haupteingang angeordnet gewesen sei. In der That ist der Zwischenraum zwischen dieser und der Umfassungsmauer vier Klafter weit, so dass eine bequeme Zufahrt möglich war. Der ganze Baucomplex hatte also seiner Axe zufolge eine Richtung von Südwest gegen Nordost.

Von den Vorkommnissen an jenen Theilen, die von dem aufgegrabenen Complexe mehr oder minder entferntliegend hie und da Mauerspuren zeigten, ist nur wenig zu melden. Im aufgegrabenen Terrain zwischen dem Hafnerkreuz und den Räumen 47 bis 50 fand man nach dem Protokolle Kohlen, Scherben grosser Thongefässe und einen Bronzekegel. In dem grossen leeren Raume südwärts vom Männerbade kamen zwei kleine Thonlampen, dann bei 80 ein grosses Thongefäss und etwa 3½ Fuss gelöschten Kalkes, ferner am Ende des langen Versuchsgraben im Osten, nördlich von der im Plane mit 79 bezeichneten Stelle, wo keine Mauern standen, Scherben aus terra sigillata und Holzkohlen zu Tage. Auf dem Weberfelde,

d. i. in den Räumen 46, 47, 48, 50 und im freien Felde gegen die Seebacherstrasse zu fand man 12 Münzen, im freien Felde vor den Räumen 1, 2, 5, 8 zu verschiedenen Malen 16, dann im ganzen Felde zwischen den Räumen 1 bis 10 und der Strasse nach Seebach 200 Münzen zerstreut an einzelnen Stellen.

---

Da über die wichtigeren Fundobjecte, die im Vorübergehen schon genannt wurden, noch weiter unten gehandelt werden wird, ist hier zunächst die Frage zu beantworten, welches die Bestimmung des gesammten Baucomplexes und sein Verhältniss zum Römerorte gewesen sei, der in Windischgarsten bestanden hat.

Dass sich an letzterem römische Truppenkörper befanden, noch mehr, dass diese die Erbauer des aufgegrabenen Gemäuers waren, steht fest. Zunächst könnte man nun auch daran denken, das letztere habe eben den Truppen zum Wohnorte gedient, es habe zu ihrem Castelle gehört.

Allein sofort tauchen dagegen sehr begründete Bedenken auf, die alle sich aus der Bauanlage selbst ergeben. Militärische Bauten, so verschieden sie im Detail nach den Verhältnissen des Terrains ausgeführt wurden, verrathen doch ein gewisses Schema in der Anordnung, weil ja die Bedürfnisse und die wichtigeren Gesichtspunkte überall dieselben waren. Namentlich bilden sie eine klare übersichtliche und regelmässige Anlage. Ganz im Gegensatze dazu sind in den Aufgrabungen von Windischgarsten Räume verschiedener Grösse bunt durcheinander gebaut, ohne dass zwischen ihnen eine freie Bewegung für eine grössere Anzahl von Menschen möglich gewesen wäre. Sie machen den Eindruck von Nutz- und Wirthschaftsräumen und dazwischen eingetheilten kleinen Wohnungen, die verschiedenen Forderungen genügen, nicht aber den einer Massenwohnuug, in welcher die Gleichheit der Bedürfnisse vieler Menschen durch eine regelmässige auf Raumersparung ausgehende Anordnung der Räume ersichtlich würde.

Noch ein anderer Grund spricht gegen die Deutung der aufgedeckten Bauten auf ein Castell. Nach einer in der Natur

der Sache begründeten und thatsächlich constant beobachteten Regel kehrte man die Fronte der Castelle gegen jene Seite hin, woher ein Angriff des Feindes zunächst erwartet werden konnte. Dies kann für Windischgarsten nur die Nordwestseite gewèsen sein, indem das von Bergen umschlossene Thal nur von dieser Seite einen Zugang aus den Donaugegenden hatte; es mündet hier die schon öfter besprochene Bergschlucht, die über Tutatio (Klaus) in das Alpenvorland und die Stromebenen hinausführt. Die transdanubianischen Germanen, welche von der Donau aus vordrangen und den Uebergang über den Pirn gewinnen wollten, konnten zu diesem nicht anders gelangen, als durch jenen Pass, sie mussten das Castell von Ernolatia im Nordwesten angreifen, seine Fronte musste also eben dahin gerichtet sein.

Es war aber kurz vorher die Rede davon, dass die Fronte des Gebäudes, welchem unsere Ausgrabungen angehören, vielmehr nach Südwesten gerichtet war. Auch würden ja, wenn man gleich annehmen wollte, dass die Nebenbauten nicht hinter, sondern an der Seite des Gebäudes gestanden hätten, dass mithin dessen Fronte nicht nach Südwesten, sondern nach Nordwesten, in der Richtung der Strasse nach Seebach, gerichtet gewesen wäre, das aufgegrabene Gemäuer also doch dem Castelle hätte angehören können, — es würden in diesem Falle die Wirthschaftsgebäude mit ihrem hölzernen Oberbau nahe an die Fronte zu stehen gekommen, folglich den Schleuderbränden der Feinde auch zunächst ausgesetzt gewesen sein. Dies ist ganz undenkbar; schon das ist durchaus unwahrscheinlich, dass man so ausgedehnte Räume, die mit dem Zwecke des Castelles in keiner directen Verbindung stehen, in dieses selbst verlegt haben sollte.

Endlich was sollte wol in einem Castelle eine zweifache Badeanlage, von der obendrein die eine, wie nach den Fundobjecten zu schliessen ist, für Frauen bestimmt war.

Die Existenz eines Castelles in Ernolatia steht allerdings ausser Zweifel, nur muss es auf einem andern Platze, als welchen die Ausgrabungen einnehmen, gesucht werden. Es ist nun nicht die Aufgabe dieser Untersuchung, den wahrscheinlichsten Platz desselben anzugeben. Aber so viel sei noch bemerkt, dass das ausgegrabene Gebäude mit der nach Nord-

westen gerichteten Seite gewiss nicht frei stand, sondern dass ihm in dieser Richtung andere Bauten vorgestanden haben müssen, die schon aufgeführt waren, als unser Gebäude errichtet wurde. Denn, wäre dies nicht der Fall gewesen, so würden die Scheunen und Ställe mit dem Oberbau aus Holz und zwar mit den Langseiten den Beschädigungen bei einem Ueberfalle zunächst preisgegeben gewesen sein. Das wäre ein Fehler der Anordnung gewesen, der um so weniger zu erwarten ist, als ja das Gebäude in einem Grenzlande erbaut wurde, welches kurz vorher von feindlichen Ueberfällen während des Markomannenkriegs zu leiden hatte; bei öffentlichen Bauten in einem Grenzlande musste vor allem die Möglichkeit feindlicher Ueberfälle berücksichtigt werden, umsomehr wenn man durch jüngste Erfahrungen gewarnt war; auch waren es ja Soldaten, die den Bau vollführten und von andern militärischen Bauten her die nothwendigsten Vorsichtsmassregeln in dieser Beziehung kennen mussten.

Daher darf es als sicher angenommen werden, dass, wenn ein die Wirthschaftsgebäude gegen Nordwesten deckendes Gebäude nicht schon vorgestanden hätte, man dem Baue eine andere Richtung und Eintheilung gegeben haben würde, dass also — da dies nicht geschehen ist — in der That ein solches Gebäude bestanden hat. Ob dies das Castell oder ein anderes grösseres Haus gewesen sei, lässt sich freilich nicht mehr bestimmen, aber ganz unwahrscheinlich ist das erstere keineswegs, zumal als das Castell, wie wir noch sehen werden, früher entstanden ist, als die mansio, und als in Folge der Orientirung des Gebäudes von Südwest nach Nordost, seine Nebenseiten gegen Nordwest und Südost sahen, mithin parallel zur Fronte und zur Rückseite des Castelles liefen. Vielleicht hängt eben damit die Orientirung des ausgegrabenen Gebäudes zusammen.

Um nach dieser Abschweifung wieder auf die Ausgrabungen zurückzukehren, so gehörten die Mauerreste also nicht zum Castelle, sie hatten also keine militärische Bestimmung. Wol aber gehörten sie zu einem auf öffentliche Kosten erbauten, mithin auch einem öffentlichen Zwecke dienenden Gebäude. Damit entfällt auch der Gedanke, dass hier eine Villa gestanden haben könne. In der armen abgelegenen

Gebirgsgegend, wie jene von Windischgarsten ist, welche für keinen Industriezweig eine Ausbeute bot, vielmehr in römischer Zeit gewiss noch mehr sumpfig war als heutzutage, und in einem Orte wie Ernolatia, welcher ausser der hier nicht in Rede kommenden strategischen Wichtigkeit keine Bedeutung als nur diejenige hatte, die ihm der Zug der Reichsstrasse und der Waarenverkehr über den Pirn verlieh, in einer solchen Gegend und in einem solchen Orte kann auch der Zweck eines grösseren Staatsgebäudes eben nur mit der Reichspost in Verbindung gedacht werden. Auch einzelne Fundobjecte deuten dahin, wie die Eisenschuhe für hufkranke Maulthiere, der Zügelring (Taf. V, 9), das Glöckchen eines Saumthieres, namentlich aber die vielen Knochen und Zähne von Pferden und Maulthieren, deren noch Erwähnung geschehen wird.

Für eine einfache Wechselstelle der Pferde, eine mutatio ist nun aber die Anlage des Baues viel zu weitläufig; es genügten für solche einfache Stallungen mit einem kleineren Wirthschaftsgebäude für die Unterkunft der Knechte. Vielmehr deutet die weitläufige Anlage des ausgegrabenen Gebäudes und die Menge und Ausdehnung der Nebenbauten auf eine Nachtherbergestelle, eine mansio hin. Eine solche musste mit einer grösseren Zahl von Wohnräumen und diese mit einem leidlichen Comfort ausgestattet sein. Dazu gehörte bei der Gewöhnung der Römer an den täglichen Gebrauch der Bäder die Anlage einer Badeanstalt. Sie mag allerdings keine unumgängliche Bedingung einer mansio in grösseren Orten gewesen sein, wo deren ohnehin als Privatunternehmungen bestanden. Anders aber war es in einem kleineren Gebirgsorte, in welchem man nach einer Tagereise eintraf und übernachtete und wo man vergeblich nach einem Bade ausserhalb der mansio gesucht hätte. Denn man kann sich wol vorstellen, dass diese neben dem Castelle das vornehmste Gebäude des Ortes war. In diesem Falle war eine Badeanstalt geradezu ein Bedürfniss; es kommt noch dazu, dass die Römer zumeist vor der Hauptmahlzeit (d. i. des Abends) zu baden pflegten und die Reisenden eben um jene Zeit in der Nachtherberge eintrafen.

Eine solche wenn auch nur mässige Bequemlichkeit erforderte schon einen grösseren wirthschaftlichen Apparat.

Ueberdies war bei der Nähe des Gebirgsüberganges und der Abgelegenheit des Ortes eine grössere Anzahl von Pferden und Maulthieren, sowie ein reichlicher Vorrath von Getreide und Futter nothwendig; für diese Bedürfnisse war wieder eine ausreichende Anzahl von Ställen, Scheunen und Schoppen erforderlich. Man kann sich ja doch denken, wie lebhaft die Bewegung nicht blos der Courier- und gewöhnlichen Postwägen, sondern auch der Lastwägen für den Waarenverkehr auf dieser Strasse war; eine grössere Anzahl von Beamten, Soldaten, Handelsleuten nebst ihrer Begleitung und ihren Dienern kehrte hier zu, dazu kamen noch die Dienstleute des Hauses. Daher auch die mehreren vertheilten und kleinen Wohnräume, welche der Plan der Ausgrabungen zeigt, die getrennten Badeanlagen, geräumigen Höfe und Nebenbauten; dann die Vorkehrungen für die Sicherheit, die Anordnung im südwestlichen Winkel des Ortes, nächst der Mauer der Umfassung, die Richtung der Fronte von der am meisten bedrohten Seite weg, die Nähe des Castelles. Nach dem Eindrucke aller dieser Merkmale wird man nicht umhin können, die ausgegrabenen Mauern als die Ruinen einer mansio zu betrachten. Bestand nun aber eine solche in Ernolatia, so waren deren folgerichtig auch in je den zweitnächsten Stationen angebracht, welche die Tafel nennt, und mithin waren in den Städten Virunum und Ovilaba nur Wechselstellen, mutationes.

Für die Bestimmung der Zeit, in welcher die mansio von Ernolatia erbaut wurde, sind schon im ersten Theile der Untersuchung Momente geltend gemacht worden, welche auf die Regierungsepoche des Kaisers Alexander Severus hindeuten. Anders verhält es sich mit dem Castell von Ernolatia, dessen Existenz, auch wenn man davon bisher keine Spuren aufgefunden hat, nicht bezweifelt werden darf. Das Castell wurde sehr wahrscheinlich unter K. Septimius Severus (193—211) erbaut, als auf Grundlage der Erfahrungen, die man in den grossen Kriegen mit den Germanen gemacht hatte, die Wiederherstellung und Verstärkung der Grenzhut in Angriff genommen und durchgeführt wurde. Das Castell bestand also aller Wahrscheinlichkeit nach schon, als die mansio erbaut wurde.

Bisher sind die einzelnen Fundobjecte, welche bei den Ausgrabungen von Windischgarsten zu Tage kamen, nur in so ferne genannt worden, als der Platz ihrer Auffindung — was nur bei wenigen der Fall war — angegeben ist und als sie für die Erkenntniss der einstigen Bestimmung einzelner Räume wichtig sind. Auch sind einige Erscheinungen, die sich zeigten und die mit der Feststellung des ursprünglichen Zweckes der Bauanlagen nichts zu thun haben, wol aber für die Geschichte derselben von Belang sind, übergangen worden.

Es handelt sich nun mehr darum, diese Erscheinungen und die Fundobjecte einer Untersuchung zu unterziehen, um zu einem Ergebnisse über die Schicksale der mansio zu gelangen und dabei zu sehen, ob die Merkmale der mitgefundenen Objecte mit der oben angegebenen Bestimmung der Zeit ihrer ersten Erbauung im Einklange stehen oder nicht.

Die wichtigste Erscheinung zeigte sich an der Ostseite des Gebäudes, d. i. in den Räumen 1—30; man fand hier zwei Culturschichten: zu oberst eine 6 Zoll starke gute Ackerkrume, unter dieser eine Schicht von Steinen und Mörtel, welche 3 Zoll mächtig war, auf diese wieder folgte Lehm, 2 Fuss tief. Diese Culturschicht, die jüngere, ist also 2 Fuss 9 Zoll stark; in der Tiefe von $1^1/_2$ Fuss fand man die meisten Münzen, von welchen noch die Rede sein wird. Unter der Lehmschicht fand sich eine zweite ältere Culturschicht; sie zeigte zu oberst eine $1^1/_2$ Zoll starke Lage von Holzkohlen, dann Mörtel und Mauerschutt mit Bruchstücken von Gefässen aus terra sigillata.

Ebenso kamen im Raume 62 die oben genannten Eisenschuhe zur Schonung der Hufe von Maulthieren unterhalb des Steinpflasters, das man dort fand, zum Vorschein.

Damit lässt sich verbinden, dass, wie gleichfalls schon bemerkt wurde, im Raume 46 ein sehr grosser noch völlig unbehauener Stein angetroffen wurde; nahe bei dem langgestreckten Reste eines Estrichbodens, der vom Raume 38 gegen die Umfassungsmauer sich hinzieht, fand man etwa $3^1/_2$ Fuss gelöschten Kalkes, ungefähr die Ladung eines Schiebkarrens voll. Auch gehört es hieher, dass man nach den beim Baue verwendeten Gesteinarten und der ungleichen Bauart der Hypocausten zwei Bauperioden unterscheiden kann. Endlich wurden viele thierische Ueberreste gefunden, welche der Landes-

thierarzt Herr Würzl einer sorgfältigen Untersuchung unterzog. Es sind darunter Schneidezähne von Rindern, Ziegen und Schafen, Hauer von grossen und kleinen Ebern, Backenzähne von Schweinen, Wirbelknochen, Rippen, Schenkel- und Schulterknochen von grossen und kleinen Wiederkäuern, zumal aber sehr viele Schneide- und Backenzähne sowie Backenknochen von Einhufern (Pferde und Esel) erkannt worden. Wie das Protokoll bemerkt, fanden sich zahlreiche von den letzteren in fast allen Räumen der südlichen Hälfte des Gebäudes, also dort, wo die Wohnräume und Badeanlagen waren; ein südlich von 46 gefundener Schädel zerfiel sofort, als er an die Luft kam; auch von den Fragmenten eines andern Schädels spricht das Protokoll, welcher vermuthlich einem Kinde angehörte. Wahrscheinlich waren diese Bruchstücke zu unbedeutend, um bei der fachmännischen Untersuchung in Betracht gezogen zu werden.

Aus diesen Erscheinungen lässt sich mit Bestimmtheit folgern, dass der ursprüngliche Bau zu irgend einer Zeit von einer Feuersbrunst heimgesucht wurde, welche, soweit die gemachten Angaben einen Schluss gestatten, den östlichen Tract und die hinter ihm gegen Norden liegenden Wirthschaftsgebäude vollkommen zerstörte, so dass nur das nackte Mauerwerk stehen blieb; so in den Räumen 20 bis 29, während in den Räumen 1—15 auch die Mauern scheinen sehr stark beschädigt worden zu sein, weshalb sie in diesem Theile später neu errichtet werden mussten, wozu man ein rohes Materiale (Kugelsteine) verwendete. Ueberhaupt scheint man die Restauration eilfertig betrieben zu haben; man räumte den beim Brande herabgefallenen Schutt nicht weg, sondern stampfte ihn wol nur stellenweise zusammen, um ein gleiches Niveau herzustellen und legte darüber einen neuen Boden von Lehm und in diesen stellenweise gegossenen Estrich oder Ziegelplatten.

Dagegen ist das Männerbad mit den nächst anliegenden Räumen, also die Gruppe 31 bis 50 von dem Brande nicht so hart mitgenommen, wenigstens nicht zerstört worden. Allerdings zeigen sich an einzelnen Pfeilern des Hypocaustums Kugelsteine neben Kalkschieferquadern verwendet, woraus auf eine Ausbesserung der Pfeiler in späterer Zeit zu schliessen

ist. Wahrscheinlich hat die beim Brande einstürzende Decke des Raumes 43 die suspensura durchgeschlagen und theilweise auch die Pfeiler beschädigt. Aber so gründlich als im östlichen Tracte war hier die Verwüstung sicher nicht, weil das bei der Restauration verwendete Materiale (Kugelsteine) hier nur sehr sparsam auftritt; auch fand man hier nur eine Culturschicht.

Es lässt sich aus diesen Angaben der Gang, welchen der Brand genommen, erkennen. Er gieng von Nordosten oder Südosten aus und erstreckte sich in entgegengesetzter Richtung über den östlichen Theil des Gebäudes, wurde aber wahrscheinlich durch den Luftzug oder die Richtung des Windes (aus Nord- oder Südwest) von dem westlichen Theile des Baues abgehalten, bevor dieser ganz zerstört war.

Ob die Katastrophe plötzlich hereinbrach oder vorhergesehen wurde, lässt sich aus keinem Anzeichen mehr erkennen. Die Fundobjecte sind allerdings so auffallend wenig, namentlich das Geräthe und der einfache Schmuck — um von Kostbarkeiten nicht zu reden — dass man schliessen sollte, es sei den Bewohnern gelungen, sich rechtzeitig mit Hab und Gut zu flüchten. Allein das Bild, welches die aufgefundenen Gegenstände gewähren, bezieht sich nicht auf die erste Zerstörung, sondern auf eine zweite; dieser gieng eine Wiederherstellung des Gebäudes voraus und, so eilfertig solche auch geschehen sein mag, so ist doch zu vermuthen, dass man den Mauerschutt durchsucht und das Werthvolle und Brauchbare aufgenommen und geborgen habe.

Sicherer lässt sich von der zweiten über das ganze Gebäude erstreckten Zerstörung sagen, dass sie vorausgesehen werden konnte. Es muss den Einwohnern gelungen sein, fast alle Habseligkeiten mit sich zu nehmen, so dass nur werthloses Geräthe, Messerklingen, Schlüssel, das Thongeschirr, Beschlägstücke und dergleichen zurückblieb. Die Asche, welche man 1—6 Zoll dick, in verschiedener Tiefe in allen Theilen der Ausgrabung, vorzüglich aber im südlichen vorfand, deutet darauf hin, dass auch diese zweite Zerstörung mit einem Brande verbunden gewesen sei. Vielleicht steht damit die eigenthümliche Erscheinung im Zusammenhange, dass sich so viele Kiefer-, Schneide- und Backenzähne von Einhufern im südlichen Theile des Gebäudes vorfanden. Wahrscheinlich hat

man Pferde, Maulthiere und Rinder, welche brauchbar und tüchtig genug waren, die Strapazen der Flucht mitzumachen, mit sich getrieben, alte und kranke Thiere aber frei gelassen; diese mögen Nahrung suchend in dem verlassenen Gebäude herumgeirrt und beim Brande umgekommen oder auch von den einfallenden Feinden geschlachtet worden sein. Endlich steht noch das nebensächliche Factum fest, dass man beim Eintritte der zweiten Katastrophe eben mit Bauarbeiten beschäftigt war, wie der unbehauene Stein und der ungelöschte Kalk beweisen, den man vorfand. Es muss also diese Katastrophe in der milderen Jahreszeit, in der man Bauarbeiten auszuführen pflegt, erfolgt sein, wofür auch der schon bemerkte Umstand spricht, dass die Mündung des praefurnium (44) leicht verlegt war, was zur Zeit des Sommers geschah.

---

Es ist von den Fundobjecten, um nun von diesen zu sprechen, leider nicht angegeben, welche von ihnen, soweit die Stelle der Auffindung bekannt ist, in der oberen und welche in der unteren Cultürschicht getroffen wurden, mit einziger Ausnahme der Fragmente von Gefässen aus terra sigillata. Daher muss vorläufig die Thatsache einer zweimaligen Zerstörung festgehalten und damit im weiteren Verlaufe der Untersuchung der zeitliche Charakter der Fundobjecte verglichen werden.

Von ihnen sollen die redenden vorausstehen, d. h. jene, welche Inschriften und Schriftzeichen tragen. Die anderen, welche keine prägnanten Merkmale für die Zeitbestimmung darbieten, werden zum Schlusse in kurzer Beschreibung angefügt. Zu ersteren gehören die Münzen, die Ziegel und Gefässe mit Stämpeln und solche, die ab und zu auch mit eingeritzten Schriftzeichen versehen sind.

Die aufgefundenen Münzen, 378 an der Zahl, sind nebenan übersichtlich zusammengestellt auf Grundlage einer überaus sorgfältigen und mit Sachkenntniss ins Detail eingehenden Beschreibung, welche der Referent für Numismatik im Museum Francisco-Carolinum, Herr Joseph von Kolb — den Fachmännern als Specialist für die Münzen der Kaiser Tacitus und Florianus bekannt — abgefasst hat.

Unter diesen 378 Münzen rühren 377 von römischen Kaisern, nur eine von einer Stadt (Viminacium) her, auch diese in der Kaiserzeit, unter Philippus I. (244—249) geprägt. Von den Kaisermünzen sind 16 Stücke Denare aus der Zeit von Vespasian bis einschliesslich Alexander Severus (und Julia Mammaea), d. i. 69 bis 235 n. Chr.; dann 13 Sesterze in Kupfer fast aus derselben Zeit und ein grosses Kupferstück, dessen Gepräge verschliffen ist, wol aber auch nicht über Alexander Severus herabgeht. Von Mittelbronze — meist Dupondien — zeigten sich 21 Stücke aus der Zeit von Nero bis Commodus (54—192) und 4 aus dem Beginne des IV. Jahrhunderts. Dagegen bestand die weitaus grössere Anzahl der Münzen aus (1) Billon- und (309) Weisskupferdenaren von Gordianus III. bis Herculeus (237—310)[1]; dazu kommen zwölf Kupferdenare (Kleinbronzen) des IV. Jahrhunderts.

| Kaiser: | Silber | Bronze Gross- | Bronze Mittel- | Bronze Klein. |
|---|---|---|---|---|
| 1) Nero (54—68) . . . . | — | — | 1 | — |
| 2) Vespasian (69—79) . . | 2 | — | 1 | — |
| 3) Domitian (81—96) . . | 1 | 2 | 1 | — |
| 4) Nerva (96—98) . . . | — | — | 1 | — |
| 5) Trajan (98—117) . . . | 1 | 1 | — | — |
| 6) Hadrian (117—138) . . | 2 | 1 | 6 | — |
| 7) Sabina . . . . . . . . | — | — | 1 | — |
| 8) Antoninus Pius (138 bis 161) . . . . . . | 1 | — | 1 | — |
| 9) Faustina senior . . . . | — | 1 | — | — |
| 10) M. Aurel (161—180) . . | — | 1 | 2 | — |
| 11) Faustina junior . . . . | — | 1 | 2 | — |

[1] Von den bei J. Gaisberger (Separatabdr. S. 58) angeführten und als Schlusspost auch in das oben eingerückte Verzeichniss aufgenommenen 64 Münzen sind mit Ausnahme etwa der einen Grossbronze und dreier Kleinbronzen alle übrigen Stücke (60) Weisskupferdenare aus der Zeit der Kaiser Gallienus, Claudius II., Aurelianus und Probus (von letzterem nur einige). Diese Mittheilung verdanke ich der Güte des Herrn Joseph von Kolb, welcher die Fundmünzen wiederholt prüfte und namentlich auf eine besondere Anfrage hervorhob, dass unter den nicht mehr bestimmbaren kein einziges Stück aus der Zeit von Gordianus III. bis Gallienus (exclusive) sich gezeigt habe.

| Kaiser: | Silber | Bronze Gross- | Bronze Mittel- | Bronze Klein. |
|---|---|---|---|---|
| 12) L. Verus (161—169) . . | — | — | 2 | — |
| 13) Lucilla . . . . . . . . | — | 1 | 2 | — |
| 14) Commodus (180—192) . | — | — | 1 | — |
| 15) Septimius Severus (193 bis 211) . . . . . . . | 2 | 2 | — | — |
| 16) Julia Domna . . . . . | 1 | — | — | — |
| 17) Caracalla (211—217) . . | — | 1 | — | — |
| 18) Elagabalus (218—222) . | 1 | — | — | — |
| 19) Julia Paula . . . . . | 1 | — | — | — |
| 20) Julia Maesa . . . . . | 2 | — | — | — |
| 21) Alexander Severus (222 bis 235) . . . . . . | 1 | 1 | — | — |
| 22) Julia Mammaea . . . | 1 | 1 | — | — |
| | Billon | | | |
| 23) Gordianus III. (237—244) | 1 | — | — | — |
| | Weisskupferdenare | | | |
| 24) Gallienus (260—268) . . | 76 | — | — | — |
| 25) Salonina . . . . . . . | 6 | — | — | — |
| 26) Saloninus . . . . . . . | 1 | — | — | — |
| 27) Victorinus . . . . . | 2 | — | — | — |
| 28) Claudius II. (268—270) . | 84 | — | — | — |
| 29) Quintillus (270) . . . | 3 | — | — | — |
| 30) Aurelianus (270—275) . | 34 | — | — | — |
| 31) Severina . . . . . . . | 2 | — | — | — |
| 32) Tetricus I. (268—273) . | 1 | — | — | — |
| 33) Tacitus (275—276) . . | 1 | — | — | — |
| 34) Probus (276—282) . . | 28 | — | — | — |
| 35) Numerianus (282—284) . | 5 | — | — | — |
| 36) Carinus (282—285) . . | 3 | — | — | — |
| 37) Diocletianus (284—305) . | 1 | — | — | — |
| 38) Maximianus (286—310) . | 2 | — | — | — |
| 39) Constantius Chlorus (292—306) . . . . | — | — | 2 | — |
| 40) Galerius (292—311) . . | — | — | 1 | — |
| 41) Daza (305—313) . . . | — | — | 1 | — |
| 42) Licinius I. (307—323) . | — | — | — | 1 |

| Kaiser: | Weisskupferdenare | Bronze | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| | | Gross- | Mittel- | Klein. | |
| 43) Constantin der Grosse (306—337) . . . . . | — | — | — | 1 | |
| 44) ? (Söhne Constantin's) . | — | — | — | 3 | Inschriften verwischt. |
| 45) Valens (364—378) . . | — | — | — | 4 | |
| 46) Unbestimmt . . . . . . | 60 [1] | 1 | — | 3 | |
| 47) Viminacium, Colonie, v. K. Philippus I., anno VIII | — | — | — | 1 | |

Unter diesen Stücken fehlen in Cohen, Description historique des médailles Impériales: Gordianus III. (Die Münze zeigt auf der Vorderseite IMP·GORDIANVS PIVS·FEL·AVG Büste des Kaisers mit der Strahlenkrone von rechts. ℞ SALVS AVG Salus stehend, in der Linken das Scepter, mit der Rechten die Schlange fütternd, links ein Altar); ferner Gallienus (GALLIENVS AVG Kopf mit der Strahlenkrone von rechts. ℞ VOT | X | ET | XX In vier Zeilen innerhalb eines Lorbeerkranzes; der Stämpel bisher nur in Gold bekannt (Cohen VII 81); ferner Probus (IMP·C·PROBVS P·F·AVG Büste mit Panzer und Strahlenkrone von links. ℞ CONSERVAT·AVG Sol stehend mit der Kugel; im Abschnitt TXXT (Tarraco). — Die übrigen Münzen sind beschrieben in Cohen's Werke; es genüge hier statt der ausführlichen Beschreibung auf dieses Werk hinzuweisen. Die Citate sind aus des Herrn v. Kolb sehr eingehender und verdienstlicher Zusammenstellung des Münzfundes entnommen; die vorangestellten arabischen Ziffern beziehen sich auf die Nummern, unter denen oben die einzelnen Posten aufgeführt wurden.

**1)** Cohen I 246. — **2)** I 108, 153, 238. — **3)** Verschliffen. — **4)** I 108. — **5)** Denar, II 27. Sesterz verschliffen. — **6)** Ein Denar II 324, der andere verschliffen; die Bronzen II 731, 828, 873, 923; die anderen verschliffen. —

[1] Aus der Epoche von Gallienus bis Aurelianus.

**7)** II 52. — **8)** Denar II 115; Bronze verschliffen. — **9)** II 141. — **10)** II 646, die anderen unleserlich. — **11)** II 231, VII 32, die dritte verschliffen. — **12)** Verschliffen. — **13)** III 66, 79, 93. — **14)** III 600. — **15)** III 20, 121, 480; ein Stück unleserlich. — **16)** III 65. — **17)** III 565. — **18)** III 97. — **19)** III 2. — **20)** III 4, 14. — **21)** Denar unleserlich, Bronze IV 360. — **22)** IV 11, 41. — **23)** Siehe oben beschrieben.

**24)** IV 28 mit und ohne B (5 Stücke), 34 (2 Stücke), 41 mit und ohne Γ (2 Stücke), 58 mit Z (2 Stücke), 59 mit M, 61 mit Δ, 97, 103 mit Є (3 Stücke), 107 mit X (2 St.), 109 mit Γ (2 St.), 109 mit XI (1 St.), mit XII (5 St.), 152, mit N. 169, mit S. 204, mit S. 227 mit XI (2 St.). 249. 337, mit B. 354 (3 St. mit A, mit H und ohne Zeichen). 366 mit N. 390 (2 St., eines mit T). 404, mit S. 415. 466 (2 St.). 472 (verschliffen). 503. 504. 524. 541 (9 St., eines mit Є). 578. 694 mit X (3 St.). Die übrigen Stücke verschliffen, unter ihnen 4 Bruchstücke.

**25)** IV 32 mit Δ, 46, 50 mit Δ (2 St.), 87 ähnlich mit H; eine Münze verschliffen.

**26)** IV 8, schönes Exemplar. — **27)** V 5, 29.

**28)** V 38 (2 St.). 49 (10 St., darunter ein barbarisches Gepräge). 51 (12 St. mit leichten Varietäten und mehr weniger barbarischem Gepräge; auf einem St. S). 67. 68 (2 St.). 74 (5 St.). 83 (2 St. eines mit Z). 88 (2 St.). 93 (2 St.). 99 (2 St.), 110. 111 (2 St. mit XII und ohne Zeichen, letzteres barbarisch). 113. 118 (3 St., eines mit X). 124 oder 125. 144 (2 St., eines mit A). 146, mit T. 153 (2 St.). 168 (2 St.). 209. 223 (4 St. mit Э und ohne Zeichen), ein anderes mit Є. Bei den übrigen Münzen Legenden und Figuren der Rückseiten verschliffen.

**29)** V 36, V 45 (2 St.).

**30)** V 73 (8 St. mit S, T, S und Stern, P und Stern). 100 (2 St. mit S). 107 (4 St. mit P und Stern, S und Stern, T und Stern). 112 (3 St., eines mit P). 130 (2 St., eines mit S). 131 mit P und Stern. 133 mit Q. 138 mit VI (4 St.). 177 mit P und Stern. 181. 205, mit T. 212 (2 St., eines mit T). Die übrigen Stücke verschliffen.

**31)** V 4, mit SXXIR. 12, mit PXXT. — **32)** Verschliffen.

**33)** V 114, mit KA (Kyzicus A).

**34)** V 184, mit XXIQ. 211ᵃ, mit Δ und XXI. 211ᶜ mit S und XXI. 243, mit B u. XXI. 260 mit 11 (in Gallien geprägt). 269, mit R, Blitz, Є (zu Rom geprägt). 293, mit VXXT (Tarraco). 307, mit R, Blitz, B (Rom). 353, mit V und XXI (Siscia). 429. 431, mit R Stern A (Rom). 461, mit V Stern und TXXI. 506 verwischt. 559, mit R, Blitz, S. 575, verwischt. 642, mit S und XXI; ein zweites Stück mit XXI VI. 659 mit XXIV (Siscia). Die übrigen verschliffen.

**35)** V 26 (Variante) mit Γ und SMSXXI. 27, mit KA . . . 61, mit KAΔ. 83 mit KAS; eine Münze verschliffen.

**36)** V 45, mit KAZ . 64 mit KAЄ. 111 mit . . . . A. — **37)** V 246 mit XX, Kranz, IA.

**38)** V 299 (2 St.) verwischt. — **39)** V 112 mit B und SIS; das andere Stück verwischt.

**40)** V 82 mit A und SIS. — **41)** VI 120 mit Kranz Γ und SIS. — **42)** VI 82 mit B und SIS.

**43)** VI 474 mit RQ. — **44)** Verwischt. — **45)** VI 64 mit SMAQ . . . 72 verwischt, ebenso die übrigen Stücke.

---

Von modernen Münzen und Medaillen, welche gleichfalls bei den Aufgrabungen gefunden wurden, merkt das Protokoll eine schöne Bronzemedaille mit St. Franciscus und St. Wilhelm, ferner eine österr. Silbermünze v. J. 1565, eine nicht näher bezeichnete Silbermünze von 1639 und eine Silbermünze von K. Leopold, v. J. 1700, an. —

Bevor dieser Bestand im Einzelnen geprüft wird, ist die Frage zu entscheiden, ob die aufgeführten Münzen als ein Ganzes zusammen, als ein vergrabener Schatz zu betrachten, oder ob sie zufällig in den Erdboden gelangt seien. Dass ersteres nicht der Fall war, beweist vor allem die Verschiedenheit der Fundstellen, an denen die Münzen zu Tage kamen; sie wurden nicht an einer Stelle aufgegraben, sondern, wie im Laufe der Untersuchung angemerkt wurde, fanden sie sich durch mehrere von einander ziemlich entfernte Räume zerstreut, so im Raume 8 unter dem Estrich, in den Räumen 21—30, dann in 34 und 39, vorzüglich aber in grosser Zahl

auf dem nun mauerfreien Boden zwischen der Seebacherstrasse und den Räumen 1—10. Hier, wo die besser ausgestatteten Wohnräume standen, wurden die meisten Münzen, mehr als die Hälfte, gefunden. Auch die Verschiedenheit der Sorten spricht gegen die Auffassung eines Schatzes; es fanden sich, wie noch gezeigt werden wird, Münzen der ältesten Kaiserzeit neben solchen der späteren Verfallzeit, in der jene lange nicht mehr circulierten, und überdies erstere in einer so geringen Anzahl, dass eine Sortentrennung des etwa angesammelten Geldes, wie sie in anderen Funden vorkommt, hier nicht denkbar ist.

Die Münzen müssen also zufällig in den Erdboden gelangt sein, sei es dass sie einzeln verstreut oder in grösseren Beträgen als der Inhalt von Beuteln, Taschen, Büchsen u. dgl. verloren wurden. Darum dürfen sie auch nicht als Repräsentanten des Courants einer bestimmten Epoche, sondern müssen als das mehrerer aufgefasst werden. Wir theilen sie zum Zwecke der Prüfung in drei durch Veränderungen im römischen Münzwesen selbst unterschiedene Gruppen [1].

Die erste und älteste bis auf den Schluss der Regierung des K. Alexander Severus herabreichend (im Verzeichnisse Post 1 bis 22 inclusive) spiegelt das Courant aus dem ersten Drittel des III. Jahrhunderts. Unter Septimius Severus war der Silberdenar auf nahezu 50 Percent Feingehalt herabgegangen. Damals verschwanden die älteren besseren Denare aus dem Verkehre mit Ausnahme derjenigen, welche durch eine vieljährige Circulation soviel von ihrem Gewichte verloren hatten, dass sie sich neben den schlechteren Denaren des Septimius Severus im Verkehre erhielten. Eben diese Erscheinung stellt sich in der älteren Gruppe dar. Von den 16 Denaren, die sie enthält, stammen 9 aus dem ersten Drittel des III. Jahrhunderts; die übrigen 7 aus dem I. und II. Jahrhundert sind, die jüngste durch einen Zwischenraum von mindestens 23 Jahren, die älteste durch einen solchen von mindestens 114 Jahren getrennt, d. h. sie waren zwischen 23 und 114 Jahren im Cours und hatten dadurch soviel an Gewicht verloren, dass sie

[1] Ueber die Darstellung dieser Veränderungen vgl. Th. Mommsen ‚Geschichte des römischen Münzwesens' an den betreffenden Stellen.

sich trotz ihres grösseren Feingehaltes mit den jüngeren Denaren mischen konnten.

Im Jahre 215 gab K. Caracalla das erste Billongeld aus, eine grössere Sorte von Creditgeld in Silber mit sehr starker Legierung, bekanntlich durch die Strahlenkrone an den Köpfen der Kaiser und den Halbmond an denen der Kaiserinnen kennbar. Er selbst sowie seine Nachfolger Macrinus und Elagabalus schlugen diese Billonmünzen in geringerer Anzahl, so dass nach dem Bestand der Funde ungefähr auf 20 Silber- 1 Billondenar entfällt. In der nächstfolgenden Zeit unter Alexander Severus und Maximinus Thrax wurde die Präge dieser Münzsorte gänzlich eingestellt; hingegen kehrten des Letzteren Nachfolger Balbinus, Pupienus, Gordianus u. s. w. wieder zum Billongelde zurück und schlugen fast nur Billon-, keine Silberdenare. Sofort verschwinden die werthvolleren Silberdenare aus dem Verkehre. Wenn also in der älteren Gruppe Billondenare der Zeit vor Alexander Severus nicht erscheinen, so kann dies nicht überraschen; nach dem Verhältniss, in welchem damals Silber- und Billondenare ausgegeben wurden, und da nur 16 der ersteren Gattung sich fanden, hat es nichts Befremdliches an sich, dass der Billondenar gänzlich fehlt. Bezeichnend aber ist es, dass überhaupt noch sechzehn Silberdenare in dieser Gruppe vorkommen, sie müssen, wenigstens der grossen Mehrzahl nach, in unser Gebäude gelangt sein, noch bevor in Folge der reichlichen Emission der Billondenare das Silbergeld aus dem Verkehre verschwunden war, d. h. vor der Regierung des K. Gordianus (238—244).

Schon vor Septimius Severus, unter K. Commodus, als die Sesterzenpräge stockte, begann man diese grossen Kupferstücke zu vergraben, weil nach der damaligen Beschaffenheit des Feingehaltes der Denare vier Sesterzstücke schon einen grösseren relativen Werth repräsentierten als ein Denar. Wenn nun nicht blos ältere Gross- und Mittelbronzen, sondern auch solche aus dem III. Jahrhundert sich in Windischgarsten fanden, so ist die Ursache davon gewiss in dem Vorgehen des K. Alexander Severus zu suchen, welcher dem im Credit gesunkenen Silberdenar dadurch aufzuhelfen suchte, dass er zwar etwas leichtere, aber sehr sorgfältig geprägte Sesterze (von $^5/_6$ statt einer Unze im Gewicht) in grossen Mengen ausgab.

Nothwendig musste diese Massregel das früher aus dem Verkehr gezogene oder vergrabene Grosskupfer wieder hervorlocken, zumal als die meisten dieser Stücke in Folge ihrer Circulation ohnehin an Gewicht verloren hatten. Dieses Symptom stimmt also gleichfalls vollkommen zur Zeit des K. Alexander Severus.

Endlich ist noch festzuhalten, dass alle diese Münzen vor 217 nicht in das aufgegrabene Gebäude gelangt sein können; das Itinerarium Antoninianum, welches die Eintheilung der Mansionen für die Epoche der K. Septimius Severus und Caracalla darstellt, nennt Ernolatia gar nicht, damals hat also in diesem Orte eine mansio nicht bestanden. Auch eine mutatio nicht. Denn nach der damaligen Eintheilung der Tagereisen und bei dem Umstande, dass eine mutatio regelmässig in der Hälfte des Weges zwischen zwei Nachtherbergestationen angelegt war, entfiel für die betreffende Strecke Gabromago—Tutatione die Wechselstelle nicht auf Windischgarsten (Ernolatia), sondern auf Spital am Pirn (Pirodunum?)[1]. Andererseits zeigt die ältere Gruppe noch Münzen von Alexander Severus und Erscheinungen, die nur in der Regierung dieses Kaisers erklärbar sind. Es müssen also die Münzen dieser Gruppe zwischen 217 und 235 in unsere mansio gelangt sein, was in dem grösseren Theile dieser Zeit mit Alexander's Regierung zusammentrifft (222—235), dem aus anderen Gründen die Erbauung der mansio schon oben zugeschrieben wurde; sie mögen theils beim Baue der mansio selbst, theils in der nächstfolgenden Zeit einzeln verloren und verstreut worden sein.

Die zweite jüngere Gruppe von Gallienus bis zur Münzreform Diocletians (für Silber zwischen 287 und 292, für Kupfer zwischen 296 und 301) reichend, zum Theile also noch Maximianus Herculeus einschliessend, erstreckt sich durch die Zeit von 27 Jahren (260 bis 287, Post 24—38 einschliesslich) und enthält den bei weitem grössten Theil der Fundmünzen, 309 Stücke, lauter sog. Weisskupferdenare, ohne Beimischung einer andern Sorte. Der Billondenar, wie gesagt, seit Gordianus in

---

[1] Vgl. den I. Theil dieser Untersuchung Sitzungsber. Bd. 71, S. 367 (13) und 379 (25).

grossen Mengen ausgebracht, war um das Jahr 256 auf 20 Percent, bald darauf auf 5 Percent Feingehalt herabgesunken und in der That nur mehr eine Kupfermünze, welche durch Weisssieden einen flüchtigen, leicht zerstörbaren Silberglanz erhielt. In dieser Zeit verschwand nun auch das werthhaftere Billongeld und das ebenfalls werthhaftere Grosskupfer der älteren Zeit aus dem Verkehre, so dass der Weisskupferdenar fast die einzige Sorte, die damals umlief, bildete. Er wurde unter Gallienus und Claudius II. in ungeheuren Massen ausgegeben, weshalb sich Aurelian, der erste, welcher die Reform des Münzwesens in die Hand nahm, gezwungen sah, ihn mit herabgesetzter Geltung beizubehalten; denn ihn aufzurufen und ganz einzuziehen, wäre bei der massenhaften Production desselben in der nächstvorausgehenden Zeit ein Opfer für den Staat gewesen, vor dem der Kaiser zurückschreckte. Daher blieben die Weisskupferdenare, wenn auch mit verminderter Geltung, im Verkehre, ja die Nachfolger prägten ähnliche Münzen wieder in grosser Menge, bis Diocletian durch Rückkehr zu werthhaftem Silbergelde und durch Ausgabe neuer Kupfersorten die Wirren des Münzwesens schloss. Bei diesem Anlasse wurde der Weisskupferdenar seinem wirklichen Werthe entsprechend als eines der niedersten Nominale ins neue Kupfergeld aufgenommen, der Name denarius bezeichnet nunmehr eine der untersten Kupfermünzen.

Diesen Verhältnissen entspricht es nun zwar vollkommen, dass mehr als drei Viertel aller Fundmünzen auf das Decennium des tiefsten Verfalles, der massenhaften Ausgabe von Weisskupferdenaren (260—270) entfallen. Allein bei der vieljährigen Geltung dieser Münzen als Creditgeld vor — und als Scheidemünze nach Diocletian lässt sich nicht behaupten, dass sie alle zur Zeit der betreffenden Kaiser, also zwischen 260 und 270, in den Boden unserer Ausgrabungen gelangt seien. Bei dem grösseren Theile mag dies der Fall sein, bei einem beträchtlichen Theile aber sicher nicht. Denn es fanden sich sechzig Stücke unter ihnen, welche nach sorgfältiger Reinigung von erdigen Ansätzen ein so verschliffenes Gepräge zeigten, dass sie nach einzelnen Kaisern nicht mehr, sondern nur nach Epochen bestimmbar waren. Sie müssen also, bevor sie in den Erdboden gelangten, durch eine lange Zeit circuliert haben.

So schlecht sie in technischer Beziehung auch hergestellt waren, lässt sich doch nicht denken, dass schon eine zehn-, selbst eine zwanzigjährige Circulation sie in diesen Zustand gebracht hätte; es ist daher sehr wahrscheinlich, dass sie noch über die Zeit Diocletian's hinaus im Verkehre waren. Ein zweiter Grund, welcher ebendafür spricht, ist die auffallend geringe Zahl, in der die Münzen des IV. Jahrhunderts im Funde vertreten sind. Obwol sie mindestens bis Valens († 378) hinabreichen, sind nur 16 Stücke aus diesem Jahrhundert vorhanden, von denen 6 dem Anfange desselben angehören und 3 unbestimmbar sind. Um so auffallender ist dies, als sonst gerade in den Funden unserer Länder die Münzen aus Constantin's des Grossen und seiner Söhne Zeit sich sehr zahlreich zeigen. Es wird daraus geschlossen werden müssen, dass jene 60 unbestimmten Weisskupferdenare (aus der Epoche von 260 bis 270) also beinahe ein Viertel der gesammten Zahl der letzteren als niedriges Scheidegeld bis tief hinein in das IV. Jahrhundert vielleicht noch länger umgelaufen und erst sehr spät in dem aufgegrabenen Gebäude verloren worden seien, wonach die Zahl der aufs IV. Jahrhundert entfallenden Münzen sich auf 70 bis 80 stellen würde.

Da diese eben besprochenen Münzen die dritte Gruppe in unserem Funde ausmachen, sind nur noch zwei merkwürdige Erscheinungen an den Münzen von Windischgarsten zu betrachten, welche das Verhältniss ihrer Anzahl innerhalb einer jeden Gruppe darbietet; die erste über Alexanders Regierung, 13 Jahre (222—235), ausgedehnt zeigt mit Einschluss der einen unbestimmbaren Grossbronze 51 Stücke; die zweite aus mindestens 27 Jahren (260—287) 249, die dritte aus 91 Jahren (287 - 378) 76 Stücke. Ueberdies sind die erste und zweite Gruppe durch einen Zwischenraum von 25 Jahren getrennt (235—260), aus welchem nur der eine Billondenar von Gordianus zu Tage gekommen ist.

Bei der Vergleichung dieser Zahlen ist der schon nachgewiesene Umstand festzuhalten, dass die Münzen nicht Bestandtheile eines Schatzes, sondern dass sie zufällig in die Erde gelangt sind, sei es durch Unvorsichtigkeit des Besitzenden, oder durch Ereignisse, welche jede Vorsicht fruchtlos machten. Das erstere wird im Durchschnitt so ziemlich zu

allen Zeiten gleichmässig der Fall gewesen sein. Einzelne Geldstücke verstreuen oder verlieren und nicht wiederfinden, das kommt zu allen Zeiten vor und ist ein so zufälliges und unwichtiges Vorkommniss, dass es für das Ergebniss dieser Untersuchung gar nicht in Berechnung kommen kann. Das andere wird aber wichtig, wenn die mitwirkenden Ereignisse von Bedeutung und der dabei verlorene Betrag von einer Grösse ist, welche schliessen lässt, dass man auf seine Bewahrung eine gewisse Sorgfalt verwendet haben werde.

Von diesem Gesichtspunkte aus kann es nicht auffallen, dass die erste Gruppe aus verhältnissmässig kurzer Zeit 51 Münzen enthält, zumal wenn man die Bauzeit, den lebhaften Verkehr in der friedlichen Epoche des K. Alexander und noch den Umstand in Anschlag bringt, dass der weitaus grössere Theil aus Kupferscheidemünze (34 St.) besteht. Auch bei der dritten Gruppe ist die Anzahl zwar auffallend, aber nicht unerklärlich; man muss zu den 16 im IV. Jahrhundert geprägten mindestens die 60 verschliffenen Weisskupferdenare rechnen und in Anschlag bringen, dass die Regsamkeit des Lebens in unserer mansio damals nachgelassen, zeitweilig vielleicht ganz gestockt habe; es liegt dies zum Theile in den Verhältnissen der Zeit, in der allgemeinen Abnahme der Wohlhabenheit und Sicherheit und in dem grösseren Werthe, den das Geld hatte, begründet.

Anders aber verhält es sich mit den beiden arg contrastirenden Zeiträumen, welche zwischen der ersten und der dritten Gruppe liegen. Dass aus der einen 25 Jahre umfassenden nur eine, aus der andern 27 Jahre umfassenden Epoche dagegen nach Abrechnung der verschliffenen Weisskupferdenare 249 Münzen gefunden wurden, das muss einen tieferen Grund haben. Zur Aufklärung reicht es nicht aus, auf die grosse Menge des in der letzteren Zeit circulierenden Geldes und dessen geringen reellen Werth hinzuweisen. Diese Momente mögen zu der in Frage stehenden Erscheinung beigetragen haben; man wird daraus namentlich Posten wie die, in welcher K. Probus erscheint, der soviel Geld schlug, erklären können; aber für eine befriedigende Erklärung der Posten von Gallienus und Claudius II. genügen diese Momente nicht. Nicht um den Reichthum einer Prägeepoche an sich handelt

es sich hier, wie etwa bei der Beurtheiluug eines aufgefundenen Schatzes, sondern um den Anlass, aus welchem eine so grosse Zahl von Münzen in einzelnen Stücken und in kleineren oder grösseren Beträgen verstreut werden konnte. Auch um den reellen Werth der Münzen kann es sich nicht handeln, denn der Weisskupferdenar hatte einen officiellen Mehrwerth, zu welchem er im Verkehre angenommen werden musste; anderseits hatte man, weil das Gold ungemein selten geworden war, und andere Münzsorten längst aus dem Verkehre geschwunden waren und nur in verschwindender Zahl neugeprägt wurden, kein anderes als das Weisskupfergeld für den gewöhnlichen Verkehr. Man wird das Geld damals also ebensogut in Acht genommen haben, als zu anderen Zeiten. Es war ja auch die Epoche des Billongeldes (237—260) an Münzen sehr reich und doch hat sich von ihr nur ein Stück gefunden.

Vielmehr wird man voraussetzen müssen, dass der Anlass soviel Geld zu verstreuen und zu verlieren in einem plötzlich eintretenden Ereignisse bestanden habe, welches die Bewohner der mansio zur Flüchtung zwang und durch die dabei herrschende Hast und Verwirrung der Anlass wurde, dass mehrere grössere Geldbeträge in Verlust geriethen. Ein solches Ereigniss kann nur ein feindlicher Ueberfall gewesen sein, von welchem das Grenzland plötzlich heimgesucht wurde und bei dem es den Feinden darum zu thun war, über den Pirn nach dem binnenländischen Noricum und nach Italien zu gelangen.

Auch nachdem dies Ereigniss eingetreten war, bestand die mansio fort, es finden sich auch von späteren Kaisern Münzen, wenngleich ihre Zahl rasch abfällt.

Noch schwieriger scheint die Erklärung der Lücke zu sein, welche in der Münzreihe vom Jahre 235 bis 260 besteht. Sie würde sich sehr wol verstehen lassen, wenn wenigstens die zweite Gruppe als der Theil eines Schatzes aufgefasst werden könnte. Man würde dann voraussetzen können, dass derjenige, der den Schatz bildete, die einzelnen Sorten in zwei Behältern getrennt verborgen habe, in dem einen die Billondenare, im andern die Weisskupferdenare, und dass entweder er selbst bei einer Flüchtung nur den Behälter mit den werth-

volleren Münzen mit sich genommen, den andern aber preisgegeben habe oder dass der erstere etwa von den einfallenden Feinden aufgefunden und sich zugeeignet worden sei. Allein die Verschiedenheit der Fundstellen spricht, wie schon bemerkt, gegen die Voraussetzung, dass hier ein Schatz vorliege. Ebensowenig lassen sich zwei andere Voraussetzungen halten, die aufgestellt werden könnten, die eine, dass unsere mansio in der Zeit der Billondenare nicht in Verwendung gestanden habe, sondern aufgelassen oder geschlossen gewesen sei; die andere, dass eben in dieser Zeit keine Münzen verstreut worden seien. Für die erstere lässt sich keinerlei Anzeichen und Beleg, weder in den Ruinen des Gebäudes noch in der Geschichte auffinden. Unter Gordianus und seinen Nachfolgern bis herab auf Aurelian wissen wir von keinem Einfalle der Germanen, der eine solche Ausdehnung gehabt hätte, dass Noricum selbst gefährdet gewesen wäre. Ebensowenig wahrscheinlich ist es, dass man damals eine neue Eintheilung der Stationen der Reichspost vorgenommen habe, nachdem erst vor Kurzem unter Alexander Severus eine solche, den Bedürfnissen der Reisenden vollkommen Rechnung tragende Umgestaltung ins Werk gesetzt worden war. Es ist also, da weder Feindesgefahr, noch eine Postreform bestand, nicht abzusehen, warum die mansio in jener Zeit hätte geschlossen gewesen sein sollen. Noch unnatürlicher wäre die andere Voraussetzung, dass zwar die mansio in Verwendung gestanden habe, aber keine Münzen verstreut und verloren worden seien; ich wüsste wenigstens keinen Grund anzugeben, weshalb gerade in dieser Epoche der Zufall gnädiger oder die Menschen hätten sorgfältiger und vorsichtiger sein sollen.

Auch lässt sich die Erscheinung auf natürlichem Wege erklären; ihr Grund ist schon oben angedeutet worden. Als man nach der ersten Zerstörung des Gebäudes zur Wiederherstellung schritt, hat man sicher, wie eilfertig die letztere auch vorgenommen worden sein mag, den vorhandenen Schutt nach werthvollen und brauchbaren Geräthen und Geldstücken durchsucht und die Billondenare, die in der Zeit zwischen Gordianus und Gallienus einzeln verstreut worden sind, ausgeforscht und aufgehoben. Dies um so mehr, als Zerstörung und Wiederherstellung der mansio in der Zeit der Herrschaft

des Weisskupferdenars stattfanden und damals der Billondenar eine werthvolle Münze darstellte, auch zumeist aus eben diesem Grunde aus dem Verkehre gezogen und vergraben worden war. Es mögen dabei auch Silberdenare älterer Zeit in die Hände der Nachforschenden gelangt und aufgelesen worden sein, so dass es nur ein Zufall ist, wenn damals von letzteren 16 Stücke, von Billondenaren ein Stück den Suchenden entgieng, und erst in Folge der neueren Aufgrabungen zu Tage kamen.

Die Ergebnisse, zu denen die Untersuchung der Fundmünzen von Windischgarsten führte, bestehen also, um sie kurz zusammenzufassen, in Folgendem. Jene der ältesten Gruppe deuten nach ihrer Sortenmischung auf das Courant, wie es in der Zeit des K. Alexander Severus bestand, und bestätigen, eben weil sie die ältesten Münzen in der mansio von Ernolatia sind, dass deren Erbauung in die Epoche dieses Kaisers falle. Die zweite Gruppe weist nach der Zahl der einzelnen Posten und, da an einen Schatz nicht zu denken ist, auf ein Ereigniss, welches in der zweiten Hälfte des III. Jahrhunderts in unserer mansio eine Flüchtung der Einwohner und den Verlust einer beträchtlichen Menge von Münzen in grösseren Beträgen veranlasste. Es liegt auf der Hand, dass mit diesem Ereigniss die erste Zerstörung der mansio zusammenhängt. Bei deren Wiedererbauung wurde das werthhaftere in früherer Zeit verstreute Geld sorgfältig aufgelesen, weshalb sowol der Silberdenar in der ersten Gruppe, als auch der Billondenar der nächstfolgenden 25 Jahre so spärlich vertreten sind. Im IV. Jahrhundert endlich bestand die mansio mindestens noch bis 378 fort, doch lässt sich aus der Abnahme der Zahl der Münzen in der dritten Gruppe schliessen, dass in dieser Zeit die Lebhaftigkeit des Verkehres, wenigstens in Ernolatia und im Vergleich zur früheren Zeit bedeutend abgenommen habe.

Zu den redenden Denkmälern gehören ferner die Bruchstücke von Ziegeln und Gefässen, welche Stämpel und eingeritzte Schriftzeichen tragen.

Die Ziegelstämpel beziehen sich nur auf Truppenkörper, nicht auf Privatfirmen; sie theilen sich nach ersteren und bezeichnender Weise zugleich nach den Fundstellen in zwei Reihen.

Unter den Stämpeln der einen Reihe mögen jene voranstehen, welche in den an die k. Akademie der Wissenschaften eingesendeten Photographien abgebildet sind, nemlich:

1) NMRI Der letzte senkrechte Strich nicht vollkommen deutlich. Taf. II, 1.

2) NMR Der letzte Buchstabe auf einem Bruchstücke nicht vollkommen deutlich, da er über eingerissene Kreislinien aufgedrückt ist.

3) NAM; Taf. II, 2. gebrochen, der zweite Buchstabe verkehrt.

4) NVMR Taf. II, 3. Fragment eines Leistenziegels. Der nach abwärts gekrümmte Querstrich des E ist möglicherweise zufällig entstanden durch eine Erhabenheit im Thone des Ziegels. Die Photographie des Stämpels giebt keine alle Zweifel beseitigende Vorstellung des am Rande nicht vollkommen deutlichen Stämpels. Dass ein E vermeint sei, geht wol aus der Analogie mit dem folgenden Stämpel hervor.

5) NMER jetzt im k. k. Antiken-Cabinet; erhabene ziemlich gute Lettern, 8 Linien hoch. Zwischen M und der Ligatur ist der Grund, auf dem die Buchstaben erscheinen, vielleicht beim Abkratzen des anhaftenden Erdreichs oder durch alte Beschädigung geritzt und zwar in schräger Richtung, so dass es auf den ersten Anblick den Anschein gewährt, als stünde zwischen beiden ein sie verbindender Schrägstrich und als wären nicht blos ER, sondern AER oder RAE in der Ligatur enthalten. Allein bei sehr genauer Prüfung im besten Lichte erkennt man, dass hier ein Spiel des Zufalls vorwalte; namentlich ist der Zwischenraum zwischen M und der Ligatur zu klein, als dass ein ursprünglich beabsichtigter Schrägstrich hier Platz hätte.

Hiezu erwähnt Gaisberger zwei vereinzelt auftretende, auch im Protokolle erwähnte Bruchstücke mit:

6) NMB und einen Flachziegel mit:

7) ALA} Lettern 10 Linien hoch. Taf. II, Fig. 4.

Die andern Ziegelstämpel dieser Reihe liest Gaisberger alle wie 5); sie scheinen ziemlich häufig vorgekommen zu sein.

Die Fundstellen sind nach Aussage des Protokolls für Stämpel 4 die Räume 2, 5, 39; für Stämpel 3, 6, 7 der Raum 49. Andere Angaben fehlen; doch reichen die gegebenen zur Schlussfolgerung hin, dass die Ziegel dieser Reihe sowol in jenem Tracte verwendet wurden, welcher der ersten Zerstörung durch Feuer anheimfiel, als auch in jenem, der ebendamals verschont blieb, dass sie also nicht erst beim Wiederaufbau des ersteren, sondern schon beim ursprünglichen Baue beider Tracte als Materiale benützt wurden.

Die Stämpel 1 bis 6 haben alle im ersten Theile gleiche Lettern, entweder NM oder NVM. Es ist wol kein Zweifel, dass damit das Wort numerus angedeutet sei. Dies bezeichnet ursprünglich das Verzeichniss, in welchem die Namen der Soldaten eingeschrieben waren, in übertragener Bedeutung den Soldatenstand als solchen. Als technischer Ausdruck wird er für Unterabtheilungen von Cohorten, zunächst der Hilfsvölker, schon im I. Jahrhundert angewendet. Doch ist weder die Zahl der Soldaten, welche einen numerus ausmachten, noch das Verhältniss zur Cohorte bestimmbar; vielleicht bestanden dafür gar keine Vorschriften, sondern es mag dem Obercommandierenden einer Provinz frei gestanden haben, grössere oder kleinere Abtheilungen der Cohorten, die zu seinem Oberbefehl gehörten, je nach den Forderungen der Nothwendigkeit, an verschiedene Punkte seiner Provinz zu dislocieren, sei es zur Bewachung von Grenzstrichen oder von Strassenzügen oder wo sonst ein Ort strategische Wichtigkeit hatte.

Inschriftlich finden sich einzelne Beispiele aus dem II., noch mehr aus dem III. Jahrhundert. Wahrscheinlich war die häufige Bedrohung der Grenzländer am Beginne der Völkerwanderung die Ursache, dass im Laufe des III. Jahrhunderts derartige Dislocierungen auch im Innern der Grenzprovinzen öfter verfügt wurden. Wenigstens gewinnt der Ausdruck numerus allmählich immer mehr Geltung und wird schliesslich die geläufige Bezeichnung für das ältere Wort cohors.

Einzelne epigraphische Beispiele belehren uns über den Bau des Titels dieser Abtheilungen. Zu dem Worte numerus tritt auf Inschriften stets eine nähere Bezeichnung der Truppengattung, aus der er besteht, sei es nach der Art der Verwendung der Soldaten (numerus militum frumentariorum) oder

der Bekleidung (numerus militum caligatorum, aus Diocletian's Zeit)[1] oder endlich und in den zahlreicheren Fällen nach der Nationalität. Diese wird entweder mit einem, dem Volksnamen bezeichnet (numerus Brittonum[2], numerus Caddarensium vom Jahre 225[3]), oder mit zweien, indem zum Volksnamen noch ein Gau- oder Stadtname hinzutritt (numerus Brittonum Nemaningensium[4], numerus Brittonum Triputensium[5], numerus Dalmatarum Divitensium[6]) oder endlich es wird die Art der Verwendung mit einem Volks- oder Gaunamen verbunden (numerus exploratorum Bremenensium[7], numerus exploratorum Divitensium Antoninianorum[8], numerus Syrorum sagittariorum)[9].

Aus diesen Beispielen geht hervor, dass das Wort militum in den Titel nur dann aufgenommen wird, wenn der Zusatz adjectivisch gebraucht ist (m. frumentariorum, caligatorum), dagegen wegfällt, wenn Substantiva im Beisatze vorkommen (exploratorum oder Stammnamen wie Brittonum, Dalmatarum, Syrorum).

Es ist nun zunächst zu sehen, ob in unseren Stämpeln ein erklärender Zusatz angedeutet sei und dieser ein Substantivum oder Adjectivum enthalte. Bei den Stämpeln 4 und 5 findet sich zum Schlusse eine Ligatur, welche Gaisberger mit RE aufgelöst und auf Retorum statt Raetorum gedeutet hat, wonach ein numerus rätischer Soldaten den Bau geführt hätte. Allein es liegt keinerlei Anlass vor, der die an sich wenig wahrscheinliche Schreibung Re- für Rae- vorauszusetzen zwingen würde. Die Ligatur kann eben so gut mit ER aufgelöst werden und findet genügende Erklärung als die Abkürzung der zweiten Sylbe des Wortes numerus. Es spricht dafür auch der Stämpel 1, der RI am Ende zeigt; wenngleich das I undeutlich ist, lässt es sich doch aus der Anwendung des Ge-

[1] Orelli-Henzen 3540.
[2] A. a. O. 5781 aus Neuwied.
[3] A. a. O. 5271.
[4] v. Hefner. Röm. Bayern S. 30. Aschaffenburg.
[5] A. a. O. S. 90.
[6] Orelli-Henzen 3410.
[7] A. a. O. 206. Richester.
[8] A. a. O. 6730. Mainz.
[9] C. J. L. II. 1180.

nitivs sehr wol erklären, der Stämpel würde dann NuMeRI „numeri" zu lesen sein. An Analogien fehlt es nicht. So besitzt das k. k. Antiken-Cabinet mehrere Ziegel, auf denen eine Cohorte gleichfalls im Genitiv und ohne erklärenden Zusatz genannt ist; die Stämpel sind: COHRTS, COHRTIS [1], CHORTIS. Demnach werden wol die Stämpel 1—5 mit NuMeRI, NuMeRi, NVM(eri), NVMERi, NuMERi aufzulösen sein.

Anders ist es mit Stämpel 6; hier begegnet in der Ligatur ein Zeichen, welches aus dem Worte numerus nicht erklärt werden kann, nämlich ein mit M verbundenes B, das Gaisberger auf zwei Ziegeln vorfand. In demselben ist nun mit Grund die Abkürzung eines zweites Wortes, das mit B anhebt und den erklärenden Zusatz enthält, zu vermuthen. Gaisberger ergänzt es mit Recht durch Brittonum. Die cohors I Aelia Brittonum ist gerade aus einem norischen Inschriftstein und aus einer Zeit, welche der Errichtung der mansio sehr nahe kommt, erwiesen als Besatzung der Provinz [2]. Es lässt sich also mit Grund voraussetzen, dass eine Abtheilung dieser Cohorte in Ernolatia lag, eben zur Zeit, als die mansio erbaut wurde. Dagegen darf das zweite Zeichen des Stämpels 6 M nicht mit militum aufgelöst werden, da, wie kurz vorher bemerkt, dieses Wort in den Titel der numeri nicht aufgenommen ward, wenn der Volksname beigesetzt war. Es ist also der Stämpel 6: NuMeri Brittonum zu lesen. Sehr wahrscheinlich ist auch bei den andern Stämpeln 1—5 der Zusatz Brittonum zu verstehen, wenn er gleich nicht dargestellt ist.

Wenn der vereinzelte Ziegel mit dem Stämpel A L A . . . nicht zufällig mit anderm Baumateriale hingebracht wurde, so kann er als Beweis gelten, dass auch eine Reiterabtheilung in Ernolatia stationiert war, wahrscheinlich war es dann eine thracische; in Salzburg (Juvarum) [3] begegnet inschriftlich die ala I Thracum, in Hohenstein (Kärnthen, binnenländisches Noricum) die ala I Augusta Thracum, [4] auch im Brantelhofer Steine

[1] Gef. am Hohen Markte in Wien.
[2] Jahr 238. Der Stein in Brantelhof in Steiermark. Eichhorn II. 80.
[3] v. Hefner in den Denkschr. der k. Akad. d. W. I. nr. 13.
[4] v. Jabornegg, Kärnthens Römische Alterthümer S. 97.

erscheint sie [1], in Leibnitz ist die ala III Thracum [2] bezeugt und ein nahe bei Zollfeld gefundener Stein (v. St. Michael) nennt einen decurio cohortis Thracum [3]. Es waren also im norischen Gebiete thracische Hilfstruppen, sowol Reiterei als Fussvolk an mehreren Orten vertheilt, so dass sich recht wol annehmen lässt, auch in Ernolatia habe eine Abtheilung derselben gestanden. Es ist nicht nöthig, besonders darauf aufmerksam zu machen, dass in letzterem Orte die römische Besatzung, ebenso wie die aus der Nähe von Brantelhof inschriftlich bezeugte, aus Theilen der cohors I Aelia Brittonum und der ala I Thracum combiniert war; beide Nationalitäten passten sehr gut zu dem rauhen Gebirgslande, in dem Ernolatia lag.

Ausser den Stämpeln zeigen die Ziegel dieser Reihe Kreis- und Wellenlinien oder verschobene Netzlinien [4], die mit einem nicht sehr scharfen Instrumente in den feuchten Thon eingerissen wurden und dazu dienten, auf der ebenen Fläche Vertiefungen herzustellen, in welche der Mörtel eindringen konnte; dadurch wurde eine innigere Verbindung der Bausteine erzielt. Ausserdem finden sich eingeritzte Schriftzeichen in Cursivschrift, deren Lesung überaus schwierig ist wegen des flüchtigen Charakters und der bei eilfertigen Handschriften stets vorkommenden zahllosen Varietäten der einzelnen Buchstabenformen und wegen ihrer Zusammenziehungen. Was bei einzelnen dieser Inschriften die Lesung vielleicht ganz unmöglich machen wird, ist der Umstand, dass sie sich auf fragmentirten Ziegeln finden und nicht eine derartige Inschrift ganz erhalten ist, sondern nur in einzelnen Bestandtheilen. Sie sind auf Tafel II dargestellt. Sie enthielten wahrscheinlich Notizen über geleistete Arbeiten einzelner damit beschäftigter Soldaten oder über Bestellungen. Man nimmt Personennamen, Zahlzeichen und Zeitangaben wahr; so: „Optimus“ (Taf. II, 5), „M Ant“ . . (?) (Taf. II, 6), (Ce)ler (?) (Taf. II, 7), dann „idi(bus)“? (Taf. II, 8), „Cn . .“ (Taf. II,

[1] Steiner 3957.

[2] Steiner 2964.

[3] Orelli-Henzen 3873. v. Jabornegg, S. 29.

[4] Sie gaben ein ähnliches Ansehen wie ein Damenbrett, 11 Felder auf der langen, 10 auf der breiten Seite. Das k. k. Antiken-Cabinet verwahrt mehrere also durchfurchte Wärmeleiter.

9), auf dem einen Bruchstück ist das unten stehende Zeichen (Taf. II, 10) vielleicht eine aus l und v combinierte Zahl (55), auf einem andern steht *l IIII?* (54) (Fig. 9). Die Figuren 11 bis 14 auf Taf. II zeigen noch andere Proben solcher eingeritzter Schriften. Die Entzifferung derselben mag denjenigen überlassen bleiben, welche darin eine grössere Uebung haben als ich; es sei nur noch bemerkt, dass einzelne Zeichen eine klare und sichere Handschrift verrathen.

Die andere Reihe der Ziegel zeigt den Stämpel der legio II Italica, der sehr zahlreich vorkam und Varietäten nur in den Buchstabenformen, sowie in deren Darstellung je aus erhabenen oder vertieften Modeln aufweist.

Die eine Art des Stämpels enthält die Aufschrift LEG II ITA in erhaben ausgedruckten Lettern. Zwei Bruchstücke mit diesem Stämpel gelangten in das k. k. Antiken-Cabinet als Geschenk des Herrn Dr. Kaltenbrunner, ein drittes Bruchstück zeigt in schmalen ebenfalls erhaben ausgedruckten 5 Linien hohen Lettern das Wort LEG, gehört also sicher auch in diese Reihe. Der äusseren Ausstattung und dem Charakter der Schrift nach zu urtheilen, stammen diese Ziegel aus einer recht späten Zeit. Die andere Art zeigt denselben Stämpel in schmalen vertieft eingedruckten 5''' hohen Buchstaben und zwar entweder LEG $\overline{II}$ ITA oder LIIC$\overline{II}$ ITA (Taf. II, 15), letzterer weitaus an Zahl überwiegend. Bei einzelnen Stämpeln dieser Art ist der Charakter der Buchstaben so roh und ausdruckslos, namentlich des C T und A, dass sie eher einer Reihe verticaler Striche als Uncialbuchstaben gleichen. Die Form II für E ist aus verschiedenen Zeiten nachweisbar, war aber zumeist von Leuten niederen Standes gebraucht; für eine Periode tiefen Verfalles spricht an den genannten Ziegeln deren äussere grobe Ausstattung, sie zeigt überdies eine grosse Eilfertigkeit der Arbeit an. Was die Fundstellen betrifft, so kamen die Bruchstücke mit den Stämpeln beider Arten nach den Angaben des Protokolles nur in Räumen (2, 5) des östlichen, beim ersten Brande zerstörten Tractes vor; in dem nördlichen Tracte zeigten sie sich nicht.

Die legio II Italica, von M. Aurel um das Jahr 173 zum Schutze von Noricum während des Marcomannenkrieges errich-

tet,[1] hatte in Laureacum ihr Hauptquartier; einzelne Abtheilungen waren in verschiedenen Castellen von Noricum, sowol diesseits als jenseits des Gebirges aufgestellt.[2]

Mit einander verglichen verrathen die Ziegel beider Reihen sehr ungleiche Entstehungsepochen, die einen in Buchstabenform und Herstellung eine verhältnissmässig gute Zeit, die andern in beiden Hinsichten den ausgesprochenen Verfall; jene finden sich in beiden Tracten als Baumateriale, sind also wol beim ursprünglichen Bau des Gebäudes schon in Anwendung gekommen, diese hingegen nur bei jenem Tracte, welcher bei dem ersten Brande zerstört worden war, also bei dessen Wiederherstellung. Zur Zeit als das Gebäude errichtet wurde, d. h. unter Alexander Severus war also eine Abtheilung des numerus Brittonum und vielleicht der ala I Thracum in Ernolatia dislociert und die Soldaten derselben die Erbauer der mansio. Nach der Zerstörung findet sich eine Abtheilung der legio II Italica auf diesem Posten, ihr war die Wiederherstellung des Gebäudes anbefohlen; es muss beides, die Zerstörung und die Wiederherstellung, in einer Zeit tiefen Verfalles und mit einer gewissen Hast vor sich gegangen sein.

Die Gefässe mit Stämpeln und eingeritzten Schriftzeichen sind alle von terra sigillata und alle auf kleine Scherben zerbrochen, welche in der älteren Culturschicht lagen; jene Gefässe standen also vor dem ersten Brande im Gebrauche. Die Töpferstämpel, die in schmalen Cartouchen angebracht und mit kleinen Lettern ausgedruckt waren, sind: DECIVS, der erste Buchstabe ist jedoch nicht ganz sicher, da er nicht mehr vollkommen deutlich erhalten ist; ferner ⅃VPV Lupus. Auf der Aussenseite eines Deckels, der fast ganz erhalten blieb, findet sich der Stämpel IVLIMAN (Gaisberger [S. 53] liest Julii manu), auf der inneren Bodenfläche eines glänzend rothen Gefässes der Stämpel RIISTVTVS, dann auf dem Fragment einer mit Satyrfiguren geschmückten Schale der Rest eines Namens . . . S mit dem Beisatze ⅃ECI, worin der erste Buchstabe gestürzt ist, endlich kommt auf einer einfachen Thonlampe die häufige Fabriksmarke FORTIS in sehr

---

[1] Ber. u. Mitth. d. Wiener Alterthumsver., XI S. 62.

[2] Knabl, Mitth. d. hist. Ver. f. Steierm. XIV. 79 f.

scharf ausgedruckten erhabenen Buchstaben vor; sie wurde im Raume 16 des Frauenbades gefunden.

Die eingeritzten Schriftzeichen sind nicht Buchstaben der Cursiv-, sondern der Lapidarschrift, was daraus sehr wol erklärt werden kann, dass sie nicht in den noch feuchten Thon, wie bei den Ziegeln, also auch nicht während der Fabrication, sondern lange nach derselben in den harten und spröde gewordenen Stoff eingegraben wurden; in diesen konnte der Schreibende nicht in einem Zuge die Zeichen darstellen, sondern musste öfter ritzen und dabei absetzen. Dazu eignet sich die Cursivschrift mit dem fliessenden Zuge und den vielen abgerundeten Zeichen nicht, wol aber die aus geraden Linien zusammengesetzten Buchstaben der Lapidarschrift.

Die eingeritzten Zeichen sind entweder vollausgeschriebene Personennamen, wie I(ul?) REstVTVS (Taf. III, 1) auf der Innenseite des schon oben genannten Deckels, oder Reste von solchen, wie FIRMus (Taf. III, 2), prIMus (?) (Taf. III, 3) Ck . N . . . (Taf. III, 4) oder Monogramme, deren Auflösung kaum möglich sein dürfte (Taf. III, 5, 6), oder endlich einzelne Buchstaben, wie Λ, X, III Der Zweck dieser Namen und Zeichen bestand wol darin, von mehreren gleichen oder sehr ähnlichen Schalen oder Tellern die für den Gebrauch eines Einzelnen bestimmten kenntlich zu machen, um einer Verwechslung vorzubeugen. Die Buchstaben zeigen grosse regelmässige Linien; von ihren Formen ist nur eine zu bemerken; es erscheint nämlich in dem abgekürzten Namen Cl . N . . . das l in derselben Weise wie im Töpferstämpel lupu . . . , es sind also die Namen ziemlich in derselben Zeit eingeritzt worden, in welcher die Schalen hergestellt wurden, wenigstens wird der Zeitunterschied zwischen beiden kein zu grosser gewesen sein.

Die Vorstellungen im Relief sind die gewöhnlichen, alle aber nur mehr in sehr kleinen Fragmenten erhalten, so dass es oft recht schwierig ist, die Bedeutung der Figuren zu erkennen. Amor, mit Apfel und Fackel schwebend, und Gladiatoren kommen am häufigsten vor, letztere reihenweise angeordnet oder mit Thierfiguren aus der Arena abwechselnd, bald frei, bald von sich schneidenden Kreislinien wie mit Bögen eingefasst. Ausserdem findet sich Venus, auf einem andern

Bruchstück der untere Theil eines Pan, wieder auf einem andern Aesculap (?). Die Thierfiguren wie der über Weinranken schwebende Vogel (Taube?) haben theils auf Götter Bezug, theils und zumeist auf die Jagd, wie laufende Hasen und Hirsche, und auf die Thierhetze im Circus, wie der springende Tiger, der Löwe, welcher mehrmals erscheint, das Pferd, der Bär, letzterer selbst zu mehreren über und neben einander angeordnet; auf einem von Gaisberger auch in Abbildung (Taf. II, 16) beigebrachten Fragmente erscheint oben ein lediges dahin rennendes Pferd, darunter ein fliehender Bär, hinter diesem wird der Kopf eines Löwen sichtbar. Hier sind die Figuren $2\frac{1}{2}$ Zoll lang und $\frac{3}{4}$—$1\frac{1}{4}$ Zoll hoch. Unter den Ornamenten begegnet am häufigsten der Eierstab und die Weinranke mit Blättern und Träubchen. Die meisten Figuren sind aus augenscheinlich schon vielfach benützten Modeln gepresst, daher häufig etwas stumpf und überdies stellenweise verwetzt. Die Arbeit ist die bekannte flüchtige und etwas derbe; doch ist die Lebendigkeit des Ausdrucks und die gewandte, mit wenigen Linien scharf charakterisierende Modellierung noch immer ein Zeichen, dass zu jener Zeit die Erbschaft früherer Kunstepochen noch nicht verloren war.

Sehr deutlich hebt sich von dieser Art von Gefässen eine andere ab, welche auch nur in Bruchstücken, aber weniger zahlreich vorkam. Sie sind auf der Scheibe gedreht und am geschlossenen Feuer gebrannt, die Farbe des Thones ist aschgrau. Sie tragen keinerlei Darstellungen, nur spärliche Verzierungen primitiver Art finden sich friesartig unter der Mündung angebracht, z. B. ein offenbar nur mit einem Hölzchen in den noch feuchten Thon seicht gezogenes Wellenband (Taf. III, 7), oder eine Zickzacklinie, die unterhalb von fünf parallellaufenden Linien begleitet ist, welche letztere, aus vertieften Punkten bestehend, sich wie Schnüre ansehen (Taf. III, 8). Ein anderes Fragment zeigt, theils an dem um die Mündung herumlaufenden Wulste, theils unter diesem auf der Wandung des Gefässes selbst eingedrückt eine Bordüre von vertieften Keilen (Taf. III, 9), wieder ein anderes zwei Parallelreihen von Strichen.

Die Art der Zurichtung, sowie die Einfachheit und Dürftigkeit in der Ornamentation lassen es als unzweifelhaft

erscheinen, dass die Gefässe dieser Art keineswegs aus einer älteren Zeit, etwa der vorrömischen sogenannten Bronzezeit herrühren. Vielmehr stammen sie aus einer späteren Zeit als die Gefässe von terra sigillata her und sind wol überhaupt als einheimisches Fabricat zu betrachten. Freilich lässt sich eine genauere Bestimmung der Zeit nicht geben, die wenigen ornamentierten Fragmente reichen dazu nicht aus. Wol aber muss der Gedanke abgewiesen werden, dass sie als Thongeschirr einfacherer Art für den Gebrauch der Küche neben den Gefässen aus terra sigillata in Verwendung gestanden hätten, also diesen gleichzeitig gewesen wären. Denn das diesen gleichzeitige ganz einfache Geschirr ist noch immer von einer Technik, welche sich von der Bereitungsweise der eben in Rede stehenden Geschirre scharf abhebt; der Thon ist fein, sehr hart gebrannt, die Wandung viel dünner, die Farbe zumeist röthlich; vertieft eingedrückte Ornamente fehlen ganz, dafür zeichnet es sich durch leichte saubere Formen aus. Vielmehr werden jene Gefässe nach dem schon mehr zum Mittelalter hinneigenden Charakter der Arbeit als die schöneren Stücke einer herabgekommenen Verfallzeit betrachtet werden müssen und frühestens dem IV. Jahrhunderte und zwar eher der zweiten Hälfte desselben als der ersten angehören.

Als diesen gleichzeitige, für den untergeordneten Gebrauch bestimmte, vielleicht selbst aus noch späterer Zeit herrührende Gefässe werden jene anzusehen sein, welche nach den vorgefundenen Fragmenten eine dunkle schmutzig schwarze Farbe und dicke Wandung haben, nicht auf der Scheibe gedreht sind und daher auch nicht an allen Stellen gleichmässig ausgearbeitet erscheinen, nur obenhin am offenen Feuer wenig gebrannt wurden und aller Verzierung entbehren.

Es lassen sich also ähnlich wie bei den Münzen und Ziegelstämpeln, so auch bei den Gefässen zwei Reihen unterscheiden, die einen reichlicher vertreten und einer guten Zeit angehörend, die andern aus einer spätern Zeit und deren Dürftigkeit und Verfall anzeigend.

Die Fundobjecte aus Metall (Silber, Bronze, Eisen) sind von der Verwaltung des Museums Francisco-Carolinum zum Zwecke ihrer Abbildung und Bestimmung an den Director des römisch-germanischen Central-Museums in Mainz,

Herrn L. Lindenschmit, abgesendet worden. Die Ergebnisse seiner Untersuchung wurden unter dem Titel ‚Bemerkungen über die mitgetheilten Fundgegenstände in den römischen Gebäuden zu Windischgarsten bei Spital am Pyhrn‘ in der 26. Lieferung der von dem Museum herausgegebenen ‚Beiträge zur Landeskunde von Oesterreich ob der Enns‘ (Linz 1873) S. 1 - 35 aufgenommen, erschienen also vor der Abfassung des zweiten Theiles dieser Untersuchung. Ich erwähne dieses Umstandes ausdrücklich aus dem Grunde, weil beide Untersuchungen, sowol die des Herrn Directors Lindenschmit, als auch die meinige, vollständig unabhängig von einander, ohne dass wir einer von des andern Beschäftigung mit diesem Gegenstande etwas wussten, angestellt wurden und die Ergebnisse, da wo sie gleiches Ziel anstreben, d. i. in der Zeitbestimmung vollkommen übereinstimmen.

Es muss bemerkt werden, dass mir dabei das ganze Materiale zu Gebote stand, welches über diesen Fund an die kais. Akademie der Wissenschaften eingesendet wurde, während Herr Lindenschmit nur die Metallobjecte zur Verfügung hatte und auch von diesen nur die Gewandhaften als Materiale für die Zeitbestimmung benützen konnte, da an den übrigen Gegenständen der zeitliche Charakter sich zu wenig prägnant darstellt.

Die Prüfung der Fibelformen führte nun gleichfalls zur Feststellung zweier deutlich unterschiedener Perioden der Anfertigung, einer älteren und jüngeren; auch hierbei ist wieder eine grössere Menge aus ersterer, eine geringere aus letzterer Zeit constatiert. Die ältere Periode reicht von ungefähr 150 bis 250, die jüngere von ungefähr 250 bis in das fünfte Jahrhundert. Jener gehören die Haften mit knieförmig gebogenem und mit länglich rundem gekröpftem Bügel und weitabstehender Nuth (Taf. VI, 1, 2, 3, 7, 8, 9), dieser hingegen die einfache runde Bügelhafte an (Taf. VI, 10).

Da die übrigen Fundobjecte keine Anhalte für die Zeitbestimmung bilden und eine kurze Beschreibung derselben im Anhange beigegeben ist, wenden wir uns zur Verwerthung der gewonnenen Thatsachen.

Das aufgegrabene Gebäude weist zwei Bauperioden auf; die eine, ursprünglich über alle Räume erstreckt, bediente sich

solider Kalkschieferquadern neben Ziegeln eines numerus und etwa noch einer ala, die andere, nur in dem südlichen Theile des Gebäudes selbst nachweisbar und offenbar eine viel jüngere, verwendet dagegen Geröllsteine des nahen Dammbaches und schlechtgebrannte Ziegel der legio II Italica, legt über den Schutt einer vorausgegangenen Zerstörung neue Böden aus Lehm und versieht diese theilweise mit Estrich und Ziegelpflaster. Getrennt sind beide Bauführungen durch eine Zerstörung durch Feuer, welche die nördlichen Wirthschaftsgebäude und den östlichen Tract des Wohngebäudes zum grössten Theil verzehrte, den westlichen aber weniger schwer traf; sie ist durch das Vorhandensein einer doppelten Culturschicht in dem ersteren Tracte erwiesen.

Diesen zwei durch die Zerstörung gesonderten Zeiträumen entspricht der verschiedene Charakter der datierbaren Fundgegenstände. In die ältere gehören der Hauptsache nach die bei den älteren Gruppen der Fundmünzen, jene des Silberdenars mit der gehörigen Begleitung von Gross- und Mittelbronze, der so spärlich vertretene Billondenar und der grössere Theil der Weisskupferdenare; dann die Gefässscherben aus terra sigillata, und von den Schmuckgeräthen die ältere Form der Fibula. Der jüngeren Periode hingegen entstammen die Weisskupferdenare in der kleineren Anzahl sowol als devalviertes Geld, als auch als Kupfermünze, dann die nachdiocletianischen Mittel- und Kleinbronzen der dritten Münzgruppe, die Gefässscherben aus gröberem Thon und von schlechterer Arbeit, endlich die jüngere Form der Bügelhafte. Alle Objecte, welche der älteren Zeit angehören, fanden sich reichlicher als jene der jüngeren vor; Leben und Verkehr war also während der älteren Periode des Bestehens des Gebäudes weit reger und bewegter als in der jüngeren. Endlich ist für den ersten Bau die Epoche Alexander Severus' nachgewiesen, während die Reihe der gefundenen Münzen nach der Zeit ihrer Ausprägung bis 378 hinabreicht.

Es handelt sich nun um die Feststellung jenes Zeitpunktes, in welchem die erste Zerstörung vorfiel.

Schon die Prüfung der zweiten Münzgruppe liess in der Epoche der Herrschaft des Weisskupferdenars eine Unregelmässigkeit in den Zahlen der einzelnen Posten erkennen und

den Eintritt eines gewaltsamen Ereignisses in jener Zeit vermuthen; auch weist die Beschaffenheit der aufgefundenen Gegenstände in der grösseren Menge auf das III., in der kleineren auf das IV. Jahrhundert hin, so dass zwischen beiden ein Ereigniss liegen muss, welches den besseren älteren Bestand der Niederlassung in einen schlechteren während der jüngeren Zeit veränderte.

Wenn die geschichtlichen Angaben über jene Einfälle der Germanen ins Auge gefasst werden, welche sich in der Richtung des Ueberganges über den Pirn vollzogen haben können, so dass nicht blos das überhaupt in der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts viel und schwer heimgesuchte Nachbarland Pannonien allein darunter gelitten hätte, sondern auch der vom sarmatischen Kriegsschauplatz weiter entlegene Theil von Noricum: so findet sich in der That um jene Zeit ein solches Ereigniss. Die an die Stelle der Markomannen getretenen Juthungen machten wahrscheinlich im letzten Regierungsjahre des K. Claudius (269) einen verheerenden Einfall durch Noricum nach Italien, so dass Aquileja von seinem Bruder Quintillus nur mit Mühe vor ihrem Anprall gehalten werden konnte. Als der Kaiser Aurelian (270—275) zum Entsatze herbeieilte, zogen sie sich zurück, wurden aber von ihm an der Donau eingeholt und empfindlich geschlagen. Nichtsdestoweniger brachen sie im nächsten Jahre, als ihre Bitte um Frieden abgeschlagen worden war, wieder los, diesmal in Verbindung mit den Alemannen, welche durch Graubünden vorrückten, gerade zur Zeit, als der Kaiser mit den Vandalen und Jazygen in Pannonien zu kämpfen hatte. Gegen die verbündeten Germanen verlor der Kaiser die furchtbare Schlacht bei Placentia, so dass an das römische Reich die Gefahr gänzlicher Auflösung nahe herantrat [1]. Dafür gelang es Aurelian bald darauf, den Germanen seinerseits eine sie beinahe aufreibende Niederlage beizubringen. — Wahrscheinlich sind damals einzelne grössere Raubschaaren durch Noricum über den Pirn nach Aquileja gezogen, wie zur Zeit der Marko-

[1] „Ut Romanum pene solveretur imperium." Historia Aug. Aurelian c. 18, 21. Vergl. über diesen Krieg auch v. Wietersheim, Geschichte der Völkerwanderung. III. 7 f.

mannenkriege, und haben die Castelle und Niederlassungen der Römer — darunter auch Castell und mansio von Ernolatia — in Brand gesteckt. Ob dies schon im Jahre 269 oder im Jahre 271 geschah, ist ohne Bedeutung für unsern Zweck. Ebenso, ob sofort nach der gänzlichen Besiegung der Germanen oder ob einige Jahre später die Wiederherstellung des Gebäudes erfolgte. Wahrscheinlich geschah sie sehr bald, wol noch unter Aurelian selbst, der mit grosser Energie das Wol des Reiches ebenso nach aussen wie nach innen hütete. Auch die ununterbrochene Reihe der Münzen, insoferne sie in dieser Beziehung in Betracht kommen, spricht dafür, nicht weniger die Nothwendigkeit, die mansio für die Zwecke der Reichspost ehestens wieder verwenden zu können.

Die Zeit der zweiten Zerstörung lässt sich nicht mit vollkommener Bestimmtheit angeben. Aus dem Umstande, dass die Reihe der Fundmünzen mit Valens zu Ende ist und dass unter der Regierung seines Bruders Valentinian im Jahre 374 ein grosser Einfall der Quaden, die sich mit den Sarmaten verbündet hatten, nach Pannonien stattfand, wird auf die Zerstörung des Gebäudes in dem gedachten Jahre geschlossen.

Es scheint mir aber manches dagegen zu sprechen. Erstlich was die Münzen betrifft, so ist für das uferländische Noricum die Epoche der Kaiser Valens († 378) und Gratian († 383) im Allgemeinen die Zeitgrenze, bis zu welcher römische Münzen in den Funden sich zeigen. Die Verzeichnisse der Fundmünzen von St. Pölten [1], Enns [2], Linz [3], Wels [4] bestätigen dies. Es wäre aber unrichtig, daraus auf eine gänzliche Zerstörung der betreffenden Römerorte unter den genannten Kaisern zu schliessen. Vielmehr ist nicht blos im Allgemeinen die Fortdauer römischer Herrschaft bis tief in das V. Jahrhundert hinein bezeugt, wenn sie gleich durch gothische Occupation zeitweise unterbrochen und mit Ausnahme etwa der Epoche

[1] Beiträge zu einer Chronik der archäol. Funde in der österr. Monarchie, Archiv f. Kunde österr. Geschqu. XXIV, 237 (S.-A. VI, 13). XXIX, 201 (S.-A. VII, 17); XXXIII, 20 (S.-A. VIII, 20).

[2] Ebenda XXIV, 252 (S.-A. VI, 28), XXIX, 213 (S.-A. VII, 29).

[3] J. Gaisberger im 24. Hefte der Beiträge zur Landeskde von Oest. ob d. Enns, S.-A. S. 8 f.

[4] Fundchronik a. a. O. XXIV, 253 (S.-A. VI, 29).

des tüchtigen Generidus nicht nachdrücklich genug aufrecht gehalten wurde, — sondern auch im Einzelnen ist für Laureacum und Lentia aus der um 400 abgefassten Notitia dignitatum der Bestand von Castellen nachweisbar und lassen sich selbst die Besatzungen derselben nennen. Ja aus der vita Severini von Eugippius geht hervor, dass römisches Leben noch nach 454 in Laureacum herrschte und die Römer selbst Besatzungen im Lande hielten [1].

Die Fundmünzen lassen überhaupt eine Zeitbestimmung, die nur auf die Jahre der Regierung des Münzherrn, von dem sie geschlagen wurden, sich gründet, nicht zu, da sie ja auch nach dem Tode desselben noch durch längere Zeit circuliert haben können, bevor sie an die Fundstelle gelangten. Nur in dem Falle, wenn unter dem betreffenden Kaiser eine Veränderung in den Münzsorten eintrat, so dass ältere aufgerufen und neue ausgegeben wurden, reichen die Münzen für eine Zeitbestimmung auf's Jahr aus. Aehnliches ist zwar im Jahre 395 verordnet worden, doch betraf das Gesetz nur die Mittelbronzestücke, deren Circulation beseitigt werden sollte, dagegen durfte das Kleinkupfer auch noch weiter umlaufen [2]. Es ist also sehr wol möglich, dass die in Windischgarsten gefundenen Kleinkupferstücke der constantinischen Epoche und selbst die diesen gleichwerthigen devalvierten Weisskupferdenare aus der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts noch lange nach Valens im Verkehre gewesen seien. Ein sehr bezeichnendes Beispiel für die lange Umlaufsdauer von Münzen, die aus der Mitte des IV. Jahrhunderts stammen, gewährt der Fund von Monteroduni, der aus 1000 Kupferdenaren bestehend neben ostgothischen Münzen (bis zum Jahre 550), als der grösseren Menge, Prägen aus der Zeit der nächsten Nachfolger Constantin's des Grossen, dann von Anastasius, Justinian I. und von vandalischen Königen enthielt [3].

---

[1] Eugippius cap. 21. Es ist hier die Rede von Soldaten, welche nach Italien giengen, um für sich und ihre Kameraden den rückständigen Sold zu bringen. Dabei heisst es: Zur Zeit als das Römerreich noch bestand, wurden in vielen Städten zur Bewachung der Grenzen Soldaten auf öffentliche Kosten unterhalten. Es ist die Zeit des hl. Severinus (Anfang der zweiten Hälfte des V. Jahrhunderts).

[2] Mommsen, Gesch. des röm. Münzw. S. 825.

[3] Mommsen a. a. O.

Was ferner den Einfall der Quaden betrifft, so war dieser, wie deutlich aus Ammianus' Schilderung hervorgeht [1], gleich einem früheren Einfalle derselben unter K. Julian (358) [2] nur auf die Provinz Valeria (zwischen Donau und Bakonyerwald) gerichtet. Auch war er kein Beutezug, sondern aus Rache unternommen für ihren von den Römern in treuloser Weise ermordeten König Gabinius; die Schuld davon massen sie irrthümlich dem früheren Statthalter von Valeria, Equitius, bei und warfen sich daher auf dessen Provinz. Ihr Zug erstrekte sich bis Sirmium (Mitrovič); aber abgeschreckt durch die Anstalten, die man in der Stadt zur Vertheidigung traf, und benachrichtigt, dass Equitius nicht hier, sondern in der Provinz Valeria sei, drangen sie in das Innere der letzteren ein, um ihn aufzusuchen und rieben zwei ihnen entgegenkommende Legionen auf. Allerdings waren die Verwüstungen, die sie überall anrichteten, sehr schwer. Allein nachdem ihre Rache gestillt war, scheinen sie sich wieder in ihre Länder zurückgezogen zu haben. Als im nächsten Frühjahr K. Valentinian von Trier aufbrach, um die Quaden zu züchtigen, zog er auf der gewöhnlichen Heerstrasse durch Rätien und Noricum heran. Noch vor seiner Ankunft in Carnuntum kamen Abgesandte der Sarmaten, um ihre Schuldlosigkeit an dem Geschehenen zu betheuern, worauf der Kaiser erwiederte, er wolle das Vorgefallene an Ort und Stelle untersuchen. Erst hierauf begab er sich nach Carnuntum und später nach Aquincum.

Würde auch Noricum vom Einfalle gelitten haben, so würde der Kaiser vielmehr in Laureacum Halt gemacht und seine Untersuchungen begonnen haben, anstatt nach Carnuntum zu gehen. Ueberhaupt ist im ganzen Berichte des Ammianus von Noricum gar keine Rede; endlich hätte ein Vordringen bis nach Ernolatia und eine Zerstörung dieses Ortes wol nur dann einen Zweck gehabt, wenn es der Plan der Quaden gewesen wäre, nach Italien zu ziehen, was nicht der Fall war.

Auch durch den Rest des IV. Jahrhunderts hindurch hatte Noricum eine ruhige Zeit. Erst mit dem Auftreten Ala-

[1] XXIX, 6. XXX, 5.

[2] Ebenda XVII, 12; vgl. XXVI, 4.

rich's beginnt wieder eine stürmische Epoche. Als er in Verbindung mit Rhadagais seinen Zug nach Italien unternahm, brachen die jenseits der Donau wohnenden Germanen in Rätien und in's uferländische Noricum ein, um es zu besetzen (400)[1]. Möglicherweise sank damals Castell und mansio von Ernolatia zum zweiten Mal in Asche. Möglich ist es aber auch, dass dies einige Jahre später geschah, als Rhadagais selbstständig einen Zug nach Italien unternahm (404). Mit 400,000 Mann zog er in drei Heeressäulen nach Süden, offenbar in der Absicht, der durch das Vordringen der Hunnen hervorgerufenen Völkerbewegung ausweichend, die eigene Heimath zu verlassen und eine neue jenseits der Alpen zu suchen; es war also deutlich ein Eroberungszug eines auswandernden Volkes. Nach der Vermuthung, welche der gründliche Forscher der Geschichte der Völkerwanderung, v. Wietersheim, aufstellt[2], vertrieben die Ostgothen, als Vorhut der Hunnen, die östlichen Vandalen, vielleicht auch die Quaden aus ihren bisherigen Wohnsitzen an der Theiss, Donau und March und zwangen sie zur Auswanderung in die Länder der westlich angrenzenden Stämme an der oberen Elbe bis zur Weser hin. Da sie hier keinen Platz fanden, und im Gefühle der Ohnmacht gegen die Hunnen, vereinigten sich beträchtliche Bestandtheile dieser Stämme und wählten Rhadagais, der als früherer Verbündeter Alarich's auf dessen erstem Zuge nach Italien eine Kenntniss dieses Landes besass, zum Heerführer.

Nach der geographischen Stellung und der Zahl der auswandernden Völker ist es nicht anders denkbar, als dass sie alle Uebergänge über die Alpen, die in der Richtung ihres Vormarsches lagen, benützten und eine Heersäule oder doch die Abtheilung einer solchen durch Noricum gieng. Nach Wietersheim's Ansicht gelang es jedoch dem Stilicho, dem bedeutendsten Staatsmanne und Feldherrn des römischen Abendlandes jener Zeit, die Führer zweier von den drei Heeresabtheilungen dadurch zu gewinnen und von Radagais abzuziehen, dass er ihnen den Rath gab, sich in dem reichen Gallien eine Heimath zu suchen. Auf diese Weise wurde Ersterer,

[1] Büdinger, Oesterr. Gesch. S. 40.
[2] Gesch. d. Völkerwandrg. IV, 211.

der mit der vordersten Heeressäule, etwa 100,000 Mann, nach Italien gezogen war, isoliert und als er dennoch an die Belagerung von Florenz schritt, hier von Stilicho's Heere umzingelt und zur Ergebung gezwungen (405).

Mit einem dieser Einfälle der Germanen lässt sich die zweite Zerstörung der mansio nach meiner Ansicht am füglichsten verbinden.

Ihre ferneren Schicksale sind unbekannt. Die beiden aufgegrabenen Tracte enthalten mit Ausnahme der Räume 1 bis 7 keinerlei Anzeichen, dass sie ein zweites Mal wiederhergestellt worden seien. Nur die letzteren scheinen, nach den angebauten Streben zu schliessen, zu einem kleinen Bollwerke zugerichtet worden zu sein. Natürlich lässt sich nicht sagen, ob dies mit einer Erneuerung der nun gänzlich fehlenden Haupttracte in Verbindung gestanden habe. Wahrscheinlich war dies der Fall; denn die Herstellung des Bollwerkes hatte wol doch nur den Zweck, den Bewohnern eines nächst anliegenden Gebäudes Schutz und Zuflucht bei Feindesgefahr zu bieten. War der Haupteingang verrammelt und in das Bollwerk einiger Vorrath an Lebensmitteln gebracht, so konnten sich die Einwohner in demselben, das von den Nebenräumen vollkommen isoliert war, sehr wol durch einige Zeit halten. Dagegen ist es nicht wahrscheinlich, dass das Bollwerk einen selbstständigen Defensivbau für sich dargestellt habe; erstlich war es dafür zu klein, dann der Platz für diese Function nicht gut gewählt. Weit eher liesse sich annehmen, dass man, wenn es sich darum gehandelt hätte, eine Position zur Vertheidigung des Gebirgsüberganges zu schaffen, einfach das alte Castell erneuert haben würde. Dies geschah nicht, wie das Vorhandensein von den Spuren des Bollwerkes beweist, welche letzteren eben ein Zeichen sind, dass das Castell bei den vorangegangenen feindlichen Einfällen nicht blos zerstört wurde, sondern auch zerstört blieb.

Nachdem die Westgothen aus dem südlichen Noricum, das sie von 400 bis 409 besetzt gehalten hatten, abgezogen, Alarich bei Cosenza gestorben war und dessen Schwager Ataulf das Volk nach Gallien geführt hatte, kehrten Dalmatien, Noricum und Oberpannonien in die Herrschaft der Römer zurück und erhielten zusammt mit Rhätien in der Person des Generi-

dus einen vorzüglichen thatkräftigen Statthalter, welcher die ihm untergebenen Truppen trefflich zu behandeln wusste, sie stets in Uebung erhielt und dadurch den germanischen Stämmen Furcht einflösste. Die Provinzen, die unter seinem Schutze standen, genossen in Folge seines Auftretens aller wünschenswerthen Sicherheit [1].

Es ist nicht anders denkbar, als dass ein solcher Statthalter auf die Verbindung mit Italien ein grosses Gewicht gelegt und das Institut der Reichspost, insoferne es durch die Occupation der Gothen unterbrochen war, erneuert habe. Wahrscheinlich wurde unter ihm die zerstörte mansio von Ernolatia wenigstens nothdürftig wiederhergestellt und durch das kleine Bollwerk gesichert. In dieser Gestalt mag sie bis zum Abzug der Römer nach des hl. Severinus Tode bestanden haben. Dann tritt sie in ein uns völlig unenthüllbares Dunkel zurück.

---

## Anhang.

Im Fortgange des zweiten Theiles unserer Untersuchung sind, um denselben nicht zu unterbrechen, nur jene Fundgegenstände besprochen worden, welche in ihren Merkmalen Anhalte für die Zeitbestimmung gewähren: die Münzen, Stämpel und eingekratzten Inschriften der Ziegel und Gefässe, die Ornamente späteren Thongeschirres und die charakteristischen Fibelformen. Die andern Objecte wurden nur in dem Falle obenhin erwähnt, wo die Fundstelle ihrer Aufgrabung angegeben und für die Bestimmung des einstigen Zweckes der betreffenden Räume von Wichtigkeit ist; die übrigen wurden ganz übergangen.

Die beiden letzteren Arten sollen nun übersichtlich verzeichnet werden, um das zu Gebote stehende Materiale möglichst vollständig zu geben. Es seien dabei der Schmuck und die zur Verzierung der Kleider gehörigen Stücke vorausgestellt; ihnen folgen Werkzeug und Geräthe verschiedener Art.

---

[1] Zosimus V, 46.

Unter den Gegenständen des Schmuckes wird eine Glaskoralle von dunkelblauer Farbe, gerippt und durchbohrt, ferner ein Glasring genannt, von weisser Farbe, der Grösse nach für den Finger eines Kindes bestimmt. Die Fundstelle beider ist nicht bekannt.

Von metallenen Objecten dieser Art sind die Fibulae schon oben erwähnt worden (s. S. 479); jene, welche der Form nach in eine spätere Zeit gehört, ist mit Silber plattiert. (Taf. VI, 10).

Ihnen soll hier der im Raume 66 gefundene Ring aus Silberdraht (Taf. V, 7) angereiht werden, in welchen eine mit Bronze gefütterte römische Silbermünze, deren völlig verschliffenes Gepräge die Spuren eines Frauenkopfes auf der einen Seite trägt, dann ein kleines Silbermedaillon mit Oehr und mit der Reliefdarstellung einer Schildkröte (Rückseite leer), endlich ein zierlich gearbeiteter Phallus aus Silber eingehängt waren. Offenbar sind diese Gegenstände mit dem Ringe um den Hals als Amulett (phylacterium) gegen die Einwirkung insgeheim thätiger schädlicher Kräfte, wie des bösen Blickes, getragen worden. Die Münze selbst hat wahrscheinlich das Bild einer Heilgottheit (Aesculap, Hygieia, Salus od. dgl.) auf der Rückseite enthalten und ist desshalb den übrigen Symbolen hier angereiht worden. Die kleinen zu gleichem Zwecke getragenen goldenen Medaillons, welche das menschliche Auge und um dieses herum verschiedene Thierfiguren zeigen, die mit den Heilgöttern in Beziehung stehen, sind bekannt. Auf zwei solchen im Castrum von Mainz gefundenen befand sich unter diesen Thiergestalten auch die Schildkröte. Der Phallus endlich ist allgemeines Symbol der Zeugungskraft und Fruchtbarkeit. (Vgl. hierüber Lindenschmit in der angeführten Schrift S. 29.)

Weiter wird noch eine Verzierung aus Bronze erwähnt, mit Silber plattiert (Taf. VI, 4), 1 Zoll hoch, wol das Anhängsel eines Riemens oder Ortstück eines Geräthes, dann ein Haken von Bronze, gleichfalls mit Silber plattiert (Taf. VI, 14), die ehemals viereckige Platte ($1\frac{1}{2}$ Zoll im Quadrat) mit gestanzten concentrischen Kreislinien geschmückt. Eine Verzierung aus Bronze, die wol einem Ohrgehänge angehörte, $1\frac{1}{3}$ Zoll lang (Taf. V, 8) trug in den vertieften Feldern des

breiteren unteren Theiles nach Analogie ähnlicher Objecte anderen Fundortes Glas oder Email eingesetzt; der zurücktretende untere Rand ist mit Tremolirstich geschmückt. Wol auch zum Schmucke, sei es eines Kleidungsstückes oder eines Geräthes, gehört das Bruchstück einer bronzenen Platte mit der herausgetriebenen Relieffigur eines Vogels mit zum Boden geneigtem Kopfe und gesenktem Flügel (die Füsse sind nicht angedeutet) (Taf. VI, 6), 2 Zoll lang und 1⅓ Zoll hoch. Der Gestalt nach ist der Vogel einem Auerhahn ähnlich. Gleichartige Fragmente mit demselben Charakter in der Darstellung der Augen und Federn fanden sich in Mainz, aber auch hier in so kleinen Bruchstücken, dass sich ihre einstige Verwendung nicht mit Bestimmtheit erkennen lässt (Lindenschmit S. 30).

Von Ringen fand sich ein silberner Fingerring, 8 Linien im Durchmesser, im Raume 34; er trägt im Kasten einen Carneolintaglio eingelassen, welcher einen schreitenden Hahn zeigt (Taf. V, $4^a$, $4^b$). Ein anderer bronzener Fingerring von 7 Linien Durchmesser (Taf. V, 1) ist ganz glatt, vorne, an der Stelle des Knopfes, zu einer schmalen Platte ohne Gravierung abgeflacht[1]. Dazu kommen noch zwei glatte grössere geschlossene Ringe aus Bronze, die wahrscheinlich als Schmuckringe zum Anhängen zu betrachten sind (Taf. V 2, 3). Der eine hat 20 Linien im Durchmesser und ist oben 1, unten 3 Linien stark, der andere hat nur 18 Linien im Durchmesser und ist durchaus gleich stark und gewölbt, 6 Linien breit; er ist vortrefflich gearbeitet und mit schöner Patina überzogen; gefunden wurde er im Raume 46.

Endlich gehören hieher noch bronzene Schnallen, Knöpfe und Ortbeschläge. Erstere sind seltene Fundobjecte; die eine mit noch erhaltenem Dorn zeigt gegenüber von der Stelle, wo letzterer eingehängt ist, zwei kleine aufstehende Knöpfchen, zwischen welche der Dorn eingelegt wurde, so dass er nach keiner Seite hin ausweichen konnte; die Länge des Dornes beträgt nahezu 2 Zoll (Taf. VI, 13). Die andere Schnalle, von beinahe gleicher Grösse, ist mit

[1] Gaisberger erwähnt (S. 56) noch drei kleiner Ringe aus Bronze für den Finger eines Kindes passend.

Ringen verziert, der Dorn fehlt (Taf. V, 14). Eine dritte Schnalle ist ganz den heute gebräuchlichen Riemenschnallen ähnlich, 5 Linien breit, 7 lang; der Bügel besteht aus schwächerem Draht, während der Dorn kurz, breit und in der Mitte etwas eingebogen ist (Taf. VI, 16). Einer noch kleineren ähnlichen Schnalle fehlt der Dorn. (Vgl. über die Schnallen die Bemerkungen von Lindenschmit S. 26). — Von den Knöpfen zeigt der eine zum Anstecken (Taf. VI, 11) einen drei Linien hohen Schaft, der auf einer Scheibe aufsitzt und mit einem glatten pilzförmigen Schirme gedeckt ist. Er wurde unter dem Hafnerfusssteige gefunden. Andere Knöpfe haben die Form einer einfachen oder doppelten Pelta (halbmondförmiger Schild) (Taf. VI, 5.) Ein Stück der ersteren Art 17 Linien hoch, hat eingedrehte Enden und zwischen ihnen ein kleines Blattornament; auf der Rückseite zeigen sich oben und unten kleine knopfartige Ansätze, wol zum Einknöpfen in Stoff oder Leder. An den zwei Stücken der andern Art, die nur 8 Linien Durchmesser haben und glatt sind, stossen die Enden zusammen. Ein grösseres Stück der ersteren Art, 1 Zoll 4 Linien lang, ist mit Silber plattiert. Ein Möbelknopf von 1 Zoll Durchmesser hat genau die Gestalt einer kleinen Schale, in deren Mitte ein Knauf sitzt, der wenig über den Rand der Schale hervorragt (Taf. V, 11ᵃ, 11ᵇ). — Von den Ortbeschlägen und Anhängestücken besteht eines aus zwei kleinen bronzenen Scheiben von 5 Linien im Durchmesser, mit gezahntem Rande und einer Drahtschlinge, die wie ein Zopf geflochten ist und das Oehr zum Anhängen bildet (Taf. VI, 12). In mehreren Exemplaren zeigten sich die kleinen nach unten zu ringförmigen Anhängestücke aus Bronze, die am unteren Ende jener Lederstreifen befestigt wurden, welche bei der Soldatenrüstung vom Gürtel über den Unterleib herabhiengen (Taf. V, 13) (Lindenschmit S. 29).

Von Geräthschaften für die Pflege des menschlichen Körpers ist einer Pincette zu gedenken (Taf. VI, 15), 22 Linien lang aus Bronze, gefunden im Raume 46, ferner zweier Ohrlöffelchen, 3 Zoll lang, an der dicksten Stelle nur ½ Linie stark, gleichfalls aus Bronze, leicht geschweift mit schräge angesetztem Schaufelchen (Taf. V, 18), endlich der im Raume 16 gefundenen Frauenhaarnadel aus weissem

Bein, jetzt 3 Zoll lang, glatt, oben mit einem Knöpfchen versehen, unter diesem eingezogen und sofort wieder anschwellend, die Spitze scheint alt abgebrochen zu sein [1] (Taf. V, 17).

Anderes Geräthe verschiedenen Gebrauches sind: die Gewichte. Man fand dem Protokoll zufolge ein viereckiges Gewicht im Raume 46, ebenda auch ein eichelförmiges Gewicht aus Bronze (Taf. V, 6), 33 Linien hoch, bei 18 Linien grösstem Durchmesser, oben mit einem Oehr zum Anhängen an den Wagebalken versehen, unten mit einem Tropfen geschmückt; von einem ähnlichen unten spitz zulaufenden, mit Blei ausgegossenen Gewichte fehlt der obere Theil (Taf. V, 5). Ein im Raume 25 gefundener Griff eines Geräthes aus Bronze, 4½ Zoll hoch, hat die Gestalt einer auf eine viereckige Platte aufgesetzten, nach oben stark verjüngten Säule; im Inneren zeigen sich Spuren von Eisen (Taf. V, 10).

Zwei andere Gegenstände mögen zum Geschirre eines Maulthieres gehört haben; der eine ist ein bronzener Zügelring (Taf. V, 9), mit dem angesetzten Zapfen 28 Linien lang, 24 Linien grösste Breite; der andere ein Glöckchen aus Bronze, 3 Zoll 2 Linien hoch, mit einem Ringe oben versehen; die Mündung bildet ein Viereck; der eiserne Klöppel besteht aus einem Stab, der oben ringförmig eingebogen, nach unten breit gehämmert ist. Sie wurde vor dem Raume 46 gefunden (Taf. V, 12).

Alles übrige Geräthe bestand durchaus aus Eisen. Auch sie folgen hier in Gruppen: zunächst die einzige Waffe, die man fand, dann die Messer, Bohrer, Griffel, Schlüssel, Eisenschuhe und Nägel.

Da, wie es gewöhnlich bei Ausgrabungen wahrgenommen wird, die Germanen nach Einnahme von römischen Niederlassungen vorzüglich nur die Waffen als willkommene Beutestücke auflasen und mit sich nahmen, ist es nicht zu wundern, dass man auch in Windischgarsten nur eine einzige Waffe auffand, eine Lanzenspitze (Taf. IV, 13). Sie ist sammt der Tülle 9 Zoll lang, das Blatt 1 Zoll 8 Linien in grösster Breite und flach; die Tülle hat einen Durchmesser von 8 Linien, war also zur Aufnahme eines leichten Schaftes bestimmt;

[1] Gaisberger erwähnt S. 56 „ein Paar Haarnadeln aus Bein".

daher ist die Waffe als Wurfgeschoss zu betrachten, dergleichen man ab und zu in römischen Castellen findet (Lindenschmit Seite 31).

Es wurden 14 Messer von verschiedener Grösse und Gestalt gefunden, welche auf Tafel IV, 1—9 abgebildet sind. Zumeist haben die Klingen die gewöhnliche Form mit ganz geradem oder nur leicht nach auswärts odes einwärts gebogenem Rücken. Bei den meisten war auch die Angel als ein mehr oder weniger dünner Eisenstab erhalten. Besonders sind nach Form oder erkennbarer Bestimmung zu nennen ein Schnitzmesser (Fig. 1), 4 Zoll 4 Linien lang, das obere abgeschrägte Ende 1 Zoll 4 Linien breit; eine sichelförmige Messerklinge (Fig. 3) jetzt 6 Zoll 8 Linien lang, die Spitze gebrochen, die erhaltene Angel 2 Zoll 4 Linien lang; dann eine kurze gerade, an der Spitze abgeschrägte Messerklinge mit langer Angel (Fig. 4), zusammen 9 Zoll 4 Linien lang, wovon die Hälfte auf die Angel entfällt; die Klinge am Heft 10 Linien breit. An einer zweiten ganz ähnlichen, unter aber spitziger zulaufenden Klinge ist der Knopf am obern Ende der Angel noch erhalten (Fig. 6). Vier Klingen zeigten eine zierlich geschweifte Form, als Beispiel davon sei die besterhaltene hier herausgehoben (Fig. 7); sie ist 8 Zoll 4 Linien lang, wovon 2 Zoll 4 Linien auf die ziemlich starke Angel entfallen.

Ein Löffelbohrer (Taf. IV, 11) mit rundem, unten einseitig ausgehöhltem Schaft und flacher Spitze, misst 8 Zoll 4 Linien; ein flacher Meissel (Taf. IV, 21) mit sehr seichten Lappen oder vielmehr Rändern am unteren Theile, ist 6 Zoll lang; am oberen Ende, dessen Abrundung durch tiefe Scharten nun kaum mehr kenntlich ist, war er etwa 1 Zoll breit. Hieher gehört auch ein Durchschlageisen von cylindrischer, oben stark verjüngter Form, 4 Zoll hoch (Taf. IV, 22) und ein auf Taf. IV, 24 dargestelltes 6 Zoll langes, oben mit drei Haken versehenes Instrument, dessen Schaft eingedreht ist, als ob er mit gewundener Cannelüre geschmückt wäre; seine Bestimmung ist nicht deutlich. Ein Schäufelchen (Taf. IV, 17[a] und [b]) von 4 Zoll Länge, bei 1 Zoll Schaufelbreite zeigt einen dünnen leicht eingedrehten Stiel, dessen unteres Ende ringförmig gebildet ist. Endlich fanden sich noch

zwei Schreibgriffel (stili). Der eine (Taf. IV, 14), 3 Zoll 10 Linien lang, besteht aus einem runden Schaft, in dessen unteres Ende ein 8 Linien langer Schreibstift eingesetzt ist; am oberen Ende sitzt die 6 Linien lange und 4 Linien breite Spatel. Aus dem andern etwas grösseren ist der Stift herausgefallen (Taf. IV, 15).

Von den Schlüsseln zeigten sich sieben Stücke in abweichenden Formen; es lassen sich zwei Typen unterscheiden. Der eine besteht aus einem platten nach oben verjüngten Eisenstabe; am oberen Ende sitzt der Bart, der entweder aus zwei ankerförmig umgebogenen Enden besteht (Taf. IV, 18) oder durch ein im rechten Winkel abstehendes Ende dargestellt wird; dieses wieder läuft entweder spitzig aus (Taf. IV, 20[a] und [b]) oder wird von einer schmalen eingeschnittenen Platte, die wagrecht absteht, gebildet (Taf. IV, 19). Das untere breitere Ende des Schlüssels ist durchlocht, um an einen Ring gehängt werden zu können. Der Schlüssel, welcher auf Taf. IV, 18 dargestellt ist, misst 5 Zoll in der Länge, der Bart 1 Zoll, der Schaft unten $^2/_3$ Zoll in der Breite. Ein diesem in der Bildung des Bartes ähnlicher Schlüssel (Taf. IV, 10), von dessen Bart aber der eine Theil abgebrochen ist, hat am unteren Ende nur einen Haken statt des Loches und misst 8 Zoll in der Länge. Der auf Taf. IV, 20 dargestellte Schlüssel ist 4 Zoll lang; ein zweites Exemplar derselben Art, mit gebrochenem Barte, s. bei Lindenschmit Taf. III, 21. Endlich der auf Taf. IV, 19 dargestellte Schlüssel hat eine Länge von 2 Zoll 9 Linien, der Bart ist 1 Zoll lang. — Der andere Typus besteht lediglich aus einem Eisenstabe, welcher unten dicker ist und zum Aufstecken auf einen quer durchgehenden Stab oder auf einen senkrechten Griff gerichtet gewesen zu sein scheint. Das obere Ende ist umgebogen entweder in zwei Theile auseinandergehend (wie in Fig. 18) oder aus einem Theile bestehend und dreimal abgebogen, so dass der am Ende aufsitzende Bart nach innen gekehrt ist (Taf. IV, 23). Ein Exemplar der ersteren Varietät findet man bei Lindenschmit Taf. III, 79 abgebildet, es ist um weniges grösser als das Exemplar der zweiten Varietät (Fig. 23), welches 7 Zoll in der Länge misst, der abgebogene Theil hat 3 Zoll in der Breite.

Auch ein Schlossriegel, 2 Zoll lang (Taf. IV, 16), hat sich gefunden.

Ueber die Schlüssel vgl. die Bemerkungen, welche Director Lindenschmit S. 31 f. zu diesen interessanten, noch immer nicht genau erforschten Denkmälern gemacht hat.

Wol das für unsere Ausgrabungen am meisten charakteristische Geräthe sind die sogenannten Hipposandalen, eiserne Hufschuhe oder Notheisen zur Schonung und Heilung angegriffener Hufe; es wurden ihrer unter dem Pflaster im Raume 62 fünf Stücke gefunden, von denen zwei abgebildet sind; Taf. IV, 5ᵃ enthält die obere, Fig. 5ᵇ die Seitenansicht des einen, Fig. 12ᵃ, ᵇ, ᶜ obere, Seiten- und Sohlenansicht des andern.

Ueber die Bestimmung dieser für Lampenhälter, Steigbügel und wirkliche Hufeisen gehaltenen Geräthe entstanden vielfache Controversen und eine kleine Literatur, deren Ergebniss dahin führte, dass derartige Eisen zum Zwecke der Heilung blödgewordener Hufe, und zwar von Maulthieren, dienten und nur ausnahmsweise auch bei Pferden verwendet wurden, deren lebhaftere Bewegungen jedoch ihre Benützung für sie weniger zweckmässig machte. Die Frage selbst über diese Geräthe hängt innerlich zusammen mit einer andern, ob die Römer den Hufbeschlag der Pferde gekannt haben oder nicht. Nach dem heutigen Bestand der Forschung hierüber hat es bis jetzt noch nicht gelingen wollen, die Anwendung von Hufeisen durch die Römer in unzweifelhafter Weise zu constatieren; nur bezüglich der Hufschuhe von Maulthieren, die mit Schnüren, aus Bast und Gnister geflochten, am Hufe befestigt wurden, hat man Anhaltspunkte aufgefunden. (Vgl. hierüber Lindenschmit S. 33 f.)

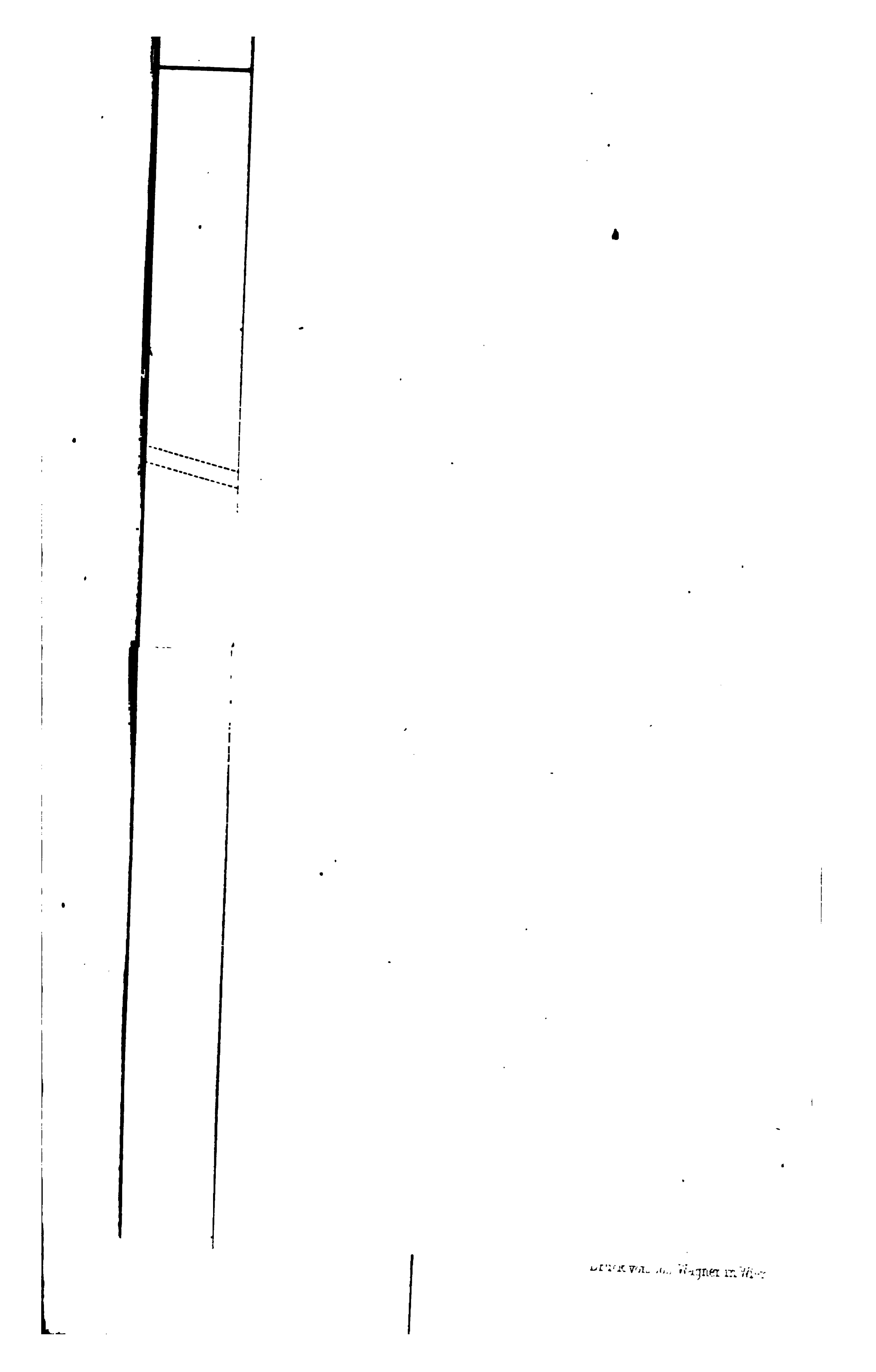
Der in Fig. 5ᵃ abgebildete Schuh hat eine Länge von 10½ Zoll und einschliesslich der seitlichen Lappen eine Breite von 5 Zoll. Die Höhe des vorne aufstehenden Theiles beträgt (Fig. 5ᵇ) gleichfalls 5 Zoll. Das zweite Eisen zeigt auf der Sohlenseite drei flache Nägelköpfe, um die Sicherheit des Trittes zu vermehren. — Es ist schon im ersten Theile dieser Untersuchung hervorgehoben worden (Bd. LXXI. S. 375 [S.-A. S. 21] Note 1), dass man bei Dirnbach auf dem Fuchs-

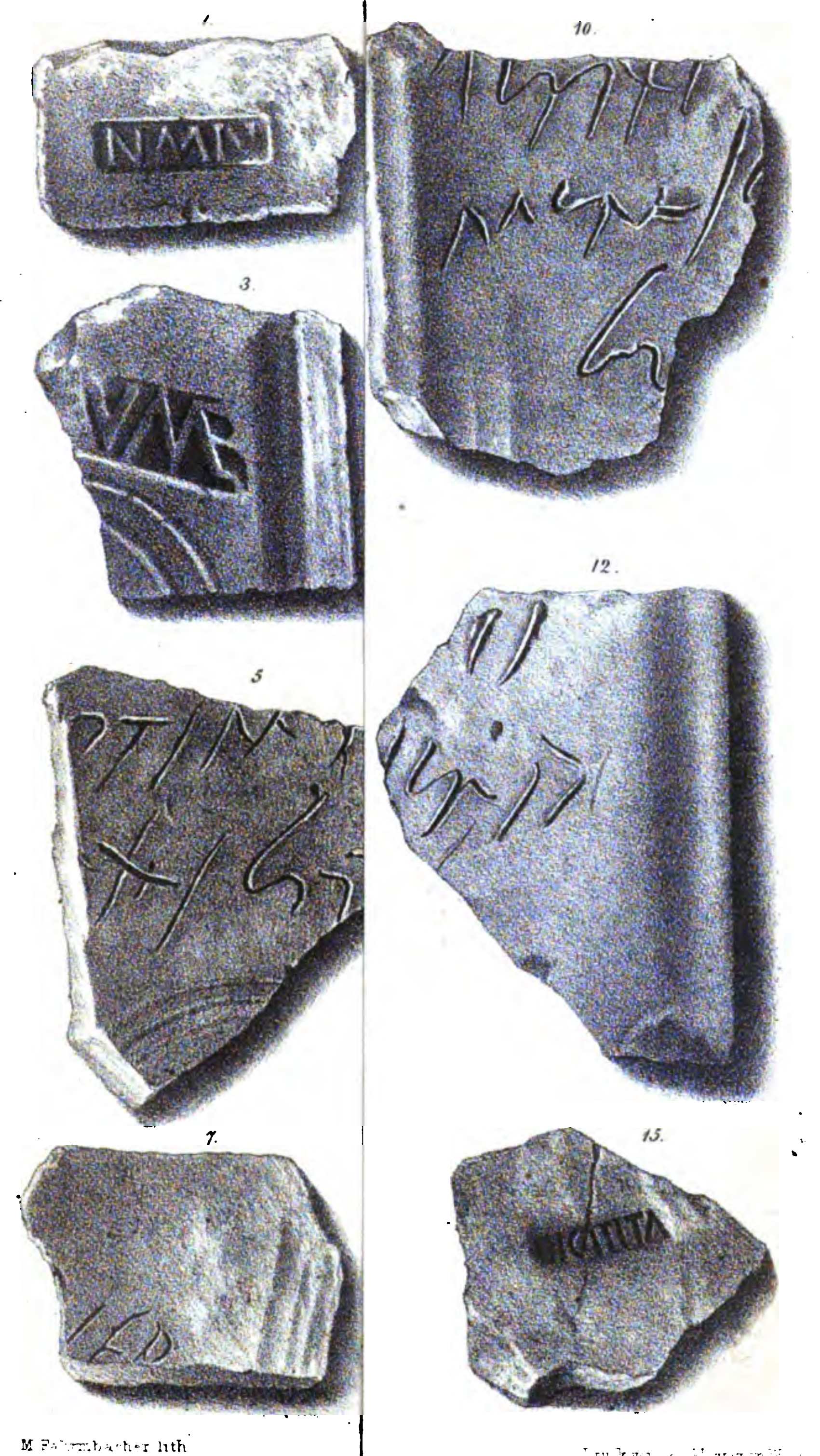
luegerberge oberhalb der Steierbrücke auf vier bis fünf solcher Geräthe gestossen sei [1].

Auch die Nägel zeigten sich in zwei verschiedenen Formen, kurze mit einem breiten schirmförmigen Knopf, 2 Zoll 3 Linien hoch (Taf. IV, 25), — dieselben, mittelst welcher nach der Vermuthung Gaisbergers die Thonröhren der Wärmeleitung an den Mauern befestigt waren — oder mit langem schmalem Knopf, der die Form einer $2^1/_4$ Zoll langen Klammer hat, von gleicher Höhe wie die erstgenannten (Taf. IV, 29). Die langen Nägel sind gewöhnliche vierkantige oder runde Stäbchen mit kleinen oben schirmförmigen oder prismatischen, oben abgeplatteten Knöpfen, 4 Zoll 3 Linien (Taf. IV, 26), 5 Zoll 8 Linien (Taf. IV, 27) und 7 Zoll Länge (Taf. IV, 28).

Endlich werden noch ein Ende eines Hirschgeweihes (wahrscheinlich als Schmuckstück getragen), der eiserne Henkel eines Gefässes (Taf. IV, 30), eine eiserne Thürangel und eine kleine Büchse aus Blei (1 Zoll hoch zu $^1/_2$ Zoll Weite der Mündung), wol das Futter eines Zapfenlagers, sowie geschmolzenes Blei als Fundobjecte genannt.

[1] Zufolge einer mir nach Abschluss des MSC dieser Untersuchung zugegangenen freundlichen Mittheilung des Herrn Pf. Oberleitner war der ‚Fuchslueg' in der That vollkommen geeignet für die Anlage eines Beobachtungspostens, da sich von hier aus auf- und abwärts ein grosser Theil des Thales von St. Pankraz, sowie der Zusammenfluss von Teichel und Steier vollkommen beherrschen lässt.

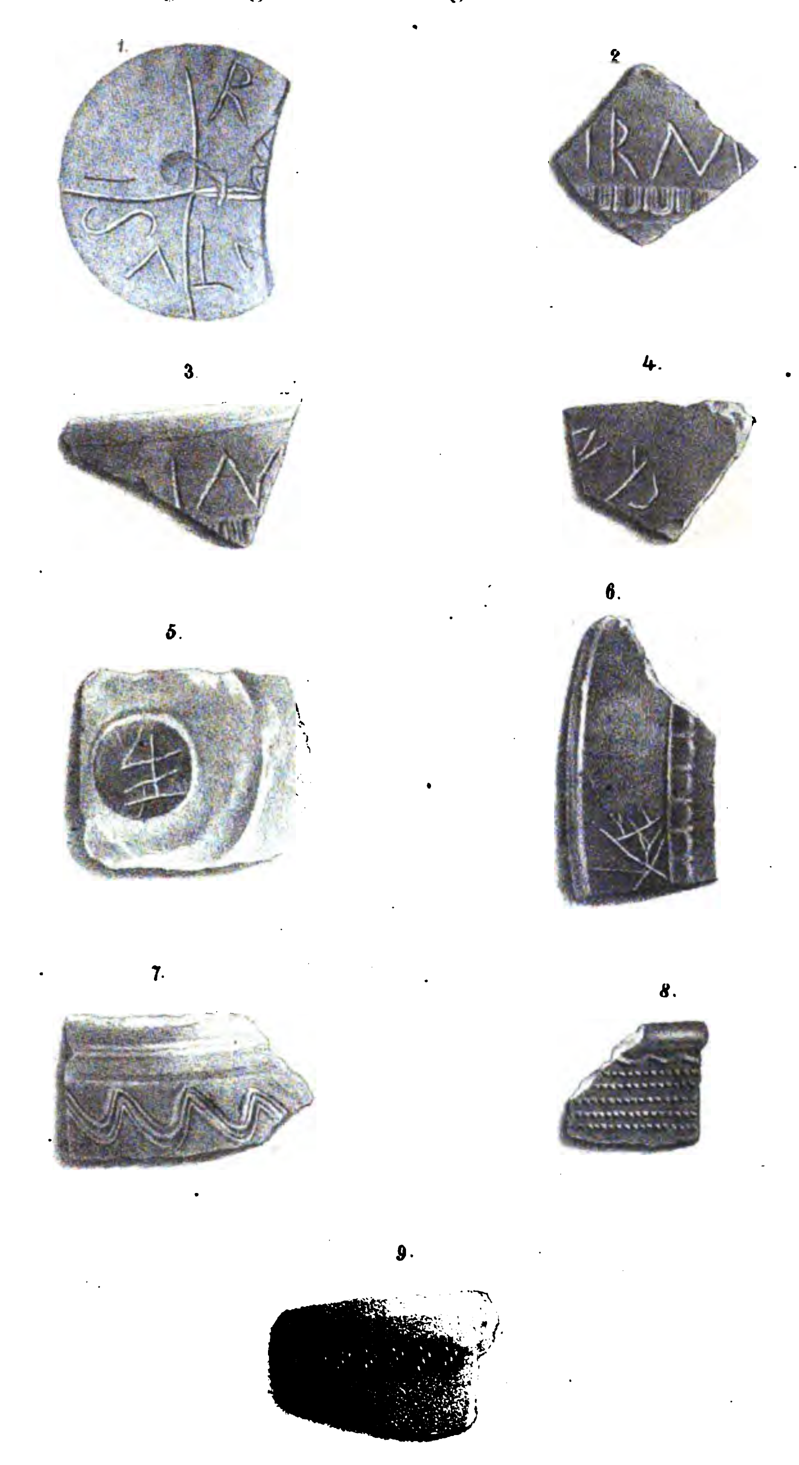

Druck von [illegible] Wagner in Wien




M. Fahrmbacher lith.

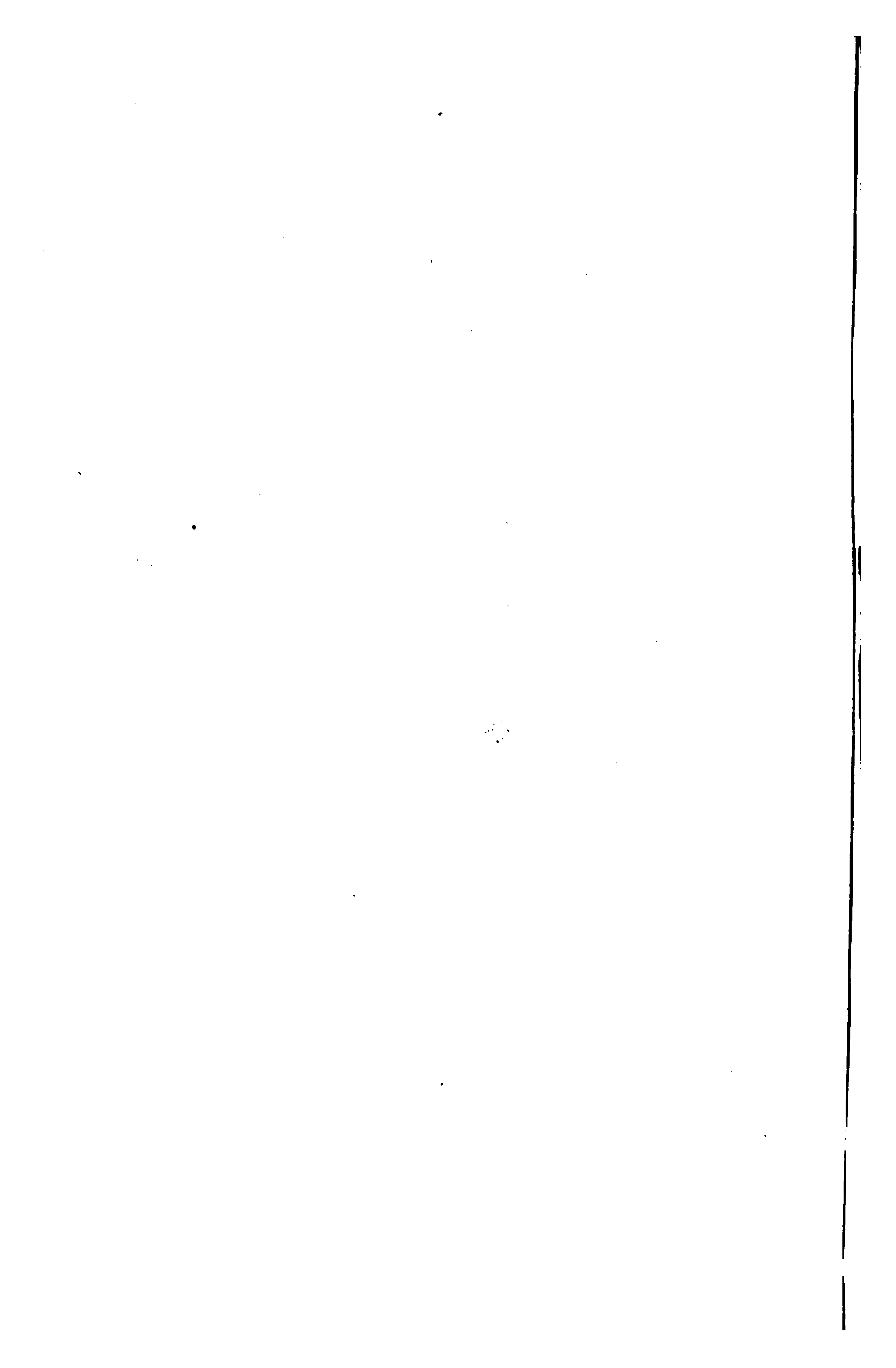
Druck v. [illegible] Wagner in Wien






Lith. v. M. Fahrmbacher

Druck von Jos. Wagner in Wien

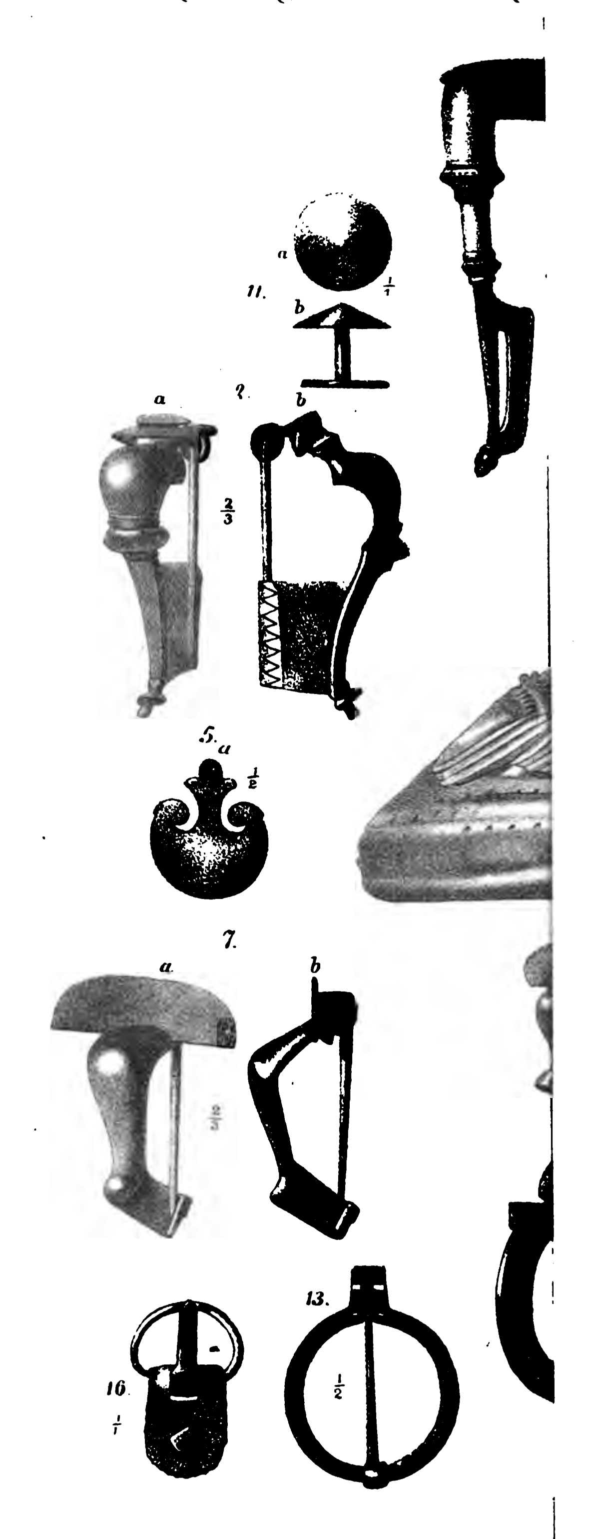





Lith. v. M. Fanmbacher




A. Bahrmann ... lith. Druck v. Jos. Wagner in Wien.




M Fahrmb. Lith.

# SITZUNGSBERICHTE

DER

KAISERLICHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

PHILOSOPHISCH-HISTORISCHE CLASSE.

LXXIV. BAND. III. HEFT.

JAHRGANG 1873. — JULI.



# XIX. SITZUNG VOM 9. JULI.

Der Vicepräsident begrüsst das neu eingetretene Mitglied Herrn Prof. Maassen, und gedenkt des am 27. Juni verstorbenen Mitgliedes Francesco Rossi in Mailand.

---

Das w. M. Herr Prof. Conze verliest seinen zweiten, in dem akademischen Anzeiger dieser Sitzung abgedruckten Bericht über die von ihm geleiteten Ausgrabungen auf der Insel Samothrake.

---

Der Secretär verliest ein Schreiben des Präsidenten der königl. Bairischen Akademie der Wissenschaften in München, welches den Beschluss der dortigen Akademie anzeigt, dass die derselben zur Verfügung gestellte Rente des Savignystiftungscapitales zur Unterstützung der von dem Herrn Reichsarchivassessor Dr. Rockinger in München begonnenen kritischen Ausgabe des Schwabenspiegels verwendet werde.

---

Herr Prof. Dr. Zupitza in Wien ersucht um Aufnahme seiner Abhandlung ‚Zur Literaturgeschichte des Guy von Warwick' in die Sitzungsberichte;

Herr Dr. Constantin von Böhm, Concipist des k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchivs, um Bewilligung einer Subvention zur Herausgabe eines Supplementes zu seinem Werke ‚Die Handschriften des k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchivs'.

---

**An Druckschriften wurden vorgelegt:**

Académie Impériale des Sciences de St. Pétersbourg: Mémoires. VII[e] Série, Tome XIX., Nrs. 3—7. St. Pétersbourg, 1873; 4⁰.

Akademie der Wissenschaften, Königl. Preuss., zu Berlin: Monatsbericht. Februar 1873. (Nr. 1.) Berlin; 8⁰.

Gesellschaft der Wissenschaften, k. böhm., in Prag: Sitzungsberichte. 1873, Nr. 3. Prag; 8⁰.

— geographische, in Wien: Mittheilungen. Band XVI. (neuer Folge VI.), Nr. 6. Wien, 1873; 8⁰.

Hamburg, Stadtbibliothek: Gelegenheitsschriften. 1872 und 1873. 4⁰.

Institution, The Royal, of Great Britain: Proceedings. Vol. VI., Parts 5—6. London, 1872; 8⁰.

Istituto, R., Veneto di Scienze, Lettere ed Arti: Memorie. Vol. XVII⁰ Parte 3ª. Venezia, 1873; 4⁰.

Löwen, Universität: *Annales Academiae Lovaniensis. 1817—1826.* (10 Bände.) 4⁰. — Annuaire. 1872. XXXVI[e] Année. Louvain; 12⁰. — Choix de Mémoires de la Société Littéraire. XI. Louvain, 1872; 8⁰. — Revue catholique. Tomes VII. & VIII. Louvain, 1872; 8⁰. — Theses. 8⁰.

Mittheilungen der k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale. XVIII. Jahrgang. März—Juni. Wien, 1873; 4⁰.

Programm des k. k. Gymnasiums zu Meran. 1872/73. Meran, 1873; 8⁰.

‚Revue politique et littéraire' et ‚Revue scientifique de la France et de l'étranger.' II[e] Année, 2[e] Série, Nr. 52; III[e] Année, 2[e] Série. Nr. 1. Paris, 1873; 4⁰.

Society, The Asiatic, of Bengal: *Bibliotheca Indica.* New Series. Nrs. 246, 263—267, 269—270. Calcutta, 1872 & 1873; 4⁰ & 8⁰.

---

## XX. SITZUNG VOM 16. JULI.

---

Der Secretär verliest ein Schreiben des Herrn Prof. Wolf in Graz, worin derselbe für seine Wahl zum wirklichen Mitgliede der k. Akademie seinen Dank ausspricht.

---

Das w. M. Herr Regierungsrath von Höfler hält einen Vortrag über K. Karls V. erstes Auftreten in Spanien.

---

Ferner wurden vorgelegt eine für die Schriften der historischen Commission bestimmte Abhandlung des w. M. Herrn Prof. Gindely in Prag ‚über die Erbrechte des Hauses Habsburg auf die Krone von Ungarn in der Zeit von 1526—1687',

und ein Ansuchen des Herrn Dr. Adalbert Horawitz, seine im Manuscript überreichte Abhandlung ‚über Gaspar Bruschius' Leben und Wirken bis zur Berufung nach Schmalkalden (1518—1545)' in die Sitzungsberichte aufzunehmen.

---

## An Druckschriften wurden vorgelegt:

Akademie der Wissenschaften und Künste, Südslavische: Rad. Knjiga XXIII. U Zagrebu, 1873; 8⁰.

Dalton, Edward Tuite, Descriptive Ethnology of Bengal. Calcutta, 1872; 4⁰

Dozy, R., Le calendrier de Cordoue de l'année 961. Texte arabe et ancienne traduction latine. Leyde, 1873; 8⁰.

Frind, Anton, Die Geschichte der Bischöfe und Erzbischöfe von Prag. Prag, 1873; 8⁰.

Gesellschaft, k. k. mähr.-schles., des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde: Schriften der histor. Section. XXI. Band. Brünn, 1873; gr. 8⁰.

— gelehrte estnische, zu Dorpat: Verhandlungen. VII. Band, 3. u. 4. Heft Dorpat, 1873; 8⁰. — Sitzungsberichte. 1872. Dorpat, 1873; 8⁰.

Institut Royal Grand-Ducal de Luxembourg: Publications de la section historique. Année 1872. XXVII. (V.) Luxembourg, 1873; 4⁰.

Instituut, k., voor de taal-, land- en volkenkunde van Nederlandsch Indië: Bijdragen. III. Volgreeks. VII. Deel, 3ᵉ en 4ᵉ Stuk. 's Gravenhage, 1873; 8⁰.

Matković, Peter, Kroatien-Slavonien nach seinen physischen und geistigen Verhältnissen. Denkschrift zur Wiener Weltausstellung 1873. Agram, 1873; 8⁰.

Paić, Moses, Neueste, leichtfassliche Veranschaulichungsmittel für die mathematische Geographie etc. Wien, 1873; 8⁰.

Protokoll über die Verhandlungen der XLIX. General-Versammlung der Actionäre der a. pr. Kaiser Ferdinands-Nordbahn. Wien, 1873; 4⁰.

‚Revue politique et littéraire' et ‚Revue scientifique de la France et de l'étranger'. III$^{e}$ Année, 2$^{e}$ Série, Nr. 2. Paris, 1873; 4$^{0}$.

Society, The Asiatic, of Bengal: Journal. 1872. Part. I., Nrs. 3 & 4; Part. II., Nr. 4. Calcutta; 8$^{0}$. — Proceedings. 1872, Nr. X.; 1873, Nr. I. Calcutta; 8$^{0}$. — *Bibliotheca Indica.* New Series, Nrs. 272 & 273. Calcutta, 1873; 8$^{0}$.

— The Royal Geographical, of London: Proceedings. Vol. XVII., Nr. 2. London, 1873; 8$^{0}$.

# K. Karl's (V.) erstes Auftreten in Spanien.

Von
**C. v. Höfler.**

---

Ungeachtet aller Erbansprüche, welche Karl von Burgund, Erzherzog von Oesterreich, von seinen Eltern her, der Königin Juana und dem K. Philipp, wie von seiner Grossmutter, der Königin Isabella, auf die spanischen Königreiche aufweisen konnte, waren dieselben doch nichts weniger als unbestritten. In Uebereinstimmung mit dem Testamente der grossen Gemahlin K. Ferdinands von Aragon und den Erklärungen des castilianischen Cortes zu Toro 1505, behauptete letzterer das Recht, für seine Tochter die Königin Juana, rechtmässiger Erbin von Castilien, die Regentschaft über die zahlreichen Länder zu führen, welche zu dieser Krone gehörten, und wies, der Zustimmung des Erzbischofs von Toledo, Fray Ximenes von Cisneros, der einflussreichsten Bischöfe und Granden sicher, jede Einmischung Maximilians zu Gunsten seines Enkels Karl in die castilianischen Angelegenheiten zurück. Dadurch entstand aber für Karls Nachfolge eine wesentliche Veränderung, denn einmal war die Frage der Succession in Castilien und Leon von der in Aragon gänzlich getrennt und wenn auch Karls Recht auf die ersten beiden Reiche, in wie ferne es auf dem seiner Mutter wurzelte, nicht bestritten werden konnte, so war damit noch lange nicht gesagt, dass er auch in den aragonischen Reichen Don Fernandos Nachfolger werde.

Nun trat wohl in der nächsten Zeit die Unfähigkeit der Königin Juana, die Regierung zu führen, nachdem sie erst noch plötzlich (19. December 1506) alle Gnadenbezeugungen ihres verstorbenen Gemahles zurückgenommen und die alten Räthe in den königlichen Rath berufen hatte, hervor; allein gerade der traurige Gemüthszustand der Königin machte eine

Verlängerung der Regentschaft nothwendig und da Karl selbst bei dem Tode seines Vaters erst sechs Jahre alt war, konnte denn doch von einem Regierungsantritte seinerseits, sei es als Regent, sei es neben seiner Mutter, bislängst noch keine Rede sein. Alles vereinigte sich somit, die Regentschaft über Castilien und Leon in Don Hernandos Hände zu legen und den Prinzen Karl, welcher in Gent und nicht in Spanien geboren war, in Flandern und von Flanderern erzogen wurde, seinem mütterlichen Erbe zu entfremden. Ferdinand untordrückte die unruhigen Bewegungen castilianischer Grosser, vernichtete ihre geheimen Anschläge, die sie in Verbindung mit Maximilian gefasst hatten, liess seine Tochter in strengem Gewahrsam in Tordesilla (Februar 1509) ausser den Bereich politischer Intriguen stellen, schritt aber selbst zur zweiten Heirath mit der lebenslustigen Germaine von Foix, welche ihm im Jahre 1509 den Prinzen Don Juan von Aragon gebar. Dieser starb aber bereits eine Stunde nach seiner sehr beschleunigten Taufe zum grössten Glücke für den Prinzen Karl und als nun dieser fortwährend in den Niederlanden zurückgehalten wurde, die Bemühungen der Königin Germaine aber, ihrem Gatten durch irgend einen Trank grössere Lebenskraft zu verleihen, zu dem Entgegengesetzten führten, ernannte Ferdinand in seinem Testamente zu Burgos 1512 den in Spanien gebornen zweiten Infanten Don Fernando zu seinem Erben im Reiche Aragon und war damit die Scheidung Castiliens von Aragon in zwei durch verschiedene Linien getrennte Reiche gesetzlich ausgesprochen.[1]

Man hatte in Flandern sehr wenig oder gar nichts gethan, die üble Stimmung des Königs gegen seinen ältesten Enkel zu vermindern, wohl aber sehr viel, sie zu vermehren. Obwohl der Prinz im Jahre 1515 in Betreff seiner burgundischen Länder aus der bisherigen Vormundschaft trat, blieb er fortwährend von dem Einflusse des Herrn von Chièvres abhängig, welcher in seinem Zimmer schlief, ihn vollständig beherrschte und leitete. Man hatte ihm seit dem Jahre 1507 den Dechanten Adrian Florence von Löwen zum Lehrer und Erzieher gegeben; er galt als der gelehrteste Mann in den Niederlanden; als geschmückt mit allen Tugenden eines Priesters, der nur seinen

---

[1] Zurita rey don Hernando X. c. 98.

Pflichten lebte und der nun einem fürstlichen Knaben, dessen Seele Ritterspiele und Schlachten erfüllten, eine gelehrte Erziehung, feste moralische und politische Grundsätze beibringen sollte. Trotz des ausgezeichneten Meisters, welcher am liebsten Latein sprach und schrieb, brachte es der Infant zu einer nur sehr mässigen Kenntniss dieser diplomatischen Sprache, hingegen aber bildete sich bei dem Erzieher eine solche väterliche Zuneigung, eine solche Aufopferung für sein Wohl und sein Interesse, dass Karl unbedingt in den schwierigsten Angelegenheiten auf den ‚Dechanten von Löwen‘ rechnen konnte.

Chièvres, durch persönliche Neigung wie durch Interesse dem französischen Hofe geneigt, hatte durch den Anschluss an die Politik des Letzteren die Unzufriedenheit K. Ferdinands mit dem Vorgehen des Brüsseler Hofes wesentlich erhöht. Unzufriedene Spanier sammelten sich daselbst und ihre Klagen fanden bei Chièvres nur zu geneigtes Gehör. Uebrigens war die ganze fürstliche Familie zerrissen. Der unmittelbare Einfluss über dieselbe kam Maximilian und dessen Tochter Margaretha, der Wittwe des Infanten Juan, zu, welcher der römische König die Niederlande und die Sorge um seinen ältesten Enkel und dessen drei Schwestern übergeben hatte. Von diesen wurde die im Jahre 1501 geborene Infantin Isabella, erst für den Herzog von Geldern, dann für den ältesten Sohn des Königs von Navarra auserlesen, im Jahre 1514 mit K. Christian II. von Dänemark verlobt und im darauffolgenden Jahre mit dem 34jährigen Fürsten vermählt. Die schöne Leonore, von Maximilian erst als Braut des Herzogs von Lothringen, dann (1515) K. Sigmunds von Polen bestimmt, befand sich bei ihrem Bruder, Gegenstand geheimer Huldigungen des Pfalzgrafen Friedrich bei Rhein, eines Freundes ihres Vaters, und selbst nicht Meisterin der Gefühle, welche sie für den ritterlichen Fürsten hegte. Die Infantin Maria war wenigstens so glücklich, nur Einem Prinzen zugesagt zu werden, dem schwächlichen Ludwig II., Sohn des Jagellonen Wladislaus, Königs von Böhmen und Ungarn, als dessen Verlobte sie 1512 verkündet wurde, während die Vermählung sich bis 1521 hinauszog.[1]

[1] Alle diese Pläne mit seinen Enkelinen bespricht Kaiser Maximilian weitläufig mit seiner Tochter Margaretha. Le Glay, lettres de Maximilian et de Marguerite. T. II.

Die Infantin Katalina, welche Juana erst nach dem Tode K. Philipps gebar, befand sich in der klösterlichen Einsamkeit von Tordesilla unter der Aufsicht des Hüters ihrer Mutter, Mosen Ferer, welchem diese K. Ferdinand übergeben, und und der wenigstens nichts that, den Trübsinn der Königin durch Milde und Sanftmuth zu lindern. Der Infant Ferdinand befand sich meist bei seinem gleichnamigen Grossvater unter der Leitung spanischer Adeliger und des Bischofs von Obispo. So war von einem Familienleben keine Rede, wenn auch Margarethe von Oesterreich den beiden Infantinen und dem Prinzen Karl selbst alle mütterliche Liebe schenkte. Die Geschwister standen einander ferne, kannten sich zum Theile nicht; die Mutter mehr und mehr dem Wahnsinne verfallen, die Grosseltern bis zu dem Grabe einander feindlich, so dass Ferdinand einmal einen Agenten Maximilians foltern liess. Die beiden Brüder schienen bestimmt, einmal eine feindliche Stellung gegen einander einzunehmen. Man konnte sich, als sehr bald auch die Kunde kam, wie unglücklich es die vierzehnjährige Isabella mit K. Christian getroffen, wie hoffnungslos Leonore liebe, wie verwahrlost die Erziehung der Infantin Katalina sei, kein grösseres Familienunglück denken, als das, was über K. Philipps Kinder gekommen war.

Es ist nicht bestimmt zu sagen, ob der Prinz Karl von dem Testamente von Burgos Kenntniss hatte, das ihn von der Nachfolge in Aragon ausschloss. Man beobachtete begreiflich in Brüssel mit grossem Argwohne Alles, was in Aragon vor sich ging. Man konnte wissen, dass der König, von seiner lebenslustigen Gattin begleitet und selbst an Wassersucht leidend, daneben von einer grenzenlosen Jagdlust erfüllt, der Warnungen der Aerzte spotte, von Ort zu Ort ziehe, seiner Jagdlust zu fröhnen, dass sein Leben unmöglich sehr lange mehr währen konnte. Man hatte im Stillen Vorkehrungen getroffen. Für eine grosse Summe Geldes hatte sich P. Leo X. bereit gefunden, seine Einwilligung zu geben, es solle Karl Coadjutor seines Grossvaters in dem Grossmeisterthume der drei reichen und mächtigen Ritterorden von San Jago, Calatrava und Alcantara werden, auf welchen wesentlich die Macht der Krone beruhte und die Ferdinand und Isabella dem Adel entzogen und der Krone zugewandt hatten. War aber Karl hierin das

Successionsrecht gesichert, so war es nicht blos einem adeligen Competenten, sondern auch seinem Bruder, dem Infanten Ferdinand, entzogen und Karl ein ungemeiner Einfluss auf den Adel, welcher nach den Ehrenstellen und Pfründen der Orden ein massloses Verlangen hatte, gewonnen. Dass aber K. Ferdinand ein derartiges Vorgehen hinter seinem Rücken sehr verübeln werde, war vorauszusehen und eben desshalb entschloss sich Chièvres, den Dechanten von Löwen im Herbst 1515 zu K. Ferdinand zu senden.[1]

Doch war der erwähnte Grund nur einer von vielen. Es handelte sich noch um viel wichtigere Dinge, und der Fall des Todes und was dann zu geschehen habe, war in der Instruction Adrians, wie sich nachher zeigte, sehr wohl bedacht und vorgesehen. Die Stände der Niederlande waren auf den 12. November einberufen. Man hoffte, ihnen die Propositionen K. Ferdinands in Betreff der Uebernahme der Regierung von Castilien durch den Prinzen vorlegen zu können. Der König war um diese Zeit von Madrid über Plasencia nach Sevilla und Granada gegangen und von da nach Abadia, einem kleinen aber höchst angenehm gelegenen Orte des Herzogs von Alba, wo er einen Tractat mit K. Heinrich von England beschwor.

Hier traf auch der Dechant von Löwen den König, der, seines Vortheiles sicher, in keiner Art und Weise sich desselben zu begeben gedachte. Nicht blos, dass der König den Abgesandten mit dem äussersten Misstrauen behandelte und ihn auf das Genaueste beobachten liess, er stellte auch solche Bedingungen, dass Adrian, wenn er darauf einging, der vollsten Ungnade des Brüsseler Hofes sicher sein musste. Gestand er aber dem Könige nicht zu, was dieser wollte, so war, nachdem er als Regent über Castilien und dessen Königin verfügte, Aragonien bereits dem Infanten Ferdinand zugewendet hatte, das Schlimmste zu befürchten. Adrians Aufgabe konnte unter diesen Verhältnissen nur sein, den Groll des Königs so viel als möglich zu besänftigen, und einen Vertrag nach dessen Wunsch abzuschliessen, durch Bewirkung rascher Ratification von Seiten des Brüsseler Hofes das bereitwilligste Entgegenkommen Karls in die Wünsche seines Grossvaters zu zeigen

[1] Brewer letters. Spinelli an Wolsey v. 2. Oct. 1515.

und das Uebrige der Krankheit und der Jagdlust des Königs zu überlassen, die sichtbar an seinem Leben zehrten.

So entstand der Vertrag von Guadelupe 1516. Karl solle nach Spanien kommen, aber nicht wie sein Vater Philipp mit bewaffneter Macht und der dadurch sich das Königthum erstritten, sondern nur mit fürstlicher Begleitung. Der Infant Ferdinand sollte Spanien verlassen, aber nicht eher aus seinem Schiffe steigen, als Karl sich zu Schiffe begeben habe. Die Regierung Castiliens sollte Karl auch für den Fall des Todes seiner Mutter dem Catolico auf Lebensdauer überlassen, hingegen der König ohne Wissen und Zustimmung Karls mit keiner Macht ein Bündniss schliessen. Karl sollte jährlich von Castilien 40,000 Ducaten, Ferdinand aber, wenn er Flandern erhielt, 20,000 in Antwerpen ausgezahlt erhalten. Die Grossmeisterthümer[1] sollten von der Krone nicht getrennt werden, Karl aber für den Fall, dass K. Ferdinand stürbe, seinem Bruder die Einkünfte des geringeren Grossmeisterthums anweisen und ihm nichts von dem nehmen, was ihm gehöre. Auch wolle der König auf Verlangen Karls dessen treuen Dienern Commenden der drei Orden anweisen.[2] In Abwesenheit Karls sollte, wenn es den Ständen der Niederlande so gefiele, die Regierung dem Infanten übertragen und die Princessin Margaretha, sowie der Herr von Bergen, in dieselbe aufgenommen, alle Spanier, welche sich ohne Wissen des Königs an den Brüsseler Hof begeben, entfernt, wenn einer aber Hochverrath gegen den König begangen, auch landesflüchtig werden. Käme Karl nach Spanien, so wolle Ferdinand Sorge tragen, dass er in Castilien als Erbe seiner Mutter anerkannt, in Aragon aber ihm von den Cortes als Nachfolger Ferdinands gehuldigt werde, der König ihm die prinzlichen Einkünfte und nach dem Tode seiner Mutter auch noch grössere zweifelsohne in Aragonien gewähren. Beiderseits sollte der Vertrag durch die theuersten

[1] Bei Petrus Martyr magistratus, das sind aber die maestragos, les maitrisses d'Espagne, welche die Prinzessin Margaretha schon früher für Karl zu erwerben gesucht hatte. Le Glay, letters de Maximilian I., p. 271.

[2] Nach Carvajal hiess es selbst: que el rey nombraria las personas para los principales cargos y officios del servicio del archiduque Carlos. Dadurch war Chièvres Einfluss vernichtet.

Eide besiegelt, und wer ihn verletze, nimmermehr von Schuld freigesprochen werden.

Der König hatte noch viel mehr verlangt. Er wollte durchaus den Einfluss des Herrn von Chièvres auf Karl vernichten, da er ihm den Plan beimass, Karl in Flandern zurückhalten zu wollen. Adrian ging aber auf Weiteres nicht ein, sondern suchte einerseits den König seinem ältesten Enkel geneigt zu machen, ihn von der Hingebung Karls zu überzeugen, andererseits aber Karl selbst oder vielmehr den Herrn von Chièvres zu bestimmen, den Vertrag so bald als möglich zu ratificiren.[1]

Wir wissen, dass sich der König am 30. December in Karasuel befand, von wo er an K. Heinrich VIII. schrieb.[2] Später begab er sich nach Madrigalejo, wo er in dem ärmlichen Dorfe im schlechten Hause wohnte. Der Vertrag selbst mag Mitte Januar zu Stande gekommen sein und war vor Anfang Februar in Brüssel nicht bekannt. Nach einem Berichte des englischen Gesandten daselbst, welcher am 8. Januar mit dem aragonischen Botschafter zusammengekommen war, lauteten sogar die ersten Depeschen Adrians nicht unerfreulich, und hatte sich Ferdinand bereitwilliger gezeigt, als man in Brüssel erwartet hatte.[3] Er drang entschieden darauf, dass Karl ehestens nach Spanien komme; er war bereit, ihn in den vollen Besitz seiner Herrschaften zu setzen[4] — was sich denn doch wohl nur auf das jus terrarum des Vertrages bezog — und ihn auf seine eigenen Kosten durch eine Armee (Flotte) abholen zu lassen, so dass Herr von Chièvres und der Kanzler von Brabant von dieser weisen Antwort sehr erstaunt waren.

Allein am Hofe K. Ferdinands war man längst gewohnt, Worte zum Deckmantel der wahren Gesinnungen zu gebrauchen, und wenn Herr von Chièvres glaubte, die spanische Flotte werde auch ihn nach Spanien führen, so irrte er sich sehr. Nach weiteren Berichten, die wir über das Verhältniss des prinzlichen Hofes zum königlichen haben, konnte dasselbe

---

[1] Er befindet sich unter den Briefen Pet. Mart. n. 565.

[2] Brew. n. 1856. Ex oppido de Karayselo.

[3] Depesche v. 9. Jan. Brew. n. 1993.

[4] Las rentas y derechos de principe de Asturias. La Fuente X. p. 439.

Anfangs 1516 nicht schlechter sein. Der Catolico hatte durch seinen Botschafter in Brüssel erklären lassen, er erwarte Karl im Mai 1516 in Spanien; der prinzliche Rath thue aber alles Mögliche, Unfrieden zwischen dem Grossvater und Karl zu säen.

Ihrerseits dachten wohl Chièvres und sein Anhang, den Prinzen nach Spanien zu führen, aber mit Hülfe des Don Pedro de Girona, um Ferdinand von der Regierung Castiliens zu entfernen. Das war wohl der Hochverräther, von welchem in dem Vertrage die Rede war. Der englische Gesandte war der Ansicht, dass nach dem Schlusse des Landtages Pfalzgraf Friedrich und Sampy[1] nach Spanien gehen würden, dort eine Insurrection gegen den König zu betreiben und eben daher auch die Intimität des Brüsseler Cabinetes mit dem französischen, ohne dessen Hife man Castilien gewinnen zu können verzweifelte. Andererseits sah der König die projectirte Heirath Karls mit Renée von Frankreich sehr ungern und hätte er selbst gerne K. Franz auf seine Seite gezogen.[2]

So war eine Spannung eingetreten, die in die Länge gar nicht bestehen konnte und nothwendig zu einem Bruche führen musste, und als nun der von Adrian übersandte Vertrag von Guadelupe anlangte, war die Unzufriedenheit auf den höchsten Grad gestiegen. Adrian war in vollster Ungnade;[3] der Pfalzgraf und der Dechant von Cambray, Karls Taufpathen, sollten nach Spanien gehen. Man hatte denn doch wohl keine bestimmte Nachricht von der früheren Absicht des Catolico, den Infanten Ferdinand zum König von Aragon zn machen, dass man die Aufgebung dieses Planes, wie sie der Vertrag von Guadelupe in sich schloss, für gering erachtete. Aber freilich, die Stipulation, den Catolico auf Lebenszeit als Herrn von Castilien anzuerkennen, so lange des Königstitels zu entbehren, wer hätte nicht darüber gezürnt!

Und doch rechtfertigten nur zu bald die Ereignisse das Benehmen Adrians.

---

[1] Lord Sampy. Depesche v. 4. Febr. Brew. n. 1478. Mos. de Sampy, murio que era uno de los que nunca se partia de cabo el rey. Diego Lopez aus Brüssel 12. Juli. Bergenroth S. 153.

[2] Brew. n. 1479.

[3] In great disfavour. Depesche Spinellis v. 7. Febr. n. 1496. Vgl. auch Gomez p. 169.

Die Gesundheit des Königs verschlimmerte sich zusehends. Adrian machte sich, vielleicht von den Räthen des Catolico selbst dazu veranlasst, nach Madrigalejo auf den Weg. Allein als der Catolico von seiner Ankunft hörte, rief er aus, der ist gekommen, mich sterben zu sehen, und befahl ihm, nach Guadelupe zurückzukehren, wo er selbst das Capitel des Ordens von Calatrava zu halten gedachte. Aber auch die Königin war schon unterwegs von Lérida, wo sie den catalanischen Cortes beigewohnt hatte. Der Rath des Königs beeilte sich, ehe sie ankam, ehe sie ihren Gemahl sprechen konnte, mit der Einrichtung des Staates fertig zu werden. Aufs Neue scheint bei Ferdinand der Gedanke gekommen zu sein, seinem gleichnamigen Enkel Aragon in der Abwesenheit Karls zuzuwenden. Nur die dringendsten Vorstellungen seiner Umgebung, die aus dieser Massregel den schlimmsten Bruderzwist entstehen sah, brachte ihn endlich davon ab. Einem früheren Testamente von Aranda de Duero 1515 gemäss wurde der hochverdiente Cardinal von Spanien Erzbischof von Toledo, Fray Ximenes von Cisneros, Regent von Castilien, des Königs natürlicher Sohn und selbst Vater einer Tochter, der Erzbischof von Saragossa Regent von Aragon, Don Ramon de Cardona Regent von Neapel, woselbst dem Infanten Ferdinand Güter angewiesen wurden. Eine Masse von Legaten brachte eine Reihe von Namen zum Vorschein, die zum Theil schon vergessen waren, und von Thatsachen, welche offenbar das Gewissen des Sterbenden belasteten.[1] Karl wurde die dreifache Grossmeisterstelle übergeben, ihm aufgetragen, die Beamten zu belassen, keine Ausländer anzustellen. Dem Sterbenden versagte beinahe die Kraft, das Testament zu unterzeichnen. Dann wurde die Königin hereingelassen. Sie war am 22. Januar in Madrigalejo eingetroffen. Ferdinand hatte bereits die Sprache verloren als sie kam; die Königin überliess sich dem Ausdrucke ihres Schmerzes, unter welchem der König starb, 23. Januar 1516, arm und seine Nachfolger mit der Auszahlung von Geldsummen belastend, die, man wusste nicht woher, herbeigeschafft werden sollten, 64 Jahre alt.[2]

---

[1] Vergl. Stile an K. Heinrich VIII. Depesche v. 1. März 1516 n. 1610.

[2] En una pequeña casa llamada de Santa Maria situada a corta distanza en la Cruz de los Barreros.

Keiner der wirklich grossen Fürsten, so sehr ihn auch Peter Martyr lobte, aber für den Kreis, in welchem ihm zu leben bestimmt war, einer der bedeutendsten,[1] hatte er kaum geendet, als schon auch Alles der neuen Sonne sich zuwandte.

So leicht, wie der König dachte, war aber die Regentschaft nicht geregelt. Die Räthe Ferdinands mochten dies am meisten fühlen und forderten daher sogleich den prinzlichen Botschafter auf, zur Eröffnung des Testaments nach Madrigalejo zu kommen. Die Eröffnung fand statt; nun aber zeigte sich erst, wie wenig die eigentlich brennenden Fragen dadurch gelöst worden waren. Die eigentliche Erbin war und blieb die Königin Johanna und als nun die Nachricht von dem Tode des Königs sich verbreitete, erklärte ihr Arzt mit einer grossen Anzahl von geistlichen und weltlichen Personen, sie könne binnen drei Monaten wieder hergestellt sein. War aber dieses der Fall, so ergriff sie auch die Zügel der Regierung wenigstens in Castilien-Leon und Karl konnte sehen, wie er sich mit ihr auseinandersetze.[2] Die Umgebung des Infanten Ferdinand, in der Ueberzeugung, dass dieser mindestens Gouverneur von Aragon sei, erliess in seinem Namen Ausschreiben und berief den königlichen Rath nach Guadelupe. Die Ernennung des Erzbischofs von Saragossa zum Regenten von Aragon musste hier auf Widerstand stossen, da die aragonischen Gesetze keinen anderen Regenten kannten, als den erstgeborenen Prinzen. Der äusserst thätige und geschäftsgewandte Cardinal von Toledo war bei dem hohen Adel verhasst und seine Ernennung zum Regenten von Castilien konnte gleichfalls auf Widerspruch stossen. Allein der bedeutendste Einwurf erfolgte von einer ganz anderen Seite. Der Botschafter des Prinzen hatte sogleich eine Abschrift des Testaments nach Brüssel geschickt, und was vorgegangen war, gemeldet, präsentirte aber nun selbst dem Cardinalregenten die ihm in Brüssel mitgegebene Ernennung seiner eigenen Person als Regenten für den Todesfall K. Ferdinands. Die Erhebung eines Fremden, wenn auch

[1] The King yowr sayd fader, schrieb Stile an König Heinrich, wylfully shortlyd the days of hys life always in fayre wether or fowle labouring in hawkeyng and huntoing, foloyng more the cownsayl of his fawkoners than of his fesicyans.

[2] Stile an K. Heinrich. Brew. II. I. p. 450.

sonst ruhigen und wohldenkenden Mannes, auf einen so hohen Posten beleidigte aber geradezu alle Einheimischen und lastete Adrian selbst unter so schwierigen Verhältnissen eine Verantwortlichkeit auf, die er nicht auf sich nehmen konnte. Der Cardinal und der Botschafter kamen daher überein, die Entscheidung hierüber in die Hände des Prinzen zu legen. Allein die Depeschen, welche der Cardinal und Adrian nach den Niederlanden sandten, wurden theils in Bayonne, theils an anderen Orten aufgegriffen und nur ein Theil von ihnen kam endlich am 27. Februar [1] in die rechten Hände. Hatte Karl schon auf einem andern Wege Nachricht von dem Tode seines Grossvaters erhalten, oder war man sonst in Brüssel zur Einsicht gekommen, dass man die Regentschaft Castiliens niemand Anderem anvertrauen könne, als dem Cardinal von Spanien, kurz bereits am 14. Februar ernannte [2] Karl den ehrwürdigen Vater in Christo, Cardinal von Spanien, Erzbischof von Toledo, Primas von Spanien, Grosskanzler von Castilien, den sehr theuren und geliebten Freund und Herrn zum Regenten und bestätigte die bisherigen Beamten und Adrian als Botschafter. Ximenes correspondirte unmittelbar mit dem Hofe, wie Adrian auch; letzterer nahm in seiner Eigenschaft als Repräsentant Karls Antheil an allen wichtigen Staatsgeschäften, wenn auch die Regierung selbst vor Allem in den Händen des Cardinals lag, der die Seele und der Leiter des Ganzen war. Er beseitigte die Prätensionen des Infanten, er entfernte den Mosen Ferer aus Tordesilla und verschaffte dadurch der kranken Königin eine bessere Behandlung, er unterdrückte die Aufstände der Grossen, er regelte endlich die wichtige Frage, ob Karl König von Castilien sei; er übernahm die Sorge für die Königin-Wittwe von Aragon; er entschied sich endlich dafür, den Sitz der Regentschaft nach Madrid zu verlegen, das allmälig Hauptstadt von Spanien

[1] On of the messengers by the mean of a friend saveyd parte of his letters. Stile.

[2] Die wichtige Urkunde wurde von Salga y Baranda in der Coleccion de documentos herausgegeben. La Fuente der dieses bemerkt, scheint aber übersehen zu haben, dass sie sich mit den übrigen Schreiben Karls vom 14. Februar bei Sandoval befindet.

wurde; er war es, der den schicksalvollen Rath gab, den Infanten nicht in Spanien zu versorgen, sondern in Deutschland und mit den österreichischen Erblanden, somit eine eigentlich deutsche Secundogenitur-Linie des Hauses Habsburg zu begründen, Spanien aber mit den Nebenländern ungetheilt in Einer Hand zu behalten.

Ein rasches und energisches Eingreifen that noth. In Verbindung mit seinem Vater, dem Grafen von Urenna, hatte bereits Peter Giron in Audalusien losgeschlagen. Sicilien stand in Anfruhr und man musste befürchten, dass es den Franzosen in die Hände gespielt werde. Karl hatte auf die Nachricht von dem Tode seines Grossvaters prachtvolle Exequien in Brüssel halten lassen, bei welchen bereits von den katholischen Königen Juana und Karl öffentlich die Rede war und drei Male es lebe der König — vivo es el rey — gerufen worden war. Karl hatte gleich einem einzigen rechtmässigen Herrn an seinen Bruder, an die Königin Germaine, an die Granden und Prälaten geschrieben; er benahm sich als König und stellte seine nahe Ankunft in Aussicht. Von der Königin konnte als Herrscherin keine Rede sein. Man mochte über den grösseren oder geringeren Grad ihrer Zurechnungsfähigkeit streiten, und in wie ferne Strenge oder Milde ihren Zustand lindern werde; darüber aber, dass eine Fürstin, welche man nicht dazu bestimmen konnte, die gewöhnlichen Functionen des täglichen Lebens ordentlich zu verrichten, die Reinlichkeit des Körpers zu pflegen, Speise und Trank zu sich zu nehmen, in einem Bette zu schlafen, nicht für den Thron passe, konnte denn doch kein Zweifel sein. Ehe man aber in Spanien über die Frage des Königthums schlüssig wurde, waren die höchsten Instanzen der Christenheit mit der Frage zu Ende gekommen. Nach mittelalterlicher Anschauung kam es Papst und Kaiser zu, Könige anzuerkennen. Maximilian zögerte auch nicht, seinen Enkel als König zu begrüssen, unbekümmert darum, was Castilianer und Argonesen, die doch zunächst darum befragt werden mussten, dazu sagen würden. P. Leo X. that dasselbe und so war die Frage nach dieser Seite entschieden. Maximilian forderte selbst den Herrn von Chièvres auf, die Sache in seine Hand zu nehmen und mit der Annahme des Königthums nicht zu zögern. Allein das Kronrecht der Königin

war unbestreitbar und wenn sie sich gegen das Königthum ihres Sohnes erklärte, fand sie ausserhalb der Mauern von Tordesillas Anhänger genug. So lange sie jedoch glaubte, ihr Vater, der Regent Castiliens, in dessen Auftrag sie nach Tordesillas gebracht worden war, lebe, war von ihr nichts zu besorgen, da sie die äusserste Unterwürfigkeit ihren Eltern zu erweisen gewohnt war. Man nahm daher zu dem Mittel seine Zuflucht, sie lange glauben zu machen, K. Ferdinand lebe, und was man ihr gegenüber für Anstalten ergriff, diese immer als Befehle K. Ferdinands erscheinen zu lassen, worauf sich ‚die Königin' fügte. Ihr Sohn, der König, war ihr nur der Prinz.

Die Entscheidung über das Königthum selbst musste daher anders angegriffen werden. Karl übergab die Frage, ob dasselbe ihm oder seiner Mutter gebühre, dem Cardinalregenten und dem königlichen Rathe, dem er eröffnete, er habe Adrian aufgetragen, ihnen ein grosses Geheimniss mitzutheilen, worüber er Aufschlüsse wünschte. Schon am 1. Februar hatte Ximenes und der von ihm unzertrennliche Adrian, an welchen als den wahren Dollmetscher seiner Ansichten Karl schon am 14. Februar von Brüssel aus den Cardinal und den königlichen Rath anwies, Guadelupe verlassen, um sich nach Madrid zu begeben,[1] wohin Ximenes eine Junta von Prälaten und Grossen berief. Die Erzbischöfe von San Jago und Granada, letzterer Präsident des königlichen Rathes, die Bischöfe von Burgos, Avila, Almeria, Ciudad Rodrigo, Astorga, der Infant, welchen Ximenes nicht mehr von sich liess, der Herzog von Alba, der Almirante von Castilien, der Marques von Villena, der von Denia, welcher die Leiche Ferdinands nach Granada gebracht hatte, der commendador mayor von Castilien, der von Catalonien waren bereits am 1. März, als Stile an K. Heinrich schrieb, dort angekommen und noch immer mehrte sich die Anzahl der Kommenden. Bereits konnte man als bestimmt ansehen, dass die Aragonesen, die Catalanen und Valencianer Karl nicht früher als König anerkennen würden, als er ihre

[1] Am 16. Februar kamen Ximenes und Adrian nach Madrid, wo sie im selben Hause abstiegen. Am 27. Februar langte die prinzliche Bestätigung der Regentschaft an.

Freiheiten bekräftigt. In Castilien war darüber keine Frage, dass er rechtmässiger Erbe sei, dass ihm aber der Titel König gebühre, wollte nicht einleuchten.[1] Der königliche Rath erklärte sich selbst am 4. März[2] gegen Annahme des königlichen Titels, da der Tod Ferdinands Karl in Betreff seiner Mutter keine grösseren Rechte gegeben, ihre Krankheit aber sie nicht vom Königthume ausschliesse.

Bereits war die Veränderung im Hofhalte der Königin Juana eingeleitet[3] und zwar wurde sie unter den Doctor Solo und den Guardian Fray Juan von Avila gestellt, welche sich für ihre Wiederherstellung verbürgt hatten. Karl bekräftigte dann am 30. April diese Massregel.

Eine andere Sorge betraf die Königin-Wittwe. Auch sie kam, wie der Infant, nach Madrid; es ward dafür gesorgt, dass Niemand einen schädlichen Einfluss auf sie gewinne. In Betreff Ferdinands aber erfolgte von Madrid am 24. März die Ausstellung einer Vollmacht an den Cardinal von Gurk zum Abschluss seiner Ehe — er war damal 13 Jahre alt — mit der Princessin Anna von Böhmen-Ungarn. Ximenes und Adrian unterschrieben das Actenstück, das der Ungewissheit über das Schicksal der jagellonischen Königstochter ein Ende machen sollte. Die Sache war um so wichtiger, als K. Wladislaus am 12. Januar gestorben,[4] sein Sohn K. Ludwig ein schwacher Knabe war, Anna als Erbin der beiden Reiche halb und halb angesehen werden konnte, wenn auch der jugendliche König die Infantin Maria, Karls und Ferdinands Schwester, zur Frau nahm. Bereits hatte sich Karl in Brüssel seinen eigenen Rath von Spaniern gebildet, unter welchen Don Manuel, welcher zwischen K. Philipp und seinem Schwiegervater Unfrieden gesäet hatte, desshalb selbst eingekerkert worden war, Don Antonio Astuniga, Bruder des Herzogs von Bejar, Pedro Portocarrero, Don Louis de Cordoba, Don Alfonso Manrique, Bischof von Badajoz, Pedro Mota, einer der bedeutendsten Prediger und Secretär Karls, die hervorragendsten Persönlich-

[1] Petr. Martyr ep. n. 561.

[2] Gomez f. 171.

[3] Mosen Ferrer beschwert sich darüber am 6. März. Bergenroth n. 25.

[4] Petr. Martyr ep. 671.

keiten waren, wenn auch Alle Chièvres an Einfluss überragte. Es geschah wohl mit ihrer Zustimmung, dass Karl dem Cardinal von Spanien zurückschrieb, er habe nach dem, was von Seiten seines Grossvaters, des Kaisers, von Seiten des Papstes, der Cardinäle geschehen, den Königstitel bereits angenommen; er möge dafür sorgen, dass die Sache in Castilien auf keinen Widerspruch stosse. Auf diess berief Ximenes die Vicekönige und Bischöfe, welche sich in Madrid befanden, in das Haus, wo er und Adrian wohnten und wo die Berathungen gepflogen wurden, und machte sie mit Karls Ansinnen bekannt.

Bei der entscheidenden Berathung referirte Doctor Carvajal, Uditor (oydor) des consejo de camara, indem er auf die mannigfachen Beispiele in der Geschichte hinwies, wo beide, Mutter und Sohn, zusammenregierten von der Kaiserin Helena an, die zusammen mit K. Constantin regiert, bis zu Don Hernando dem Heiligen, der bei Lebzeiten seiner Mutter Donna Verenguela in Valladolid zum Könige ausgerufen wurde. Allein seine Anschauung stiess bei dem Almirante und dem Herzoge von Alvaro auf Widerspruch, denen es zu genügen schien, wenn Karl Governador würde, was mit dem Testamente des Catolico übereinstimme. Die Sache schien durch die Opposition der Granden eine für Karl gefährliche Wendung zu nehmen. Endlich entschied der Cardinal, indem er mit dürren Worten erklärte, er habe die Anwesenden versammelt, nicht zu berathschlagen, sondern dem zu gehorchen, was der Souverain befehle. Noch am heutigen Tage werde Karl in Madrid ausgerufen und würden die anderen Städte dem Beispiele Madrids folgen. Wolle man den König bestimmen, den von ihm angenommenen Titel aufzugeben, so hiesse das ihm nicht gehorchen und ihn niemals als König anzuerkennen.[1]

Sogleich befahlen der Cardinal und der Botschafter Adrian, Don Pedro Correa, Corregidor von Madrid, in den Versammlungsort[2] zu berufen. Sie trugen ihm auf, ungesäumt und

[1] Yo os he juntado aqui no para deliberar sino para obedecer lo que manda el soberano. Hoy mismo quedará proclamado en Madrid y las demas ciudades seguiran el exemplo.

Don Vinsente Gonzalez Arnao, elogio historico del Cardinal Don Frai Francisco Gimenez de Cisneros p. 21 n. 1.

[2] Las casas de Don Pedro Lasso de Castilla.

unter dem Rufe: real, real, real, für den König Don Carlos ,unsern Herrn' die königlichen Fahnen aufzupflanzen. Eine Proclamation wurde erlassen,[1] 13. April 1516, an die abwesenden Granden wie an die Städte Castiliens und ihnen bekannt gegeben, Don Carlos, bereits vom Kaiser und Papst als König anerkannt, habe sich entschlossen, die Last der Regierung mit seiner Mutter Donna Juana zu theilen, ihr Name solle in allen Erlassen dem seinigen vorangehen in nachfolgender Weise: Donna Juana und Don Carlos, ihr Sohn, Königin und König von Castilien-Leon, Aragon, der beiden Sicilien, von Jerusalem, Navarra, Granada, Toledo, Valencia, Galicien, Mallorca, Sevilla, Cerdenna, Cordova, Corcega, Murcia, Jaen, der Algarven, von Algecira, Gibraltar, der canarischen Inseln, der Inseln, der Indien und des festen Landes, des Mar Oceano, Grafen von Barcelona, Herren von Vizcaya und Molina, Herzoge von Athen und Neopatria, Grafen von Ruysellon und Cerdenna, Markgrafen von Oristan und Gociano, Erzherzoge von Oesterreich, Herzoge von Burgund, von Brabant, Grafen von Flandern und Tirol.[2] Und so blieb es denn auch fast vierzig Jahre lang. Dadurch war der Knoten durchhaut und zugleich, wenn auch sehr einseitig, über Castilien-Leon wie über Aragon präjudicirend entschieden. Man hatte die Zustimmung der Königin weder verlangt noch erhalten; sie betrachtete sich auch fortwährend als die einzige Königin und ihren Sohn Don Carlos nur als Prinzen von Asturien.[3] Es war zugleich über das Schicksal des Infanten entschieden, dessen Umgebung der Sitz des Missvergnügens blieb. Die Unzufriedenheit des spanischen Adels theils über den Ordensbruder (Ximenes), welcher ihr unumschränkter Gebieter geworden war, theils über Karl, der in Gent und nicht wie Ferdinand in Spanien (Alcala) geboren war, im Auslande erzogen wurde, in Spanien sich noch immer nicht hatte sehen lassen, und seine Abreise vom Winter

---

[1] Bei Sandoval hist. del Emperador Carlos V. p. 73.

[2] Nach Gomez de rebus gestis Francisci Ximenis sei die Proclamation zu Madrid erst am 31. Mai erfolgt, was mit der Urkunde im Widerspruch steht.

[3] Yo sola soy la regna, que mi hijo Carlos no es mas que principe. Sandoval. 1518.

in den Frühling, vom Frühling in den Sommer verschob, und endlich das Jahr 1516 verstreichen liess, ohne zu kommen, stieg immer höher. Alles beruhte jetzt auf der Festigkeit des Cardinals, dessen entschlossenes Auftreten die Granden im Zaume hielt, so dass sie nicht wagten, dem Beispiele der Sicilianer zu folgen und einen Aufstand zu erregen, der, wie Sandoval richtig meinte, den Thron des neuen Königs nicht wenig gefährdet hätte.

Lässt man sich durch den Schein nicht täuschen, so gingen in Wahrheit, ungeachtet der Festigkeit, mit welcher der Cardinal Cisneros in Castilien das königliche Ansehen aufrecht erhielt, die Dinge in Spanien doch nicht gut. ‚Spanien ist gewohnt, durch einen König und nicht durch einen Ordensmann (Fray) regiert zu werden', bemerkte sehr richtig Petrus Martyr; [1] die Unruhen unter den Grossen wollten nicht enden. Das bedeutendste und wirksamste Mittel, zu welchem Cisneros griff, das Milizenheer aus Bürgern zu schaffen, hatte denn doch auch unter den Städten eine sehr bedenkliche Opposition hervorgerufen. In Aragonien und Catalonien hatte K. Karl gar nichts zu sagen. Man verweigerte ihm fortwährend den Titel König, eröffnete seine Briefe nicht, die Cortes müssten erst entscheiden, ob ihm bei Lebzeiten der Mutter der Königstitel gebühre.[2] In Sicilien hatte Palermo das Signal zum Aufstande gegeben, den Vicekönig Don Hugo von Moncado vertrieben, in Taormini sich eine neue Regierung gegeben, ohne jedoch hindern zu können, dass die Messinesen den Vicekönig als ihren rechtmässigen Herrn anerkannten.[3] Allein der ganze königliche Rath wurde von den Aufständischen ermordet, in Neapel mühsam durch den Vicekönig Don Ramon von Cardona die Ruhe erhalten. Noch im Winter 1516 war ein Einbruch des vertriebenen Königs von Navarra in dieses Land erfolgt, glücklicher Weise aber am 25. März das feindliche Heer von dem Connetable von Navarra überfallen und zersprengt worden. Allein die Verbindung Karls mit seinem Botschafter wurde doch nur mit Mühe unterhalten. Karl konnte kein Geld aus Casti-

[1] Ep. 573.
[2] Ep. 590.
[3] Ep. 593, 594.

lien erhalten und die Kaufleute von Brüssel gaben ihm in Betreff eines Anleihens keine Antwort. [1]

Dazu kam denn noch manches Andere. Eine Schaar von einundzwanzig Herzogen mit ihren zahlreichen Vasallen, Schlössern und Städten, die sie sich meist auf Kosten der Krone erworben, bildete, abgesehen von den zahlreichen Marques und Grafen, einen Adel, welcher, wenn er sich gegen den König aussprach, schon in den verschiedenen Königreichen eine schwer zu besiegende Macht darstellte. Nun war ein Theil desselben für den Infanten Ferdinand, der andere sann auf Verschwörung gegen den ‚Bruder-Regenten'. Es war nach dem Aussterben des castilianischen Mannesstammes durch den Tod K. Heinrichs IV. 1474 schon Isabella nicht ohne Widerspruch Königin geworden, da das Erbrecht der Infantin Juana gehörte, welche wenigstens nach dem Grundsatze pater est quam nuptiae demonstrant, Tochter K. Heinrichs war und ihrer Anrechte auf den castilianischen Thron wegen erst mit dem Herzoge von Berry, dann mit Alfonso V. von Portugal, endlich mit Don Juan, Sohn K. Ferdinands, verlobt war, zuletzt aber in ein Kloster ging. Es lebten auch Nachkommen jenes Ferdinand de la Cerda, welcher 1276 vor seinem Vater Alfons X. († 1284) starb, dessen Söhne durch den jüngeren Bruder Sancho IV. und dessen Linie vom Throne ausgeschlossen worden waren. Der älteste von den Söhnen Ferdinands, Alfred, nach seinem Grossvater genannt, ward der Stammvater der Herzoge von Medina Sidonia, und obwohl der Herzog Heinrich im J. 1513 kinderlos gestorben war, glaubte dessen Schwager Peter Giron (ältester Sohn des Grafen von Urenna) die Erbansprüche des Hauses Sidonia auf die castilianische Monarchie erheben zu können. [2]

---

[1] Spinelli to Wolsey, 4. April.

[2] Nicht ohne Besorgniss schrieb Adrian 1520 an Lope Hurtado de Mendoza (13. November): — En el tiempo del rey don Alonso su hijo menor fue alzado por Rey y se quado en possession y el dicho Rey don Alonso y el heredero del hijo mayor echados del rregno, del qual heredero diz que por directa linea desendieron los de la casa de Medina Sidonia, per lo qual quieron algunos dezir que la corona Real de derecho pertence a quella casa y que don Pedro giron por parte y rahiz de su muyer pretiendo derecho alla dicha corona. Bergenroth p. 319.

Hiezu kam noch die stete Spannung mit Frankreich, von welchem man überzeugt sein konnte, es werde jede Gährung in Castilien oder Aragon unterstützen, jedes Feuer schüren, sowie die Ungewissheit, welche Stellung hiezu England, welche Portugal einnehmen würden. Nach den portugiesischen Berichten gestalteten sich zwar die Dinge mit dem letzten Reiche sehr freundlich. K. Emanuel hatte nach dem Tode K. Ferdinands sowohl an die Königin Germaine, als an den Infanten und die castilianischen Granden geschrieben, und sein Beileid bezeigt, auch seinen Agenten in Antwerpen, Roderich Ferdinand Almada, beauftragt, ihm von dem, was in Belgien und Deutschland vorgehe, genauen Bericht abzustatten. Endlich beschloss er, Don Pedro Correa, welcher als ein ausgezeichneter Diplomat galt, an den Kaiser zu senden, um wegen einer Vermählung Karls mit der portugiesischen Infantin Isabella — Tochter Emanuels und der spanischen Infantin Maria, somit Enkelin K. Ferdinands — und einer Vermählung der schönen Infantin Leonore, Karls Schwester, mit seinem eigenen Sohne, dem Thronerben Don Joao, zu unterhandeln.[1] Correa wurde von Maximilian sehr freundlich aufgenommen, richtete aber in Betreff Karls nichts aus; in Betreff der Infantin Leonore aber bildete sich doch ein Anknüpfungspunkt für spätere Zeiten, der freilich zu einem ganz anderen Resultate führte, als man damals und bei Lebzeiten der Königin Maria[2] erzielen wollte. Spanischen Berichten zufolge müssen aber, als die Unterhandlungen mit Maximilian den gewünschten Erfolg nicht hatten, neue und zwar mit Frankreich eröffnet worden sein. Der portugiesische Courrier, welcher wegen Heirathsanträgen über Spanien nach Frankreich gehen sollte, wurde jedoch seiner Depeschen beraubt, diese dem Botschafter Adrian und von letzterem dem Cardinal zugesandt, welcher von nun an die portugiesischen Angelegenheiten mit wachsamem Auge verfolgte.[3] Die Mission Adrians nach Portugal im Frühling 1517 steht wohl damit in Verbindung.

Der Cardinal hatte übrigens mit der Erklärung zu Madrid seine Stellung gekennzeichnet. Dass er das königliche Ansehen

[1] Osorius p. 291.

[2] Sie starb bereits 7. März 1517. Osor. p. 310.

[3] Gomez p. 188.

wirksam wieder aufzurichten gedenke, dass er bereit sei, jeden Widerstand zu brechen, war klar. Es handelte sich nur darum, auch den Hof zu Brüssel von der Aufrichtigkeit und Ergebenheit seiner Gesinnung, wie von der Nothwendigkeit der Ergreifung starker Massregeln zu überzeugen. Er fasste den Plan, die königlichen Einkünfte, Rechte und Besitzungen aufzeichnen zu lassen und damit den Anfang zu einer materiellen Wiederherstellung der Macht der Krone zu machen, dem Adel die der Krone widerrechtlich entzogenen Domainen wieder zu entreissen. Er arbeitete den Intriguen des Adels am Brüsseler Hofe mit aller Kraft entgegen, sandte Don Diego Lopez dahin, den König über seine wahren Interessen aufzuklären, für sich grössere Vollmachten zu erbitten, und den König zu überzeugen, dass er selbst nicht für sich, sondern nur für ihn arbeite. Er berichtete dem königlichen Rathe über das Treiben des Adels, stellte K. Karl vor, wie alles Unheil über Castilien gekommen, seit K. Heinrich IV. bewogen worden war, die 2000 schwergepanzerten Ritter zu entlassen, auf deren Treue die königliche Macht seit langer Zeit beruhte und deren Entfernung den Thron schutzlos dem Adel preisgegeben hatte. Ganz im Gegentheil mit der von Castilianern verbreiteten Meinung, als wenn eine Spannung zwischen ihm und dem Botschafter stattgefunden hätte, der ja selbst nur gleich ihm auf dasselbe Ziel steuerte und mit seinem sanften Charakter weit entfernt war, dem energischen Regenten Verlegenheiten zu bereiten, stützte er sich vielmehr wie auf dem Tage zu Madrid auf Adrian, der ja selbst nicht Regent war, wie ihn Gomez auffasst, und von dem Könige als sein orator, sein Botschafter bezeichnet wurde, mit welchem sich Ximenes in steter Beziehung halten möge. Die wirksamste Massregel, um dem Adel das Uebergewicht im Innern zu entziehen, bestand aber in dem, was des Cardinals eigenste Schöpfung war, in dem vorher angedeuteten kühnen Plane, in Castilien eine Bürgerarmee zu schaffen, die Vertheidigung des Landes, welche bisher in den Händen des Adels lag, diesem wenigstens zum Theile zu entreissen, und während er selbst die Krone von dem unzuverlässigen Elemente der Söldnerschaaren befreite, ihr auch die nöthige Unabhängigkeit nach innen, wie Stärke nach aussen zu verschaffen. Je tüchtiger sich das Unternehmen erwies, so

dass binnen Kurzem eine Armee von 30.000 Mann sich in Waffen übte, desto höher stiegen Hass und Unzufriedenheit von Seite derjenigen, die selbst dadurch eine Beeinträchtigung fürchteten. Aber selbst einige Städte, wie Leon, Burgos, Medina del Campo, Salamanca, Arevalo, Madrigal, Olmedo, vor allen Segovia und das mächtige Valladolid, leisteten Widerstand und Ximenes sah sich selbst in seiner nächsten Nähe auf das Unangenehmste berührt, da sich der Erzbischof von Granada, Präsident des hohen Rathes von Castilien, an die Spitze der Unzufriedenen stellte und den Widerstand heimlich schürte. Nicht minder schürte ein Theil des Adels den Aufstand und zwar der Almirante von Castilien und der Bischof Osorio von Astorga. Ximenes gelang es jedoch, K. Karl für seine Massregel zu gewinnen, worauf auch Valladolid sich fügte. Der Cardinal aber brach nun durch Verstärkung des Stadtmagistrates das Uebergewicht, welches bis dahin der Admiral und der Graf von Benavente in der Stadt behauptet hatten. Der Adel musste Schritt für Schritt fühlen, dass er keinen grösseren Gegner habe als den Bruder Cisneros. Zu den inneren Unruhen gesellten sich aber die Verlegenheiten nach aussen, der Einbruch in Navarra, der Kampf mit den Osmanen, der zur See nie ruhte, die Nothwendigkeit, das Schicksal der Indianer in Amerika zu bessern, und den Massregeln, welche zur Vernichtung eines grossen Volksstammes führten, andere heilsame entgegenzustellen.

Unter diesen Verhältnissen wurde das Bisthum Tortosa, dessen letzter Bischof auch Inquisitor von Aragon gewesen war, durch dessen Tod erledigt. Der Cardinal dachte beide Würden seinem Collegen in der Regierung, dem Dechanten Adrian zuzuwenden und schrieb deshalb an den König.[1] Er legte den Nachdruck darauf, dass das wichtige Amt in Castilien in seinen eigenen Händen sich befinde, das in Aragonien aber einem so rechtschaffenen, von aller Habsucht freien Manne zugewendet werde. Ja der Cardinal legte selbst einen grossen Werth darauf, dass gerade in Aragonien ein Nichteinheimischer, der somit allem Parteitreiben gleich ferne stehe, mit diesem Amte betraut werde. Auch die Königin Germaine schrieb deshalb

[1] Gomez p. 210.

an K. Karl, dem sie als erste Bitte die Erhebung seines Gesandten zum Bischof vortrug. Karl erwiederte ihr auch am 28. Juni 1516, dass, obwohl sich mehrere sehr würdige Personen darum beworben, er doch in Berücksichtigung seiner Würdigkeit, seines guten Lebens und reinen Gewissens, ihn (Adrian) dem Papst vorgeschlagen habe.[1] Ximenes aber forderte der König auf, nachdem er Adrian zum Inquisitor für Aragon bei dem Papste beantragt, Adrian in das neue Amt einzuweihen, damit dasselbe recht verwaltet werde, er gewissenhafte Leute anstelle und gute eifrige Diener ernenne (20. Juli).[2] Da Adrian bereits am 13. Juli an Margaretha von Oesterreich, Tante K. Karls, wegen seiner Beförderung zum Bischofe von Tortosa schrieb,[3] dann aber am 14. November 1516 P. Leo ihm auch das Amt eines Generalinquisitors der Königreiche Aragon und Navarra verlieh, war Gomez unrichtig berichtet, wenn er, der unter K. Philipp II. schrieb, bemerkt, dass Karl auf den Wunsch des Cardinals in Betreff des Inquisitoramtes nicht eingegangen sei. Man bemerkte bei Adrians Erhebung, er sei jedes erhabenen Sitzes würdig.[4] Ein Jahr später fand durch P. Leo X. auch Adrians Erhebung zum Cardinal statt. Juni 1517.

In diese Zeit fällt der Abschluss des verhängnissvollen Vertrages von Noyon zwischen K. Karl I. und K. Franz I., das Werk Chièvres, welches die Unzufriedenheit in Spanien vermehrte und während dadurch der Rücken Karls sichergestellt wurde, die Macht und das Ansehen des französischen Königs in nicht geringem Grade hob. War es doch schon seit dem Einbruche in Italien, seit der Niederlage der Schweizer bei Marignano fortwährend im Steigen begriffen, K. Ferdinands Tod hatte es eher vermehrt. Sein Enkel ward jetzt von den Netzen der französischen Politik umstrickt, und selbst dem Grossvater Karls, dem Kaiser, blieb bald nichts Anderes übrig, als sich gleichfalls zu fügen. Erst am 28. Juni 1519 — als Karl mit Ausschluss des französischen Königs von den

[1] Gachard p. 233.

Gach. l. c. p. 236.

[3] L. c. p. 234.

[4] Adrianum — furibundae naturae quorundam sua modestia temperatorem; hic vir est omni celsa sede dignus. Petr. Martyr ep. 576.

deutschen Churfürsten zu ihrem Könige und Kaiser gewählt wurde, fand diese Steigerung ihre natürliche Grenze.

Der Vertrag zu Noyon verpflichtete den sechzehnjährigen Karl, eine Tochter K. Franz I. zu heirathen, die Princessin Louise, deren Lebensalter mehr nach Monaten als nach Jahren gezählt wurde, und nach deren eventuellem Tode ihre jüngere Schwester, d. h. das habsburgische Haus, nur auf vier Augen beruhend, war dahingebracht, dass der eigentliche Stammhalter erst nach 14, 15 Jahren daran denken durfte, die Fortpflanzung seines Hauses zu erleben. Da aber in Spanien das aragonesische Königshaus ganz ausgestorben war, das castilianische auf der irrsinnigen Juana beruhte, und Niemand wissen konnte, wie lange Karl leben würde, stand das neue habsburgisch-burgundische Haus, so lange Karl nicht verheirathet war, nicht einen Sohn hatte, nichts weniger als befestigt da, hatte es selbst nur einen transitorischen Charakter, der seinem Ansehen schadete.

Es war in Noyon wieder das Project einer Theilung von Neapel zwischen Frankreich und Aragon in den Vordergrund gestellt worden. Man hatte aber von spanischer Seite eingewendet, dass bei der Vermählung der Königin Germaine französischer Seits die Ansprüche auf Neapel an die Neuvermählten abgetreten worden seien. Hatten beide keine Erben, so solle Neapel auf Lebenszeit der Königin bei Aragon bleiben, bei ihrem Tode zur Hälfte an Frankreich fallen, der König von Frankreich aber sollte in 10 Jahren eine Million Ducaten zahlen, von welcher zwei Fristen auch erlegt worden seien, 800,000 noch bezahlt werden müssten. Karl sollte ferner binnen sechs Monaten die castilianischen Cortes bewegen, Navarra an den Titularkönig d'Albert zurückzustellen, wenn nicht, werde eine französische Armee ihn in den Besitz des Landes setzen. Es stand wohl hiemit in Zusammenhang, dass Ximenes die Mauern der navarresischen Städte brechen liess, um Navarra für eine feindliche Armee unhaltbar zu machen und als dann im Juni 1516 der Titularkönig Johann d'Albert, Gemahl der Katharina von Foix (Urgrossvater des nachherigen Königs Heinrich IV. von Frankreich), starb, fühlte sich K. Karl durchaus nicht bereit, diese Stipulation in Ausführung zu bringen.[1] Der

[1] Vergl. die Depeschen Tunstals und Wingfields an K. Heinrich VIII. vom 6. und 23. Juni 1516, Spinelli's vom 5. und 18. Juli 1516.

Vertrag von Noyon hinderte übrigens K. Karl nicht, sich erst recht an K. Heinrich von England, Gemahl der Katharina von Aragonien und somit Karls Oheim, anzuschliessen. Schon im Juni 1516 war bestimmt worden, Karl solle seine Reise nach Spanien, die angeblich im August anzutreten war, über England (und mit englischem Gelde) antreten. So sehr sie gewünscht wurde, fand sie noch nicht statt, wohl aber fühlten sich Aragonesen, Neapolitaner und wie aus Gomez hervorgeht, auch die Castilianer in ihren Interessen verletzt; die Klagen über Absendung grosser Geldsummen aus Spanien nach Belgien vermehrten sich. Man sah in dem Herrn von Chièvres denjenigen, welcher sich zwischen den König und seine spanischen Unterthanen stelle, den König nicht nach Spanien ziehen lasse, weil auf spanischem Boden das Uebergewicht eines belgischen Edelmannes selbstverständlich aufhöre.

Auch nach anderen Seiten hin fühlte man das Unbehagliche der Abhängigkeit Karls von Chièvres. Sein eigener Grossvater arbeitete daran, diesen Einfluss zu brechen und begab sich deshalb nach Belgien — ohne jedoch in dieser Beziehung etwas ausrichten zu können. Chièvres fühlte sich jetzt erst bewogen, noch einen zweiten (weltlichen) Botschafter, den Herrn von la Chaux, gleichfalls Niederländer, nach Spanien zu entsenden. Allein der Cardinal zog auch diesem gegenüber seine Grenzen und als sich die Botschafter auf die Seite der Königin Germaine stellten und ihr Verlangen, in den Besitz des wichtigen Olmedo gesetzt zu werden, das gleich Arevalo als einer der Schlüssel Spaniens galt, unterstützten, so widerstand der Cardinal ihnen ebenso, wie der Königin. Er vereitelte ihre Unterstützung des Infanten Ferdinand; er verhinderte, dass sie im Zorne Spanien verliess; er behauptete auch formell seine Stellung gegen jeden Versuch der Botschafter, sich in die eigentliche Regentschaft einzudrängen; er feierte den Triumph, dass durch seine Massregeln die Gesundheit der Königin Juana sich besserte, sie sich wieder eines Bettes bediente, ihr Zimmer reinigen liess, dem Gottesdienst beiwohnte.

So lange aber K. Karl nicht selbst nach Spanien kam, so lange nicht die Zukunft des Infanten festgestellt war, blieb doch Alles in der Schwebe und mehrte sich die Anzahl der unsichtbaren Gegner, welche das Ansehen des Cardinals am

königlichen Hofe zu untergraben und sich selbst eine günstige Stellung zu bereiten suchten. Zu diesen gesellte sich selbst der Erzbischof von Granada, Präsident des hohen Rathes von Castilien, so dass Ximenes seine Gegner im eigenen Lager hatte. Zu den Sorgen aber, die ihn quälten, gehörte die um die Glieder der königlichen Familie fortwährend zu den grössten.

Mit allen Tugenden einer edlen Frau, Mutter und Königin geschmückt, war im Anfange des Jahres 1517 die Tochter K. Ferdinands, Maria von Portugal, ihrem Vater in das Grab nachgefolgt. Ihre rastlose Thätigkeit, das vortreffliche Beispiel, das sie gab, hatten ein eigenthümliches Leben in die portugiesische Aristokratie gebracht, die vornehmen Mädchen an Arbeit und Eingezogenheit, die jungen Männer an Entfaltung ihres ritterlichen Sinnes gewöhnt. Der Tod der Königin, welche ihrem Gemahl acht Kinder geschenkt, bewirkte eine gänzliche Veränderung in den Plänen, welche K. Emanuel im J. 1516 gefasst hatte. Man wusste sehr bald am Hofe zu Brüssel,[1] dass er sich, obwohl 50 Jahre alt, wieder verheirathen wolle und nur darüber war ein Zweifel, ob seine Bewerbungen der Wittwe seines Schwagers Don Juan, der Princessin Margaretha oder ihrer Nichte, der schönen Eleonore, gelten würden. Jm Mai 1517 waren jedoch die Dinge bereits so weit gediehen, dass der Botschafter Bischof von Tortosa den Auftrag erhielt, sich nach Portugal zu begeben[2] und es ist wohl kein Grund vorhanden, die nun erfolgte Werbung um die Hand der jugendlichen Nichte seiner verstorbenen Gemahlin, um dieselbe Infantin, die er 1516 seinem Sohne zu erwerben gedachte,[3] nicht mit dieser Mission in Verbindung zu bringen. Während aber so über das Schicksal der Königstochter verhandelt wurde,[4] hatte sie selbst bereits gewählt

---

[1] Brew. n. 3212.

[2] Wir wissen dieses wichtige Factum aus einem Berichte Spinelli's an den König Heinrich vom 7. Mai 1517. Brew. n. 3212.

[3] Quae res apud multos in varias repraehensiones incurrit. Osorius p. 320.

[4] Ende September 1516 war am Hofe zu Brüssel bestimmt, dass, wenn die Königin von Frankreich, wie man befürchtete, an den Folgen der Entbindung sterben würde, die Infantin Leonore den K. Franz heirathen sollte, was sie später in zweiter Ehe wirklich that. Spinelli an K. Heinrich 2716. Sept. 15. Brew. II. I. n. 2393.

und spielte in Brüssel der Anfang eines Dramas sich ab, das nachher in Saragossa und Almeria ein für die Infantin unerwartetes Ende fand.

Unter den vielen nachgeborenen Prinzen und adeligen Herren, welche sich an den Hof von Brüssel drängten, der selbst der Mittelpunkt eines höchst eigenthümlichen Lebens und Treibens niederländischer und oberdeutscher, neapolitanischer, aragonesischer und castilianischer Grossen und Herren geworden war, befand sich auch der am 9. December 1483 geborene Pfalzgraf Friedrich, jüngerer Sohn des Churfürsten von der Pfalz Philipp und der Margarethe von Baiern, Tochter und Erbin des letzten Herzogs von Baiern-Landshut — Georg des Reichen.[1] Er war mit 18 Jahren (1501) an den Hof des Erzherzogs, nachher Königs Philipp, Karls Vater, gekommen. Er begleitete den Fürsten auf dessen Reise über Paris und Bayonnne nach Spanien, wo er sich mit den Sitten und Gebräuchen des Landes bekannt machte und selbst in allen gymnastischen Künsten bewandert, sich zum ausgezeichneten Reiter heranbildete. Er begleitete den jugendlichen König wieder nach Hause, unterhandelte sodann mit K. Maximilian, um den Landshuter Erbfolgekrieg zu beenden und eilte hierauf rheinabwärts, dem K. Philipp gegen Karl von Geldern Hilfe zu leisten. Nach dem frühen Tode K. Philipps kämpfte er unter Maximilian in Italien, betheiligte sich nach dem Tode seines Vaters 1508 an dem französisch-englischen Kriege und nahm endlich seinen Aufenthalt an dem Hofe zu Brüssel, wo er ebenso durch seine Sprachgewandtheit, als durch seine Kenntniss der Musik, wie durch Geburt und Lebenserfahrung hervorragte. Bewandert in allen ritterlichen Uebungen, ausgezeichnet durch seine Stärke und Gewandtheit, war er ganz geeignet, Liebling der Frauen zu werden, war es kein Wunder, dass ein Fürst von so ausgezeichneten Eigenschaften, der noch dazu mit K. Philipp auf dem freundlichsten Fusse gestanden, am Hofe seines Sohnes Bewunderer wie Neider fand. Als es sich um die Annahme der Huldigung von Luxemburg handelte, wurde der Pfalzgraf hingesandt; man sprach davon, ihm eine Mission nach Spanien

[1] Siehe die interessanten Aufzeichnungen in Huberti Leodii Thomae Leodii annales Palatini. Frankf. 1665.

zu geben. Als ihn der nachherige Vicekönig von Neapel, Munkenvall (?), wegen seiner Vorliebe für die Musik aufzog, besiegte er ihn im Duell; den Herrn von Glaion warf er im Turniere nieder. Er galt als der kühnste Reiter, gleich sehr in Sprachen und in edlen Künsten wohl erfahren. Es war ein lautes Geheimniss, dass ihm die Frauenwelt wohl wollte und vor allen die Infantin Leonore eine zärtliche Neigung fasste, die von ihm in gleicher Gluth heimlich erwiedert wurde. Allein das Verhältniss wurde durch Leonorens Kammerfrau Thembe an Chièvres verrathen. Es kam jedoch erst zur Katastrophe, als bereits die Zurüstungen zu Karls Abreise nach Spanien so viel als vollendet, aber auch die Unterhandlungen mit K. Emanuel zum Abschlusse gediehen waren.

Der Pfalzgraf beschloss, den entscheidenden Schritt zu wagen, sich an die Infantin selbst zu wenden und ihr seine Hand anzubieten. Der Brief kam in Leonorens Hände, wurde von ihr gelesen, an ihrem Busen versteckt, aber was Beide als ein Geheimniss ansahen, dem Könige rasch verrathen. Dieser erwartete schon im Januar 1517 den Don Pedro Correa, welcher um die Hand Leonorens sich bewerben solle.[1] Dass K. Karl solche Pläne in Betreff seiner Schwester hege, konnte denn doch am Brüsseler Hofe kein Geheimniss sein und wahrscheinlich war es die Kenntniss derselben, die den Pfalzgrafen zum entscheidenden Schritte drängte. Allein Friedrich, welcher sich schon zur Abreise nach Spanien rüstete, sah sich auf einmal von seiner Geliebten getrennt; der König hatte sich des Briefes bemächtigt, den die Infantin vergeblich zu verbergen bemüht war, und damit das Geheimniss der Liebenden erfahren. Vergeblich suchten Chièvres, die Erzherzogin und der Prinz von Oranien den König zu besänftigen.[2] Karl hatte auf die erste Nachricht von dem Verhältnisse seiner Schwester, viel Schlimmeres befürchtend, als sich nachher zeigte, den Degen gezogen; der Pfalzgraf, für welchen die reiche Erbin des grossen

---

[1] Spinelli an K. Heinrich 11. Jan. 1517. n. 2769. Knight aber wollte (16. Febr.) wissen, dass ein Vertrag wegen Vermählung Leonorens mit dem portugiesischen Thronfolger abgeschlossen sei. l. c. n. 2930.

[2] Brewer n. 3646.

Capitains Don Gonsalvo bestimmt war,[1] musste in vollster Ungnade (August 1517) abreisen. Don Emanuel von Portugal aber trat jetzt mit seiner Bewerbung offen hervor[2] und erwiederte dann Adrians Gesandtschaft durch die seines Kämmerers Alvarez Costa; die Infantin aber tröstete sich damit, dass es besser sei, Königin zu sein, als nichts, oder wie ihre Schwester Isabella einen König zum Gemahl zu haben, dessen Sprache sie nicht verstand und der selbst sein Herz einer Andern schenkte.[3] Beinahe gleichzeitig mit dem Geschicke Eleonorens entschied sich auch das des Infanten Ferdinand.

Es ist sichergestellt, dass die Anordnung der Zukunft des am 10. März 1503 zu Alcala geborenen Infanten gleichfalls Gegenstand von Unterhandlungen zwischen Maximilian und Karl war, so gut als ersterer seine Hand im Spiele hatte bei Versorgung der Infantin. Karl erhielt jedoch im Laufe des Sommers 1517 positive Warnungen über Umtriebe, welche in der Umgebung des Infanten stattfanden, und nichts geringeres beabsichtigten, als sich seiner zu bedienen,[4] bei Karls Ankunft in Spanien Unruhen anzustiften. Da in der That Gefahr auf Verzug vorhanden zu sein schien, weil der Infant im Namen seiner Mutter als Gouverneur von Castilien ausgerufen werden sollte, so befahl K. Karl augenblickliche Sprengung des ganzen Hofhaltes des Infanten, so dass der commendador mayor de Calatrava sich auf seine Commende, der Bischof von Astorga nach seinem Bisthum zu begeben, Gonzalo de Guzmann aber den Hof zu verlassen hatte. An ihre Stelle sollten der clavero de Calatrava, Don Diego de Guevara und Monsieur de la Chaux, Botschafter K. Karls, interimistisch Don Alonso Tellez Giron, Bruder der Marques de Villena, treten. Einer von diesen habe in dem Zimmer des Infanten zu schlafen, wie Herr von Chièvres dies thue in dem Zimmer K. Karls. Der Infant solle wissen, dass die Verfügung, die mit dem Bischofe

---

[1] l. c. n. 3641.

[2] Schon bei dem grossen Toisonfeste November 1516 war der König von Portugal zum Ritter des goldenen Vliesses erhoben worden. l. c. n. 2530.

[3] Die Vermählung zog sich bis zum 26. Juli 1518 hinaus. Der König starb bereits am 13. December 1521. Osorius f. 366.

[4] Weiss, Papier d'état I. n. XXII.

von Astorga getroffen worden war, die Zustimmung des Kaisers, der Prinzessin Margaretha und des königlichen Rathes erlangt und Alles, was man dem Infanten von der üblen Meinung des Herrn von Chièvres und des Kanzlers gesagt habe, irrig sei. Beide Cardinäle erhielten den Auftrag, mit dem Infanten zu reden, ihm die geeigneten Vorstellungen zu machen und ihm sodann ein Schreiben Karls zu übergeben,[1] das die bündigsten Versicherungen seiner Zuneigung enthielt, aber auch jene strengen Massregeln aussprach, die Karl in Betreff der Umgebung des Infanten verhängte. Beide Cardinäle sollten Sorge tragen, dass der Infant von dem Augenblicke an, als ihm die königliche Weisung zukam, mit den Herren seines Haushaltes nicht mehr zusammenkomme. Dem Bischofe von Astorga zumal war die Ungnade des Königs auszudrücken; er wie die beiden Anderen hatten den Infanten ohne Abschied zu verlassen, der Capitaine der Leibwache des Infanten habe seinen Eid zu erneuern, die Gouvernante Ferdinands,[2] welche vom Hofe entfernt worden war, solle zurückgerufen werden; über alles strenges Geheimniss bewahrt und was befohlen worden war, rasch und sicher in Vollzug gesetzt werden. Ximenes selbst werde dem Kaiser über diese Vorgänge berichten.

Nun geschah es aber, dass das wichtige Paquet von dem Postmeister fünf Tage lang zurückgehalten, dann in Abwesenheit des Cardinals von Toledo von Adrian geöffnet und dem Infanten mitgetheilt wurde. Erst als in dem Haushalte Ferdinands und bei diesem selbst eine ungeheure Aufregung bemerkbar wurde, soll Adrian den Fehler, welchen er gemacht, eingesehen und das Paquet an Ximenes nach Ayuiliere geschickt haben, wohin sich nun auch der vierzehnjährige Infant spornstreichs begab und den Cardinal mit Klagen überhäufte, dass man ihn seiner treuesten Freunde beraube. Allein alle seine Vorstellungen scheiterten an der Festigkeit des Cardinals, welcher dem Infanten versicherte, selbst wenn ganz Spanien sich einmischen würde, so würde am morgigen Tag der königliche Befehl in Ausführnng gebracht. Sogleich liess er auch

[1] Weiss II. p. XXIII.

[2] Isabella von Carvajal. Man nannte sie die Spionin des Cardinals von Toledo.

Aranda, wo sich der Infant aufhielt, von seinen Truppen umzingeln; vergeblich waren alle Drohungen und Ausbrüche der Verzweiflung; vergeblich die Hoffnung, sich nach Tordesilla zu der Königin begeben zu können. Es blieb Ferdinand, da sein eigenes Haus schon besetzt war, nichts übrig, als seinen Dienern schriftlich zu versprechen, sie unter besseren Verhältnissen wieder zu sich zu rufen und in Gegenwart des hohen Rathes, der beiden Nuntien und der in Aranda anwesenden Bischöfe ihre Treue zu bezeugen.

Allein auch Ximenes, welcher die von ihm geschaffene Bürgerwehr aufgeboten hatte, rastete nicht. Er liess durch Adrian die drei von Karl exilirten Personen sich vorführen und las ihnen die sie betreffenden Stellen aus dem königlichen Briefe vor. Sie unterwarfen sich vollständig, baten nur, dem Könige vorzustellen, welche Verluste sie erlitten und wie sie seinen Befehlen völlig nachgekommen. Sie entfernten sich noch an demselben Tage. Siebenundzwanzig Diener erlitten dasselbe Schicksal; selbst der fröhliche Graf von Altamira, der Liebling Ferdinands, musste als Neffe des Bischofs von Astorga sich entfernen. Ein einziger Edelmann, Alfonso Castillejo, durfte bleiben. Für Tellez wurde der Marquis von Aguilar Oberaufseher des Prinzen. Dieser befand sich in der Gefangenschaft des Cardinals und erhielt, als Karl nach Spanien gekommen war, den Auftrag, nach Belgien zu gehen. Es war eine der folgenreichsten Thaten der habsburgischen Geschichte.

Dann musste noch an die Königin Germaine gedacht werden. Der wittelsbachische Pfalzgraf war exilirt; jetzt trat der hohenzollersche Markgraf Johann von Brandenburg ein. Er wurde ihr zweiter Gemahl und zum Könige von Bugia designirt. Ueber die zweite der Infantinen, die schöne Catalina, war gleichfalls das Loos geworfen. Sie ward, um die deutsche Krone zu erreichen, in Rückhalt gehalten, bis ihr in Portugal ein besseres Schicksal zu Theil wurde.

Der Vertrag von Noyon war noch immer das Ereigniss, vor welchem jedes andere zurücktreten musste. Die Spanier zürnten Chièvres, weil er denselben für ihren König, aber ohne ihre Mitwirkung abgeschlossen hatte,[1] und da der König

[1] Spinelli to Wolsey 6. August 1516.

trotzdem, dass Schiffe zu seiner Abreise gemiethet worden waren,[1] doch nicht nach Castilien kam, vermehrte dieses die Unzufriedenheit. Am englischen Hofe konnte man gar nicht Worte finden, den Vertrag zu brandmarken;[2] man konnte es gar nicht begreifen, wie man den jugendlichen Fürsten zwingen könne, zu warten, bis seine kaum einjährige Braut, oder im Falle ihres Todes die noch nicht geborene zweite Tochter des K. Franz mannbar geworden war.[3] Man sah diese Verbindung des Königs von Spanien mit dem Könige von Frankreich als gefahrbringend für England an und bot daher Alles auf, K. Maximilian zu bewegen, nach den Niederlanden zu ziehen, um Chièvres zu stürzen.[4] Maximilian ging auf dieses wohl nach Belgien, das er nicht liebte und gerne gegen Böhmen ausgetauscht hätte. Allein weit entfernt, Chièvres zu stürzen, musste er sich überzeugen, dass sein Enkel sehr feste Zuneigungen wahre[5] und bald war er so in die Netze der belgisch-französischen Politik verstrickt, dass er mit K. Franz den Vertrag von Cambray in Betreff Verona's abschloss.[6] Das war nun vollends das Unangenehmste, was K. Heinrich geschehen konnte. Chièvres stand im Vertrauen seines königlichen Herrn fester als je und regierte von Flandern aus Spanien.[7] Um K. Heinrich nicht gegen sich aufzubringen, beorderte K. Karl einen eigenen Gesandten nach England (August 1516), der dem Könige vorstellen sollte, dass seit dem Tode K. Ferdi-

[1] Tunstal and Sir Ric. Wingfield to Henry VIII. 31 August 1516 — to blind the people.

[2] Wolsey to Pace. Brew. II. I. n. 2387.

[3] If the marriage (Karls) be broken off by him, he renounces by the treaty his right and interest in the kingdom of Naples, paying meanwhile to the French king for that kingdom 100.000 crowns yearly. He renounces Navarra Artois etc. if the marriage breaks, as it must, for he cannot and will not wait the full age of the Princess. Wolsey n. 2387.

[4] Vergl. Brew. II. I. n. 2405. Namentlich betrieb der Cardinal von Sion (l. c. n. 2668, 12. December 1516) den Sturz Chièvres durch den Kaiser. Wolsey to Tunstal. n. 2700. 2713.

[5] Tunstal to Wolsey 25. Nov. 1516. n. 2596.

[6] Giustiniani an den Dogen von Venedig vom 29 Dec. 1516. Brew. II. I. n. 2710.

[7] Che saria una mala cosa. Schreiben des Bischofs von Worcester vom 4. August 1516. Brew. II. I. n. 2243.

nands K. Franz Rechte auf Neapel geltend zu machen gesucht, er selbst aber durch einen Frieden in den ruhigen Besitz seiner Reiche zu kommen gestrebt habe.[1] K. Karl habe ausschliesslich den König von England in den Frieden eingeschlossen, er sei bereit, einen besonderen Vertrag abzuschliessen und einer grossen Liga zwischen Papst, Kaiser, Heinrich VIII. und den Schweizern beizutreten, wünsche aber von England ein Anleihen von 100.000 Kronen zur Reise nach Spanien. Wir wissen, dass im September 1516 eine Berathung in Betreff der Abreise Karls nach Spanien stattfand, dass ‚Gomez und Daguilliare' auf der Reise bestanden und auf die Unruhen im Innern hinwiesen, welche durch Karls Abwesenheit hervorgerufen würden. Obwohl aber nun gesagt wurde, die Reise werde Ende September stattfinden, so berichtete doch Tunstal,[2] es sei dieses höchst unwahrscheinlich. Da kamen plötzlich Nachrichten aus Spanien vom 4. September, einerseits von Ximenes, er könne kein Geld senden, da er alles zur Vertheidigung der Krone bedürfe; andererseits der Cardinal sei gestorben.[3] Obwohl nun bei einiger Kenntniss der Verhältnisse gesagt werden musste, es hätte nichts Schlimmeres entstehen können, als wenn der Cardinal jetzt gestorben wäre, so glaubte doch der Botschafter von Aragon am Brüsseler Hofe, de Nuca,[4] versichern zu können, alles sei so wohl geordnet, dass der Tod des Cardinals keine Verwirrung erzeuge, natürlich musste eine solche Aeusserung den Herrn von Chièvres bestärken, den Verlust wie das Walten eines Namens gering zu achten, der allein Karl im Besitze von Castilien erhielt. Officiell wurde Anfang October den flandrischen Ständen gesagt, dass die Unruhen in Friesland und Geldern des Königs Abreise nach Spanien verzögert hätten.[5] Jetzt hiess es, erst im März 1517 werde sie stattfinden. Welche Wirkung dieses ganze Vorgehen in Spanien hatte, konnte K. Karl daraus

[1] Instructions of the Prevost of Cassel. n. 2327.

[2] 4. September. n. 2342.

[3] l. c. n. 2359.

[4] Er fiel übrigens schon im December 1516 in Ungnade. l. c. n. 2663. 2671. 3343.

[5] Tunstal to Henry VIII. 5. October 1516. l. c. n. 2423.

ersehen, dass der königliche Rath, aufgefordert, den Vertrag von Noyon zu publiciren, es nicht that.[1]

Im November kam die Nachricht nach Brüssel, Sevilla, Valladolid und Medina del Campo seien in grosser Bewegung, sie wollten von niemand Anderem, als von ihrem Könige regiert werden.[2] Wahrscheinlich stand die Absendung la Chaux's nach Castilien und vielleicht selbst die Ungnade la Nuca's mit diesen Nachrichten in Verbindung, die die Dinge in Castilien denn doch von einer ernsthaften Seite anzusehen geboten. La Chaux verband sich anfänglich mit den Granden, dem Herzoge von Alba, dem von Infantado, dem Connetable von Castilien und Anderen, welche selbst auf die Städte einzuwirken suchten,[3] damit diese bis zur Ankunft Karls ihre Steuern nicht ablieferten, sondern für sich behielten, zugleich erklärten, Castilien sei nicht gewohnt, so wie jetzt regiert zu werden; die belgischen Gouverneure hätten Neapel tributär an Frankreich gemacht, der König möge nach Castilien kommen. Alles dieses konnte jedoch nicht gegen die Festigkeit des Cardinals von Toledo aufkommen. Letzterer erklärte, seine Massregeln bezweckten nur, zu verhindern, dass die Granden nicht die Rechte der Krone usurpirten;[4] dies bewirkte, dass man ihn gewähren lassen und die Grossen aufgeben musste. Es war im Winter 1517 ein sonderbares Treiben am niederländischen Hofe. Maximilian hatte dem Könige von England, welcher sich durch den Vertrag von Noyon zurückgesetzt, seine Anträge auf ein Bündniss zurückgewiesen sah, versprochen, die Umgebung Karls zu ändern.[5] Am 14. Februar beschwor Maximilian selbst in Brüssel in Gegenwart seines Enkels den Vertrag von Noyon.[6] Verona, für deren Erhaltung Maximilian so lange gekämpft, wurden von ihm am 9. Januar 1517 dem K. Karl,[7] von diesem am 15. Januar dem französischen Könige,

---

[1] Spinelli to Wolsey 20. October. 1516 n. 2466.
[2] Spinelli to Wolsey. n. 2545.
[3] Spinelli an K. Heinrich 13. Februar 1517 und Knight an Wolsey vom 16. Februar.
[4] l. c. n. 2921. 2930.
[5] l. c. n. 2863. 2886. 2888. 2891.
[6] l. c. n. 2940. Bericht vom 18. Februar.
[7] Sion to Wolsey 4. Februar 1517. n. 2869.

von diesem am 17. Januar den Venetianern übergeben und wie man jetzt sagte beherrschten die beiden Wölfe, Venedig und Frankreich, Italien. Man klagte Chièvres an, dass er Karl zu Ausschweifungen verleite; er erhielt sich dennoch, musste aber auch den Cardinal von Toledo gewähren lassen, und wenn Maximilian versichert hatte, er wolle nicht aus Belgien gehen, bis nicht K. Karl nach Spanien und der Infant aus Spanien nach den Niederlanden gegangen sei,[1] so hatte es damit noch gute Wege. Nur machte man sich daraus kein Hehl, dass, wenn der König auch 1517 nicht nach Spanien gehe, die Revolution daselbst ausbrechen werde — in Spanien die politische, während in Deutschland die religiöse begann.[2]

Auch der Kaiser mischte sich in die Angelegenheiten Spaniens. Nicht nur in Betreff des Schicksals seiner Enkel und Enkelinen; er schloss den Vertrag von Cambray mit K. Franz und K. Karl am 11. März ab und übernahm hiebei einen Compromiss in Betreff des castilianischen Navarra's,[3] während Nachrichten einliefen, K. Franz biete Alles auf, Karls Reise nach Spanien zu verhindern.[4] Man gewöhnte sich spanischer Seits an den Gedanken, der König werde nur, wenn ihn ein grosses Unglück treffe, nach Spanien gehen. Die Nachrichten von da konnten nicht schlechter lauten.[5] Der Adel Castiliens stand wegen der Verleihung des Priorates von St. Johann in Waffen und täglich erwartete man den Ausbruch eines blutigen Kampfes zwischen der Partei des Herzogs von Alba und der von Vieger (Bejár).[6] Schon im März meinte man, obwohl auch Aragonien voll Verwirrung war, vor September könne K. Karl nicht nach Spanien kommen. Allein die Nachrichten, welche im Frühling von daher nach Brüssel drangen, lauteten so schlimm, dass von einer langen Verschleppung der Reise keine Rede mehr sein konnte. Seitdem selbst der Connetable von Castilien dem Cardinal-Regenten Widerstand geleistet, ahmten mehrere Granden und Städte seinem Beispiele nach;

[1] l. c. n. 2865.
[2] l. c. n. 2925.
[3] Spinelli an K. Heinrich vom 20. März 1517. n. 3032.
[4] l. c. n. 3033.
[5] l. c. n. 3064.
[6] l. c. n. 3076.

ihre Anzahl sei fortwährend im Wachsen.[1] Lamura, welcher mit la Chaux nach Spanien gegangen und von da zurückgekehrt war, sprach in Brüssel ungescheut die Meinung aus, gehe Karl nicht nach Spanien, so würde eine Insurrection ausbrechen.[2] Jemehr aber die Nothwendigkeit einer baldigen Abreise sich herausstellte, destomehr häuften sich die Nachrichten, dass die Franzosen, namentlich durch den Herzog von Geldern Unruhen anstifteten,[3] sie zu hindern. Der Kaiser scheint auch fortwährend auf der Abreise bestanden zu haben,[4] wie auch er es war, der die Erhebung Adrians zum Cardinal betrieb, da die Kräfte des durch Sorgen, Alter, Kränklichkeit gebeugten Cardinals von Spanien unter den gewaltigen Anstrengungen und Anfeindungen erliegen müssten, die Krone aber an seiner Stelle Jemanden haben musste, der mit gleichem äusseren Ansehen ausgerüstet war. Man war Mitte April endlich in Brüssel dahin gekommen, einzusehen, dass die spanische Frage nicht länger ignorirt, dass sie nicht vom Standpunkte flämischer Antipathien gegen die Spanier, oder spanischer Antipathien gegen die Niederländer aufgefasst und nicht so erörtert werden dürfe, ob man auf spanischem Boden die bisher geübte Macht noch fortführen könne.

In der nächsten Nähe des Kaisers wurde geradezu ausgesprochen, gehe Karl nicht bald nach Spanien, so werde der Infant gekrönt, welcher die Sympathien des Volkes für sich habe. Der königliche Rath ging aber, dem Kaiser gegenüber, von der Ansicht aus, die Gesundheit Karls sei so schwach, dass er nach der Meinung der Aerzte und Astronomen nur noch zwei Jahre zu leben habe und da sei es besser, seine Heimath nicht zu verlassen; der königliche Rath wollte ferner von einer Seereise nichts wissen und entschlug sich aller Verantwortlichkeit, wenn der Kaiser auf dieser bestände. Maximilian aber brachte jetzt selbst, um mit englischer Hilfe die Reise zu ermöglichen, sein Project, zu Gunsten K. Heinrichs abzudanken, wieder in den Vordergrund und zwar so, dass nach

---

[1] So vom 31. März 1517. n. 3116.
[2] Spinelli 1. April. n. 3088.
[3] Spinelli 8. April. n. 3108.
[4] As there was no time to be lost. n. 3126.

Heinrichs Tod einer seiner Söhne römischer König werde.[1] Er habe dafür fünf Churfürsten gewonnen. Die kühnsten Pläne waren damals gefasst worden. Der Kaiser, der katholische König und K. Franz verstanden sich in eine Theilung Italiens auf Kosten der Venetianer, wobei Maximilian Venedig, Padua, Treviso, Riva, Roveredo, Friaul, Florenz, Pisa, Livorno, Siena, als Königreich Italien entweder für K. Karl oder den Infanten Ferdinand erhalten sollte, der französische König aber Verona, Vicenza, Legnago, Valeggio, Brescia, Crema, Bergamo, Luzern, Reggio, Modena, sammt einem Königreiche der Lombardei, das aus dem Herzogthume Mailand, den Marchesaten Mantua, Montferrat, Montespina, Ancisa, Asti, Piemont und Genua bestehen sollte. Zur Bildung dieses Königreichs war aber die Zustimmung der Churfürsten erforderlich — schon damit es Maximilian nicht so ergehe, wie K. Wenzel bei der Bildung des Herzogthums Mailand.[2] Daneben gedachte Maximilian das Kaiserthum zu Gunsten Karls niederzulegen und K. Heinrich zum König der Römer zu machen, Karl sei aber aus Furcht vor K. Franz nicht auf diesen Plan eingegangen. Der Kaiser wünschte nun, K. Heinrich möge die eine oder die andere Würde annehmen; er selbst wolle seinen Enkel, den Infanten, zum Könige von Oesterreich machen und Reichsmarschall werden.[3] Maximilian drang jetzt auf Karls Abreise, auf Ergreifung der dazu nöthigen Vorbereitungen und wenn sein Enkel nicht nach Spanien gehe, würde er selbst hingehen; er wolle nicht, dass so viele Königreiche für seine Familie verloren gingen. Er werde selbst Karl nach Dover begleiten, wo dann die Reichsangelegenheiten mit K. Heinrich besprochen werden könnten.

Die Energie des Kaisers musste den königlichen Rath zu einer Entscheidung bringen. Karl war allmälig dahin gebracht, dass er keine Wahl mehr hatte; die Nothwendigkeit

---

[1] The earl of Worcester an K. Heinrich vom 19. April 1517. n. 3141. 3144.

[2] Maximilian bestätigte diesen Theilungsvertrag zu Lyon 14. April in Gegenwart der französischen Abgesandten; dass er aber am 11. März 1516 und nicht 1517 abgeschlossen worden sei, wie Brewer will, scheint denn doch auf einem Irrthum zu beruhen. Vergl. n. 3233.

[3] Maximilians Unterredung mit dem earl of Worcester am St. Georgstage 1517.

gebot,[1] die Reise anzutreten, wie Maximilian wollte, zur See und über England.[2] Jetzt wurde auch die Absendung des Bischofs von Tortosa nach Portugal beschlossen, ob aber, wie Spinelli berichtet,[3] dass dem Könige gleichsam die Wahl gelassen würde zwischen der Princessin Margaretha und der Infantin, dürfte stark bezweifelt werden.[4] Es handelte sich offenbar nur um Letztere. Maximilian hätte in dem Einen gesiegt, dass er die Abreise erzwang; Chièvres aber und der Kanzler standen in der Gunst K. Karls fester als je. Wohl aber hatte Maximilian auch die Annäherung K. Karls und K. Heinrichs herbeigeführt[5] und damit Ersterem die Möglichkeit gegeben, den lästigen Bedingungen des Vertrages von Noyon sich mit der Zeit zu entziehen. Es war endlich im Mai der August für die Abreise in Aussicht genommen.[6] Die Infantin Leonora und Frau von Chièvres sollten den König begleiten. Jetzt kamen auch bessere Nachrichten aus Spanien. Nicht nur, dass der Cardinal von Toledo sich von seiner Krankheit erholt habe, sondern auch, wie der Bischof von Tortosa schrieb, dass Zweifel und Furcht sich der Granden bemächtigt und von manchen gefährlichen Plänen zurückgehalten hätten. Es scheint sich dieses namentlich auf die Unruhen zu beziehen,[7] die Peter Giron aufs Neue erregte.[8] Als Karl ein Anlehen in England zur Reise nach Spanien erlangte (Juli 1517), konnte trotz der entgegengesetzten Ausstreuungen la Nuca's kein Zweifel statt-

[1] More by necessity than by choice. Spinelli 3. Mai.

[2] n. 3210.

[3] n. 3212.

[4] Vergl. die Erklärung der Frau von Chièvres, dass sie mit der Infantin gehe. Spinelli 15. Mai. n. 3246.

[5] l. c. n. 3233.

[6] l. c. n. 3236. 3283.

[7] Spinelli 29. Mai an K. Heinrich. n. 3300.

[8] Italy and Germany, schrieb damals der Cardinal von Sion an den Cardinal Wolsey (29. Mai), are exposed to dangers, Spain is in dissension, the catholic king is a boy (Pace nannte ihn an idiot and his council corrupt, n. 3248), his brother Ferdinand is apparently at variance with him against his own will, the emperor is old and wants energy, and his life is uncertain. The Frenchman thirsts for opportunity of aggrandizement. There is no safeguard against these dangers except in England. 29. Mai 1517. n. 3301.

finden, dass die spanische Reise wirklich angetreten werde. Als nun aber das englische Anlehen wirklich zu Stande kam, das Geschwader, welches den König, die Princessin Leonore, den Herrn von Chièvres, ein stattliches Gefolge nach Spanien überführen sollte, sich in dem elenden, stinkenden Middelburg sammelte, der König sich dahin begab, um auf guten Wind zu warten und dann rasch die Küste von Biscaya zu gewinnen, glätteten sich auch in Spanien die Wogen. Zwar blieben die Aragonesen fest, den König nicht als solchen, sondern nur als Prinzen anzuerkennen, aber die castilianischen Granden beeilten sich, ihren Frieden mit dem Regenten zu machen. Die Spannung in Betreff der Person des Königs, in Bezug auf das Benehmen Chièvres, der ihn und das Reich leitete, nahm begreiflich in ausserordentlichem Grade zu. Unermüdeten Blickes hielt noch Ximenes das Steuer in seinen alten, aber festen Händen. Er hatte seine Stellung dem Herrn von la Chaux gegenüber so gut behauptet als Adrian. Als man in Brüssel darauf sann, noch andere Personen nach Spanien zu senden,[1] drohte Ximenes sich in seine Erzdiöcese zurückzuziehen, erlangte aber nachher, dass ihm die Ernennung aller Justizstellen übergeben wurde, der König sich die der Bischöfe und der militärischen Befehlshaber vorbehalte, wenn eben seine Ankunft sich noch länger hinausschieben würde. Die Art und Weise, wie Chièvres und der Grosskanzler über spanische Würden und Einkünfte verfügten, brachte einen neuen Sturm hervor. Es fanden deshalb Verhandlungen unter den castilianischen Städten statt, um gegen willkürliche Ernennungen Vorkehrungen zu treffen, und nur die Taktik des Cardinals, welcher, den Umständen klug nachgebend, die Versammlung der städtischen Procuratoren auf den September bestimmte und unterdessen den König und seine Umgebung bestürmte, endlich die Reise anzutreten, hielt ein entschiedenes Auftreten der Städte noch hin, freilich ohne hindern zu können, dass nicht durch diese verkehrten Massnahmen der belgischen Räthe und ihre Habsucht der Keim zu dem nachherigen Aufstande der Communen gelegt wurde. Schon näherte sich, des alten Grolles gegen Toledo vergessend, Burgos der Stadt Toledo und nur weil

[1] Gomez p. 213 nennt irrig den Pfalzgrafen Ludwig statt Friedrich.

diese die alte Feindschaft noch wahrte, kam keine Verständigung zwischen beiden Hauptstädten zu Stande. Ein neuer Zunder entstand, als jetzt P. Leo X., welcher selbst sich mit dem Gedanken vertraut gemacht hatte, vor den Osmanen aus Rom zu fliehen, zum Zwecke eines Türkenkrieges den Zehnten von der spanischen Geistlichkeit verlangte. Der aragonesische Clerus hielt deshalb Synoden und erklärte sich nicht nur gegen die Entrichtung des Zehnten, sondern das aragonesische Episcopat verlangte selbst auch von Ximenes, er möge mit ihnen gemeinsame Sache machen.[1] In der That erklärte sich auch der in Madrid versammelte castilianische Clerus gegen jede römische Exaction. Ximenes selbst schloss sich an seine Geistlichkeit an, beschwichtigte aber durch kluge Vorstellungen in Rom den auf diesem Gebiete drohenden Sturm. Hingegen drohte ein neuer,[2] als Chièvres' Bruder zum Erzbischof von Sevilla ernannt und somit der Anfang gemacht wurde, Fremden den Zutritt zu den spanischen Bisthümern zu eröffnen. Damals war es, dass bei der grossen Cardinals-Promotion P. Leo's X., als mit einem Schlage zweiunddreissig Cardinäle ernannt wurden, auch der Bischof von Tortosa, Botschafter K. Karls, am 1. Juli zum Cardinal von St. Johann und Paul erhoben wurde. Er war längst kein in Rom unbekannter Mann. Verdankte er seine Erhebung zum Bischof von Tortosa den Fürbitten der Königin Germaine bei Karl, so war seine Ernennung zu dem wichtigen Posten eines Generalinquisitors der Königreiche von Aragon durch die Empfehlung des Cardinals von Spanien erfolgt, während er selbst am Hofe zu Brüssel so viele Gegner hatte, dass er der Princessin Margeretha am 15. Juli 1516 schrieb, nur deshalb schreibe er so selten, weil, was er thue, in übles Licht gestellt werde.[3]

In Spanien mit Spottgedichten verfolgt, in Belgien durch Missgunst gequält, hatte Adrian seine grösste Stütze an Ximenes selbst, mit welchem ihn nicht nur das gemeinsame königliche Interesse, sondern auch das Studium verband, sowie die Liebe zur

---

[1] Statutum est ut supplicitur. Si Pontifex instituerit, parere renuemus. Petr. Mart. n. 596.

[2] Tunstal to Wolsey 27. August. Brew. n. 3641.

[3] J'espère que Dieu faira en aucume temps apparoir si j'ay bien fait ou mal. Gachard, p. 255.

Wissenschaft und konnte der reiche Primas von Spanien auf die von ihm gegründete Universität Alcala als sein Werk hinweisen, welches seinen Namen Jahrhunderten übergeben würde, so hatte der Dechant von Löwen unter viel bescheideneren Verhältnissen das dortige grosse Collegium begründet und sich den Dank seiner Landsleute nicht minder verdient. Gomez und die ihm folgten, legten einen besonderen Werth darauf, die kleinen Zerwürfnisse, welche im Schosse der Regentschaft entstanden waren, hervorzuheben und zu zeigen, in welcher Weise Ximenes Adrian und la Chaux gegenüber seine Superiorität zu behaupten wusste. Allein es gab ja nur Einen Regenten. Niemals wird von Karl selbst Adrian als Regent bezeichnet, sondern als embassador. Niemand wusste die Verdienste Adrians mehr zu schätzen, als Ximenes, welcher der Ueberzeugung war, dass die seinen Tugenden, seiner einfachen Lebensart, seiner Gelehrsamkeit angemessenste Stellung entweder als Bischof und Grossinquisitor in seiner Diöcese oder als Cardinal in Rom, oder, was Adrian am meisten wünschte, in seiner Heimath in Belgien, wo er seinen Studien leben konnte, war. Und wenn der Primas in diesem Sinne an den nachher so viel genannten Diego Lopez schrieb und ihm auftrug, auf K. Karl einzuwirken,[1] so ist es eine irrige Anschauung, darin ein Auftreten gegen Adrian erblicken zu wollen. Dieser selbst liess sich im Sommer 1517 ein Haus in Utrecht bauen, schrieb desshalb an seinen Freund, den Canonicus Magister Johannes Deel[2] und trug sich offenbar mit dem Gedanken, nach Utrecht zurückzukehren. Er besorgte freilich, es möchte entweder durch Befehl des Papstes oder durch Verzögerung der Reise Karls seine Rückkehr selbst aufgehalten werden. Er ist besorgt, es möchten ihn die Samstag kommenden Wagen in seinen Studien stören, er pflege früh aufzustehen und wenn er krank sei, sich in das Innere des alten Hauses zurückzuziehen; selbst wenn er Papst wäre, fügte er hinzu, wollte er sein Haus bauen, und seine Residenz in Utrecht nehmen.[3] Bei dieser

---

[1] Gomez p. 226.

[2] Burmann p. 445.

[3] Etiamsi summus Pontifex essem, domum aedificare vellem et in Trajecto residere.

Gelegenheit erwähnt er, er sei am 1. Juli in das Cardinalscollegium aufgenommen worden, was er wahrlich niemals erstrebt,[1] nachdem es aber Gott und unserem heiligsten Herrn so gefiel, so durfte ich, gedrängt von dem Rathe und der Ermahnung meiner Freunde, die Würde nicht ausschlagen. Da er sogleich fortfährt, auf die Beschleunigung des Baues zu dringen und sich die Einkünfte seiner Utrechter Propstei einschicken lässt, weil sich die Heimkehr verzögern dürfte, so geht klar hervor, dass Adrian sich seine Mission nur temporär dachte und ihr Ende, damit seine Rückkehr von K. Karls Ankunft erwartete. Für die Thatsache seiner Erhebung zum Cardinalate ist es endlich bezeichnend, dass er selbst mit dürren Worten aussprach, er verdanke seine Erhebung nicht den weltlichen Fürsten oder ihrer Verwendung, d. h. nicht K. Karl oder Maximilian, sondern Gott und dem Papste allein.[2] Wie er schon 1515 mit dem Cardinal von Santa Croce in brieflichem Verkehr gestanden, war er es auch mit P. Leo selbst; er hatte K. Karl geschrieben, er möge dem Papste gegen den Herzog von Urbino beistehen, Leo ihm dankend geantwortet und in seinem Briefe sich freudig ausgesprochen, dass ein Mann von so grossem Ansehen bei K. Karl solche Gesinnungen hege.[3] Wenn daher Paolo Giovio sich auf Briefe Maximilians bezieht,[4] die bei Adrians Erhebung wirksam waren, auf die Empfehlung des kaiserlichen Gesandten in Rom, Alberto Pio Grafen von Carpi,[5] und des Wilhelm Enkevort, kaiserlichen Procurators und apostolischen Scriptors, so mag dieses alles mitgewirkt haben, ohne dass Adrian davon eine Kenntniss hatte; ebensogut, wie die Berichte der Nuntien in Spanien[6] und was Eras-

[1] Quod ego certe nunquam ambio.

[2] Hanc promotionem non debeo ascribere principibus saeculi vel eorum instantiis sed Deo et inter homines Pontifici soli. Ego plane recusarem hunc gradum, nisi me premerent amici, qui tales se mihi semper exhibuere, ut turpe ac inhonestum videretur eis contradicere vel non assentiri. Burmann p. 446.

[3] Equidem valde consolor cum te hominem et prudentem et gravem et magna apud Carlum regem autoritate etc.

[4] Vita Hadriani c. 5. Burmann p. 444.

[5] G. Moringus, vita Hadriani VI. c. 16.

[6] Siehe das citirte Schreiben P. Leo's.

mus von Rotterdam als Hauptursache anführt,[1] Adrians Commentare in das vierte Buch der Sentention, in welchen sich eine für Rom sehr günstige Gesinnung ausspricht. Nun wird jeder Forscher über die Geschichte jener Tage sich oftmals überzeugen können, dass Erasmus nicht so unterrichtet war, als die Bestimmtheit des Ausdruckes in seinen Briefen glauben machen möchte. Leo selbst oder eigentlich Bembo, welcher in des Papstes Namen schrieb, bezieht sich in der officiellen Mittheilung über Adrians Erhebung auf dessen hervorragenden Kenntnisse, seine vortrefflichen Sitten und ausgezeichneten Tugenden, endlich auch darauf, dass er K. Karl dadurch eine Annehmlichkeit zu erweisen hoffe.[2] Während man aber in Betreff der übrigen Cardinäle dem Papste Vorwürfe machte und ihn habsüchtiger Absichten beschuldigte, dass die so zahlreiche Promotion stattgefunden habe, um den leeren Schatz des Papstes zu füllen, so konnte dieses wenigstens nicht von Adrian gesagt werden, dessen Armuth — so lange die Begleiterin seines Lebens — der Papst dem Könige empfahl.[3]

Von dieser Seite aus stand somit dem Primas-Regenten nichts im Wege und hatte Ximenes so wenig einen Gegner an Adrian, als dieser an ihm, wohl aber hatten Beide ihre Gegner in Belgien. Auch als zur Verstärkung der königlichen Botschaft Paul Armerstorff als drittes Mitglied nach Spanien

---

[1] Ep. 1195. Hadrianus Romano Pontifici plurimum tribuebat. Indicant hoc illius commentarii in IV. librum sententiarum eaqua res, ni fallor, effecit ut a Leone X. in cardinalium cooptaretur collegium. Gerade das Entgegengesetzte behauptete in neuester Zeit die unter dem Namen Janus 1869 erschienene Schrift, welche, selbst wo sie Wahrheit enthielt, diese gab. „noyée dans le fiel de la haine.“

[2] Der Ausdruck: ut tibi morem gereremus lässt freilich auch den Sinn zu, dass Karl sich für Adrian verwendet habe. Petri Bembi ep. XVI. c. 16.

[3] Paupertati quae tot annos ejus vitae socia nec bella nec placabilis fuit. — Henke, Anmerk. zu Roscoe's Leben und Regierung P. Leo's X. Das Datum des Briefes Bembo's VIII. cal. Febr. ist übrigens mehr als seltsam, wenn die Cardinalsernennung am 26. Juni (1. Juli) stattfand. Roscoe II. S. 341. Wahrscheinlich soll es heissen VIII. cal. Jul. Da Leo X. in seinem Schreiben an Adrian vom 1. April ihn nur als Bischof von Tortosa bezeichnet, Adrian selbst sagt, er sei am 1. Juli ernannt, stellt sich die Falschheit des Datums von VIII. cal. Febr. von selbst dar.

entsendet wurde, ward die Sache nicht anders. Ein Versuch der drei Botschafter, ein von ihnen unterschriebenes Document Ximenes zur Unterschrift zuzusenden, endete damit, dass der Regent es vernichtete und für sich allein ausfertigte. Es hatte dem Regenten weder von belgischer, noch von spanischer Seite an Verdriesslichkeiten aller Art gefehlt. Da hatte sich um die Stadt Velenna bei Guadalaxara ein heftiger Streit mit dem Herzoge von Infantado entwickelt, der bis zur Misshandlung des erzbischöflichen Fiscals von Alcala durch den Herzog führte, von dem Regenten aber mit gleicher Sanftmuth wie Festigkeit gestillt wurde. Noch schlimmer gestaltete sich ein anderer Streit, um die Stadt Villadefondades, welche der Graf Giron von Urenna für sich in Anspruch nahm und wobei dieser sich in höchst ungeziemender Weise gegen den königlichen Gerichtshof in Valladolid auflehnte, das Benehmen des Grafen, so ungesetzlich es auch war, Unterstützung bei den Granden fand, zulezt aber nur dazu führte, dass die Stadt Villadefondades zerstört wurde und Pedro Giron sich unterwerfen musste, wollte er nicht als Hochverräther behandelt werden. Doch war es sehr bezeichnend, dass wie Letzterer gegen den Regenten aufgetreten war, so auch der Bischof von Zamora sich an die Spitze der Rebellion zu stellen bereit schien und der Grossconnetable von Castilien den Aufstand im Geheimen schürte. Es kam noch der Streit um das einträgliche Johanniter-Priorat Consuegos dazu, das der Herzog von Alba für seinen dritten Sohn Don Diego zu behaupten suchte, deshalb aber mit Don Antonio Zuñiga, Bruder des Herzogs von Bejar, in Streit gekommen war. Letzterer nahm eine solche Ausdehnung an, dass die Könige von Frankreich und England hineingezogen wurden, Adrian und la Chaux einen Bürgerkrieg fürchteten, zuletzt aber doch der Herzog von Alba trotz der Verwendung der Königin Germaine und des Cardinals Adrian sich dem Regenten unterwerfen und Consuegos zur Verfügung des Königs stellen musste. Das Schlimmste aber war, was Don Pedro Nunnez de Guzman und dem Bischof von Astorga angesonnen wurde, die üble Stimmung in Spanien zur Erhebung des Infanten Ferdinand ausbeuten zu wollen, was wie bemerkt, zulezt zur gewaltsamen Beseitigung der Umgebung des Infanten führte,

vielleicht aber mit einem neuen Aufstande Don Pedro Giron's in Verbindung stand.

So oft auch behauptet worden war, mit der Abreise werde nur ein Spiel getrieben, und des Cardinals Massregeln zu ihrer Beschleunigung eine Verbindung mit Chièvres untergeschoben, ja selbst der Unterdrückung der Aufstände in Spanien die Absicht zugeschrieben wurde, Karls Ankunft unnöthig zu machen, war denn doch die so sehnsüchtig erwartete Abreise am 8. September 1517 aus Middelburg erfolgt. Zwischen Dover und Wynchelsea brach auf dem Transportschiffe, welches die Pferde und Bagage des Königs enthielt, Feuer aus; der heftige Sturm, der die Flotte begleitete, duldete keine Hülfe. Das Schiff, geführt von dem Burgunder Mont Richard,[1] mit etwa hundert Adeligen und Dienern an Bord, verbrannte in Mitte der Flotte mit allem, was sich auf demselben befand.[2] Jede Hilfe war unmöglich. Ein starker Wind aus Südost trieb die Flotte nach Usent; schon war die Rede, sich nach Plymouth zu wenden, als der Wind sich legte.[3] Am 19. kam Land in Sicht; es war die Küste von Asturien und Galicien, während die Piloten glaubten, es sei die von Biscaya. Die Landung erfolgte bei Tazones in der Nähe der kleinen Stadt Villaviciosa (bei Gijon). Als die Einwohner Schiffe herannahen sahen, brachten sie rasch ihre Weiber, Kinder und alten Leute in Sicherheit, besezten die Zugänge zu ihren steinigen Höhen und feuerten von da herab auf die Flotte, die sie für eine französische hielten. Da ertönte von Bord des königlichen Schiffes der Ruf: Espanna, Espanna, unser katholischer König, unser König; die grosse königliche Fahne wurde entfaltet, und nun stürmten Alle die Höhen herab, warfen die Waffen weg, fielen auf die Kniee und begrüssten ihren König. Allein dieser selbst, die Infantin Leonore, der Herr von Chièvres, der englische Botschafter Spinelli befanden sich durch den Verlust des Transportschiffes ohne Pferde, ohne Gepäck, von allem Nöthigen entblösst. Der König musste mit seinem Gefolge zu Fuss die

---

[1] Spinelli an K. Heinrich, at sea at the Sell, vom 19. September.

[2] Petr. Mart. n. 601.

[3] Weitläufiger Bericht Spinelli's vom 29. September, n. 3705, der die Reise mitmachte. Kleine Züge erzählt Petr. Mart. n. 599, der bisher die einzige Quelle war.

Höhen erklimmen und ein grosser Theil der angesehensten Persönlichkeiten die Nacht auf Stroh oder Bänken zubringen. Allein der König war auf spanischem Boden angekommen (19 September, 4 Uhr Nachmittag) dann von dem Gouverneur Don Francisque de Beamon empfangen worden, während die Flotte von einem heftigen Nornordwest bedroht, sich nach St. Andreas in Biscaya wenden musste. Am andern Tage, den 20. September, kamen der Prior von St. Johann, der Bischof von Cordova und andere hochgestellte Persönlichkeiten, dem Könige ihre Aufwartung zu machen. Als es sich aber nun darum handelte, über die asturischen Berge nach dem Innern, aus den armen und menschenleeren Gegenden in volkreichere und bessere, aus den von Krankheit heimgesuchten in gesündere zu kommen, trat die Schwierigkeit ein, zweihundert Personen, Männer und Frauen, anständig fortzubringen. Mangel an Lebensmitteln zwang den König am 21. Villaviciosa zu verlassen und sich nach St. Andreas zu wenden, wozu er vier Tage brauchte, bis er es auf einem kleinen Pferde erreichte, welches ihm der englische Gesandte gegeben. Wer ein Packpferd erhalten konnte, war glücklich, sich dessen bedienen zu können. Die Frauen kamen zum Theil auf Ochsenwagen weiter, ein grosser Theil der Männer zu Fuss. Erst als der König nach San Vincente kam, wurde es besser. War schon, als das Gefolge Villaviciosa verliess, die Stimmung in dem Masse heiterer geworden, als man sich einem freundlicheren Lande näherte, so gestaltete sich alles besser, als der Adel der Umgebung zur Begrüssung des Königs nach San Vincente kam, Pferde und Maulthiere anbot, die Schiffe anlangten, und auf die Nachricht der König sei angekommen, der Grossconnetable von Castilien mit 700 Rittern, Dienern und Verwandten herbeieilte, K. Karl zu begrüssen und die Stationen, welche er berühren musste, mit Lebensmitteln zu versehen. Das Land, schrieb Spinelli am 29. aus San Vincente, ist sehr gebirgig und hat einen Ueberfluss von Kastanien, von welchen statt von Korn die meisten Einwohner leben. Sie haben auch eine Art von Hafer (oats), woraus sie für die Adeligen Brod machen. Die Schlimmsten von ihnen gelten als die Bestgebornen. Sie halten unendlich viel auf edle Abstammung, da sie Castilien aus den Händen der Ungläubigen eroberten und in Folge dieser

Meinung haben sie im Vergleiche zu ihren Gütern und Reichthümern Stolz genug. Ihre Kleidung ist eine Jacke von leichtem Stoff, die Beine sind nackt, die Füsse bloss, Haare und Bart lang, der Körper wohl gestaltet und von lichter Farbe, so dass sie mit den Irländern verglichen werden können. Das Land ist voll wilder Eber, Bären, Wölfe und Leoparden (Luchse), die Seestädte sind ganz und gar auf die Fischerei an der Küste von Irland angewiesen. Das ganze Königreich ist getheilt durch zwei Factionen, der Velasquez und Maurykos, deren Häupter der Connetable von Castilien und der Herzog von Naggeo (Najara?) sind. Der Krone gegenüber gibt es jedoch keine Parteiverschiedenheit. Es fiel den Fremden auf, wie wenig Spanien bebaut sei und mit wie wenig sich die Eingebornen begnügten, wie abgehärtet ihre Pferde seien, welcher Reichthum auf Zügel und Pferdebügel verwendet werde, während strenge Luxusgesetze den Gebrauch kostbarer Kleider verboten.[1] Wohin der König kam, boten in jeder Stadt, jeder Pfarrei die Alcalden ihm ihre Dienste gegen die Franzosen und gegen die Ungläubigen an. Viele von diesen hatten die Kriege gegen Neapel und in Navarra mitgemacht und zeigten gute körperliche Haltung. Karl ordnete daher an, dass in Asturien stets 10.000 Mann bereit sein sollen, sobald er acht Tage früher das Aufgebot erlassen. Dem Könige von Portugal wurde am 28. September Nachricht von der glücklich erfolgten Landung gegeben, Madame de Chièvres zur Obersthofmeisterin der Infantin Leonore ernannt, die ihrer Vermählung mit K. Emanuel bewegten Herzens entgegen sah. Ihr Gemahl befand sich in der vollsten Gunst seines königlichen Herrn und empfing von dem Cardinal-Regenten, der selbst erst Anfangs October nach schwerer Krankheit sich zu erholen begann, vierzehn schöne Maulthiere zum Geschenk.

---

[1] Hispani tenuissimo victu contenti raro egrediebantur ad exteras gentes, sed neglecto agrorum cultu nisi pro hominum numero quem quisque habebat, domi manebant. — Equis nihil praeter hordeum erat pabuli cum usque adeo arida vel potius inculta est Hispania ut neque foenum nec stramina equis substernenda praebeat. — Nos vero germani actum de nobis statim putamus, nisi quater quinquiesque in die cibo et potu suffarciamur et ad eum modum nostra jumenta et equos — replemus. (Aus der Reise Friedrichs von der Pfalz nach Spanien.)

Bereits war in Betreff des Infanten Ferdinand der königliche Befehl erfüllt, der Prinz befand sich bei dem Regenten; von San Vincente aus erging der Befehl an den Vicekönig von Neapel, den Aufstand, der in Sicilien ausgebrochen war, mit Gewalt niederzuwerfen, und da dem Könige die Nachricht zugekommen war, wie traurig es seit dem Tode K. Ferdinands mit der Gerechtigkeitspflege in Aragonien aussehe, wurde beschlossen, mit aller Kraft das Volk gegen die Uebergriffe des Adels in Schutz zu nehmen. Vielleicht stand damit der Gedanke in Verbindung, sich zuerst nach Aragon zu wenden; Ximenes machte jedoch aufmerksam, welchen üblen Eindruck es in Castilien hervorbringen würde, wenn K. Karl das Königreich plötzlich verliesse.

Da der Regent nicht im Stande war, den König aufzusuchen, dieser aber absichtlich längere Zeit in San Vincente verweilte, um den Städten Zeit zu den Vorbereitungen für seinen Empfang zu lassen, schrieb ihm Ximenes, um ihn aufmerksam zu machen, wie er die Granden, wie er den Infanten aufnehmen und behandeln solle. Er möge eine Flotte gegen die afrikanische Küste ausrüsten. Er übergebe ihm das Königreich beruhigt, die Finanzen geordnet; er möge ihm nur gestatten, ihm noch ferner Rathschläge zu geben. Für sich verlange er nur, dass der König von seinen guten Absichten überzeugt sei. Wohl aber möge der König seinen Bruder nach Deutschland schicken und ihm einen Theil der österreichischen Erblande oder alle abtreten. Es war offenbar die Absicht des Cardinals, Karl zu vermögen, sich ganz der Sorge um Spanien zu widmen. Als jetzt der Präsident des königlichen Rathes, Antonio de Rojas, Erzbischof von Granada, unter dem Vorwande, die Regentschaft habe aufgehört, sich an der Spitze des Rathes zu K. Karl begeben und ihm den Infanten übergeben wollte, so befahl ihm und den Räthen K. Karl, nicht ohne den Regenten vor ihm zu erscheinen. Sie mussten nach Aranda zurückkehren, wo sich der Regent und ebenso auch der Infant befanden, den der Marquis von Aguilar nicht hatte mitziehen lassen. Karl hatte nur gethan, was der Regent gewünscht hatte, der, als der Almirante von Castilien sich die Ehre ausbat, ihn zum Könige begleiten zu dürfen, dieses verweigerte und ihn aufforderte, nicht in seiner Begleitung, sondern

selbständig sich dem Könige vorzustellen. Selbst vor dem herrschenden Siechthum von Aranda nach Roa ausweichend (17. October), liess Ximenes dem Könige noch wissen, er halte es nicht für gut, rasch die castilianischen Cortes zu versammeln, wie Karl es wollte, musste aber noch erleben, dass ihm durch die niederländischen Beamten in Valladolid, wohin Karl die Cortes berufen hatte, nicht einmal die gehörige Wohnung eingeräumt wurde. Der König hatte la Chaux beauftragt, ihn bei seiner Ausschiffung zu treffen, der Regent und der Infant erhielten die Weisung (27. September), während er selbst nach Santander gehe, zu bleiben wo sie waren; dann wurde Mojados als Ort der Zusammenkunft[1] bestimmt, während bereits von den Toledanern bei dem Regenten Vorstellungen darüber gemacht wurden, dass der König die ersten Cortes in Valladolid und nicht nach alter Gewohnheit in Toledo versammle. Diese Anordnung, welche Ximenes so sehr widerrathen, reichte hin, die Toledaner gleich anfänglich auf das Aeusserste zu erbittern.

Der König befand sich in San Vincente in vollster Thätigkeit. Er schrieb von da am 1. October seiner Tante, der Princessin Margaretha, wie gut er empfangen worden, wie alle Edlen sich um ihn drängten, da er aber in den Bergen durch Mangel an Lebensmitteln und Wohnung aufgehalten sei, habe er ihre Versammlung in der Ebene von Castilien angeordnet, werde noch einige Tage hier bleiben und dann nach Castilien gehen.[2] Zu den Angelegenheiten, welche in Betreff Spaniens in Ordnung gebracht werden mussten, kam noch die Frage in Betreff Tournay's dazu, das K. Franz durch die Engländer zu erlangen suchte und aus welchem die Franzosen dann ein Asyl für alle Rebellen aus Flandern machen würden.[3]

Die uns zu Gebote stehenden Quellen erwähnen nichts, wo der Cardinal Adrian mit K. Karl zusammen kam. Ximenes hatte dem Cardinal-Botschafter eine Instruction für K. Karl in

[1] Cuatro leguas mas acá de Valladolid. La Fuente X. p. 468.

[2] Brew. n. 3759. Die Reise des Königs ging über Aguilar nach Bezerol, wo ihn der Condestable de Castilla, Don Luigo Fernandez de Velasco, begrüsste, nach Palencia und von da nach Tordesillas, von da nach Mojados, endlich nach Abroxo.

[3] Spinelli an Wolsey 31. October. Bezzarryll n. 3764.

zweiunddreissig Artikeln mitgegeben. Ihre Quintessenz war, den Zustand Spaniens dahin zu bringen, wie ihn die Königin Isabella gelassen hatte und die Missbräuche auszurotten, welche seitdem eingedrungen waren, Karl möge die Procuratoren des Königreiches in den Cortes versammeln und diese sich über die Schenkungen aussprechen, welche seitdem auf Kosten der Krone stattgefunden. Niemals möge der König eine Sache unterzeichnen, welche er nicht kenne oder über die er sich nicht hinreichend unterrichtet. Er möge in die Provinzen Visitatoren senden, um die neuen Auflagen zu untersuchen, die gegen die Gesetze von Castilien stattgefunden. Die Einkommen im königlichen Haushalte sollen auf den Stand zur Zeit der Königin Isabella reducirt werden. Der König möge ferner sich täglich die Geschäfte aufzeichnen. In andern Artikeln war auseinandergesetzt, welche Eigenschaften der königliche Secretär besitzen müsse und wie der König bei dem Regierungsantritte gerechte und exemplarische Thaten vollbringen solle, damit das Volk sein gutes Beispiel sähe, bekenne, dass er gerecht ist und seine Unterthanen ihn lieben, fürchten und ihm dienen.[1] Eine andere Schrift (Memorial)[2] sollte dem Könige erst nach dem Tode des Cardinals von Toledo übergeben werden. Sie enthielt Rathschläge, wie die Macht der Granden gebrochen werden könne. Der König möge die Heirathen unter den grossen Familien bis zum vierten Grade der Verwandtschaft verbieten, ebenso die Heirathen der grossen Magistratsfamilien mit Söhnen oder Töchtern grosser Häuser, weil sonst die Unparteilichkeit der Gerichte nicht bestehen könne. Der König solle verhindern, dass seine Diener nicht nach zwei bis drei Jahren grosse Häuser, Ehren, Würden kaufen könnten, was doch nur zu geschehen vermöge, wenn sie den König oder die Königin bestählen.[3] Im Verzeichnisse der Diener befänden sich ferner viele unnütze Personen, welche man gar nicht weiter kenne, die aber Ursache seien, dass ordentliche nicht nach Verdienst belohnt würden. Vor Allem aber müsse den

---

[1] Seminario erudito. T. XX. p. 237 bei La Fuente X. p. 466—468.

[2] Im Archiv von Simancas befindlich.

[3] Dass diese Rathschläge Karl unmittelbar trafen, kann man aus P. M. de Angleria sehen, ep. 606: nil rege liberalius, nil ejus comitibus consultoribus rapacius. Begreiflich, dass sie nicht gut aufgenommen wurden.

Unordnungen in der Kirche ein Ende gemacht werden und, was der Cardinal für den höchsten Wunsch seines Lebens erklärte, es möge ausserhalb Roms ein Universalconcil mit vollster Freiheit gehalten, die Kirche reformirt werden, dann aber möge der König den Zug gegen die Ungläubigen unternehmen.[1]

Der Regent hatte Sorge getragen, dass, welche Einflüsse sich auch auf K. Karl geltend machten, seine Rathschläge dem Könige nicht unbekannt blieben, da er sie den Händen des früheren Lehrers Karls, seines Collegen im Cardinals-Collegium anvertraut hatte.[2]

Unterdessen hatte K. Karl in Aguilar del Campos die Huldigung der Castilianer angenommen, war dann, von Wenigen begleitet, mit der Infantin Leonore nach Tordesilla gekommen, wo auf diese Nachricht die Königin sich ankleiden liess und ihre Kinder empfing,[3] welche bei dieser Gelegenheit auch ihre zehnjährige Schwester, die Infantin Catalina sahen. Die Königin beschenkte den König, den sie jedoch nur als Prinzen anerkannte, sowie die Infantin. Als aber nun der Erzbischof von Saragossa, natürlicher Sohn K. Ferdinands, gleichfalls nach Tordesilla kam, seine Verwandten zu begrüssen, wurde er abgewiesen und musste, so unangenehm es ihm war, unverrichteter Dinge abziehen, ohne auch nur in das Schloss aufgenommen worden zu sein. Selbst er durfte sich nicht von dem Zustande Juana's überzeugen.

Bereits war der Regent, nur noch durch einen dünnen Faden mit dem Leben verbunden, nach Roa gekommen und erwartete die Weisung der Zusammenkunft mit K. Karl. Allein die Sache gestaltete sich anders, als Jedermann erwartet hatte. Statt dass der König nach Roa gekommen wäre, erliess Karl

[1] E lo que mas deséo el cardenal en esta vida fué hallarse en un concilio universal hecho fuera de Roma, donde pudiera tener entera libertad en el remedio de la Iglesia, en un pueblo donde los perlados é personas de buen zelo pudieran tener libertad, é reformada la Iglesia se echara á los pies de V. M. para que empleara su poder contra los infideles. Dieses wichtige politische Testament ist allen Biographen des berühmten Cardinals unbekannt geblieben.

[2] Fleschier hist. du Card. Ximénes p. 247.

[3] Petr. Mart. n. 602.

eine an den Infanten, den Regenten, den königlichen Rath und die Vicekönige gerichtete Proclamation,[1] in welcher er als seine Absicht bezeichnete, seiner Mutter einen Theil der Regierungssorgen abzunehmen, deren Willen sich anzubequemen seine ernste Absicht sei.

Der König gedachte offenbar, dadurch eine grosse Wirkung hervorzurufen, nicht blos seine Uebereinstimmung mit der Königin zu erhärten, sondern auch in allen nachfolgenden Regierungshandlungen sich als den Repräsentanten seiner Mutter darzustellen und sie damit in die moralische Verantwortlichkeit derselben hineinzuziehen, selbst aber sich mit ihrem Ansehen zu decken. Nun konnte man aber wohl darüber anderer Meinung sein, ob die Königin zurechnungsfähig sei oder nicht; dass sie sich aber um die Regierung nicht kümmere, war kein Geheimniss.[2] Man konnte mit Recht fragen, auf wen solle die Proclamation wirken, die eine Unwahrheit in sich schloss? War es aber die Absicht des Königs, denjenigen vorzubeugen, welche auf die Königin in einem ihm selbst ungünstigen Sinne einwirken würden, nachdem sie sich fortwährend als einzige wahre Herrscherin Castiliens und Aragons ansah, so trug die königliche Erklärung den Stempel der Furcht an sich. Sie schadete in jeder Beziehung anstatt dass sie nützte und Ximenes zögerte auch nicht, sie in seiner offenen Weise als unklug und unnöthig zu bezeichnen. Es war wohl das letzte Schreiben, das er an K. Karl richtete. Dieser hatte mit dem Tage von Aguilar, mit der angeblichen Verständigung mit seiner Mutter die Zügel der Regierung ergriffen, die Regentschaft beseitigt, den ihm eigenthümlichen politischen Weg eingeschlagen. Nur im Einverständniss mit der Königin schien es, dass ihr Halbbruder, der Erzbischof von Saragossa, als er ‚seine Schwester‘ besuchen wollte, abgewiesen wurde und den Auftrag erhielt, mit den übrigen Grossen Aragons dem Könige, ‚seinem Neffen‘, aufzuwarten.[3] Tordesilla blieb Allen verschlossen. Spanien

---

[1] In kurzem Auszuge bei Gomez p. 240. 241.

[2] De regnis nulla est reginae cura. Ruant an covalescent, tantundem est in ejus gremio, P. Mart. n. 603. Der Brief ist vom 10. November, also nach dem Tode des Regenten geschrieben.

[3] Petr. Mart. l. c.

durfte nicht zwei Könige haben [1] und des Herrn von Chièvres Sorge war es, dieses Unglück zu verhindern. Daher denn nun das Streben, die volle Einigkeit zwichen der Königin und dem Prinzen erscheinen zu machen; [2] daher die Fernhaltung des Primas von Aragon, da die Aragonesen Karl ohnehin nicht als König anerkannten, eine Meinung, die nicht erst eine Bekräftigung durch die Königin zu erhalten brauchte; daher erst die Isolirung des Infanten Ferdinand von seinen spanischen Erziehern, die entschiedene Ungnade, in welche sie fielen, und endlich seine Entfernung aus Spanien, ohne mit seiner Mutter mehr zusammengekommen zu sein; daher die Einberufung der castilianischen Cortes nach Valladolid, statt nach Toledo, gegen den Rath des Regenten, aber nach dem Willen des Königs; daher endlich auch der Bruch mit dem Regenten als nothwendige Folge eines Systems, welches jetzt sich entwickelte. Bereits als der König dem Regenten ankündigte, dass er nach Tordesillas gehe und ihn zur Zusammenkunft nach Mojados bestimmte, war gesagt worden, sobald der König und der Cardinal über die gemeinsamen Angelegenheiten sich berathen und seinen Rath ebenso über die Einrichtung seiner Familiensachen erholt, möge Ximenes, dessen Verdienste nur Gott belohnen könne, der Ruhe in Toledo pflegen. Nach Gomez war der Bischof von Badajoz, Motta, der Urheber des Rathes, mit welchem nun Chièvres Wunsch erfüllt werden sollte, die spanischen Angelegenheiten allein zu leiten, was er übrigens ohnehin schon that. Der Brief selbst war jedoch vom Cardinal Adrian zweifelsohne im Auftrage Karls geschrieben und, wie man sich vorstellen kann, mit allen Rücksichten gehalten, wie sie dem Charakter dieses Mannes angemessen waren. Er konnte am besten wissen, in welchem Gesundheitszustande sich Ximenes den ganzen Spätherbst befand und wie sehr ihm der Aufenthalt auf dieser Seite der castilianischen Berge schade. Letzterer hatte, offenbar im Vorgefühle seines Todes, einen Brief an den König begonnen und ihm sein Haus, die von ihm gestifteten

---

[1] Poner dos reyes en Castilla -- es el mayor danno que en un Reyno puede aver. Der commendado de Castilla Juan de Vega bei Bergenroth p. 336.

[2] Ausdruck der Königin 1518 in Bezug auf Karl.

Klöster und die Universität empfohlen. Er war nicht mehr im Stande, den Brief zu vollenden. Das Fieber befiel ihn mit äusserster Gewalt, so dass der Brief Adrians, wie dieses der Bischof von Avila an den Cardinal schrieb (7. December), dem Regenten nicht mehr übergeben werden konnte. Wenige Stunden darauf war der Cardinal eine Beute des Todes, dem er mit vollster Ruhe und christlicher Ergebung entgegen sah. Er starb, nachdem er einfach wie ein Mönch, demüthig wie ein echter Priester, energisch und siegreich als Feldherr, gross und erhaben als Erzbischof, Staatsmann und Regent sich um Spanien wie um die Christenheit die bedeutendsten Verdienste erworben, 81 Jahre alt, am 8. November 1517. Seine Fehler waren die seines Zeitalters, seine Tugenden gehörten ihm an. Sie erhoben ihn zu einer Macht, die er nicht missbrauchte, zu einem Ansehen, das er nur zum Heile Spaniens gebrauchte, und zu einer Bedeutung in der Geschichte, welche durch die Ergebnisse der neueren Forschung mehr zu- als abnimmt. Er war ein nach allen Seiten grossartig angelegter Charakter, der wie ein Riese über die Staatsmänner und Bischöfe seiner Zeit emporragte und dessen Geist nicht minder gross, als seine Seele war. Niemand wäre, nach seiner ausserordentlichen Kenntniss der spanischen Verhältnisse, geeigneter gewesen, auf Karl einzuwirken, Niemand mehr im Stande, zwischen Krone, Adel und Communen vermittelnd einzutreten und Spanien vor dem schweren Unfalle des Aufstandes der Communen zu bewahren, als er. Es war der erste grosse Schlag, der Karl V. traf, als er jetzt bei seinem ersten verhängnissvollen Auftreten in Spanien den Mann nicht mehr zur Seite hatte, der mehr wie jeder Andere ihn vor politischen Fehlern zu bewahren vermocht hätte, wollte der siebenzehnjährige Fürst seinen Rath annehmen. Niemand war geeigneter, den in Spanien zwischen Krone und Adel ausgebrochenen Streit siegreich zu Gunsten der ersteren zu beenden, als er, ohne ihn gab es wohl einen Kampf, aber der Sieg war mehr als zweifelhaft.

Nach den Darstellungen der spanischen Schriftsteller begann die Regierung K. Karls mit einem Acte kalter, schamloser und treuloser Undankbarkeit, indem er den Regenten Castiliens, welcher ihm den Weg zum Throne bereitet hatte, nicht nur nicht von sich liess, sondern ihn nach Toledo verwies,

ja Ursache seines Todes wurde, da der zweiundachtzigjährige. seinem Tode sichtbar entgensehende Erzbischof durch das Verfahren Karls so gekränkt ward, dass ihn sogleich das Fieber befiel, das seinem Leben ein Ende machte. Gomez hat jedoch, so sehr sich unter seinen Händen die Lebensgeschichte des Cardinal-Regenten zu einer Lobrede umgestaltete, wie schon die aragonesischen Schriftsteller bemerkten, die Mittheilung dieser angeblichen Wirkung des königlichen Schreibens selbst nur mit dem Zusatze ut ferunt aufgenommen; hingegen beruft er sich auf das Schreiben des Fray Ruyis, Bischofs von Avila, welchen Ximenes zum Hauptexecutor seines Testamentes gemacht hatte und der bei dem Sterbenden war; dieser schrieb an Lopez, das königliche Schreiben sei, statt dem schwererkrankten Cardinal übergeben zu werden, dem königlichen Rathe zugestellt und Adrian von dem schlimmen Zustande des Cardinals in Kenntniss gesetzt worden.[1] Damit fällt auch die Einwendung la Fuente's gegen Prescott hinweg, welcher meinte, der Geist des Regenten sei zu stark gewesen, als dass er nicht die rauhe Probe überstanden hätte, — Prescott fühle als Republikaner nicht, wie der Undank eines Fürsten auf einen monarchisch Gesinnten wirke. Meiner Ueberzeugung nach handelte es sich hier einfach darum, verweigerte K. Karl dem Regenten die so sehr gewünschte Zusammenkunft? und hiefür scheint Pedro Martyr de Angleria in seinem Briefe aus Valladolid vom 10. November, d. h. vom zweiten Tage nach dem Tode des Ximenes im benachbarten Roa, zu sprechen.[2] Allein Peter Martyr spricht in einer so seltsamen Weise von dem Tode des Regenten, dem er nicht einmal einen Nachruf widmet, dass man sieht, er war nicht unterrichtet. Er wusste offenbar nichts davon, dass in Mojados die Zusammenkunft stattfinden sollte, nichts von dem deshalb abgegebenen Briefe, er erzählt überhaupt keine Einzelheiten, so dass aus der seltsamen Art zu reden, der Tod habe ihn aller Hoffnung beraubt, den König zu sehen, sich absolut gar nichts folgern lässt. Für ihn war,

---

[1] Gomez p. 241.

[2] Dum ore aperto Cardinalis gubernator Regem ad se venturum exspectaret, in Roa municipio quo venerat ex Aranda propior futurus Regi est interceptus et omni spe frustratas Regem visendi. Invitus d i c i t u r calicem illum bilisse.

was vor Tordesilla stattfand, das der Bruder der Königin nicht betreten durfte, dass Chièvres sogleich den König dahin gebracht habe, einen Knaben, der schon Bischof von Cambray war, dem Neffen Chièvres das durch Ximenes' Tod erledigte Erzbisthum von Toledo zu übergeben, einen Fremden zum Primas zu erheben, und die Gefahr, welche daraus erwachse, die Anfänge einer Regierung, die Niemanden gefalle, wichtiger als der Tod des Cardinal-Regenten und wie derselbe erfolgte. Er spricht, obwohl erbitterter Gegner Chièvres und seines Treibens in Spanien, keine Vorwürfe wegen des Benehmens gegen Ximenes aus und führt selbst an, dass ein Theil des Adels, um das Ansehen des Primas von Toledo zu schwächen, selbst dafür war, die einflussreiche Stelle einem Ausländer zu geben. [1] Natürlich von einem Fremden, der Allen verhasst war, hatte der Adel in seinem steten Umsichgreifen auf Kosten der Krone nichts zu besorgen! Man wird daher doch im Ganzen gut thun, das Urtheil über Karls Undank nur mit grossen Restrictionen anzunehmen.

Während in Roa Ximenes mit dem Tode rang, war K. Karl in Tordesilla gewesen. Am 18. November, somit drei Tage nachdem unter den grössten Regengüssen die entseelte Hülle des Regenten endlich in Alcala, wo er die Universität begründet, angelangt war, hielt K. Karl seinen prachtvollen Einzug als König von Castilien in Valladolid, begleitet von dem Infanten, mit dem er hier zusammentraf, dem Cardinal Adrian, dem Herzoge von Alba, dem Connetable (condestable) von Castilien, dem Marquis von Villena, dem Grafen von Benevente und anderen vornehmen Castilianern. Am 24. folgte eine neue Festlichkeit, da dem Cardinal von St. Johann und Paul, dessen Botschafterposten mit der Regentschaft eingegangen war, der wahrscheinlich aber schon damals als Gross-Inquisitor von Castilien und Leon in Vorschlag gebracht worden, [2] der Cardinalshut überbracht und öffentlich in Gegenwart des Königs und des königlichen Hofes übergeben wurde, worauf festliche Mahlzeiten das Ganze schlossen. Dann erschienen die Grossen

[1] Ne aliquando uti assolet in regiam i-
bar ein Hieb auf Ximenes.

[2] Die päpstliche Ernennung f

von Aragon, und ward es dem Erzbischof von Saragossa möglich, seinen Neffen zu begrüssen. Allein die Erklärung, welche sie abgaben, lautete nicht tröstlich: sie könnten den König nicht als solchen begrüssen, da er die Rechte Aragoniens noch nicht beschworen habe. Als Karl deshalb die Einberufung der Cortes befahl, wurde erwiedert, auch dieses dürfe nicht geschehen. Ihm stehe als Prinzen dazu das Recht nicht zu, sondern nur dem justicia von Aragon. Ob aber Karl bei Lebzeiten seiner Mutter als König anerkannt werden könne, sei die andere Frage, die gleichfalls erst in Saragossa entschieden werden müsste. Da nun auch noch ein französischer Gesandter, Herr de la Roche, Navarra für die Kinder des vertriebenen Königs Albert verlangte, schloss das Jahr 1517 mit mannigfaltigen Beängstigungen.[1] Spanien hatte ein neues Haupt erhalten, Herrn von Chièvres, welcher hier so ‚allmächtig'[2] herrschte,[3] als er es in Flandern gethan hatte. P. Leo X. hatte bereits alle Hoffnung verloren,[4] dass durch K. Karl ein Gleichgewicht gegen K. Franz herbeigeführt werden könne, dessen Auftreten in Italien ihn selbst zum Kaplan des französischen Königs erniedrige. Damals war es, dass K. Maximilian dem Papste und dem Cardinals-Collegium seinen grossen Plan eines allgemeinen Feldzuges gegen die Osmanen vorlegte,[5] die in Asien, Afrika, zuletzt 1520 in Constantinopel selbst angegriffen werden sollten. Für das spanische Cabinet schien jedoch damals nichts so wichtig als die Frage, ob Tournay in die Hände der Franzosen fallen solle oder nicht, Navarra abzutreten sei oder für Castilien erhalten werden müsse. Man zürnte dem verstorbenen Regenten, dass er die Mauern der navarresischen Städte hatte niederreissen lassen und hielt die Massregel eher für schädlich als für nützlich.

---

[1] P. Martyr von Angleria.

[2] The Bishop of Worcester to Wolsey 18. November 1517.

[3] Der Bischof von Worcester machte am 10. December Wolsey aufmerksam, Chièvres habe in Rom das Erzbisthum Toledo für seinen Neffen verlangt. He leans entirely to the French. When the catholic king would have written letters with his own hand dissuading Henry from all alliance with France, Chièvres betrayed it to the French. 10. December 1517. n. 3828.

[4] Derselbe. n. 3813.

[5] Brew. II. II. n. 3816.

Jetzt gereichte diese Massregel zum Vorwande, das Testament des Cardinal-Regenten umzustossen und 211.000 Ducaten, welche Ximenes für seine Diener, für Stiftungen bestimmt hatte, dem Könige zuzuwenden.[1] Chièvres war eben ‚omnipotent'[2] und was ihm gefiel war recht. In Bezug auf das reiche Erzbisthum Toledo wurden der päpstliche Nuntius, Cardinal Adrian und der Bischof von Badajoz zu Commissären ernannt.[3] Es genügte nicht, den Primatialsitz einem Fremden zu übergeben, dem Cardinal Wolsey wurde ein reiches spanisches Bisthum versprochen. Ueber die Hand der reichen Erbin des Grancapitano sollte gleichfalls verfügt werden. Von dem Clerus, der sich fortwährend gegen die Massnahmen des Papstes sträubte, sollte ein Zehent erhoben werden. Die päpstliche Bewilligung traf dazu ein; allein der castilianische Clerus erklärte, es sei keine Nothwendigkeit dazu da und läugnete die Richtigkeit der vom Papste angeführten thatsächlichen Gründe.[4] Ehe noch die Cortes sich in Valladolid versammelten, was am 22. Januar geschah, war Chièvres bereits einer der Schatzmeister von Castilien geworden (contador mayor),

[1] The king of Castile has appropriated the money to his own use together with a great quantity of artillery and harness which the Cardinal had provided. (Das letztere geschah für den königlichen Dienst.) The king and his counsel say that he had done more damage in casting down the walls of towns of Navarra than all his whealth amounted to. Im königlichen Rathe sassen wohl der Cardinal von Tortosa — a noble and virtuous prelate and one of the chief councillors — aber, schreibt Stile am 11. Februar 1518, the king is entirely governed by Chièvres, the cancellor, and Lakschaw (la Chaux), and by no spanish ministres except the bishop of Badajoz (Motta) and Don Garcia de Padilla who came with him from Flanders. The bishop of Cordonnor (Cordova), Don John Manuel who also came with the king, are not called to council. n. 3937. Ueber Juan Manuel, der zwischen K. Philipp und K. Ferdinand Zwist angestiftet hatte, deshalb in den Kerker kam, Gomez p. 170. Vergl. auch Spinelli. n. 3935.

[2] Intelligence from Flanders 4. Febr. 1518.

[3] Commissioners for the division of the archbishopric of Toledo. Brew. II. II. n. 3874. Damit steht wohl in Verbindung, was Spinelli am 9. Februar schrieb. n. 3935. Licentiatus Vargas — ad afferendas quascunque pecunias ab illo (Ximenes) congestas Complutum (Alcala) missus est. — Expilabitur Castilia. P. Mart. n. 606.

[4] P. M. de Angloria ep. 606.

eine Stelle, die ihm 4000 Ducaten jährlich trug.[1] Sauvage wurde Grosskanzler von Castilien. Man that von Seiten der flandrischen Minister alles Mögliche, des Königs Regierung gleich am Anfange verhasst zu machen. Eine Pest, welche in Valladolid herrschte,[2] erhöhte noch das Unglück der Zeit.

Als nun die Procuratoren der castilianischen Städte Ende Januar 1518 im Kloster von San Pablo in Valladolid zusammenkamen, die Versammlung der Cortes von Chièvres, Sauvage, dem Bischof von Badajoz, Don Pedro Ruiz de la Mota, und Don Garcia de Padilla, Commendador vom Calatravaorden, eröffnet wurde, gab der Abgeordnete von Altcastilien (Burgos), Doctor Juan Zumel, dem allgemeinen Unwillen durch eine energische Protestation gegen die Anwesenheit Fremder den Ausdruck. Die Cortes könnten darin nur eine Bedrückung und eine grosse Schmach erblicken, die ihnen angethan würde. Die Versammlung trennte sich in grosser Aufregung. Die Scene setzte sich am folgenden Tage fort als Zumel, mit den Procuratoren von Sevilla und Valladolid vor den Grosskanzler berufen, erklärte, seine Absicht sei, die übrigen Procuratoren zu bewegen, dem Könige den Eid nicht zu leisten, bis dieser nicht die Landesfreiheiten beschworen. Als der Grosskanzler um den Deputirten von Burgos einzuschüchtern drohte, ihm die Todesstrafe vorhielt, erklärte Zumel, er sei bereit, sich einem Gerichte zu unterwerfen, aber auch überzeugt, dass das ganze Königreich dafür einstehen werde, nicht zu dulden, dass Chièvres und andere Ausländer seine Reichthümer verschlängen. Die übrigen Deputirten machten mit Zumel gemeinsame Sache und entwarfen eine Bittschrift an den König, welche die Meinung Zumels in sich schloss. Der Grosskanzler, Mota und Don Garcia beriethen sich hierauf mit Chièvres und erklärten, die Deputirten seien dazu nicht berechtigt und hätten zu erwarten, was der König anordnen würde. Hierauf erfolgte aber nur die Antwort, es werde für den König sehr gut sein zu erfahren, was das Land wolle, dadurch vermeide man gegenseitige Zwistigkeiten. Der Versuch Zumel einzuschüchtern schlug

[1] Spinelli n. 3874.

[2] Era cierto en entrando en una casa, el morir todos, sin quedar persona con vida. Sandoval p. 116.

fehl. Man musste sich von Seiten der königlichen Räthe überzeugen, dass es an ihnen sei, nachzugeben; aber auch die Procuratoren liessen sich bereit finden, Chièvres als Eingebornen (natural destos regnos) anzuerkennen. Am 5. Februar 1518 [1] fand die feierliche Sitzung statt, in welcher erst der Bischof von Badajoz die Macht des Königs hervorhob, worauf dann K. Karl, zur Nachgiebigkeit bereit, feierlich die Freiheiten von Castilien beschwor. Als er aber hierbei das Versprechen, keine Ausländer anzustellen, ausliess, drang Zumel darauf, dass der Eid auch hierauf geleistet werden müsse, worauf K. Karl auch dieses beschwor, ohne jedoch das Misstrauen ganz tilgen zu können. [2] Noch entstand ein Streit über den Vorrang zwischen den Städteprocuratoren und dem Adel in der Reihenfolge der Granden. Fort und fort unterhandelte Zumel, um alle Städteprocuratoren zu gemeinsamem Auftreten und den König zu unumwundener Erklärung zu drängen. Endlich folgte am 7. Februar die feierliche Huldigung, zuerst schwor der Infant, dann seine Schwester Leonora, alle Procuratoren, Prälaten, Granden und Ritter des Königreichs. Man bestimmte, dass bei allen königlichen Verordnungen der Name der Königin Juana vorausgesetzt werde, und wenn sie je den Verstand wieder gewänne, sollte sie allein regieren und Karl nur principe de España sein, eine Clausel, die für die Königin verhängnissvoll wurde. Die Cortes bewilligten sodann eine grössere Summe als je früher bewilligt, verwahrten sich aber, dass, ausgenommen im Falle dringendster Noth, neue Steuern auferlegt würden. [3] Achtundachtzig Petitionen, welche dem Könige bei dieser Gelegenheit übergeben wurden, bewiesen, wie ernst die Cortes die Dinge auffassten. Sie verlangten eine der Königin als Herrin dieses Landes angemessene Behandlung, baldige Vermählung K. Karls, und solange diese nicht erfolgte, sollte der Infant Castilien nicht verlassen. Der König solle schwören, keine neuen Steuern aufzulegen, keine Ausländer zu naturalisiren, sich nur durch spanische Gesandte ver-

[1] Martyr von Angloria sagt am 8. Februar. ep. 608.

[2] Esto juro. La Fuente XI. 85. Sandoval p. 129.

[3] Nach la Fuente doscientos cuentos de maravedis, nach Martyr von Angleria 600.000 Ducaten.

treten zu lassen, bei Hofe nur Spanier anzustellen und spanisch zu reden; nichts vom königlichen Eigenthume zu verpfänden, keine edlen Metalle oder Pferde ausführen zu lassen, für Gerechtigkeit bei der Inquisition zu sorgen, die Berge anpflanzen zu lassen, mindestens zweimal wöchentlich Audienz zu geben, die Vermächtnisse an die Kirche zu beschränken, indem sonst in kurzer Zeit alles der Kirche gehöre, die Bisthümer, welche Rom vergeben, selbst zu besetzen, Navarra bei Castilien zu erhalten, wozu sie ihre Personen wie ihr Vermögen einsetzen wollten.

Nachdem die Sitzung der Cortes geschlossen worden, fand von Seiten der flandrischen Ritter im Gefolge K. Karls ein grosses Turnier zu Valladolid statt, an welchem am 17. Februar[1] Karl, der allen ritterlichen Uebungen ungemein hold war, persönlichen Antheil nahm.

Während aber der König diesen Aeusserlichkeiten zugethan zu sein schien, wurden sehr weittragende Beschlüsse gefasst und ausgeführt. Der König gedachte seine jüngste Schwester, die ihre Jugend in den Mauern von Tordesilla zubringen musste, dort sehen konnte, wie ihre Mutter ihre Umgebung schlug und selbst Gegenstand des Schreckens wurde, mit ihrer älteren Schwester Leonore zusammenbringen, was gewiss im Wunsche der beiden Infantinen lag. Als aber die eilfjährige Infantin von ihrer Mutter weggebracht worden war, erklärte diese, nichts zu sich nehmen zu wollen, bis man ihr ihr Kind zurück gebracht habe; sie hungerte drei Tage, bis Donna Catalina, von dem Könige begleitet, wieder in Tordesilla erschien.[2] Jetzt erhielten Mutter und Tochter an dem Marques von Denia und Grafen von Lerma, Don Bernardo de Sandoval y Royas einen unumschränkten Hüter, der auch von seiner Gewalt den unumschränktesten Gebrauch machte, so dass die Königin gleich einer Gefangenen Tordesilla nicht verliess und mit Niemanden sich in Verkehr zu setzen vermochte.[3]

---

[1] P. Mart. n. 609.

[2] Petr. de Angleria n. 614.

[3] Ni que vos hableyis ni escriveys cosa ninguna que toque a su alteza (die Königin) a otra persona syno a mi e siempre con mensageros ciertos por que asi conviene Der König an den Marquis aus Aranda am Duero. 19. April.

Der Marques hatte in Betreff der Königin sich nur mit Karl selbst in Beziehung zu setzen. Der König, welcher keine Lust hatte, seine Macht zu theilen und noch viel weniger zum Prinzen von Spanien herabzusteigen, bot Alles auf, sich zu erhalten und zwar bis zur Einsperrung der Königin, welche oftmals verlangte auszugehen,[1] ihren Hut aufsetzte, aber ihre Gemächer nicht verlassen durfte. Eine andere mit gleicher Rücksichtslosigkeit durchgeführte Massregel war die Entfernung des Infanten Ferdinand aus Castilien, das er nicht wieder sehen sollte. Er durfte nicht nach Tordesilla kommen. Seine Mutter erfuhr nichts von ihm. Die Infantin erhielt vom Marques die Erlaubniss ihm zu schreiben, der Marques setzte hinzu, die Königin werde jetzt besser behandelt als früher,[2] da er es für vortheilhaft hielt, dass diess bekannt werde.[3] Aber, führte er in dem Schreiben an K. Karl aus, wenn ich hundert Jahre in diesen Königreichen bleibe, werde ich ihm nicht ein Wort schreiben oder sagen von dem was hier vorgeht.[4] Der Infant ging vorläufig nach Flandern, man sagte auf Begehren K. Maximilians. Es musste die Nativisten schmerzlich berühren, dass der spanische Infant, der Eingeborene, Spanien verliess, als ‚Karl von Gent' kam;[5] eine schwere Zukunft stand ihm bevor, wenn auch, so schien es, in der nächsten Zeit ihm die Krone eines Königreiches Oesterreich winkte.

Der König aber begab sich jetzt mit seiner Schwester, der Infantin Leonora, über Aranda am Duero[6] nach Aragonien, dort gleichfalls die Huldigung zu empfangen. Es handelte sich zugleich darum, mit dem Könige von Portugal abzuschliessen. Der Kanzler selbst bezeichnete die Infantin als

[1] Ha tenido mucha gana de salir fuera. Schreiben des Marques an K. Karl vom 27. Mai.

[2] Bergenroth p. 160.

[3] Que en estos reynos y en toda parte se sopa la mejoria que ay en su real persona. Bergenr. l. c.

[4] De lo daqui.

[5] Am 19. April verliess er Aranda, um sich in Santander einzuschiffen. Spinelli von Calatayud 4. Mai. Beide Brüder machten sich an demselben Tage nach entgegengesetzten Richtungen auf den Weg. Karl nach Calatayud.

[6] Er kam hier am 30. März 1518 an. Spinelli.

unglücklich, da sie, im Besitze so vortrefflicher Eigenschaften, den achtundvierzigjährigen Vater von acht Kindern heirathen sollte. Der König von Portugal verlangte aber nicht blos die beträchtliche Aussteuer der Infantin (200.000 Ducaten) nicht, sondern es handelte sich auch zugleich darum, die Infantin Catalina, welche in nächster Zeit so manchem deutschen Fürstensohne versprochen wurde, für den portugiesischen Erbprinzen zu gewinnen, K. Karl aber, obwohl so oft schon verlobt, mit einer portugiesischen Infantin zu vermählen, der ihr Vater K. Manuel 600.000 Ducaten als Mitgift verhiess.[1]

Das von den Spaniern so übel beleumundete Cabinet war nicht unthätig. Die mit Heinrich VIII. und Don Manuel von Portugal eingeleitete Verbindung wurde ausgenützt, um gegen Frankreich eine Stellung zu erlangen und ebenso gegen P. Leo als Verbündeten der Franzosen.[2] Während K. Franz eine Zusammenkunft mit seinem ‚Schwiegersohne‘ — K. Karl — wünschte, verwarf sie dieser und wurde die Sprache gegen den französischen Gesandten so herb, wie sie eben nur am Vorabende eines Krieges geführt zu werden pflegt.[3] Allein jedes Auftreten des Königs gegen Aussen hing von der Befestigung der inneren Lage ab. Karl war in Castilien gegen den Willen seiner Mutter König, was das Volk nicht wissen durfte; er war in Aragon noch gar nicht König, und zwar weil das Volk ihn noch nicht anerkannt hatte. Karl zögerte, Aragonien zu betreten, ehe nicht sein Bruder Spanien verlassen hatte; dann beschwor er in Calatayud die fueros der Stadt. Von da begab sich der König nach Saragossa, hielt sich jedoch im Palaste Algiaferia auf, bis die Vorbereitungen zum feierlichen Einzuge getroffen worden waren. Am 3. Mai 1518 verkündigte er die Form, unter welcher die Eidesleistung der Cortes stattfinden sollte, am 6. Mai fand der feierliche Einzug in Saragossa statt, worauf einerseits die Verhandlungen über die Vermählung der schönen Infantin mit dem höckerigen Könige von Portugal zu Ende geführt wurden,[4] andererseits

[1] Spinelli an K. Heinrich VIII. 2. April 1518. n. 4056.

[2] Siehe hierüber den langen Bericht Spinelli's.

[3] Vergl. auch (instruction) Henry VIII. to Joh. A. B. P. of Armagh and Thomas Lord Barnes.

[4] Spinelli 18. April. P. Mart. n. 617.

die Geldsendungen begannen, um sich unter den deutschen Churfürsten eine Partei zu erwerben,[1] nicht minder die schwierigen Verhandlungen mit den vier ‚Armen' (brazos) der aragonesischen Stände ihren Anfang nahmen, endlich wurde die Verlobung der Königin-Wittwe von Aragon, welche K. Karl aus dem Kloster Abrogio nach Aranda[2] und Saragossa hatte kommen lassen, mit dem Markgrafen Johann von Brandenburg vorbereitet. Gleichzeitig begannen die nachdrücklichen Bewerbungen des französischen Königs um die Kaiserkrone und sein Anschluss an das Haus Hohenzollern.[3]

Die Stellung des Königs ward unendlich schwierig. Der Herzog von Alba, Castilianer, aufgefordert Karl nach Aragon zu begleiten, erklärte, seine Dienste seien schlecht belohnt worden und ging nach Hause. Die Cortes erklärten sich noch immer nicht, dem Könige als König zu schwören.

Am 20. Mai eröffnete Karl von den Granden umgeben die Versammlung der Cortes. Der Procurator von Aragon erklärte, dass der durchlauchtige König, nachdem er seine alten Staaten verlassen, zur Regierung dieser Königreiche gekommen sei. Er habe den römischen Kaiser zu seinem Grossvater, die Könige von Dänemark und Ungarn zu Schwägern, die von England und Portugal zu Oheimen, der Papst sei ihm auf das freundlichste gesinnt. Daher könnten die Aragonesen unter der Leitung eines solchen Königs rechnen, einen glücklichen Frieden zu geniessen, der ein besonderes und göttliches Geschenk sei. Er ermahne daher die Aragonesen, sie möchten rasch das Donativ, welches sie ihren Königen zu geben pflegen, ihm geben. ‚Und haltet die Hand nicht zurücke, nachdem ich,

---

[1] 100.000 Ducaten nach Spinelli. Letzterer berichtet 4. Mai aus Calatayud, wie sehr die künftige Wahl das Cabinet Karls bereits in Anspruch nähme. Schon jetzt ist die Rede von einer Vermählung der Infantin mit dem Erbprinzen von Brandenburg. Brew. n. 4146.

[2] P. Martyr n. 612.

[3] Knight to Wolsey. Mechlin 26. April. Brew. n. 4117.

Man glaubte übrigens bereits, K. Franz werde selbst für den Fall des Todes seiner schwächlichen Gemahlin um Leonore freien, dann aber möchten sich Karl und Ferdinand vorsehen, dass er sie nicht ermorden lasse, um Erbe von Spanien zu werden. Sie erhielten desshalb Warnungen aus England. Brew. n. 4136.

der zu so grossem Schmerze und unter so vielen Thränen der Flamänder so viele Fürstenthümer verlassen, gerne zu Euch kam'. 80.000 Gulden, welche sie ihm angeboten, habe er zurückgewiesen; um so billiger sei es, dass auch sie ihre Bereitwilligkeit zeigten. Die schrecklichen Kriege, welche gegenwärtig geführt würden und gegen die Feinde des Glaubens noch zu führen seien, mögen sie dazu bewegen, da ohne Geld kein Krieg geführt werden könne.

Die Rede, welche sich nicht durch besondere Beredtsamkeit auszeichnete, wurde von dem Erzbischof von Saragossa sehr trocken beantwortet: Die Aragonesen seien immer ihren Königen treu gewesen; wie die Cortes es beschlössen, würde auch die Antwort erfolgen. Damit war die Ceremonie fertig, der König stieg von seinem erhöhten Sitze herab und wurde zu dem eigentlichen königlichen Throne im Cortessaale geführt, wo nun von Karl verlangt wurde, er solle die Zustimmung seiner Mutter zur königlichen Würde vorweisen oder beweisen, dass sie unzurechnungsfähig sei. Wenn nicht, würden sie ihn weder König nennen, noch ihm einen Kreuzer bewilligen. Man wusste jetzt, warum der Erzbischof nach Tordesilla gegangen war. Die Verlegenheit des Königs stieg immer höher. Der Aufenthalt in Aragon war viel theurer als der in Castilien und verschlang nothwendig, wenn die Verhandlungen sich hinauszogen, ungeheure Summen. Die Hartnäckigkeit der Aragonesen, nachdem die Castilianer Karl als ihren König anerkannt hatten, ihn nicht anzuerkennen, dadurch also die Verbindung Castiliens und Aragons unter Einem Haupte in Frage zu stellen, brachte unter den beiderseitigen Granden heftige Zerwürfnisse hervor. Von Worten kam es zu Thätlichkeiten, endlich zu einer förmlichen Schlacht zwischen dem castilianischen Grafen von Benavente und dem aragonesischen Grafen von Aranda und ihren Anhängern, bis der Erzbischof von Saragossa vermittelte und der König selbst eintrat, um Frieden zu stiften.

Allein die Frage in Betreff der Berechtigung Karls zum Königstitel war und blieb noch lange ungelöst und wurde, wie wir sahen, dadurch nicht besser, dass es dem Regenten von Aragon, dem (natürlichen) Sohne K. Ferdinands, dem Erzbischof von Saragossa nicht vergönnt war, die Königin in

Tordesilla zu sehen. Alle Gerüchte über unfreiwillige Haft derselben mussten dadurch ebenso an Wahrscheinlichkeit gewinnen, als die Erbitterung zunehmen. Man kam endlich überein, dass einerseits der König, andererseits die aragonesischen Städte Rechtsgelehrte erwählen und diese entscheiden sollten, ob ohne Benachtheiligung des Königreiches Karl König genannt werden könne; man wollte aragonesischerseits wenigstens die Rechte der Königin wahren, der die Aragonesen nach dem Tode K. Ferdinands geschworen hatten. Karl aber verlangte in gleicher Weise wie in Castilien die Huldigung zu empfangen.[1] Der Streit, welcher die Gemüther erhitzte und jede Entscheidung ungebührlich in die Länge zog, hatte zur Folge, dass die inneren Zustände sich statt zu bessern mehr und mehr verschlimmerten. Die allgemeine Unsicherheit nahm ebenso zu als die Theuerung. Das Volk verlangte strengere Gerechtigkeit, die Grossen Festhaltung an ihren Privilegien. Sie nannten es einen Eingriff in ihre Rechte, wenn der König, den Wünschen des Volkes nachgebend, für grössere Wohlfeilheit, für grössere Sicherheit sorgte.[2] Nicht blos Karl, das Königthum unmittelbar befand sich den verrottetsten Zuständen, Privilegien gegenüber, die zur Landplage geworden waren. Das königliche Ansehen war bei der Machtlosigkeit der Beamten fast vernichtet. Das Asylrecht der Grossen lähmte alle öffentliche Gerechtigkeit. Selbsthilfe und Meuchelmord waren an die Stelle der Justiz getreten, die Freiheit zur Impunität der Schlechten geworden.[3] Zu den alten Privilegien gesellten sich noch veraltete Schuldverschreibungen, deren Realisirung jetzt vom Könige verlangt wurde und deren Betrag höher sich belief als das Donativum, welches die Cortes dem Könige zu geben pflegten.[4] Der Aufenthalt Karls in Saragossa verschlang,

---

[1] P. Mart. n. 621.

[2] P. Mart. ep. 624. 625.

[3] Libertatem appellant hanc sui regis inobservantiam quod nequeat si jus petatur, jus exercere. Suis legibus vivere malunt antiquis licet nocivis quam pati quod Regis arbitrio quicquam fiat. l. c. 625.

[4] No menos le costò arrancar un servicio de 200.000 ducatos y esto á condicion de investir esta suma en el pago de las deudas de la corona, tiempo hacia descuidadas para que no fuescen parar á manos de estrangeros. La Fuente XI. p. 93.

was ihm Castilien gewährt, man rechnete Ende Januar 1518 eine Summe von 1.200.000 bis 1.500.000 Ducaten,[1] und noch immer wollte es zu keiner rechten Entscheidung kommen, als allmälig das Gerücht sich verbreitete, K. Maximilian sei gestorben, Karl aus den ganz unfertigen aragonesischen Zuständen sich in die noch schlimmeren des deutschen Reiches stürzte. Auch in Aragon konnte zuletzt Karl nur mit seiner Mutter die Anerkennung erlangen,[2] und dann war er noch immer nicht in Catalonien noch in Valencia anerkannt. Karl musste die Liquidation der im Mannesstamme ausgestorbenen aragonesischen Dynastie durchführen. Die Anerkennung der Forderungen der Aragonesen, der Valencianer und Catalanen,[3] so excessiv sie waren, ward die Bedingung der Anerkennung der neuen habsburgischen Dynastie, welche bei ihrem Regierungsantritte in die Unmöglichkeit versetzt werden sollte, das Heil des Landes zu befördern, wohl aber, während ihr nach Innen die Hände gebunden waren, nach Aussen hin alle Verantwortlichkeit der Regierung übernehmen musste. Karl befand sich bereits 1518 den aragonesischen Königreichen gegenüber in einer Lage ganz ähnlich der, in welcher sein Bruder Ferdinand acht Jahre später sich in Ungarn und Böhmen befand, einer Adelsherrschaft gegenüber, die auf den Ruin des Königthums lossteuerte.

---

[1] Ep. 634.

[2] Die Cortes erklärten sich anfänglich bereit, ihn als König auzuerkennen, würden aber an demselben Tage, an welchem sie dieses thäten, dem Infanten Ferdinand als Prinzen schwören, was alle Pläne Karls durchkreuzte.

[3] Erst im Anfange 1519 endigte die Session der aragonesischen Cortes (Sandoval III. §. 29), worauf sich Karl am 15. Februar nach Barcelona begab, wo er die Nachricht vom Tode seines Grossvaters empfing. Die Catalanen wollten jetzt aber noch immer nichts von einer Huldigung wissen, da die Königin am Leben sei, sie wollten sich nicht einmal als Cortes versammeln; nach zwanzig trotzigen Tagen besannen sie sich aber doch eines Besseren und huldigten Karl. Nach Valencia zu gehen und dort ähnliche Unarten zu empfangen, hatte aber Karl ebensowenig mehr Zeit als Lust.

## XXI. SITZUNG VOM 23. JULI.

Der Secretär verliest ein Schreiben des Herrn Prof. Jülg in Innsbruck, worin derselbe seinen Dank ausspricht für seine Wahl zum wirklichen Mitgliede der kais. Akademie der Wissenschaften.

---

Das w. M. Freiherr von Sacken legt eine Abhandlung vor: ‚Ueber Ansiedelungen und Funde aus heidnischer Zeit in Niederösterreich'.

---

Die Aufnahme der Abhandlung des Herrn Prof. Zupitza in Wien ‚zur Literaturgeschichte des Guy von Warwick' in die Sitzungsberichte wurde genehmigt.

---

**An Druckschriften wurden vorgelegt:**

Akademie der Wissenschaften, k. bayer., zu München: Sitzungsberichte der mathem.-physik. Classe. 1873. Heft I. München; 8⁰.

Gesellschaft der Künste und Wissenschaften, Provinzial Utrecht'sche: Verslag. 1872. Utrecht; 8⁰. — Aanteekeningen. 1871 & 1872. Utrecht; 8⁰. — De

Spectatoriale Geschriften van 1741—1800. Door J. Hartog. (Gekrönte Preisschrift.) Utrecht, 1872; 8⁰.

Mittheilungen aus J. Perthes' geographischer Anstalt. 19. Band, 1873, Heft VII. Gotha; 4⁰.

Museum Francisco-Carolinum: XXX. Bericht. Linz, 1871; 8⁰.

Peabody Institute: VI^th Annual Report. 1873. Baltimore; 8⁰.

‚Revue politique et littéraire' et ‚Revue scientifique de la France et de l'étranger.' III^e Année, 2^e Série, Nr. 3. Paris, 1873; 4⁰.

Verein, siebenbürgischer, für romanische Literatur und Cultur des romanischen Volkes: Transilvania. Anulu VI., Nr. 9—14. Kronstadt, 1873; 4⁰.

# Ueber Ansiedlungen und Funde aus heidnischer Zeit in Niederösterreich.

(Mit vier Tafeln.)

Von

**Dr. E. Freih. von Sacken,**
wirkl. Mitgliede der k. Akademie der Wissenschaften.

Der Hauptwerth der Funde von Artefacten aus unserer heidnischen Vorzeit besteht darin, dass wir in ihnen Spuren der alten Niederlassungen erhalten haben, welche uns über den Culturzustand der frühesten Bewohner unserer Länder die wichtigsten Aufschlüsse geben. Die oft sehr unscheinbaren Ueberreste aus Stein, Thon u. dgl., Beweise der technischen Fertigkeiten, Begabung und Geschmacksrichtung dieser Menschen, sind die Factoren, aus denen sich mit Anwendung der comparativen Forschungsmethode die älteste Geschichte des Landes aufbaut und sie geben vielfach Aufschluss über Cultur, Herkunft und Handelsverbindungen der Landesbewohner in einer sonst völlig dunklen Zeit. Die an vielen Orten so zahlreich vorkommenden Denkmale wurden in ihrer Allgemeinheit nach ihrer culturgeschichtlichen Bedeutung oft besprochen und gewürdigt; es handelt sich nun darum, sie nach ihren Fundorten in Gruppen zusammen zu fassen und in Verbindung mit den örtlichen Verhältnissen die Stellen der alten Ansiedlungen nachzuweisen, um daraus die Bedingungen, gewissermassen die Gesetze, nach denen diese stattfanden, erforschen zu können.

Aus dem für manche Gegenden ziemlich reichhaltig vorliegenden Materiale ergibt sich, dass Niederösterreich in vorchristlicher Zeit nicht weniger reich an Niederlassungen war, als viele andere Länder Mitteleuropas, woraus sich schliessen lässt, dass

auch hier die Bevölkerung eine dichte war, wie es Plinius von den Alpenländern im allgemeinen versichert. Durch die Untersuchung der Stellen, an welchen manche Gattungen von Artefacten in grösserer Menge vorkommen, sowie aus den Begräbnissstätten lässt sich eine beträchtliche Zahl solcher Niederlassungen und zwar aus allen Perioden bis ins Mittelalter hinein feststellen. Die meisten dieser alten Culturpunkte wurden auch in der Folgezeit nicht aufgegeben, sondern erhielten sich, weil eben die Örtlichkeit mit richtigem Verständniss gewählt war — und die alten Naturvölker hatten dafür eine besondere Begabung — bis auf den heutigen Tag als mehr oder weniger grosse Ortschaften, je nachdem die neueren Verhältnisse, der Schwerpunkt grösserer Städte, die veränderten Handelswege u. s. w. ihnen Bedeutung gaben. Wir wollen nun eine Reihe bedeutenderer Fundstellen als alte Niederlassungspunkte näher betrachten.

### 1. Funde und Ansiedlungen am linken Donauufer.

Der Manhartsberg war, wie auch der keltische Ursprung seines Namens beweist, schon in alter Zeit bekannt. Seine sich weithin erstreckenden Abdachungen, besonders die gegen Westen, sowie das Hochplateau zwischen den Flüssen Kamp und Thaya, gegenwärtig dicht bevölkert, sind der Fundort einer so überraschenden Menge von primitiven Werkzeugen und Gefässen, dass man auf den Bestand vieler Niederlassungen schliessen darf. Insbesondere kommen Steingeräthe massenhaft vor. Es sind dieselben, die fast völlig gleich, mitunter als ob sie von einer Hand gearbeitet wären, durch ganz Mitteleuropa gehen, ja fast über die ganze Erde verbreitet sind, in einer Uebereinstimmung der Grundformen, welche wohl als keine bloss zufällige anzusehen sein dürfte, sondern auf einen gemeinsamen Ursprung, eine gemeinschaftliche Wurzel hinzuweisen scheint, wie so vieles im geistigen Leben der Völker, z. B. die Idee des Opfers, des Fortlebens nach dem Tode u. s. w., und auch in den Lebensformen, in Sitten und Einrichtungen. Diese gemeinsamen Züge deuten darauf hin, dass die Völkerfamilie vor ihrer Trennung schon einen ziemlichen Grad der Cultur, besonders in Bezug auf transscendentale Vorstellungen besass, die sich, je nach den übrigen bestimmenden

Verhältnissen, bei den einzelnen Stämmen weiter ausbildeten, oder verkümmerten und bei sonstiger Verwilderung verdunkelten. So deutet auch die nachweisbar älteste Begräbnissart in Steinkisten, ihre Gleichartigkeit im Principe, bei dem überaus ausgedehnten Verbreitungsbezirk auf eine gleiche Urquelle. Man hat es daher auch aufgegeben, diese Gräber, sowie die alten Steine, selbst Bronzegeräthe einem einzelnen Volke zuzuschreiben, nachdem die Fundergebnisse gezeigt haben, dass ihre Zutheilung an Kelten, Germanen, Slaven, Iberer, Iren,[1] Phönizier oder Tamhu eine zu beschränkte, einseitige wäre. Allerdings lassen sich bei eingehender Vergleichung für manche Bezirke, aber auch nur im grossen und im allgemeinen gewisse mehr oder weniger feststehende Eigenthümlichkeiten nachweisen, die freilich oft nur von der Natur des bearbeiteten Materiales abhängen. So erscheinen die Steinwerkzeuge österreichischen Fundortes in grösserer Uebereinstimmung mit denen aus den südlich der Donau gelegenen Ländern, der Schweiz und Oberitalien, als mit den nordischen; bei ersteren herrschen weichere Steinarten, bei letzteren der Feuerstein vor.

Der im Jahre 1866 verstorbene Reichsfreiherr Candid von Engelshofen auf dem Schlosse Stockern bei Horn sammelte eine lange Reihe von Jahren hindurch alle in einem weiteren Bezirk um sein Gut vorkommenden Alterthümer, insbesondere Steingeräthe, deren er über 10,000 zusammenbrachte. Eine Auswahl von Musterbeispielen schenkte der gegenwärtige Besitzer der für die älteste Culturgeschichte höchst bedeutenden Sammlung, Herr Ernst Graf Hoyos-Sprinzenstein dem k. k. Münz- und Antikencabinete und gestattete mir die Durchsicht der ganzen in 500 Cartons verwahrten Sammlung. Bei jedem Stücke ist der Fundort sehr genau verzeichnet, wodurch die Art und Menge der Vorkommnisse an den einzelnen Punkten festgestellt werden kann.

Die Fundgegenstände der ältesten Perioden zerfallen in folgende Gattungen:

a) Keilförmige Werkzeuge (Aexte, Meissel), wie sie zu mannigfachen Verrichtungen gebraucht wurden, theils als Beile, mit einer Schäftung versehen, theils ohne Fassung als Hand-

---

[1] Neuester Zeit durch Maack, Die Entzifferung des Etruskischen, S. 90.

Werkzeug. Nach der Art ihrer Verwendung sind sie von verschiedenen Grundformen; zu denjenigen, welche mit einem Schaft oder einer Fassung versehen wurden, wählte man flache Steine, während die, welche blos mit der Hand gefasst wurden, aus dicken Steinen gefertigt sein und abgerundete Kanten haben mussten, damit man sie bequem halten konnte. Die Schäftung geschah, wie aus der Gestalt der Steine selbst hervorgeht, auf eine zweifache Art, entweder wurde die Axt auf einen zum Theil eingeschnittenen, abgestuften Stiel, der ein Knie hatte, aufgebunden und zwar, nach Analogie mit ähnlichen Geräthen der Gegenwart, der Quere nach, die Schneide horizontal, so dass sich der Nacken gegen den Absatz des Stieles stemmte, oder aber der Stein wurde in den Schaft eingekeilt oder eingeklemmt, wobei die Schneide vertical zu stehen kam. Zu ersterem Zwecke wurden die flachen, möglichst rechteckigen Steine unten flach geschliffen, damit sie auf dem Stieleinschnitte gut auflagen, und oft auch an den Schmalseiten abgeschliffen, damit man scharfe Kanten erhielt zur haltbareren Befestigung der umgewickelten Schnur oder Sehne (Fig. 1, 2, 3). Die Verwendung dieser Art von Werkzeug als Hauen oder Beile ist klar. Die Grösse ist verschieden; zwischen der miniaturartigen von $1\,^1/_4$ Zoll Länge bis $6^1/_2$ Zoll variirend, sind die meisten $2^1/_2$—3 Zoll lang. Die Breite der Schneide beträgt die Hälfte, selbst zwei Drittel der Länge; viele sind übrigens offenbar bei wiederholtem Gebrauche öfter zugeschliffen, und dadurch unverhältnissmässig kurz geworden.

Die Keile, welche in den Stiel eingeklemmt wurden, sind am nicht wirkenden Ende mehr oder weniger zugespitzt (Fig. 4, 5); es sind oft nur gewöhnliche Geschiebe- oder Rollsteine, an denen weiter nichts geschah, als dass ein Ende zugeschliffen wurde. Auch hier variirt die Grösse zwischen den oben angeführten Grenzen und hat die Mehrzahl eine Mittelgrösse von $2^1/_2$—3 Zoll. Bei beiden Arten ist die Schneide bald gerade mit scharfen Ecken (Fig. 1—3), bald convex, so dass sie bisweilen fast einen Halbkreis bildet und die Ecken sich allmälig in die Schmalseiten verlaufen (Fig. 5); selten ist die Schneide schief gestellt (Fig. 4), was das Eindringen in den zu trennenden Körper, — die Wirkung der Schneide beförderte. Die Schneide wurde oft ganz kurz und einseitig

angeschliffen, wobei sie sich freilich leichter wieder abstumpfte, aber weniger dem Abbrechen ausgesetzt war.

Ein in Wartberg gefundenes Beil hat zwei Schneiden an den entgegengesetzten Enden, in der Mitte wurde es in einen Stiel geklemmt und stellte so eine Bipennis dar (Fig. 6). Solche Amazonenäxte, bisweilen von ziemlich ausgeschweifter Form, kommen auch im Norden vor.[1]

Eine zweite Gattung von Keilen war, wie erwähnt, zum Fassen mit der blossen Hand bestimmt; solche zum Schaben und Schneiden bestimmte Werkzeuge sind desshalb aus dicken, walzen- oder kegelförmigen Steinen gefertigt und besitzen meist eine convexe Schneide (Fig. 7). Das grösste Instrument dieser Art ist 6½ Zoll lang bei 2½ Zoll Breite und 1½ Zoll Dicke, also für eine mächtige Faust geeignet, das kleinste ist 2½ Zoll lang, 1½ Zoll breit, 10 Linien dick. Auch sie sind meist kurz und von beiden Seiten zugeschliffen.[2]

Eigenthümlich sind zahlreich vorkommende Werkzeuge, die unten ganz plan geschliffen, oben mehr oder weniger convex sind, an einem Ende in eine halbrunde Schneide, die von unten geschärft wurde, ausgehend (Fig. 8, 9); sie mögen, auf eine flache Schaftbahn gebunden, als Aexte gedient haben, oder auch wie Hobeleisen zum Schaben verwendet worden sein.[3] Die Länge dieser Geräthe beträgt 3—8 Zoll, meist sind sie schmal, an der stärksten Ausbiegung der Oberseite bis zu 1¾ Zoll dick.

Ebenfalls der Keilwirkung gehören schmale, stemmeisenartige Meissel an (Fig. 10—12), 2—3 Zoll lang, bei 5—9 Linien

---

[1] Nilsson, Steinalter, Taf. VIII, 173, 174.

[2] Alle die erwähnten Formen kommen sehr ähnlich in Oberitalien vor und finden sich deren viele im Museum von Turin. B. Gastaldi, Iconografia di alcuni oggetti di rimota antichità rinvenuti in Italia, Tav. I—VI. Ebenso in den Schweizer Pfahlbauten. Vgl. Mitth. d. antiq. Ges. in Zürich. Bd. IX., XII., XIII., XIV., XV. Die Form Fig. 7 fand sich mit vielen Bronzegegenständen im Pfahlbaue von Estavayer, (ebenda XIII, Abth. 2, Heft 3, Taf. V, 41). Zahlreiche, ganz ähnliche Formen von schwedischen Fundstücken finden sich abgebildet in: O. Montelius, Antiquités suédoises, Fig. 13—32.

[3] Es gibt auch solche mit einem Stielloch, Nilsson a. a. O. S. 59 nennt sie Erdhacken. Madsen, Antiquités préhist. de Danemare, Taf. XXXII, 24. Keller, in den Mitth. d. ant. Ges. in Zürich, XII, Taf. III., 43, 44.

Breite; sie sind theils an den Schmalseiten abgeschliffen, theils hier im Naturzustande belassen, meist dick mit gerader oder schiefer Schneide. Auch von diesen gibt es miniaturartige von $1^1/_2$ Zoll Länge. Andere haben die Schneide gespitzt oder das rundliche Werkzeug verläuft völlig in eine Spitze wie eine stumpfe Pfrieme.

Alle die bisher beschriebenen Hau- und Schneidewerkzeuge bestehen aus den an Ort und Stelle vorkommenden Steinarten, theils weichen, welche sich mit dem Messer schaben lassen, wie Sandstein, Serpentin, theils sehr harten, wie Quarz und Hornblende, welche der Feile widerstehen. Manche, besonders die aus härteren Steinarten, sind sorgfältig, oft an allen Seiten zugeschliffen und polirt, andere zeigen die natürliche Oberfläche und sind nichts als aufgelesene Steine, wie sie in der ganzen Gegend in grosser Menge und in verschiedenen Geschiebe-Formen vorkommen, denen eine Schneide angeschliffen wurde (Fig. 2, 4, 6, 7). Aus dieser Leichtigkeit der Herstellung einfacher Werkzeuge erklärt sich auch zum Theil deren massenhaftes Vorkommen, sowie der Umstand, dass man sich selbst mit ganz weichen Steinarten, die sich sehr schnell abnützen mussten, begnügte, denn wenn dieser Fall eintrat, hatte man ohne vieles Suchen und ohne erhebliche Mühe gleich ein neues Geräth zur Hand. Von dem Behauen vor dem Schleifen und Poliren zeigt sich nirgends eine Spur.

b) Schleifsteine zum Zurichten und Schärfen der genannten Werkzeuge; man findet solche grössere muldenförmige aus Sandstein, mit deutlichen Spuren ihrer ehemaligen Benützung, theils feinere, zur letzten Glättung, ähnlich unseren heutigen Wetzsteinen, 6—12 Zoll lange, schmale (1 Zoll) Steine, die an ihrer horizontalen, geglätteten Fläche auf einer Seite die Art ihrer Verwendung zeigen.

c) Hämmer, Aexte mit Stielloch. Nach Bedarf nahm man auch zu solchen bald einen dreieckigen Rollstein, den man einfach für den Stiel durchbohrte, ohne ihm eine weitere Zurichtung zu geben (Fig. 13), oder man schliff denselben wenigstens an dem vorderen Ende zu einer Schneide zu (Fig. 14), während andere, besonders kleinere aus besserem Materiale, vollständig zugerichtet und polirt wurden (Fig. 15), mit scharfen Kanten, in Form eines Bügeleisens. Die meisten haben

eine verticale Schneide (Fig. 14), wenige eine horizontale, manche sind stumpf (Fig. 13, 15). Der Nacken ist bei allen abgerundet, oft im Naturzustande belassen, häufig sind an beiden Enden Spuren des Gebrauches zu bemerken, daher das Instrument als Beil, Spaltekeil und als Hammer benützt wurde. Das Stielloch befindet sich gewöhnlich im hinteren Drittel, wie bei Aexten, selten mehr gegen die Mitte zu gerückt; es ist ohne Ausnahme auf einer Seite weiter als auf der anderen; die Differenz beträgt bei einer durchschnittlichen Weite der Stiellöcher von 10 Linien, 1—3 Lin., ist also sehr bedeutend. Es geht daraus hervor, dass die Bohrung bei diesen nicht, wie man es an anderen Arten beobachtet hat, von beiden Seiten vorgenommen wurde, sondern nur von einer Seite aus. Man hat auch eine erhebliche Anzahl von solchen Bohrzapfen gefunden, die, entsprechend den Löchern, an einem Ende nur 1—3 Lin. dicker sind als am andern, ähnlich Flaschenstöpseln, und ganz ähnliche Riffeln der Quere nach zeigen, wie die Bohrlöcher (Fig. 16). Die Bohrung geschah daher wahrscheinlich vermittelst eines röhrenförmigen Instrumentes mit scharfem Sand (vielleicht mit einer Hornspitze), wobei die erwähnten Verhältnisse eintreten mussten und der Zwischenraum zwischen der Wandung und dem Zapfen ein ziemlich bedeutender blieb.[1] Dies beweisen auch einige unfertige Stücke (Fig. 17), bei denen das Bohrloch durch die Reibung mit dem Bohrer oben weiter ist, dagegen der in der Mitte stehen gebliebene Zapfen ebenso oben dünner wurde als unten. Eine Ausnahme macht ein 8 Zoll grosser, bei Egenburg (Vitus-Capelle) gefundener Hammer, bei dem die Bohrung von den zwei entgegengesetzten Seiten angefangen ist, und zwar nicht ganz geschickt, indem die Löcher nicht völlig zusammentreffen, deshalb auch wahrscheinlich die Vollendung unterblieb. Hier hätte man keinen solchen flaschenstöpselähnlichen Zapfen erhalten und es geschah die Bohrung aller Wahrscheinlichkeit nach mit einem scharfen Steinsplitter. Mag die Bohrung auf die eine oder die andere der angegebenen Arten bewerkstelligt worden sein, jedenfalls muss das wirkende Instrument in

[1] S. F. Keller im Anzeiger f. schweizerische Alterthumsk. 1870, S. 139. Vgl. Montelius, Antiq. suédoises, Fig. 34.

eine rasche Drehung versetzt worden sein, weil die Löcher durchaus so vollkommen zirkelrund geriethen. Bei der Vituscapelle fand man auch mehrere zugerichtete, aber noch ungebohrte Hämmer, sowie bei Harmannsdorf angefangene, bei denen die Bohrung nur versucht wurde. Ein einziges bei Jetzelsdorf gefundenes Exemplar, 3 Zoll lang, hat kein Stielloch, sondern statt desselben auf jeder Langseite eine senkrechte Rinne, um an einen Stiel gebunden zu werden.

In Bezug auf Grösse und Form ist die Verschiedenheit sehr gross. Der grösste bei Rockendorf gefundene Hammer ist 12 Zoll lang, 4 Zoll breit, $2^1/_2$ Zoll dick und wiegt $7^3/_4$ Pfund, der kleinste hat nur $3^1/_2$ Zoll Länge bei $1^3/_4$ Zoll Breite, 1 Zoll Dicke. Ersterer ist rückwärts schief abgeplattet und geglättet, sonst fast ganz unbearbeitet, letzterer (Fig. 15) rückwärts abgerundet und ganz polirt. Diejenigen hammerartigen Werkzeuge, bei denen die Schneide horizontal steht, sind flache, bisweilen etwas gebogene, hauenartige Steine; ein solches von Ravelsbach, nur in einem Fragment vorhandenes, bei 4 Zoll Breite nur 11 Linien dick, aus schönem Serpentin, ist sehr rein polirt, das Stielloch spiegelglatt. Ein flaches aus Probirstein hat das Stielloch in der Mitte, ein anderes, wie Fig. 9, unten ganz flach, hat eine convexe Schneide. Zu den Hämmern kamen, wie überall, nur weichere Steinarten, namentlich Serpentine, die in nicht weiter Ferne häufig vorkommen, auch weiche Sand- oder mergelartige Steine in Verwendung.

Besonders schön und von der gewöhnlichen Form abweichend ist das bei Kameck zwei Klafter tief im Lehm nebst Knochen gefundene Fragment einer Streitaxt aus hellgrünem Serpentin (Fig. 18), $3^1/_2$ Zoll lang. Am Stielloche fast rund geht sie in eleganter Schweifung in die stumpfe, um 1 Zoll längere Schneide über. Möglicherweise war die Rückseite ähnlich gestaltet, so, dass das ganze Instrument eine Bipennis darstellte.[1] Es mag wohl mehr ein Prunkstück, als zu wirksamem Gebrauche bestimmt gewesen sein, wie die zierliche Form und die schon ursprünglich stumpfe Schneide beweisen.

---

[1] Vgl. Nilsson, Steinalter Taf. VIII. 173. Madsen, Taf. XV, 8, XXXII. 13—18. Worsaae, Nordiske oldsager 103—109. — Lindenschmit, Alterth. uns. heidn. Vorzeit. I. Heft IV, Taf. 1. — Kemble, Horae ferales, pl. III. – Montelius, Antiq. suédoises, Fig. 42.

Zu Schlagewerkzeugen wählte man oft auch runde Steine, die durchbohrt einen Schlägel oder ein Streitkolbenbeschläge darstellten (Fig. 19). Es kommen deren von 2—3 Zoll Durchmesser vor, ähnlich gebohrt wie die Hämmer. Eines von der Form eines Dreieckes mit sehr stumpfen Kanten und Ecken, 2 Zoll gross, zeigt ein unvollendetes, bis zu zwei Dritteln der Steindicke geführtes Bohrloch mit dem, zum Theil abgebrochenen Zapfen in der Mitte.

Ein Prachtexemplar von aussergewöhnlicher Schönheit ist ein Streitkolbenknopf von 2½ Zoll Grösse, sieben Male sehr zierlich gerippt (Fig. 20), indem die Seiten gekehlt sind und stumpfe, aber prononcirte Rippen zwischen ihnen hervortreten; er ist 1½ Zoll dick und besteht aus sehr hartem Quarzsandstein, in den das bedeutend sich verjüngende Stielloch mit bewundernswerther Präcision gebohrt ist. Das merkwürdige Stück wurde bei der Vituscapelle oberhalb Egenburg gefunden.

d) Messer. Zu solchen dienten wohl die langen, meist unten flachen, oben gratigen Feuersteinspäne, die überall so häufig sind (Fig. 21);[1] es gibt aber auch sorgfältig zubehauene, einschneidige Messer mit breitem Rücken; ein bei Stockern gefundenes von 4 Zoll Länge hat die Form einer gekrümmten Klinge mit nach rückwärts gebogener Spitze. Der Rücken ist oft ganz glatt geschliffen. Das Materiale für diese Geräthe ist durchweg sehr harter Stein, Hornblende, Jaspis oder Feuerstein.

e) Durch merkwürdig kunstvolle Bearbeitung wurde die Schneide oft fein und regelmässig gezähnt, so dass eine zwar kleine, aber scharfe und ganz brauchbare Säge entstand (Fig. 22, 23).[2] Es sind selten bloss Scharten in die Schneiden geschlagen, — vielleicht die ursprüngliche Art, — sondern in der Regel sind die Zähne durch beiderseitige, feine Absplitterung hervorgebracht. Womit man das spröde Material so zart und regelmässig bearbeitete, ist räthselhaft. Manche Sägen

[1] Die Späne, die in Dänemark so zahlreich vorkommen (Flakkers) sehen wie aus weichem Stoffe zugeschnitten aus. Der Feuerstein, wenn er frisch aus dem Bruche kommt, ist so weich, dass er sich schneiden lässt, und wird erst allmälig durch die Einwirkung der Luft so hart und spröde.

[2] Vgl. Mitth. d. ant. Ges. in Zürich. XV, Heft 7, Taf. VII.

sind krumm, die meisten gerade, 1—2 Zoll lang. Sie waren vermuthlich in hölzerne Schäfte eingeklemmt.

f) Pfeilspitzen. Diese kommen vorzugsweise in der Umgegend von Egenburg, namentlich am Vitusberge in grosser Menge vor; sie bestehen durchweg aus sehr hartem Materiale, Hornblende und Feuerstein. In Bezug auf die Formgebung lassen sich alle Abstufungen von der primitivsten bis zur ausgebildetsten Gestalt in zahlreichen Exemplaren verfolgen.[1] Die einfachste Art stellt einen dreieckigen Splitter dar, unten flach, oben in drei Flächen zubehauen (Fig. 24). Weiter vorgeschritten sind regulär dreieckige Kurz- oder Langpfeile, durch beiderseitige Behauung hergestellt; dann kommen die mit derber Schaftzunge (Fig. 25), die immer bestimmter und feiner als Schaftdorn gearbeitet wurde (Fig. 26). Die vollendetste Pfeilform zeigen die bis zu 2 Zoll langen, sehr regelmässig zugeschlagenen Spitzen mit vollkommen ausgebildeten langen Lappen oder Widerhaken (Fig. 27); solche wurden in den Schaft geklemmt. Um noch schlimmere Wunden beizubringen, wurden sie bisweilen an den Kanten fein gezähnt (Fig. 28) und stellen wahre Meisterwerke technischer Vollendung in diesem harten Materiale dar, die sich heut zu Tage mit unseren ausgebildeten Werkzeugen nur schwer und mühsam herstellen liessen.

g) Kugelförmige Steine, meist Quarzkugeln von 2—3 Zoll Durchmesser. Viele zeigen an einer oder mehreren Stellen Abreibungen durch Gebrauch, so dass manche als abgeplattete Kugeln erscheinen. Eine der grössten (aus Stolzendorf) ist an der abgenützten Stelle etwas convex, wie durch Reiben in einer Schale. Man nimmt gewöhnlich derlei Steine für Mahlsteine zum Zerquetschen des Getreides,[2] doch erscheinen sie für diesen Zweck etwas klein, manche dienten entschieden zu anderem Gebrauche, wie ein eiförmiger, wohl geglätteter Stein (aus Meiseldorf) von 4 Zoll Länge, 2 Zoll Dicke.

---

[1] Alle Formen kommen genau so in Schweden vor. Montelius Antiq. suéd. Fig. 59—64.

[2] Much (Mitth. der anthrop. Gesellsch. I, S. 135) vermuthet in beckenartigen Vertiefungen von 15—18 Zoll Durchmesser auf dem Stoizen- und Vitusberge die Unterlagen beim Mahlen des Getreides.

h) Gefässe. Diese, welche fast nur in Bruchstücken in ausserordentlicher Menge gefunden werden, sind von verschiedener Art. Die mit den Steinwerkzeugen zusammen vorkommenden bestehen aus grobem, reichlich mit Quarzsand gemischtem Thone; meist stark, sogar klingend gebrannt, haben sie eine blassrothe Farbe, an der Aussenseite, oft auch im Innern sind sie mit einem Graphit- oder rothem Ocker-Anstrich versehen. Nach den Fragmenten zu schliessen, waren es grosse bauchige Gefässe von 3—4 Linien Dicke, vielleicht für die Wasservorräthe auf den quellenlosen Höhen, tiefe Schalen mit Henkeln, flachere Schlüsseln mit breit übergeschlagenen Rändern und verschiedene Töpfe und Näpfe. Die nur an wenigeren sichtbaren, primitiven Verzierungen bestehen in gitterartigen, nicht selten wirren Strichen (Fig. 29), mit stumpfen Hölzern gemacht oder in Fingereindrücken an den herumlaufenden Wulsten in regelmässigen Abständen. Statt des Henkels trifft man häufig knopfartige Ansätze, die bisweilen durchbohrt sind, um eine Schnur oder einen Stab durchzustecken, oder unten gehöhlt, um die Finger hineinzulegen (Fig. 30). Von flaschenförmigen Gefässen sind nur die derberen Hälse erhalten (Fig. 31).[1] Neben den Thongeschirren kommen auch dicke Gefässe aus blättriger Graphitmasse vor;[2] ein zu Limberg gefundenes Bruchstück (Fig. 32) hat ein erhobenes Band, auf welchem vertiefte Kreise mit Centralpunkt, hervorgebracht durch das Eindrücken zweier Röhrchen, zu sehen sind. Die derben Gefässe sind wohl alle aus freier Hand geformt, ohne Anwendung der Töpferscheibe. Durchlöcherte Gefässe oder Siebe (Fig. 33, gefunden bei Grafenberg) dienten vielleicht zur Käsebereitung, wie man es bei solchen der Schweizer Pfahlbauten vermuthet.[3] Eigenthümliche Formen sind ein kleiner Trichter von $3^1/_4$ Zoll Länge, bei der Egenburger Stadtmauer bei einem Skelette nebst vielen Scherben gefunden, und ein Miniatur-Näpfchen von $1^3/_4$ Zoll Höhe (Fig. 34) mit vier hornartigen Ansätzen an der Ausbauchung. Die an vielen Orten

[1] Süss hält diese Bruchstücke für Lampen, Much (a. a. O. II, 113) für Löffel, wozu sie aber mit ihrer Oeffnung wenig geeignet wären.

[2] Graphit kommt in der Gegend häufig vor und tritt mitunter zu Tage.

[3] Vgl. Mitth. d. ant. Ges. in Zürich, XIV, 1. Heft, Taf. II, 18.

massenhafte Anhäufung von Geschirren und deren Verschiedenheit in Form und Arbeit lassen auf die lange Dauer der Ansiedlungen schliessen.

i) Perlen, Wirtel aus Thon und anderen Stoffen. Ungemein häufig sind durchbohrte Thonstücke von $^1/_2$—2 Zoll Grösse in Form vollrunder oder abgeplatteter Kugeln, gestutzter Kegel, Birnen und Scheiben aus feinem Materiale, nicht selten mit Einkerbungen oder Strichen verziert (Fig. 35—37). Sie dürften theils eine technische Verwendung gehabt haben, wie man vermuthet, als Spinnwirtel, theils als einfacher Schmuck gedient haben. Es gibt auch derartige Stücke aus Graphit und weichen Steinarten, manche sind entschieden Perlen, fässchenförmig (Fig. 38), achtkantig (Fig. 39) oder ringartig (Fig. 40), wie auch solche von 9—11 Linien Durchmesser aus opakem, porös-schlackigem Glase, wie es mitunter bei der Töpferei gewonnen wird. Aus eigentlichem Glase von bouteillengrüner Farbe, durchscheinend, besteht ein einziges Ringelchen.

Unter den Thonarbeiten befinden sich auch stumpfe Pyramiden von verschiedener Grösse (2—8 Zoll), ungefähr in der Mitte durchbohrt, von unbekannter Bestimmung. Sie ähneln denen der Schweizer Pfahlbauten, die man als Webstuhl-Gewichte anzusehen geneigt ist; zu diesem Zwecke wären aber die grösseren unter den unserigen zu schwer, kleine mögen als Amulette getragen worden sein. Eine $1^3/_4$ Zoll hohe Pyramide aus weichem Stein wurde in Stolzendorf gefunden, mehrere, sowie ein 4 Zoll im Durchmesser haltender Wirtel aus Serpentin bei Göllersdorf.

Der Bezirk dieser Funde, soweit er bis jetzt genauer erforscht ist, umfasst die westliche Abdachung des Manhartsberges bis an den Kamp, den Horner-Wald und nördlich bis an die Thaya,[1] sowie die östliche Abdachung des Höhenzuges bis in die Ebene hinaus und herab an die Donau. Auch noch weiter östlich finden sich auf den Höhen des Rohrerwaldes und den Leiserbergen Spuren von Ansiedlungen mit ähnlichen Vorkommnissen; der südlichste Punkt ist der Bisamberg, auf dem

---

[1] Steinhämmer, bei Frain an der Thaya gefunden, besitzt das kaiserliche Antikencabinet; auch bei Znaim wurden Steinwerkzeuge gefunden.

zahlreiche Topfscherben derselben Art wie am Manhartsberg gefunden wurden.[1] Am reichsten an Fundobjecten ist die Umgebung des Manhartsberges zwischen den Orten Gross-Riedenthal, Gösing, Plank, Gars, Etzmannsdorf, Mahrersdorf, Poigen, Hötzelsdorf, Goggitsch, Ober-Fladnitz, Nalb, Rohrendorf, Wartberg, Frauenberg, Rohrbach. In diesem circa 14 Quadratmeilen umfassenden Bezirke sind wenige Gemeinden, die nicht einige Steinwerkzeuge und Topffragmente lieferten. Indess sind vereinzelte Stücke weniger entscheidend; als Niederlassungspunkte können doch nur solche mit Sicherheit betrachtet werden, wo grössere Mengen von Geräthen, namentlich Geschirren auf den einstigen Bestand von Ansiedlungen hinweisen.

Solcher Stellen sind nicht wenige und zwar wählte man bald Höhenpunkte, sowohl isolirte Bergkuppen als dominirende Punkte der Hochplateaux, bald Abhänge und Mulden an Quellen und Teichen.[2] Die Anlage auf Anhöhen, die wir in ähnlicher Weise auch bei den Etruskern finden, bot den Vortheil des freien Ausblickes, daher einer grösseren Sicherheit und leichteren Vertheidigung gegen Feinde, musste aber an Wassermangel leiden. Die bedeutendsten dieser Art waren auf dem Vitusberge bei Egenburg und den umliegenden Höhen, namentlich dem Stoizenberge, und auf dem langen, durch steile Ränder geschützten Plateau mit mehreren Abzweigungen bei Limberg, — der sogenannten Heidenstatt. Bei Engelsdorf befand sich eine Niederlassung auf einer steil abfallenden Kuppe, am Himmelreich bei Kattau, am Achberge bei Stockern auf Höhenpunkten von grösseren Plateaux. Andere Punkte sind Dreieichen, weiter gegen Osten der merkwürdige Michaelsberg und die Leiserberge. Am Waschberge (beim Michaelsberge) lag die Ansiedlung am Abhange.

Gerne wurden auch Thalmulden gewählt zwischen den Hügelketten, besonders an Knotenpunkten von solchen, wo die Colonie geschützt lag, sich Wasser vorfand und durch die in die Berge verlaufenden Schluchten bei einem feindlichen Ueberfall ein Rückzug auf die bewaldeten Höhen möglich war.

---

[1] Suess, Sitzungsber. d. mathem. naturw. Cl. d. kais. Acad. d. Wiss. 1865. Bd. LI., S. 3 (des Separatabdr.).

[2] Suess, a. a. O.

Von diesen haben sich weniger deutliche Spuren erhalten, als von den auf den Höhen gelegenen Ansiedlungen, denn während letztere mit der Zeit verlassen wurden und es blieben, erhielten sich die auch für die nachfolgenden Verhältnisse günstig gelegenen in den Mulden und Niederungen fort und wurden zu den gegenwärtigen Ortschaften.

Bestimmte Spuren grösserer Niederlassungen sind am Wieshofe bei Engelsdorf, über eine Fläche von fast zwei Joch ausgebreitet, am Meiseldorfer Teiche, in Unter-Himmelreich bei Breitenaich, in Gösing an der Stelle des heutigen Ortes, bei Göllersdorf, wo in einer Aschenlage zahlreiche Gefässe und Thonpyramiden nebst Knochen und Steinwerkzeugen, über eine Fläche von circa 100 Quadratklafter verbreitet, in beträchtlicher Tiefe (5—8 Fuss) gefunden wurden. Die Gefässe, schüsselartig, mit gerade aufstehendem Rande, mit durchkreuzten Strichen verziert und mit Graphit geschwärzt, sind mitunter von vorzüglicher Arbeit. In den Ziegeleien bei Weikersdorf und Wetzdorf beobachtete Graf Wurmbrand Höhlungen oder Gruben, regelmässig eingeschnitten, von der Form eines umgekehrten Kegels, 6 Fuss tief, 8—12 Fuss im oberen Durchmesser; sie erwiesen sich angefüllt mit dunkler Erde, vermischt mit Asche, Knochen (darunter sollen auch menschliche gewesen sein) und zahlreichen Geschirrtrümmern. In Wetzdorf waren die Gefässe bombenförmig, mit Strich- und Punktverzierungen, trefflich gearbeitet. Wurmbrand vermuthet hier die Herdstätten der alten Ansiedlungen.[1]

Die alten Ansiedlungen scheinen mitunter durch Erdwälle und Umpfählungen geschützt gewesen zu sein. Bei Meiseldorf zeigen sich neun deutlich umgrenzte Stellen, die zum Theil einige hundert Schritte im Umfang messen, innerhalb welcher Scherben und Steingeräthe nebst Splittern und Abfällen in Masse zu finden sind. Der dominirende Michaelsberg besass noch im XV. Jahrhundert auf seiner Spitze einen runden Steinwall, von dem Thomas Ebendorfer spricht und der im Zusammenhalt mit dort in damaliger Zeit gefundenen Goldfibeln und neuerer Zeit von Much ausgegrabenen Steinmeisseln und Feuersteinsplittern, mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit als

[1] Mitth. d. anthropol. Gesellsch. in Wien, III, 116.

Umwallung einer befestigten Ansiedlung oder eines Lagers anzusehen ist. Kennbare Spuren eines doppelten Walles mit Graben zeigen sich noch auf dem Steinberge, gegenüber dem Leiserberge.[1]

So wohnte die alte Bevölkerung, welche die erwähnten Steinwerkzeuge führte und sich dieser eigenthümlich derben Gefässe bediente, in festen Wohnsitzen, vielleicht in geschlossenen Ortschaften, sich hauptsächlich von Jagd und Viehzucht nährend, aber auch der Ackerbau dürfte ihr nicht fremd gewesen sein. Die Hütten bestanden aus Pfählen und geflochtenem Reisig mit dickem Lehmbeschlag. Dies bezeugen zahlreiche Stücke des letzteren, die durch ihren verschlackten Zustand und die dabei befindlichen Aschenmengen auf die Zerstörung der Wohnungen durch Brand schliessen lassen.[2]

Obwohl in dem erwähnten Bezirke bisher noch kein Bernstein — der sprechendste Beweis für einen weiter ausgedehnten Handelsverkehr —, überhaupt kein entschieden fremdländisches Stück (ein Goldstück von Alexander dem Grossen ausgenommen) gefunden wurde, so bezeugen doch manche aus weiterer Ferne bezogene Steinarten, namentlich die wahrscheinlich aus der Gegend von Brünn herbeigebrachten Feuersteine, einen Verkehr wenigstens mit den Nachbarn.[3] Dass die Steingeräthe und Gefässe aber hier gefertigt wurden, geht aus den deutlichen Spuren ihrer Fabricationsplätze hervor. So kommen am Vitusberge Pfeilspitzen aus Hornblende und Feuerstein, nebst unfertigen oder verunglückten Stücken und Abfällen in solcher Menge vor, dass man auf eine massenhafte Erzeugung dieser Waffengattung an Ort und Stelle schliessen darf. An einem andern Punkte desselben Hügels war ein Töpferplatz, wo besonders die oben erwähnten Thonpyramiden gefertigt worden zu sein scheinen, wie aus den vielen ganzen

---

[1] Much, ebd. II, 126.

[2] Much, a. a. O. I, S. 165. Die Hütten der Quaden, welche in dieser Gegend wohnten, erscheinen auf der Antonins-Säule rund, wie mit Reisig oder Schilf bekleidet, kuppelartig mit Stroh oder Schilf bedeckt. (Bellori, Col. Anton. Tab. 9, 17, wo sie von den römischen Soldaten mit Fackeln in Brand gesteckt werden).

[3] Bei Prossnitz in Mähren wurden Ringe aus Bernstein gefunden, nebst Bronzen und blauen Glasperlen aus später heidnischer Zeit.

und zerbrochenen Stücken unter Asche und Kohle hervorgeht. Grössere, tennenartige Plätze von fest geschlagenem, auf der Oberfläche gebranntem Lehm, bedeckt mit einer Lage von Asche mit sehr vielen Gefässscherben vermischt, dürften zur Herstellung der Thongeschirre benützt gewesen sein, die nicht in geschlossenen Oefen, sondern am offenen Feuer gebrannt wurden. Solche Plätze fand Much in Limberg und Nieder-Schleinitz.

Bezüglich der Beurtheilung der culturgeschichtlichen Stellung dieser so massenhaft vorkommenden Steingeräthe und der sie begleitenden Objecte, sowie der annähernden Altersbestimmung müssen sowohl die allgemeinen Verhältnisse des Landes und seiner Bevölkerung, als die speciellen Umstände, welche die Funde begleiten, in's Auge gefasst werden. Zwei Factoren sind überhaupt bei der Zutheilung solcher primitiver Geräthe an eine bestimmte Periode in Rechnung zu bringen: 1. Die verschiedene Culturfähigkeit und geistige Begabung der einzelnen Völkerstämme, 2. der Grad der Armuth, der mit dem Ergebniss an Producten für einen ausgiebigen Handel und mit der Entfernung von den grösseren Verkehrslinien, daher der Berührung mit höher civilisirten Völkern zusammenhängt. Bei Beurtheilung der Funde im Manhartsgebiete fallen diese Umstände schwer in's Gewicht. Die noch heut zu Tage armen, weil von der Natur stiefmütterlich bedachten Gegenden boten für den Handel nichts, sie hatten und haben noch weder das Salz und andere Bergproducte der Alpen, noch das schöne Getreide und Vieh der Tiefländer, noch die Pelze und den Bernstein des Nordens. Durch das coupirte Terrain, gebildet aus Hochplateaux zwischen tiefen Thaleinschnitten, ungünstig für Strassenanlagen, liegen sie weit von den alten Verkehrslinien und grösseren, reicheren Culturpunkten entfernt. Noch in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung finden wir sie von Stämmen bewohnt, die, auch mit Rücksicht auf die parteiische Beurtheilung von Römern, als barbarisch bezeichnet werden müssen.[1] Von den römischen Niederlassungen durch den Strom getrennt, in steter Feindseligkeit mit ihnen und ohne Tauschmittel, fanden römische Producte kaum einen

[1] Die Waffen der Quaden auf der Columna Antoniniana bestehen in Schleudern, wobei sie die Steine in den um die Schultern gelegten Fellen tragen, Bogen, Speer und Schild. Bellori, Col. Ant. Tab. 11.

bedeutenden Eingang. Die armen Leute waren also mehr als anderswo auf sich selbst und das wenige, das die etwas rauhe Natur bot, angewiesen; ohne Metallproducte weit und breit, mussten sie sich mit dem zunächst liegenden, billigen behelfen. Die Geschiebsteine und Serpentine, aus denen die meisten Steingeräthe bestehen, gaben bei geringer Bearbeitung ohne Kosten leidliche Werkzeuge und die schon durch die Entfernung von metallreicheren Gegenden bedingte Kostspieligkeit metallener Werkzeuge musste sie zwingen, besonders solche, welche eine grössere Menge des theueren Materiales erforderten, wie Hämmer, Schlägel etc., sich umsonst, wenn auch von unvollkommenerer Art, zu beschaffen, wie wir denn solche auch an anderen Orten, wie zu Hallstatt, in der neuen Welt, neben feineren Bronze- und Eisenwerkzeugen und höchst wahrscheinlich mit diesen gleichzeitig antreffen. Die grosse Masse von Steinobjecten gerade in diesem abgelegenen Winkel dürfte sich aus diesen Umständen erklären und wir werden nicht irren, wenn wir annehmen, dass sie hier eine längere Zeit in Gebrauch waren und weiter heraufreichen als in glücklicher gelegenen und reicheren Gegenden, wie etwas ähnliches von den Pfahlbauten der Ostschweiz gegenüber denen der Westschweiz behauptet werden darf. Bei der Isolirtheit der barbarischen Bewohner der Manhartsgegend gerade in den ersten christlichen Jahrhunderten bis gegen das Mittelalter ist es nicht unwahrscheinlich, dass die besprochenen Geräthe zum guten Theile noch aus dieser Zeit stammen. Sie liegen auch fast zu Tage, in sehr geringer Tiefe, in der Ackerkrume, so dass sie oft durch den Pflug oder durch Regen an die Oberfläche kommen. Einen Wink geben uns auch manche Kirchen, wie die auf dem Michaels- und auf dem Leiserberge, denen seit alter Zeit Pfarrsprengel zugewiesen waren, die aber gegenwärtig ganz isolirt, von jeder Ortschaft entfernt stehen, während bei ihnen durch Funde der beschriebenen Art Spuren alter Niederlassungen nachgewiesen werden; da ist es doch wahrscheinlich, dass diese noch bestanden, als die Pfarren gegründet wurden, weil man doch Pfarrkirchen in Ortschaften oder in deren nächster Nähe anzulegen pflegt. [1]

---

[1] Vgl. Much, a. a. O.

Uebrigens lässt sich nicht behaupten, dass die in Rede stehenden Geräthe einer eigentlichen Steinzeit angehören, d. h. dass den Leuten, welche sie gebrauchten, die Metalle noch unbekannt waren. Im Gegentheile, an vielen Orten wurden mit den Steinwerkzeugen zusammen, mit ihnen vermischt, also unter denselben Verhältnissen auch Bronze-, selbst Eisengeräthe gefunden, ja nicht selten Bronzesachen in grösserer Tiefe, so dass sie mitunter älter zu sein scheinen. So wurden auf der Heidenstatt bei Limberg Bronzen auserlesener Art gefunden. Die Sammlung Engelshofen und das kais. Antikencabinet bewahren davon mehrere Palstäbe, $6^1/_2$—7 Zoll lang mit den Schaftlappen fast in der Mitte, einen $3^1/_2$ Zoll langen, mit erhobenen Fäden verzierten Kelt mit durch mehrmaliges Zuschleifen verkürzter Schneide, eine blattförmige Lanzenspitze, eine Pfeilspitze mit langen Lappen, einen kleinen Dolch mit schilfblattförmiger Klinge, ein Bronzemesser und mehrere Schmuckstücke. Unter diesen zeichnet sich eine Fibula durch ihre elegante Form und prachtvolle Malachit-Patina aus (Fig. 41). Der massive, an beiden Enden verjüngte Bogen ist oben eierstabartig verziert; das eine Ende geht in den einen Querstift umwindenden Draht über, dieser ist dann als Schlupfe an das andere Ende des Stiftes gezogen, wieder gewunden und endet in den federnden Dorn, oben sitzt eine kleine, besonders gearbeitete Scheibe. Das andere Ende des Bügels bildet die Nuth zur Einlagerung der Nadel und endet zurückgebogen in eine kleine Scheibe. Die Form dieses meisterlich aus einem Stücke gearbeiteten (gehämmerten) Bijou deutet auf eine späte Zeit.[1] Sehr zierlich ist auch ein kleiner, schön gerippter Armring von 2 Zoll Durchmesser (Fig. 42); das mittelste der herumlaufenden Stäbchen ist gekerbt. Ein zweiter, cylindrischer, an den Enden verjüngter Armring zeigt einfachere Arbeit. Mehrere Nadeln mit verzierten Köpfen, über denen sich kleine Scheibchen befinden, 3—6 Zoll lang, gehören ebenfalls zu den feineren cisalpinischen Bronzearbeiten.

---

[1] Fibeln derselben Form aus den Grabhügeln von Hard bei Zürich und von dem burgundischen Friedhofe bei Yverdon haben Einlagen von rother Fritte. Lindenschmit, Alterth. uns. heidn. Vorzeit, II., Heft VI, Taf. 3.

Auch Egenburg und die Vituscapelle ergaben an der Fundstätte der Steingeräthe mehrere interessante Bronzen: Palstäbe, eine Pfeilspitze, Fibeln mit federndem Dorn, eine mit breitem, hohlem Bogen, wie viele etruskische und Hallstätter-Fibeln,[1] eine andere in Gestalt eines roh gearbeiteten Vogels, Haarnadeln mit gestricheltem Kopfe, sowie Nähnadeln mit Oehr. Seltsam ist ein kleiner Toilette-Apparat zum Anhängen an einen Gürtel, bestehend aus einem Ohrlöffelchen und zwei kleinen Häkchen zum Putzen der Nägel, alle im Charniere beweglich, und zusammengelegt in einer Blechschlinge zu bergen (Fig. 43).[2]

Aus der an Steingeräthen so reichen Umgegend von Stockern enthält die Engelshofen'sche Sammlung: einen Palstab von 5 Zoll Länge, mehrere Kelte, zwei Dolchklingen, $4^1/_2$ und 5 Zoll lang, jede mit zwei Nietlöchern zur Befestigung des Holzgriffes, eine blattförmige Pfeilspitze (Fig. 44), einen offenen Ring, aus einem cylindrischen Stabe bestehend, und das Bruchstück einer Spiralfibel, ähnlich den im Hallstätter Grabfelde so häufig vorkommenden. Sehr merkwürdig ist eine Fibel mit einem an einer Charniere beweglichen gebogenen Dorn (Fig. 45). Der Bügel besteht in einer quadratischen, über Eck gestellten Platte, die gleich der fächerförmigen Nuthplatte mit rothem Email ausgelegt ist. Das, wie es scheint, aus Messing gearbeitete Schmuckstück gehört sicher der späteren heidnischen Zeit, etwa dem 4. oder 5. Jahrhundert unserer Zeitrechnung an. Das Email, eine alte nordische Technik, kommt auf gallischen und britischen Arbeiten dieser Zeit vor.[3] Ebenfalls spät sind zwei eiserne Fibeln zu setzen, die jedoch in ihrer Form den bronzenen folgen; die eine ist eine einfache, bogenförmige Bügelhafte mit federndem Dorn, die andere (Fig. 46) hat einen aus Windungen des Drahtes, in welchen

[1] Siehe mein Hallstätter Grabfeld, Taf. XIII, 14, XIV, 5.

[2] Derartige kommen auch in Dänemark vor und werden von Worsaae theils dem Bronze-, theils dem Eisenalter zugeschrieben (Nordiske oldsagu, 273, 465). Haarzängchen aus den fränkischen Gräbern bei Oberolms. Lindenschmit, a. a. O. II, Heft V, Taf. 6, 9—12.

[3] Kemble, Horae ferales, Pl. XIV, XV, XIX. — Fibeln aus der Gegend von Mainz bei Lindenschmit, a. a. O. II, Heft X, Taf. 1.

der Bügel übergeht, gebildeten Querknebel; das ganze sammt dem Dorne ist aus einem Stücke geschmiedet.

In Meiseldorf wurde gefunden: ein Messer von geschweifter Form, an der Spitze zweischneidig, die Griffzunge war mit Horn oder Holz überkleidet, ferner eine Pfeilspitze, eine Nadel mit keilförmigem, strichelverzierten Kopfe, ein schmaler Meissel und eine kleine Handsäge (Fig. 47), deren Zähne aber nicht schneidig, sondern breit sind; die Säge selbst ist 3½ Zoll lang.

Weitere Fundorte von vereinzelten Gegenständen sind:

Stolzendorf. Ein 3 Zoll langer, flacher Meissel ohne Schaftlappen, ein Dolch mit 6½ Zoll langer, schilfblattförmiger Klinge, nach Art der Bronzeschwerter, an der Griffzunge Stiellöcher zur Befestigung des Holzgriffes, der sich halbmondförmig an die Klinge anschloss.

Sachsendorf. 5½ Zoll grosser Meissel, einschneidiges Messer, der Rücken von geschweifter Form, 3¼ Zoll lang.

Gauderndorf. Blattförmige Lanzenspitze, 6 Zoll lang, schöner Kelt.

Dreieichen. Flacher Meissel, Messer, Pfeilspitze mit starker Mittelrippe und einem Oehr zur Befestigung einer Schnur (Fig. 48).

In der Nähe von Egenburg bei den Erdarbeiten für die Franz Josephsbahn: eine lange Kette aus Ringeln von zusammengebogenen Blechstreifchen bestehend, in regelmässigen Zwischenräumen mit 1½ Zoll langen, lanzettförmigen Anhängseln besetzt, die gegossen, unten flach, oben etwas erhoben sind (Fig. 49). Sie befindet sich im Besitze des Baron Suttner in Harmannsdorf.

Sonndorf, bei Meissau. Palstab, 6½ Zoll lang.

Kuenring. Sehr kleiner Kelt von 1¾ Zoll Länge. Ein ähnlicher von Gföhl.

Kattan. Zwei Spangen von 3½ Zoll Länge, an einem Ende rechtwinklig aufgebogen. Sie sind ganz gleich, innen schneidig, aussen mit Buckeln und Rosetten verziert (Fig. 50).

Bei Rockendorf, Meigen und Burgschleinitz wurden Haarnadeln mit quergerippten und gestrichelten Köpfen gefunden; zu Rothengrub bei Mold eine 5¾ Zoll lange hohle

Spitze, aussen mit zwei Fadenkreisen verziert; in Sigmundsherberg Palstäbe mit flacher Schaftbahn.

Reinprechtspölla ist der Fundort besonders vieler Pfeilspitzen sehr mannigfaltiger Form. Sie sind bald blattförmig (Fig. 51), mit breitem, unten gerade abgeschnittenen Blatte (Fig. 52), bald schmal, ohne Rippe (Fig. 53), mit vierkantiger oder kegelförmiger Spitze (Fig. 54, 55), $1^1/_4$—2 Zoll lang.[1]

Die westlichsten Punkte bisher sind Gars, wo bei der Schlossruine ein grosser Palstab gefunden wurde, und Zwetl, der Fundort eines besonders schönen Beiles (Fig. 56) von 8 Zoll Länge, an der ausgebogenen Schneide $2^1/_2$ Zoll breit, mit flacher Schaftbahn, ohne die den Stiel umschlagenden Lappen.

Oestlich vom Manhartsgebirge wurden ebenfalls mehrere Funde von Bronzen gemacht, so zu Wartberg eine Dolchklinge, unten abgerundet, mit 4 Griffnägeln; bei Kreuzstetten ein Messer mit geschweiftem Rücken, ganz ähnlich dem von Sachsendorf; bei Unter-Rötzbach mehrere glatte Halsringe mit aufgerollten, nicht zusammenschliessenden Enden, $6^1/_2$ Zoll im Durchmesser; bei Feuersbrunn eine sehr grosse Nadel (Fig. 57), von 9 Z. Länge, oben mit einer Scheibe von $3^3/_4$ Zoll Durchmesser, auf der sich ein Oehr der Quere nach befindet. Die Scheibe, in der Mitte etwas erhoben und durchlocht ist mit drei gestrichelten Kreisen, deren mittelster ein schief gestelltes Kreuz enthält, verziert.[2] Die Arbeit ist unvollkommen und roh, das Materiale scheint ungemischtes Kupfer zu sein. Es sollen an einer Stelle zwölf Stücke solcher seltsamen Nadeln gefunden worden sein.

Bemerkenswerth sind zwei grössere Funde. Den einen in Kleedorf zwischen Göllersdorf und Oberhallabrunn machten Bauersleute beim Ackern im Jahre 1872. Er ergab folgende Stücke: Vier Palstäbe mit deutlichen Spuren des Gebrauches; einer derselben, 5 Zoll lang, ist mit eingravirten concentrischen Kreisen, die durch eingeschlagene Punkte verbunden sind, verziert (Fig. 58). Vier Kelts mit Oehr, verziert mit

---

[1] Vgl. Kemble, Horae ferales, pl. VI.

[2] Nadeln ähnlicher Grundform, aber mit durchbrochener Scheibe aus der Gegend von Mainz. Lindenschmit, Alterth. uns. heidn. Vorz. I, Heft IV, Taf. 4. — Eine mit voller Scheibe aus Södermanland bei Montelius, Antiq. suédoises, Fig. 218 a.

querlaufenden und rechtwinklig abgebogenen, erhobenen Fäden. Eine blattförmige Lanzenspitze; von einer zweiten, grossen ein Bruchstück. Fragmente von zwei Schwertklingen, 1½ und 2¼ Zoll breit, erstere mit starker Mittelrippe, von zwei Fäden beseitet, neben denen als Verzierung fortlaufende kleine Bögen eingeschlagen sind.[1] Drei Armringe, fein verziert; einer (Fig. 59), 3 Zoll im Durchmesser, ist bandartig, 5 Linien breit, an den Enden etwas offen; die zart gravirten Ornamente bestehen aus Streifen von Strichen, dazwischen gefiederte Streifchen, aus feinen Stricheln gebildet. Durch langes Tragen ist die Gravirung zum Theil abgewetzt, selbst die Kante des Ringes an einer Seite abgeflacht. Dies ist noch mehr der Fall beim zweiten Ringe, der aus einem cylindrischen, an den übereinander gelegten Ecken sich verjüngenden Stabe besteht, und bei dem dritten, kleineren Armringe, dessen Gravirungen fast vollständig abgeschliffen sind. Zwei starke, ovale Ringe von 3¾ Zoll Durchmesser, in der Mitte 8 Linie dick, an den Enden zugespitzt, wohl zum Schmuck des Oberarmes bestimmt, wieder mit feinen Gravirungen verziert, die aber durch langes Tragen stark verwischt sind, selbst die Aussenseiten sind dadurch zum Theil abgeflacht. Von einem dritten, noch stärkeren, mit concentrischen Kreisen und Punkten verzierten Ringe wurde nur ein kleines Bruchstück gefunden. Zwei kleinere Ringe, aus dünnen kantigen Stäben, daher nicht Armringe, sondern wahrscheinlich zum Durchziehen der Haare bestimmt, zeigen ebenfalls bedeutende Abnützung; dasselbe ist der Fall mit einer Sichel, die durch oftmaliges Zuschleifen schon ganz kurz wurde. Ein Spiral-Discus, aus einem nach Massgabe der Windungen sich verjüngenden Blechstreifen gebildet, ist das Fragment eines aus zwei derartigen Spiralen bestehenden Zierstückes; in der Oeffnung in der Mitte steckt ein feiner Draht. Alle Gegenstände sind von guter Bronzemischung, daher schön patinirt, von sorgfältiger, feiner Arbeit in Form und Verzierung. Sie wurden nach Aussage der Finder, welche sie dem kais. Antikencabinete überbrachten, frei im Boden liegend in nicht unbedeutender Tiefe gefunden, ohne sonstige Gegenstände und ohne Knochen, daher sie nicht von einem Grabe

[1] Vgl. Montelius a. a. O. Fig. 164a, 168b, 171.

herrühren. Da sie durchgehends schadhafte Bruchstücke, oder doch sehr abgetragen sind, so ist es wahrscheinlich, dass sie als Schmelzgut zusammengelegt worden waren, wie es von Bronzegiessern gekauft wurde, um bei der Fabrication neuer Gegenstände dem frischen Metallflusse zugesetzt zu werden. Nach Plinius wurde das Sammelerz (aes collectaneum) zu diesem Zwecke verwendet. Wir werden an einer anderen Stelle einem ähnlichen Vorrathe, vermuthlich zu demselben Zwecke, begegnen. Nach den Formen der Schwertklingen und Armbänder, sowie wegen der fein gravirten Verzierungen sind die Kleedorfer Fundgegenstände der eigentlichen sogenannten Bronzeperiode zuzuschreiben, d. h. der Zeit, in welcher die Bronze überwiegend in Gebrauch stand.

Der zweite grössere Fund an einem nicht näher bekannten Punkte in der Gegend von Stockerau, gegen die ungarische Grenze zu, bestand ausschliesslich in Schmuckgegenständen in grosser Zahl, im Gesammtgewichte von nahezu dreissig Pfund, wahrscheinlich das Depot eines Kaufmannes, da sehr viele Stücke gleicher Art ohne Töpfe oder sonstige Beigaben beisammen waren. Fast alle zeigen die gerade in unseren Ländern so sehr beliebte Spiralform. Die für das kais. Antikencabinet ausgewählten Repräsentanten der einzelnen Gattungen sind folgende: Röhrenförmige Armringe, nämlich Cylinder von 5 Zoll Länge, gebildet durch 14—15 fast aneinander schliessende Windungen eines innen flachen, aussen kantigen Metallstreifens, der an den Enden kleine Spiraldisken bildet. Oberarmringe zweierlei Art; die der einen bestehen aus 5 Umgängen einer 6 Linien breiten, aussen gratigen und gekehlten Schiene; die Enden bilden Schnecken der immer dünner werdenden Schiene, welche sich an den Arm anlegten, so, dass das ganze ein sehr stattliches Schmuckstück bildete (Fig. 59). Die mehr ovalen, 4 Zoll im Durchmesser haltenden Oberarmringe der zweiten Gattung bestehen aus einem cylindrischen Stabe, der einerseits in eine gewaltige, sehr schön gearbeitete Spiralscheibe von 4 Zoll Durchmesser endet, andererseits in eine ganz kleine solche Scheibe. Bei diesen Spiralwindungen wird der Stab vierkantig (Fig. 60). Auch die Fingerringe haben eine Spiralform wie die erstbeschriebenen Armringe, es sind schmale Bronzestreifen in

6—7 Windungen, die das ganze untere Glied des Fingers bedecken mussten. Tutulasartige Kegel von $1\frac{1}{2}$—2 Zoll Höhe, ebenfalls aus fest schliessenden Windungen eines flachen Drahtes bestehend (Fig. 61), scheinen als Ohrringe getragen worden zu sein, indem durch die Kegel ein doppelt zusammengebogener, oben in ein Häkchen endigender Draht gesteckt wurde.

Der einzige Gegenstand des Fundes, der nicht die Spiralform hat, ist eine lange Halskette aus fässchenförmigen Bronzeperlen bestehend, mit einzelnen Gliedern von doppelt und dreifach gekuppelten solchen Perlen, deren Zweck offenbar der war, dass an die Hauptkette bogenförmige Gehänge, die auf die Brust herabhingen, angefügt werden konnten (Fig. 62). Nur die Perlen dieses Coliers bestehen aus einer goldgelben, guten Bronzemischung, die auch nur wenig und schöne Patina annahm, während sämmtliche Spiralschmucksachen kupferroth und mit einem rauhen, giftig grünen Kupferoxyde überzogen sind. Die Bestandtheile sind zufolge der Analyse des Freiherrn von Bibra:

| | |
|---|---|
| Kupfer | 94·90 |
| Zinn | 4·59 |
| Eisen | 0·20 |
| Nickel | 0·31 |
| Arsen und Kobalt | Spuren. |

Der geringe Zinngehalt (die gute Bronzemischung ist in der Regel 90% Kupfer, 10% Zinn) erklärt sich wohl aus der Kostbarkeit dieses aus weiter Ferne stammenden Metalles. Der ganze Schmuck (vielleicht mit Ausnahme der Perlen) dürfte als Fabricat unseres Landes anzusehen sein und entstand vielleicht aus dem Zusammenschmelzen einiger Gegenstände guter Mischung (aes collectaneum) mit einer bedeutenden Quantität Kupfer; die Ausarbeitung geschah dann einzig vermittelst des Hammers und durch Zusammenbiegen der auf diese Art erzeugten Schienen und Drähte, ist also sehr einfach und erforderte lediglich die Geschicklichkeit im Schmieden, welche wenig civilisirte Stämme oft in so hohem Grade besitzen. Auch zwischen Krems und Stein wurden zwei cylindrische Spiral-Armbänder von 4 Zoll Länge gefunden, nebst einer

8 Zoll langen Nadel, deren Kopf ein flaches sechsspeichiges Rad von $2^1/_2$ Zoll Durchmesser bildet.

Grabstätten mit ausschliesslichen Stein-Beigaben wurden bisher in unserem Lande nicht gefunden; die wenigen im Gebiete jenseits der Donau untersuchten Gräber enthielten Gefässe mit verbrannten Leichen und Beigaben von Bronze; solche sind von Egenburg und von Fels bekannt. Die Urnen sind von ausgebauchter Form, schwärzlich, zum Theil gefärbt; in den grösseren befanden sich die Ueberreste der Verbrennung mit ärmlichen Beigaben von Bronze, meist blos Haarnadeln, kleinere waren zu ihnen gestellt. Das Todtenfeld bei Egenburg befindet sich auf dem Schmiedafelde am Fusse des Vitusberges; es wurden hier 9 Aschenurnen von 6—7 Zoll Durchmesser ausgegraben.

Einer weit jüngeren Periode dürfte ein Grab angehören, welches im Jahre 1853 bei Weitersfeld entdeckt wurde. Es enthielt ein Skelett, bei dem ein hutförmiger Schildbuckel aus Eisen lag, — ähnlich den in den Gräbern bei Selzen und in fränkischen und alemannischen Grabstätten gefundenen, — ferner ein eisernes Messer, einige unkenntliche Eisensachen, endlich eine zierliche Pincette aus Bronze oder Messing, deren bisweilen als Toilettegegenstand vorkommen. [1]

Es ist noch nicht klargestellt, in welchem Verhältnisse zu allen diesen prähistorischen Funden die zahlreichen vereinzelten Erdhügel stehen, die wahrscheinlich Grabstätten sind. Solche Tumuli kommen in grosser Menge in der Türkei und im südlichen Russland vor, wo sie, wenigstens zum Theile, als Gräber nachgewiesen sind. [2] Bisher sind 16 Tumuli bekannt, bei Zegersdorf, zwischen Hippersdorf und Neustift, zu Klein-Wiesendorf, Gross-Weikersdorf, Ober-Hollabrunn, Gross-Mugel, westlich von Nieder-Hollabrunn, nordwestlich von Nieder-Fellabrunn, Eggendorf, endlich bei Ober-Gänserndorf, bei Hetzmannsdorf und

---

[1] Engelhardt, Kragehul Mosefund, Taf. IV, 21—23. — Nordiske oldsager, Nr. 273. — Grabfeld von Hallstatt, Taf. XIX, 17. — Mitth. d. ant. Ges. in Zürich, XV, Heft 7, Taf. VII, 39 und XV, 5.

[2] Weiser, Thracien und seine Tumuli in den Mitth. d. anthropol. Gesellschaft in Wien, II, S. 137 ff.

bei Klein-Ebersdorf.[1] Diese ziemlich auffälligen Erdkegel haben eine Höhe von circa 15—30 Fuss, bei einem Umfang von 350—450 Fuss. Nach Much's Mittheilung ist der niedrigste, freilich zum Theil abgepflügte, der bei Nieder-Fellabrunn, mit 15 Fuss Höhe, der weitaus grösste der am südwestlichen Ende des Ortes Ober-Gänserndorf, der, zwei Male abgestuft, sich in drei Absätzen erhebt, wobei die mittlere Stufe die höchste ist, und einen solchen Umfang hat (das Plateau beträgt 120 Fuss Länge, 80 Fuss Breite), dass auf demselben ehemals eine Kirche stand, jetzt der Ortsfriedhof angelegt ist. Sehr merkwürdig erscheint der circa 30 Fuss hohe Tumulus von Klein-Ebersdorf dadurch, dass er von einem doppelten, durch einen Graben getrennten Ringwalle umgeben ist; der äussere Wall hat 250 Schritte im Umfang, der Hügel selbst an seiner Basis 190 Schritte. Die Spitze ist vertieft. Den ungefähr gleich hohen Hügel von Hetzmannsdorf (genannt der Simperlberg) umgibt ein einfacher Graben. In der Umgegend von mehreren (Nieder-Hollabrunn, Nieder-Fellabrunn) wurde das häufige Vorkommen grober Topfscherben der oben beschriebenen Arten, zum Theil mit Graphitüberzug, beobachtet.

Systematisch wurde bisher nur ein solcher Tumulus untersucht, nämlich der von Zegersdorf bei Stockerau, auf Veranlassung des Fürsten Colloredo-Mansfeld. Der Hügel hat bei einer Höhe von 20 Fuss einen Durchmesser von beiläufig 60 Fuss. In zweckmässiger Weise wurde die Untersuchung des Tumulus dadurch vorgenommen, dass in der Richtung von Westen gegen Osten ein Gang in das Innere gegraben wurde bis über den Mittelpunkt hinaus und noch einen Fuss unter das äussere Niveau bis auf die feste Schotterschichte. Der Hügel erwies sich ganz aus Erde aufgeworfen, ohne Steine. Nachdem man ungefähr 20 Fuss vom Rande hineingegraben hatte, stiess man auf eine sonderbare Erscheinung, nämlich eine Wand aus über einander gelegten, ganz vermorschten Bohlen, senkrecht gegen die Oberfläche aufsteigend, hinter derselben lag eine grosse Menge von Topfscherben nebst massenhafter Asche. Vier Fuss weiter hinein zeigte sich eine zweite, mit der ersten parallele Bohlenwand, hinter dieser kamen wieder

---

[1] Much, ebd. I, S. 315, II, 228.

Scherben, Kohlen und einige Bronzegegenstände zum Vorschein, 9 Fuss vom Mittelpunkte entfernt. Schon nahe bei diesem fand sich, in der Richtung gegen Nordost laufend, eine kleine Mauer aus gelegten Steinen, ohne Mörtel, auf ihre abermals eine Holzwand. Es war also eine ganze Bohlenkammer, angefüllt mit Asche und Gefässscherben. Die Steine sind theils Sandstein, theils Granit, beide nicht in der nächsten Umgegend vorkommend und zeigen Spuren von Bearbeitung mit dem Meissel.

Die Fundstücke sind höchst seltsam und von sehr verschiedener Art. Dicht bei der ersten Bohlenwand und zwar ein Fuss unter dem Niveau, der Sohle des Hügels, in einer Tiefe von 19 Fuss unter der Oberfläche des Hügels lag ein Kreuzer von Kaiser Leopold I. vom Jahre 1687. Die Kohlen, Geschirrtrümmer und Bronzestücke hinter der Bohlenwand lagen 4 Fuss über dem Niveau. Die letzteren bestehen in einem dünnen, erhobenen Buckel von 2 Zoll Durchmesser aus Bronzeblech, einem kleinen Nagel mit halbkugeligem Kopfe und einer schönen Gewandnadel von 9 Zoll Länge mit vier, nach oben immer grösser werdenden Knöpfen in regelmässigen Abständen (Fig. 63). Zwischen jedem Knopfe ist ein doppelter Ring als Zwischenglied angebracht, die Spitze der Nadel ist in ein Vorsteckstück von 1 Zoll Länge versenkt. Genau solche Nadeln, ebenfalls mit solchen eigenthümlichen Vorsteckstücken, deren Zweck wohl war, zu verhüten, dass man sich mit der Spitze stach, fanden sich in ziemlicher Anzahl in den Gräbern von Hallstatt,[1] für welche Fundstätte sie geradezu charakteristisch sind. Die Thonscherben müssen grossen Gefässen von bauchiger Form angehört haben; sie bestehen aus ziemlich grobem Thon, scheinen nicht auf der Töpferscheibe gefertigt zu sein, sind auf der äussern und innern Fläche vom Brennen roth, auf dem Bruche aber grau. Aussen sind sie theils mit Graphit, theils mit Eisenocker gefärbt und mit eigenthümlichen Ornamenten, welche Systeme von Linien, Haken, zum Theil mäanderartig und Dreiecken bilden, bedeckt (Fig. 64). Die Linien bestehen aus aneinander gereihten einzelnen Eindrücken, die mit einer weisslichen Masse ausgefüllt

---

[1] Siehe mein Hallstätter Grabfeld, Taf. XV, 10, 12; Taf. XVI, 6.

sind und scheinen mit einem Instrumente, etwa einem kleinen, gezähnten Rade hergestellt zu sein. [1]

Nach der Menge der Asche zu schliessen, waren hier Viele bestattet, deren Reste nach der Verbrennung in die Bohlenkammer gebracht wurden. Die Nadel scheint nach Analogie mit den gleichen von Hallstatt, der vorchristlichen Zeit, dem sogenannten ersten Eisenalter anzugehören; auch die Geschirrtrümmer mögen dieser Periode zuzuschreiben sein. Auffallend dagegen ist der Fund der Münze von Leopold I., welche tiefer als Nadel und Geschirre, sogar unter dem Niveau lag. Freilich ist zu bedenken, dass derartige auffallende Hügel in älterer Zeit nicht selten von Schatzgräbern durchwühlt wurden, auch geschieht es durch Kaninchen und Erdzeiseln, welche beide in dieser Gegend häufig sind, dass durch die von diesen Thieren gemachten Baue und Gänge Gegenstände von der Oberfläche in die Tiefe fallen, und so mag sich das Vorkommen der Münze auf die eine oder die andere Art erklären.

Grabhügel mit Bohlen- oder Dielenkammern im Innern, in welchen die Skelette lagen oder die Urnen beigesetzt waren, kommen in Skandinavien und Jütland nicht selten vor, [2] in Deutschland ist nur ein Grabhügel, bei Wulfen in Anhalt, bekannt, der eine Grabkammer aus Fichtenbohlen enthielt, auf deren Fussboden die Aschenurnen standen mit Beigaben von Bronze. [3] Der Hügel von Ins im Canton Bern enthielt einen mit einem Erzdiadem geschmückten Schädel nebst Bronzevase und Schmucksachen; das ganze war durch Holzbretter geschützt. [4] Eine Kammer von Pfostendielung zeigte auch der 1852 bei Bellowitz in Mähren aufgegrabene Tumulus; [5] es war ein Holzbehältniss, welches Skelette enthielt. Man hält das ganze für ein Tartarengrab aus dem zweiten Viertel des XIII.

[1] Vgl. die Urne von Felixstow in Suffolk bei Kemble, Horae ferales, pl. XXIX, 5.

[2] Weinhold, Altnord. Leben, S. 490.

[3] Ders. Die heidnische Todtenbestattung in Deutschland, Sitzungsber. d. kais. Akad. d. W. XXIX, 194.

[4] Bonstetten, Tombelles d'Anet, 11.

[5] Chlumetzky in den Schriften der histor. stat. Section d. mähr.-schles. Gesellschaft des Ackerbaues. V. Heft, 219. (Die Tafel in Band VI.)

Jahrhunderts. Nach den Berichten des Reisenden Pallas haben die grossen Grabhügel der Tartaren und Kirgisen ebenfalls Zimmerwerk im Inneren, Behältnisse für die Leichen bildend oder Holzkammern aus Bohlen. Es liegen oft mehrere durch Bohlenwände getrennte Leichname in einem Grabhügel. Der Hügel von Bellowitz enthielt eigenthümliche armleuchterförmige, eiserne Klapperinstrumente oder Scepter, wie ähnliche in unseren Ländern sonst nirgends vorkamen.

Weitere Untersuchungen unserer Tumuli werden hoffentlich näheren Aufschluss über ihr Verhältniss zu den im Lande vorfindigen Alterthümern geben und die seltsamen Funde im Zegersdorfer Hügel erklären.

## 2. Funde und Ansiedlungen diesseits der Donau.

In dem südlich der Donau gelegenen Theile Niederösterreichs sind bisher Steinwerkzeuge, namentlich aus Feuerstein, wie sie im Gebiete des Manhartsberges so zahlreich vorkommen, nicht gefunden worden, mit Ausnahme eines einzigen Stückes, eines schön polirten Steinhammers mit wohl gebohrtem Stielloche, gefunden bei Maiersdorf, an einer Stelle, wo, wie wir später sehen werden, Bronzen der erlesensten Art in grosser Menge angetroffen werden. Es wohnte hier nicht nur ein anderer Volksstamm, der in der Cultur schon in früher Zeit vorgeschrittener gewesen zu sein scheint, sondern durch eine freigebigere Natur auch wohlhabender war und mit den civilisirteren Völkern des Südens in näherer Verbindung und regerem Verkehr stand.[1] Zudem war die Natur des Gesteines (Kalk- oder Sandstein) zur Anfertigung von Steingeräthen weniger geeignet, während umgekehrt in nicht allzu weiter Ferne und in einer von demselben Volksstamme bewohnten Gegend Metalle gewonnen werden konnten. Die Fundobjecte, welche von der keltischen Bevölkerung herrühren, sind hier vorzugsweise aus Bronze, spätere von Eisen.

In Wien wurde am Wienufer bei der Elisabethbrücke im Jahre 1863 in bedeutender Tiefe ein Kelt gefunden, von

[1] Ueber die Beziehungen der Alpenkelten zu den Etruskern vgl. mein Hallstätter Grabfeld S. 138, über die freundschaftlichen Verbindungen mit den Römern, Livius XLIII, 5 (7), und insbesondere der Noriker, Caesar B. G. I, 18.

derber Form, bis in die Schneide hinein hohl; er ist jetzt 4 Zoll lang, war aber ursprünglich offenbar länger, da die Schneide unverkennbar an das abgenützte Instrument später angeschliffen wurde. Um die Schaftröhre laufen zwei durch eine Hohlkehle getrennte Wulste.

Ein am Aninger in der Brühl gefundener Kelt zeichnet sich gegen den beschriebenen durch feine, elegante Form und besondere Zierlichkeit der Ausführung aus. Er ist 4 Zoll lang, an der ovalen Schaftröhre 1 Zoll 1 Linie, an der Schneide 1 Zoll 8 Linien breit. An erstere legen sich flache Lappen an, ähnlich wie die zusammengebogenen Schaftlappen eines Palstabes; der eine geht dann in das seitliche Oehr über. Die dunkle Patina ist so dünn, dass sie die schöne Bronzemischung, aus der das feine Werkzeug gefertigt ist, erkennen lässt.

Derlei vereinzelte Fundstücke sind für den Bestand einer Ansiedlung an ihrer Fundstelle noch nicht entscheidend, für solche sind nur grössere Mengen verschiedener Gegenstände, namentlich Gefässe, insbesondere aber Gräber massgebend. Da können wir denn längs des Alpenrandes, an den Ausläufern des Gebirges in die Ebene eine Kette von Niederlassungen constatiren. Gegen Osten wandernd treffen wir zunächst auf die Gräber von Leobersdorf.[1]

Schon vor mehreren Jahren wurden hier vereinzelte Gegenstände, Gefässscherben und ein Bronzebeil gefunden. Beim Abgraben einer Schottergrube behufs des Baues der Wiener Wasserleitung, dicht bei der Enzersfelder Strasse, etwa 50 Schritte südwestlich der Nowack-Mühle, stiess man auf mehrere Skelette, bei denen sich verschiedene Beigaben vorfanden. Die Lage der Skelette war nicht gleich; eines derselben lag mit dem Gesichte gegen Osten gewendet, wie es gewöhnlicher heidnischer Brauch, wohl im Zusammenhang mit dem Sonnencultus, war, ein anderes aber in entgegengesetzter Richtung, gegen Westen, 2 Klafter von ersterem entfernt, ein drittes hatte gegen diese beiden eine schiefe Lage. Man hatte hier die Verstorbenen auf den unter der Ackerkrume lagernden Schotter gelegt, bisweilen etwas in denselben eingesenkt,

---

[1] Eine Notiz darüber von Karrer in den Mitth. d. anthropolog. Gesellschaft I, 368.

mit grösseren Steinen des umgebenden Diluviums umgeben und fast ganz überbaut, sodann mit Erde bedeckt. Die Gerippe liegen jetzt in geringer Tiefe, $1\frac{1}{2}$—2 Fuss unter der Oberfläche, daher es auch geschah, dass bei einem der höhere Brustkasten beim Pflügen zerstört wurde, während Kopf, Arme und Beine verschont blieben. Die Art der Bestattung, das Ueberlegen der Leiche mit Steinen, stimmt so sehr mit der bei vielen Hügelgräbern beobachteten überein,[1] dass die Vermuthung nicht ungegründet erscheint, es wären auch hier Erdhügel aufgeworfen gewesen, welche aber, wie es so oft der Fall ist, im Laufe der Zeit durch die Cultur geebnet wurden und verschwanden. Dafür spricht besonders die gar geringe Tiefe, in welcher die Gräber jetzt erscheinen, um so mehr, wenn wir bedenken, dass die Humusschichte durch die jahrhundertelange Cultur gewiss mächtiger wurde, als sie einst war, es müssten daher die Leichen ursprünglich noch seichter gelegen haben, wobei sie dem Frasse der wilden Thiere ausgesetzt gewesen wären.

Die Beigaben sind durchaus von Bronze; ein Skelett hatte an den Armen breite, röhrenförmige Ringe der bekannten Spiralform, aus flachen Bronzestreifen in 16 Windungen. Beim Kopfe fanden sich zwei $6\frac{1}{2}$ Zoll lange Haarnadeln, in der Mitte gedreht, damit sie besser hielten, — wie man sie heut zu Tage zu machen pflegt, — oben mit einer Scheibe, die fein gravirt ist, mit einer Art von Vierpass, aus Kreissegmenten gebildet. Eine ähnliche Nadel war bei einem anderen Skelette. Das schönste Stück aber ist eine Dolchklinge von 9 Zoll Länge, blattförmig gegen die Mitte ausgebaucht, mit scharfem Mittelgrate. Am unteren Ende, wo sich der mittelst vier Nägeln befestigte Holzgriff halbmondförmig anschloss, ist die Klinge sehr schön verziert durch ein eiförmiges, mit feinen Stricheln ausgefülltes, eingravirtes Ornament.

Etwas jünger scheinen die Fundstücke einer ebenfalls beim Baue der Wasserleitung entdeckten Grabstätte in der Nähe von Gainfahrn zu sein. Die Skelette, welche in einer Tiefe von 4 Fuss lagen, sind fast ganz zerstört. Die Nadel einer Fibula, welche bei einem derselben gefunden wurde,

[1] Vgl. Weinhold den Sitzungsber. XXIX, 145, 160.

zeigt, dass die Leiche bekleidet bestattet wurde; die Arme waren mit Ringen geschmückt, der Hals mit einer Torques. Diese ist glatt, mit etwas auseinander stehenden vasen- oder trompetenförmigen Knöpfen an den Enden, deren Höhlungen mit Schmelz oder einem färbigen Kitt ausgefüllt gewesen zu sein scheinen.[1] Von den drei Armbändern hat eines die Form eines Rundstabes mit schwachen Buckeln an der Aussenseite; man sieht, dass dieses Schmuckstück lange Zeit getragen wurde, weil diese Buckeln grossentheils abgeschliffen sind. Der zweite Armring ist dünn und knotig gearbeitet, der dritte, genau von derselben Form, besteht aus Eisen, was um so interessanter ist, als eiserne Schmuckgegenstände überhaupt selten sind, weil man begreiflicher Weise die goldglänzende Bronze für solche vorzog.

Die zahlreichen Funde in dem isolirten ‚die neue Welt' genannten Thale am Fusse der langen Wand bei Wiener-Neustadt habe ich im XLIX. Bande der Sitzungsberichte bereits ausführlich besprochen. Dieselben zerfallen in zwei Gruppen von sehr ungleichem Charakter und verschiedener Technik. Die eine, der Fund in den Schutthalden der Wand ober dem Orte Stollhof (im Jahre 1864), umfasst Gegenstände aus reinem Kupfer, Beile in der Form der steinernen, ohne Vorrichtung zum Schäften, vier Paar grosse Doppelspiral-Disken, die durch einen Bügel verbunden sind und wahrscheinlich als Brustschmuck dienten, Spiralarmbänder, endlich zwei grosse Goldscheiben, jede mit drei Buckeln und verschiedenen Perlenreihen verziert. Es ist, da nichts weiter dabei gefunden wurde, höchst wahrscheinlich ein vergrabener Schatz der alten Einwohner und ein Erzeugniss derselben, denn alles ist von primitiver Technik, bloss durch Hämmern, ohne Anwendung des Gusses hergestellt, und aus ungemischtem Materiale.

Von der zweiten Kategorie der Fundstücke dieser Gegend, welche Bronzen der vorzüglichsten Art zeigt, einen prachtvollen, reich und fein verzierten Dolch, kunstvoll gearbeitete

---

[1] Einen ähnlichen Halsring trägt einer der gefangenen Häuptlinge der Pannonier auf der Gemma augustea im Wiener Antikencabinete. Bekanntlich war die Torques ein beliebter Schmuck der Perser, Gallier, Briten und anderer Völker des Orients wie des Nordens.

Arm- und Fingerringe in Spiralform, sehr rein ciselirte Knöpfe u. s. w., alles aus der schönsten Erzmischung, konnte ich in meiner erwähnten Abhandlung den Fundort nicht genauer bezeichnen. Die Vermuthung sprach für den südwestlichen Endpunkt des Thales, wo jetzt die kleine Ortschaft Maiersdorf liegt. Die Oertlichkeit erscheint für eine Niederlassung besonders günstig; die vorspringende Berglehne beherrscht das Thal, welches sich von diesem Punkte aus gegen Eindringlinge von der Ebene her am besten vertheidigen lässt, wobei der Rücken gedeckt und für alle Fälle der Rückzug in die höheren, schrofferen, für Fremde schwer zugänglichen Partien der hohen Wand offen bleibt. Weithin sich erstreckende Triften gewähren einem bedeutenden Viehstande reichliche Weide und sind auch als Aecker zu verwenden, was in früherer Zeit, wie deutliche Spuren bezeugen, auch der Fall war. Jetzt sind diese ehemaligen Felder wieder Weideplätze. Neuerliche Nachforschungen haben hier viele Bronzen zu Tage gefördert, welche mit den schönen, früher zum Vorschein gekommenen aus der neuen Welt, in jeder Beziehung die völligste Uebereinstimmung zeigen, so dass kaum ein Zweifel darüber bestehen kann, dass die Fundstelle der letzteren hier zu suchen sei, wo wir, nach den verschiedenen Vorkommnissen, eine grössere Niederlassung annehmen müssen. Glaubwürdiger Aussage zufolge wurde in den vierziger Jahren ein ganzer Korb voll gefundener Bronzegegenstände, der Beschreibung nach Lanzenspitzen, Schwerter, Spiralringe u. s. w. von einer Bäuerin an einen wandernden Handelsjuden verkauft. Das kais. Antikencabinet erhielt von hier folgende neuere Funde:

1. Ein trefflich gearbeitetes Spiral-Armband, 3½ Zoll lang, 2½ Zoll Durchmesser, durch fünf genau aufeinander schliessende Windungen einer prismatischen, innen flachen, aussen mit scharfem Grat versehenen, neben diesem seicht gekehlten 7½ Linien breiten Schiene gebildet, welche gegen die Enden zu dünner wird, wie es scheint, ohne in Spiraldisken auszugehen. Dieses Armband ist mit dem kleineren der beiden, welche das Cabinet aus der neuen Welt besass,[1] in Arbeit, Dimensionen, Erzmischung und Patina identisch.

---

[1] Beschrieben Bd. XLIX, S. 121.

2. Einen Armring ähnlicher Art in 3 Windungen, Durchmesser 2 Zoll.

3. Röhrchenartige Spiralen von $3^1/_2$ Zoll Länge, 2 Linien Durchmesser aus 40 fest aneinander liegenden Windungen eines starken Drahtes bestehend, sehr elastisch, genau wie Bd. XLIX, S. 119, Fig. 4.

4. Das Bruchstück eines Ringes von $1^1/_2$ Zoll Durchmesser, fein quer gestrichelt.

5. Drei schöne Nadeln; eine (Fig. 65) 8 Zoll lang, besonders fein, am oberen Theile mit feinen Querlinien und eingefeilten Zickzacks verziert, als Kopf eine Kugel, darüber eine kleine Scheibe; — die zweite (Fig. 66), 7 Zoll lang, ist rückwärts flach, oben mit einer elliptischen Ausweitung, deren Vertiefung wahrscheinlich mit einer färbigen Masse ausgefüllt war, auch der Knopf scheint aus einer ähnlichen Substanz bestanden zu haben, wobei die blechartige Scheibe als Kern diente, so dass das ganze ein sehr zierliches Schmuckstück darstellte. Die dritte Nadel von $4^1/_2$ Zoll Länge ist an dem keulenförmigen Ende mit gegeneinander gestellten Stricheln zwischen feinen Querringen verziert.

6. Eine Pfrieme, beiderseits in lange, vierkantige Spitzen ausgehend.

7. Zwei flache, 7 Zoll lange Dolchklingen, unten sehr breit, mit 3 und mit 7 Nietlöchern für die Nägel der im Halbkreise anschliessenden Griffe.

8. Einen Kelt, $3^1/_2$ Zoll lang, mit drei Querfäden um das Schaftloch.

Alle diese Gegenstände zeigen dieselbe feine, präcise Technik, die goldfärbige Bronzemischung, die dunkle, glänzende, sehr dünne und gleiche Patina, wie die Fundstücke dieser Gegend aus früherer Zeit.

Die zahlreichen Gegenstände im reinsten Bronzestyle bezeugen das Vorhandensein einer Ansiedlung an dieser Stelle in vorchristlicher Zeit. Eine weitere Bestätigung gibt der Fund einer Anzahl zerbrochener, durch den Gebrauch schadhaft und unbrauchbar gewordener Bronzen, die offenbar behufs des Einschmelzens als aes collectaneum zusammengelegt waren und unter einem Steinblocke am Berghange gefunden wurden. Es sind 14 Fragmente, von drei Palstäben (einer derselben

mit flacher Schaftbahn und stark gekrümmter Schneide war von besonderer Feinheit der Form), von vier grossen, derben Kelts, zum Theil mit zersprengtem Stielloch, von einem Meissel mit Holzgriff, einer schön gearbeiteten Lanzenspitze, von einer langen Nadel, endlich von drei Sicheln; letztere weisen auf den Betrieb des Ackerbaues durch die alten Bewohner des Thales hin. Ganz in der Nähe dieser Fundstelle, auf der das Thal dominirenden Höhe unter den Felsabstürzen der Wand, zogen kreisrunde Erhöhungen von 27 bis 33 Fuss Durchmesser, in ziemlich regelmässigen Entfernungen von einander, die Aufmerksamkeit auf sich. Eine daselbst vorgenommene Grabung zeigte, dass sie von Mauern aus zusammengelegten Steinen, ohne Mörtel, herrühren, wie solche als Unterbau von Hütten gemacht werden. Die 2 Fuss dicken Mauern wurden aussen mit einer dicken Schichte von Lehm ausgeschlagen; hierauf muss herum Feuer angemacht worden sein, denn dieser Lehmbeschlag ist bis auf eine Dicke von mehreren Zollen roth und ziemlich fest gebrannt. In einem dieser Ringe wurde ein Bronzestück gefunden, ein S-förmig gebogenes, am Ende aufgerolltes Stück einer Spange. Wahrscheinlich haben wir hier die unteren Theile der alten Wohnungen vor uns; die Hütten der Alpenkelten waren nach Strabo's Beschreibung rund mit kegelförmigem Strohdach,[1] wie sie auch die Columna Antonini zeigt, und nach allen Anzeichen die Hütten auf den Pfahlbauten der Schweizer Seen wenigstens theilweise waren.

Die hier bestandene keltische Ansiedlung dürfte später von den Römern unterworfen worden sein, die an der Stelle der jetzigen Kirche von Maiersdorf ein Castell errichteten. Dass die Römer in das Thal eindrangen, beweist der an der Kirche zu Muthmannsdorf eingemauerte Inschriftstein (Fig. 67). Da er an dem gothischen, 1457 gebauten Chore, und zwar, wie aus der umgebenden Steinfugung ersichtlich ist, gleich beim Baue angebracht wurde, so kann man nicht daran zweifeln, dass er hier gefunden wurde, denn bei dem grossen Ueberflusse der ganzen Gegend an trefflichen Bausteinen lässt

[1] Strabo, IV, 4. — Vgl. Plinius, H. N. XVI, 36; Livius, XXI, 32. — Dulaure. Des cités, des lieux d'habitation des Gaulois. Mém. de la société des antiquaires de France, II, 82.

sich durchaus nicht annehmen, dass er von weiter her als Baumateriale herbeigeschafft wurde, um so weniger, als seine Einmauerung nicht unerhebliche Mühe verursachen musste, und man ihn nicht an dieser Stelle aufgekantet hätte, was offenbar aus dem Grunde geschah, um die Inschrift zu zeigen. Diese ist von guter Erhaltung und zu lesen: Marcus Ulpius Marci filius Verus decurio municipii Aelii Karnunti [1] quatuorvir jure dicundo [2] et Aelia Publii filia Lucilla vivi sibi et Marco Ulpio Ulpiano filio annorum quinque hic sito fecerunt.

Sie ist ganz klar, bis auf die Ligatur des M mit E und L und es scheint, dass letztere irrthümlich an dem M statt an dem folgenden A angebracht wurde, denn auf Decurio muss wohl das Municipium und dessen Namen folgen, mit K kommt aber kein anderes vor, als das oft mit diesem Buchstaben, statt mit C geschriebene Karnuntum. [3] Die seltsame Form des K, welches als fremder Buchstabe den römischen Steinmetzen nicht geläufig war, findet sich auf mehreren Kärntner Inschriften (Conjugi KARISSIMAE in Klagenfurt, KARAE in Maria-Saal) genau so vor. Der Sohn des Decurio der 8 Meilen nordöstlich an der Donau gelegenen Stadt Karnunt starb hier, worauf die Aeltern den Grabstein für ihn und sich selbst fertigen liessen. Die Inschrift muss vor dem Jahre 178, in welchem Marc Aurel das Municipium zur Colonie erhob, gefertigt worden sein. Hiermit stimmt auch der Charakter der schönen Schrift und die fein gegliederte Umrahmung überein. Das Materiale der Tafel ist Nulliporenkalk, der in einer Entfernung von mehr als einer Meile, bei Wöllersdorf, vorkommt.

Auch am südlichen Eingange in das breite Thal der ‚neuen Welt‘, bei Rothengrub, wurden Gegenstände echt römischer Form gefunden, so eine Fibel mit Querstange, die mit drei Eicheln besetzt ist, der Dorn in Charniere beweglich.

Aus der Vermischung der überwältigenden römischen Culturelemente mit den vorfindigen heimischen gestalteten sich, gerade in Metallgeräthen, jene eigenthümlichen Mischformen,

---

[1] Aelium Carnuntum in der Inschrift bei Orelli-Herzen Nr. 2675. — Vgl. Kenner in den Mittheilungen des Alterthums-Vereines in Wien. XI, 41.

[2] In der Kaiserzeit hatten die Municipien als oberste Gemeindebeamte mit Jurisdiction gewöhnlich Quatuorviri, die Colonien dagegen Duumviri.

[3] Sitzungsber. IX, 674, 698, 717.

denen wir unter ähnlichen Verhältnissen auch an anderen Orten, namentlich in Ungarn und Siebenbürgen, begegnen. Diesen gehören zwei Fibeln an, die in der Nähe von Maiersdorf gefunden wurden. Die eine derselben ist von Silber (Fig. 68), 5 Zoll lang, ihr Dorn federt an einem Spiral-Querstück, auf dem kurzen, vorne dicken Bügel sitzt eine Blechschlinge, die mit vier, besonders eingesetzten, eichelförmigen Knöpfen besetzt ist (nur einer erhalten), der breite Nuthlappen ist von eigenthümlichen, fast gothischen Verzierungen durchbrochen und mit zwei Rosetten besetzt, alle Ränder haben eingepresste Säume, zum Theil im Tremulirstich behandelt.[1] Die zweite Fibel, aus Bronze, hat einen breiten, getheilten Bügel, das System des Dornes wie bei der vorbeschriebenen. Grösse $1^1/_2$ Zoll.

Kehren wir nach diesem Blicke in eine spätere Zeit wieder zu älteren Fundstücken zurück. Ob die oben beschriebenen feinen, besonders eleganten Bronzen von den Bewohnern dieser Gegend verfertigt wurden, ist zweifelhaft; die Combination mit den Vorkommnissen an anderen Orten spricht vielmehr dafür, dass sie durch den Handel importirtes fremdländisches Fabricat seien. Dass aber Erzgeräthe, wenigstens solche der einfacheren Art, hier zu Lande gemacht wurden, beweist ein in dem benachbarten, $1^1/_4$ Meile entfernten Orte Mahrersdorf (bei Neunkirchen, an den Ausläufern des Gösing) im Jahre 1870 gemachter Fund. Unter einem grossen Steinhaufen fand man bei der Wegräumung der Steine eine Anzahl von 13 Bronzegegenständen, 4 Palstäbe, $4^1/_2$—7 Zoll lang, einer sehr breit, mit schmalen, gerade aufstehenden Lappen, 5 Kelte mit erhobenen Fäden der Quere nach und im rechten Winkel verziert, 1 Schmalmeissel, 8 Zoll lang, mit achtkantigem Griff, ohne Spuren des Gebrauches, 1 Pickel oder Meissel, 1 Fuss lang mit schmaler, stumpfkantiger Spitze und ovaler Tülle für einen Holzgriff, endlich eine sehr wuchtige Doppelaxt (Fig. 69), das Stielloch in der Mitte, die beiden, 2 Zoll langen Schneiden vertical, 1 Fuss lang, ein sehr selten vorkommendes, merk-

---

[1] Eine ähnliche, auf der Steineralpe in Krain gefundene goldene Fibel s. Archiv für Kunde öst. Geschichtsquellen XXIX, 245. Einer derartigen werden wir auch in Ober-Bergern begegnen.

würdiges Werkzeug.[1] Einer der Kelte, von feinerer Form als die übrigen, hat die Ecken seiner dünnen Schneide aufgebogen und konnte so als Hohlmeissel gebraucht werden. Was dem Funde aber ein besonderes Interesse verleiht, ist der Umstand, dass sich an einem der Kelte noch die Gussnahten befinden, während sie bei allen anderen entfernt sind, wodurch er als ein unfertiges Stück erscheint, das, auch an der Schneide nicht zugeschliffen, überhaupt keine Spuren des Gebrauches zeigt. Dasselbe ist der Fall an der Doppelaxt. Nun wurde auch ein Gussfladen mitgefunden, ein niedriger Klumpen geschmolzenen Metalles von 7 Zoll Durchmesser, bei 5 Pfund schwer, der deutlich die Form des Tiegels oder vielmehr der runden Schale, in welcher die Masse geschmolzen wurde, zeigt mit dem Ausgussschnabel, den dieselbe zum Theil ausfüllte. Die Oberfläche ist grobkörnig und warzig und während die Geräthe aus Bronze bestehen, erwies sich der Gussfladen als reines Kupfer, nämlich 99·80 Kupfer, 0·20 Eisen (letzteres als Verunreinigung zu betrachten). Wäre er Bronze, so würde er nichts beweisen, denn es konnten alte, unbrauchbar gewordene Bronzegegenstände zusammengeschmolzen sein, vielleicht um sie zu verkaufen, wie es beim Funde von Maiersdorf der Fall gewesen sein mag, so aber ist er ein Urbestandtheil der Bronzemischung und beweist in Verbindung mit dem unfertigen Kelt, dass die Sachen hier verfertigt wurden. Mitgefundene Kohlen sind ein weiterer Beweis für den Bestand einer Werkstätte.[2]

Solche Gussstätten wurden bekanntlich schon viele entdeckt, in Dänemark allein über dreissig, mehrere in Mecklenburg, der Schweiz und in Grossbritannien; auch in den österreichischen Ländern mangelt es nicht an Beweisen für die einheimische Fabrication wenigstens eines Theiles der zahlreich vorkommenden Bronzen, wie die Spuren von Fabriksstätten zu Muttendorf, Weinzettel und Hummersdorf in Steiermark, Duna-Földvár in Ungarn, neuester Zeit die Auffindung einer grossartigen Gussstätte, in der besonders Sicheln erzeugt wurden, bei Hammersdorf in Siebenbürgen

[1] Vgl. Lindenschmit, Alterth. uns. heidn. Vorzeit I, Heft IV, Taf. 2.

[2] Sämmtliche Fundstücke, Geschenke des Finders, Director Joh. Newald befinden sich im k. k. Antikenkabinete.

bezeugen.[1] In Hallstatt deutet die Mischung von Kupfer mit Nickel, statt des Zinnes, bei einigen Objecten, der Fund eines Kupferklumpens und ungemischter Erze nebst Bruchstücken von Schmelztiegeln auf die inländische Fabrication mancher Stücke.[2]

Einzelne Bronzegegenstände fanden sich an verschiedenen Punkten tiefer in den Gebirgsthälern, so ein Palstab in der Oed, eine sehr schöne Lanzenspitze mit ausgeschweiftem Blatte, 6½ Zoll lang, im Parzenthale bei Pernitz.

Eine bedeutende Niederlassung muss an der Stelle des heutigen Pottschach gewesen sein, wie das in der Nähe befindliche Urnengrabfeld beweist. Dasselbe wurde schon beim Baue der Eisenbahn im Jahre 1840 theilweise abgegraben, wobei Thongefässe nebst verschiedenen Bronzegegenständen zum Vorschein kamen.[3] Diese bestehen in mehreren Ringen aus kantigen, gegen die Enden verjüngten Stäben, die theils Arm- theils Haarringe sein dürften, die meisten mit feinen Strichelverzierungen versehen, zwei Haarnadeln mit gravirten Knöpfen, über denen sich eine kleine Scheibe befindet, und in drei Messern. Zwei dieser letzteren haben geschweifte Klingen von 7 Zoll Länge mit Griffdornen; eines ist mit gravirten Stricheln reich verziert und zeigt an mehreren schadhaften Stellen eine Art Löthung mit einem weissen, glänzenden Metalle, wie Tropfen reinen Zinnes, das andere ist glatt. Das dritte Messer besitzt eine breite, dünne, halbmondförmige, 3 Zoll lange Klinge, an der sich ein kurzer, dünner Griff mit einem Ringe am Ende befindet; es ähnelt den halbmondförmigen im Bieler und Neuenburger See gefundenen Instrumenten[4] und denen verschiedener etruskischer Gräber[5] und

---

[1] Reissenberger im X. Bande der neuen Folge des Archivs des Vereines für siebenbürg. Landeskunde, Hermannstadt 1871. — Ueber eine zweite Gussstätte in Siebenbürgen, bei Neudorf s. dasselbe Archiv III, 344; eine dritte scheint bei Werd im Grossschenker Stuhle gewesen zu sein.

[2] Grabfeld v. Hallstatt, S. 142.

[3] Frank im Archiv f. Kunde österr. Geschichtsquellen XII, S. 243, Taf. 4.

[4] Mitth. d. antiq. Gesellsch. in Zürich XII, Taf. II, 98, XIV, 6. Heft, Taf. XVI, 10. — Gross, Habitat. lacust. du lac de Bienne, pl. III, 1, 6—8; ein Exemplar hat einen Hirschhorngriff.

[5] Gozzadini, Di un sepolcreto etrusco, scop. presso Bologna Tav. VI, 10, 16. — Ders. Intorno ad altre settanta tombe, p. 14. — Mittheil. der

des Pfahlbaues im Gardasee,[1] welche Rasirmesser oder Schabwerkzeuge sind.

Eine im Jahre 1868 von mir vorgenommene Nachgrabung zeigte, dass hier in der That ein Begräbnissplatz mit verbrannten Leichen war.

Die Stelle liegt etwa 500 Schritte östlich vom Orte Pottschach, nahe beim sogenannten Katzenhofe an der äussersten Abdachung des Gefieders gegen die Thalsohle der Schwarza. In dem sanften, durch die Eisenbahnarbeiten an der Ostseite scarpirten Abhange standen Gruppen von Thongefässen; jede dieser Gruppen bestand aus einer grösseren Urne mit den Ueberresten der Verbrennung, Asche, Kohle und calcinirten Knochenstücken und einigen kleineren Gefässen, 2—4, als Beigabe. Sie befanden sich 2—2½ Fuss unter der Oberfläche, ober der Schotterlage, in dem mit vielen Steinen vermischten Humus.

Die Anordnung der Gefässe ist verschieden, die kleinen sind um die Aschenurnen nicht regelmässig gestellt, sondern liegen, zum Theil horizontal, ohne Ordnung dabei und es muss schon ursprünglich keine bestimmte Anordnung gewesen sein. Kleine Näpfe wurden bisweilen in den Hals der grossen Urnen gesteckt; auf letzteren finden sich Schalen als Deckel gestürzt.

Die Form der Gefässe ist so regelmässig, dass sie mit einer Drehvorrichtung gemacht sein müssen, obwohl sie bestimmt nicht auf der eigentlichen Töpferscheibe gefertigt sind; auch bei den herumgezogenen Linien und Cannelüren zeigt sich, dass manche aus freier Hand gemacht wurden, andere dagegen lassen durch ihre grosse Regelmässigkeit und Präcision auf die Anwendung einer mechanischen Vorrichtung

---

k. k. Central-Comm. z. Erforsch. u. Erhalt. d. Baudenkm., X, S. 186, Fig. 4 (aus den rhätisch-etrusk. Gräbern von Stadlhof in Südtirol).

[1] Sitzungsber. XLVIII, 321. Am ähnlichsten ist dem oben erwähnten ein bei Griesbach in Niederbaiern gefundenes, in der Sammlung des histor. Vereines in Landshut befindliches Messer. Lindenschmit, Alterth. uns. heidn. Vorzeit I, Heft VIII, Taf. 4, 14. — Ueber zahlreiche in Frankreich gefundene Messer dieser Art s. Flouest im Bulletin de la société de sciences histor. et natur. de Sémur, 1871 (Le tumulus du bois de Langres).

schliessen. Charakteristisch für die Form ist die starke, kurze Ausbauchung unten, wodurch manche Gefässe die Form einer abgeplatteten Kugel oder eines gedrückten Pfühles mit geradem, bald längerem, bald kürzerem Halse erhalten, ohne Fuss, mit einer ganz kleinen Standfläche oder bloss einem Eindrucke, damit sie stehen konnten. Sie erinnern entschieden an orientalische Formen. Diese bedeutende untere Ausbauchung zeigen besonders die 6—8 Zoll hohen Aschenurnen, deren Durchmesser 10—12 Zoll beträgt, bei einer Halsweite von $3^1/_2$—4 Zoll. Um ihnen bei der kleinen Standfläche eine grössere Stabilität zu geben, sind sie unten dick im Thon (bis zu einem halben Zoll) und werden nach oben zu immer dünner (bis zu 2 Linien). Alle sind sehr glatt gestrichen, aussen schwarz, manche sehr präcis sanft cannelirt, theils der Quere nach, ober der Ausbauchung, theils der Länge nach. Viele der kleineren Geschirre zeigen dieselbe Grundform, die $2^1/_2$—3 Zoll grossen Näpfchen sind oft fast kugelig, in einen schmalen Hals übergehend, oder scharf eingezogen, mit ganz kurzem Halse, andere haben die Form mässig ausgebauchter Henkeltöpfe, bei denen Höhe (3—5 Zoll) und Durchmesser gleich ist; manche haben statt der Henkel warzenförmige Ansätze, dann kommen noch gehenkelte und henkellose Schalen von 4—5 Zoll Durchmesser und geringer Tiefe (2 Zoll) vor. Es scheint, dass man vor dem Brande eine schwarze Farbe auftrug; nur wenige sind durch den Brand roth und fast klingend, die meisten schwach gebrannt. Die einfache aber geschmakvolle Ornamentik besteht ausser der fast durchgängigen Markirung des Abschlusses der Ausbauchung durch quer gezogene Linien und seichter Cannelirung in Zickzackbändern, aus feinen Stricheln gebildet, Horizontalbändern oder Reihen von Spitzen, mit schrägen Parallel-Linien ausgefüllt. Der Thon ist, wie gewöhnlich, mit Quarzsand gemengt, bei einigen, reicher verzierten Gefässen aber fein und geschlemmt; aus seinen Bestandtheilen, die mit denen des hier vorkommenden Lehms übereinstimmen, geht hervor, dass die Geschirre an Ort und Stelle gefertigt wurden. Ausser den zahlreichen, zum Theil durch das darüber liegende Erdreich zerdrückten Gefässen fand sich nichts als ein kleiner Ring von Eisen, aus einem prismatischen Stäbchen gebildet; er lag in einer Aschenurne.

Die hier Bestatteten müssen arme Leute gewesen sein; die vornehmeren Gräber scheinen mehr gegen Osten gelegen gewesen zu sein, die, welche die beim Eisenbahnbaue gefundenen schönen Bronzen enthielten.

Nach Form, Ornamentik und Technik der Gefässe und Bronzen gehört das Grabfeld dem Ende der Bronzeperiode, dem sogenannten ersten Eisenalter an, einer Zeit, in welcher hier eine keltische Bevölkerung ansässig war.

Etwas jüngeren Ursprunges sind die interessanten Funde von Rothengrub am südöstlichen Ende des Thales der neuen Welt.[1] Die Ornamentik der hier im Jahre 1851 gefundenen Gürtelbeschläge, — 20 Stücke von je drei, senkrecht übereinander gestellten, verbundenen Scheiben aus Kupfer, mit gepresstem Goldblech überzogen, eine grössere Scheibe und ein durchbrochenes Zierstück, — zeigt einen eigenthümlichen Charakter. Zu den Systemen von concentrischen Kreisen und dem Zickzack treten Perlenstäbe, eine Art derber Filigranarbeit hinzu, in welcher Schlingen, Spiralstäbe und Schnecken in Kegelform ausgeführt erscheinen. Es ist hier wohl ein Einfluss der classischen Kunst in Bezug auf Technik, nicht aber in der Formgebung bemerkbar, denn die seltsame Bildung des grossen Schliessstückes gehört wohl unseren Ländern an und hat sich in ähnlicher Weise in bäuerlichen Industrieproducten, besonders in den benachbarten slavischen Bezirken bis auf unsere Tage erhalten. Eigenthümlich ist auch die Umwindung des elliptischen, gerippten Mittelstückes mit feinem Golddraht, mit welchem auch schmale Riemchen umsponnen gewesen zu sein scheinen. Die Spiralen aus doppelt zusammengebogenem, an den Enden gewundenem Golddraht, die Frank für die Bekleidung hölzerner Griffe hält, kommen ganz ähnlich im Hallstätter Grabfelde[2] und sehr häufig in Ungarn vor, wie auch in Mecklenburg und Dänemark.[3]

In der Nähe der Fundstelle der merkwürdigen Gürtelbeschläge wurde im Jahre 1846 eine grosse Anzahl von

---

[1] Frank, a. a. O. Taf. V.

[2] Hallst. Grabfeld, Taf. XVII, 16.

[3] Sacken u. Kenner, Beschreib. d. Samml. des k. k. Münz- und Ant.-Cab. S. 348. — Lisch, Jahrb. f. mecklenburg. Gesch. XVIII, 256. — Worsaae, Nord. oldsager, 250.

Bronzegegenständen, im Gesammtgewichte von 26 Pfund, vielleicht ein vergrabener Schatz, gefunden; leider wurde alles verschleppt bis auf eine Fibel römischer Form mit Querstange und einen mit Strichelverzierungen versehenen Armring; sie mögen mit dem Gürtel wohl in Zusammenhang stehen, da letzterer, wie wir gesehen haben, eine Mischung heimischer und römischer Technik zeigt.

Ein bemerkenswerther, bisher noch nicht näher untersuchter Punkt ist die Mahleithen, ein isolirtes, steil abfallendes, ungefähr 20 Joch grosses Plateau, eine Meile nordwestlich von Neustadt, zwischen Wöllersdorf und Muthmannsdorf. Man findet hier eine ausserordentliche Menge von Thonstücken, theils Bruchstücke von derben, grossen Gefässen, mit wulstigem, stark ausgebogenem Rande, theils 1—2 Zoll dicke Trümmer von Ringen, beiderseits mit groben, schnurartigen, gewundenen Verzierungen und Kreisen versehen, welche architektonische Bestandtheile sein dürften.[1] Diese styllosen Ornamente und Riffeln haben etwas sehr primitives und es lässt sich aus ihnen nach den bisher gefundenen Stücken kaum ein Urtheil über die Periode, der sie zuzutheilen wären, gewinnen. Localität und Geschirrtrümmer erinnern an die Funde der Heidenstatt bei Limberg und es dürfte auch auf diesem geschützt liegenden, fruchtbaren Bergplateau — in früherer Zeit waren hier Aecker — eine alte Ansiedlung bestanden haben.

Der Bezirk der Bronzefunde diesseits der Donau ist ein sehr ausgebreiteter; der östlichste Punkt ist bei Wolfsthal zwischen Hainburg und Pressburg, wo an der Mauer der Wutterburg im Jahre 1845 sieben Kelte nebst zwei Sichelfragmenten in einem Topfe gefunden wurden, erstere alle ziemlich gleich, von zierlicher, schlanker Form, 4—4½ Zoll lang, die Schneide 2 Zoll breit, mit Querfäden und aus erhobenen Linien gebildeten Spitzen an der Schafttülle nebst seitlichem Oehr. Bei Himberg fand man auf einer geschlagenen Lehmschichte unter der Ackerkrume eine grössere Anzahl von Gefässen nebst Brandresten; eine grössere, mit Graphit geschwärzte Schüssel hatte acht Oehre, in denen wahrscheinlich Thonringe hingen.[2]

[1] Frank, a. a. O. Taf. VI.

[2] Mittheil. d. Central Commission z. Erforsch. u. Erhalt. d. Baudenkmale V, 300.

Westlich begegnen wir einem bedeutenden Funde von Halsringen in der Nähe von Tulln, bei dem Orte Aspern, gegen Neusiedl, den ein Bauer im November 1872 machte. Auf dem offenen Felde, in geringer Tiefe, lagen 68 Halsringe, alle von gleicher Form und wenig verschiedener Grösse, 5—6 Zoll Durchmesser, aus runden, gegen die nicht zusammenschliessenden Enden (wo sie aufgerollt sind) verjüngten Stäben gebildet, ähnlich den Halsringen von Unter-Retzbach. Einer ist theilweise mit grobem Draht umwunden, der andere mit einem schmalen Blechstreifen. Das Materiale scheint reines Kupfer, oder doch mit sehr geringem Beisatze von Zinn zu sein. Da an dieser Stelle ausser der bedeutenden Anzahl von Halsringen trotz eifrigen Nachgrabens gar nichts gefunden wurde, so dürften wir es hier mit dem Vorrathe eines Kaufmannes zu thun haben.

Noch weiter westlich, eine Meile von Mautern entfernt, lässt sich eine Niederlassung in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung constatiren durch die Grabhügel von Ober-Bergern.[1] Dieselben, achtzehn an der Zahl, liegen im Walde auf dem sanften Rücken der Hügelkette zwischen dem genannten Orte und Rossatzbach an der Donau. Sie sind von zweierlei Art; die grösseren Hügel, 4—6 Fuss hoch, 18—20 Fuss im Durchmesser, enthalten Ringe, aus zusammengelegten Steinen, ohne Mörtel hergestellt, in denselben Urnen mit Asche und Knochen angefüllt, nebst kleineren Gefässen als Beigaben. Die kleineren von 1—4 Fuss Höhe, 6—12 Fuss Durchmesser sind sehr ärmlich; die Ueberreste der Verbrennung wurden nicht einmal in Urnen geborgen, sondern einfach auf den Boden gelegt, mit Steinen umkränzt, zuweilen auch mit solchen bedeckt und dann mit Erde überschüttet. Bloss zwei dieser einfachen Brandhügel enthielten einige kleine Thongefässe und ein Thränenfläschchen aus Glas als Mitgabe für den Verstorbenen, ein dritter ein Bruchstück einer Bronzefibel. Ein durch seine Grösse über die anderen hervorragender Hügel erwies sich auch durch seine innere Einrichtung und Ausstattung ausgezeichnet. In demselben war nämlich ein doppelter Steinring,

[1] Adalbert Dungel in den Blättern des Ver. f. Landeskunde in Nieder-Oesterreich. II. Jahrgang, 1868, S. 100.

der innere, 1 Fuss hoch, 4 Fuss im Durchmesser haltend, zeigte Spuren von Mörtel, der sonst überall fehlt; zwei 7 Zoll hohe Urnen mit Resten verbrannter Leichen weisen auf die Bestattung von zwei Personen hin. In einem der Aschengefässe lag eine sehr schöne Fibula von Bronze (Fig. 70) nebst einer Bronzemünze von Domitian (Rev. Fortunae Augusti) aus dessen 15. Consulat, also vom Jahre 90 oder 91. Ein schön geformter Krug und zwei Schalen bildeten die übrigen Beigaben; jedes Gefäss war auf einen flachen Stein gestellt. Die 7 Zoll lange Fibel mir ihrem federnden Dorn, der mit Knöpfen besetzten Blechschlinge auf dem Bügel und dem breiten Nuthlappen, der durchbrochen gearbeitet ist, an das gothische Fischblasen-Ornament erinnernd, zeigt die eigenthümliche römisch-barbarische Mischform, der wir in unseren Ländern in römischer Zeit so häufig begegnen und die wir auch bei der Silberfibel von Maiersdorf gefunden haben. Auch den Tremulirstich sehen wir schon seit alter Zeit an den cisalpinischen Metallgegenständen angewendet und er ist hier geradezu zu Hause.

Entschieden römischen Einfluss zeigen die meisten Gefässe. Nur wenige sind aus grobem, sandgemischtem Thone, dick und schwach gebrannt, die Mehrzahl besteht aus feinem Thon, ist auf der Scheibe dünn ausgearbeitet und klingend gebrannt. Die grösseren Aschenurnen sind wenig ausgebauchte Töpfe, mit scharfem, überhängendem Rande, von grauer Farbe (Fig. 71), die Krüge ausgebaucht, mit kleinem Fuss und engem Halse, die Schüsseln und Schalen ebenfalls mit kleinen Basen und scharf ausladendem Rande; eine der letzteren stellt sich durch den drei Male eingeschnittenen Untersatz als Dreifuss dar (Fig. 72). Die Verzierungen der meist gelblichen oder röthlichen Gefässe bestehen meistens nur in seichten, quer herumlaufenden Linien, nur ein 3 Zoll tiefer, cylindrischer Becher zeigt Reihen von unregelmässigen viereckigen Eindrücken. Mehrere Schälchen, aus feiner Erde bestehend, sind ganz roth gebrannt, mit glänzend hellrothem Firniss überzogen, auf dem stark vortretenden, rund ausgebogenen Rande fünf erhobene, delphinartige Figuren. Auch Bruchstücke von Schalen aus eigentlicher Terra sigillata kamen vor. Alle diese Gefässe sind ohne Zweifel römische Fabricate, die von der

sesshaften Bevölkerung eingehandelt wurden, wahrscheinlich in der benachbarten, an der Stelle, wo jetzt Mautern steht, befindlichen Römerstation, von der daselbst ebenfalls Grabstätten, aber ohne Hügel, mit Skeletten und Inschriftsteinen aufgefunden wurden.[1]

Einer weit späteren Zeit, dem Ende der heidnischen Periode in unserem Lande gehören zwei Grabstätten am südlichen Alpenrande an, deren Ausdehnung auf den Bestand grösserer Niederlassungen in ihrer Nähe schliessen lässt. Die eine derselben befindet sich im Schwarza-Thale, nahe dem Orte Kettlach (bei Glocknitz), etwas nordöstlich von dem Dörfchen.[2] Es ist ein Leichenfeld mit Flachgräbern in etwas unregelmässigen, von Nord nach Süd laufenden Reihen; systematisch wurden 36 Gräber geöffnet, ungefähr ebenso viele beim Schottergraben zerstört, einen Theil des Grabfeldes spülte die Schwarza schon vor längerer Zeit bei einem Hochwasser weg. Die Skelette lagen in einer Tiefe von 2—3 Fuss in den Schotter eingebettet, mit dem Kopfe gegen Osten, die Arme am Leibe angeschlossen oder über dem Bauche gekreuzt und einfach mit Erde bedeckt. Bei einigen fanden sich nur um den Kopf Spuren von Holzspänen. Es waren meist Frauen und Kinder mit wenigen Beigaben, die aber durch Form und Technik viel des Interessanten bieten.

Bei vielen Skeletten stand neben dem Kopfe ein Thongefäss, bisweilen als einzige, ärmliche Beigabe des Verstorbenen. Die 5—6 Zoll hohen Töpfe, welche im Innern oft noch Spuren des Gebrauches durch angelegte, verkohlte Reste zeigen, haben eine ganz andere Form als die des benachbarten Grabfeldes von Pottschach, nämlich die unserer heutigen Häfen, mit breiter Basis, steilem Profil, geringer Ausbauchung oben und wenig ausgebogenem Rande. Der Thon ist grob und sandig, das Aussehen grau oder blassroth, die sehr einfachen Verzierungen bestehen in Wellenlinien in einer oder mehreren Reihen, die mit einem Kamme oder einer Art Rastral gemacht sind (Fig. 73), in Querlinien und ährenförmigen Strich-Eindrücken. Die Töpferscheibe scheint bei diesen Gefässen in

---

[1] Archiv f. Kunde österr. Geschichtsquellen, XIII, 84.
[2] Frank ebenda, XII, 239.

Anwendung gebracht zu sein. Auf dem Boden zeigen mehrere erhobene Zeichen, ein Hakenkreuz oder ein vierspeichiges Rad, andere eingedrückte, so ein Kreuz, mit einem Quadrat belegt.

Von Waffen und Geräthen fand sich ausser 3—4$^1/_2$ Zoll langen eisernen Messern, die fast bei jedem Skelette an der linken Seite lagen, nur wenig vor; so einige eiserne Pfeilspitzen und eine 3$^1/_2$ Zoll lange Spitze, vielleicht eines Wurfspeeres, mit sehr langen, abstehenden, nicht zugespitzten Widerhaken (Fig. 74); der Schaft hatte 7 Linien Durchmesser und war mit einem Stifte befestigt.[1] Merkwürdig ist ein flaches Hufeisen, das einzige, welches vorkam, 3$^3/_4$ Zoll breit, mit kleinen Stollen an den Enden, aber ohne Mittelstolle und ohne Löcher zur Befestigung, von unseren jetzigen Hufeisen bedeutend verschieden. Am zahlreichsten sind Schmucksachen vertreten, insbesondere Ringe. Diese, von verschiedener Grösse, der Lage nach, in der sie gefunden wurden, als Hals-, Arm-, wie als Haarringe gebraucht, bestehen meist nur aus einem starken, an einem Ende etwas zurückgebogenen und aufgerollten Drahte, nur ein Armband ist bandartig mit gestricheltem Zickzack verziert, an den Enden, wie überhaupt fast alle Ringe offen. Ein Halsring ist gewunden. Etwas mannigfaltigere Formen und sorgfältigere Arbeit zeigen die Fingerringe; es fanden sich bandartige, mit Punkten und Stricheln verziert, in der Mitte breitere mit Kreisornamenten, gegliederte und quergerippte, alle, bis auf einen, offen; einer ist an den Enden mit sehr feinem Draht umwickelt, der zwischen ihren beiden Abständen sechs Reihen von spiralartigen, lockeren Ringelwindungen bildet. Viele runde, ovale und 8-förmige eiserne Ringe, die unter den Köpfen gefunden wurden, dienten wahrscheinlich zum Durchziehen der Haare.

Die weitaus häufigsten Schmuckstücke sind Ohrringe, ausgezeichnet durch ihre halbmondförmige Gestalt und die eigenthümliche Art der Verzierungen, die theils in gravirten Tremulirstich-Linien, in schraubenförmigen Ansätzen, am gewöhnlichsten aber in Email bestehen.[2] Sie sind nicht nur oft

---

[1] Vgl. Mitth. d. antiq. Gesellschaft in Zürich XVIII, Heft 3, Taf. I, 15.

[2] Ganz ähnlich sind die in einem Grabe bei Strassengel in Steiermark gefundenen Ohrringe. Weinhold in den Mittheil. des histor. Vereines für Steiermark VIII, 140.

ganz mit dünner, leichtflüssiger, smalteblauer Email (sogenannter Fontan) überzogen, sondern auch auf der vorderen Fläche mit farbigen Einlagen versehen. Wir finden hier bandartige Verschlingungen, stylisirtes Blattwerk (Taf. IV, Fig. 80), selbst sehr rohe Thierfiguren (Fig. 81) schon im Gusse oder durch Ausheben des Grundes hergestellt, der dann entweder mit verschieden färbigem Schmelz oder mit in Kitt eingelegten Glas- oder Schmelzstückchen ausgefüllt wurde. Letztere Technik findet sich an dem Ohrringe Fig. 81; die rohe Thiergestalt ist modellirt, daher die Vertiefung des Grundes durch den Guss erfolgte, mittelst eines glasig aussehenden, braunen Kittes wurden die halbdurchsichtigen weissen und hellgrünen Glasstückchen in die Vertiefungen eingekittet. Ein anderer halbmondförmiger Ohrring zeigt einen Vogel mit vorgestrecktem Kopfe und aufgerichtetem Schwanze, in den Vertiefungen aufgeschmolzene Email: ziegelroth, strohgelb, smalteblau und hellgrün; Rückseite und Reifen mit blauem, sehr dünnem Ueberzuge. Email und Mosaik gemischt findet sich am Ohrringe Fig. 80, indem das Roth aus ersterer besteht, während die blauen Streifen aus eingelegten Glasstückchen hergestellt sind.[1]

Ausser einem Halsschmucke, der aus einer Reihe runder, an der Innenseite mit Oehren versehener Scheibchen mit daran hängenden herzförmigen Plättchen besteht[2], durchaus mit smalteblauem Ueberzuge, sind besonders die mannigfachen Zierscheiben beachtenswerth. Diese, von 11—30 Linien Durchmesser, zeigen verschieden stylisirte, zum Theil abenteuerliche Thiergestalten oder lineare Ornamente, bei denen das Kreuz vorherrscht, ebenfalls mit emaillirtem oder mit färbigen Glasstückchen ausgelegtem Fond. So sehen wir unter Fig. 78 eine Scheibe mit granulirtem Rande, auf der vorderen Fläche ein sich umsehender Adler, der Grund roth und undurchsichtig, gelbgrün emaillirt, unter Fig. 79 einen hahnartigen Vogel mit erhobenem Fusse, der Fond mit eingelegten, halbdurchsichtigen, weissen Glasstückchen, unter Fig. 77 ein zusammengekrümmt liegendes Ungethüm mit sehr schön gearbei-

---

[1] Vgl. Labarte, Recherches sur la peinture en émail, (Pl. B.). — E. aus 'm Weerth, der Grabfund von Wald-Algesheim. S. 24.

[2] Bei Frank, Taf. II. 8.

tetem Emailrande; derselbe zeigt in saphirblauem Grunde grüne und rothe Zinnen drei Mal wechselnd in Farbe und Stellung. Eine Scheibe zeigt ein Kreuz mit Lilienenden, eine andere ein breitendiges Kreuz, emaillirt, in dessen Mitte ein Kreis mit einem Krückenkreuze in grünem Emailgrunde; statt desselben sieht man bei einem dritten Stücke herzförmige Ornamente.[1]

Sehr merkwürdig sind zwei Zierstücke von abweichender Technik; das eine, wahrscheinlich ein Gürtelbeschläge, zeigt in durchbrochener Arbeit viereckige Felder, welche Kreise enthalten, in denen sich phantastische springende Thiere mit Blättern im Rachen befinden, die Schwänze sind getheilt, wie in Blattwerk endend (Fig. 76)[2], die Leiber mit einer Andeutung der Musculatur durch Gravirung.[3] Die zweite Zierplatte ist unregelmässig sechseckig, mit drei Löchern zum Befestigen auf Stoff versehen und zeigt in Gravirung einen phantastisch stylisirten Löwen mit erhobenem rechten Fuss, hinter demselben einen Baum (?). Der Grund ist ringelförmig punzirt, das Ganze war vergoldet, wovon noch Spuren zu sehen sind (Fig. 75).[4] Die Metallmischung aller dieser Schmuckstücke ist nicht Bronze, sondern Messing und besteht, nach der Analyse des Freiherrn von Bibra, aus 78·38 Kupfer, 20·32 Zink, 1·09 Blei und 0·21 Eisen.

Bei vielen Skeletten lagen in der Halsgegend 1—16 Perlen aus feinem Thon, theils kugel-, theils fassförmig, von schwarzer oder graubrauner Farbe, sehr fest gebrannt, — einfache Schmuckstücke. Eine besonders geschätzte Seltenheit scheinen Glasperlen gewesen zu sein, denn es fanden sich nur bei drei Skeletten jedesmal eine einzige vor, und diese sind auch sehr verschieden. Die eine ist ein smaragdgrüner Cylinder, 3 Linien lang, die zweite stellt sich als ein Stängelchen von fünf an einander befestigten kleinen Perlen aus dunkel-

---

[1] Emaillirte Zierscheiben und Fibeln aus der Umgegend von Mainz siehe Lindenschmit, Alterth. uns. heidn. Vorzeit II, Heft IV, Taf. 5.

[2] Nach Frank, Taf. III, 42.

[3] Aehnlich ist eine Schnalle im Cantonal-Museum von Lausanne verziert; eine im Dep. Seine inférieure gefundene Schnalle zeigt einen Greif von derselben Technik (Revue archéologique, Nouv. série, Vol XXII, p. 314).

[4] Nach Kenner im Archiv f. Kunde österr. Geschichtsquellen, XXIX, 195.

blauem, schillernden Fadenglase dar (Fig. 82), die dritte ist eine 9 Linien lange Walze aus Mosaikglas; rothe, blaue und gelbe Stäbchen sind zusammengeschmolzen, grüne bilden Kreise, in denen sich auf gelbem Grunde rothe Kreuzchen befinden (Fig. 83).

Fassen wir die gesammten Erscheinungen des Grabfeldes zusammen, so werden wir zu dem Schlusse geführt, dass es der spätesten heidnischen Periode, wohl schon gegen die karolingische Zeit, angehöre.[1] Darauf deuten ausser der Metallcomposition und der Emailtechnik die Formen der Schmuckstücke, insbesondere aber die Verzierungen mit stylisirtem Laubwerk und Thiergestalten hin.[2] Letztere nähern sich schon sehr den an romanischen Bildwerken des früheren Mittelalters vorfindlichen und erscheinen als eine Uebergangsstufe von den rohen, wirren Gestaltungen auf nordischen und germanischen Zierstücken zu den stylvolleren des romanischen Styles, dessen Ornamentik sich offenbar auf dieser Grundlage herausbildete. Besonders gilt dies von dem Beschlägstücke Fig. 76.

In dieselbe Kategorie gehören die Gräber bei Brunn am Steinfelde, welche im Jahre 1871 beim Baue der Wiener Wasserleitung aufgedeckt wurden.[3] Sie liegen, wie alle Grabstätten dieser Gegend, an der Berglehne, an der äussersten Abdachung gegen die Ebene. Es sind ebenfalls Reihengräber mit Skeletten, die gegen Osten sehen, parallel gelegt, in einer Tiefe von 6—9 Fuss, je nach der Schichte des darüber liegenden Humus, in Abständen von 3 Fuss. Es wurden acht solche regelmässige Reihen aufgedeckt, mit 61 Gerippen, die sämmtlich auf dem Rücken lagen, die Arme längs des Leibes ausgestreckt, oder über dem Bauche gekreuzt. Quer über den Beinen befanden sich häufig Thierknochen (bei einer Leiche das Skelett eines Hundes), zur linken Hand ein Topf, zur rechten ein Eisengeräth, meistens ein Messer von 6—7 Zoll Länge mit Griffangel, zum Theil mit Spuren einer hölzernen

[1] Weinhold, a. a. O. theilt das Strassengler Grab, das den Kettlacher Gräbern verwandt ist, frühestens dem 8. Jahrhundert zu.

[2] Einige Ornamente finden sich auf Schmuckstücken aus den Gräbern von Bel-air genau so vor. Troyon, in den Mitth. d. antiq. Gesellschaft in Zürich, I, Heft 9, Pl. I, Fig. 15, 21.

[3] Karrer in den Mitth. d. anthropol. Gesellsch. I, 369.

Scheide; also ganz wie in Kettlach, auch die Töpfe sind ganz ähnlich, wie dort, von derselben Form, mit den gleichen in den noch weichen Thon mit einem Kamm eingegrabenen Wellenlinien als Verzierung.

An sonstigen Beigaben waren die Gräber ziemlich arm. In einem fand sich die 22 Zoll lange, gerade, einschneidige eiserne Klinge eines Schwertes, nebst einem 10 Zoll langen Messer oder Dolche, — wahrscheinlich als beides gebraucht — ganz von Eisen, mit einer einschneidigen, etwas ausgeschweiften Klinge, wie sie die fränkischen Scramasaxe haben; die Griffzunge ist mit zum Theil noch erhaltenen Beinplatten belegt. Die Pfeilspitzen sind meist dreilappig, kurz, ohne Widerhaken, nur einer zeigt die gewöhnliche Form. An Schmucksachen kamen vor: Ringe aus vierkantigem Messingdraht, mit der schneidigen Kante gegen innen, daher keine Arm-, sondern wahrscheinlich Haarringe, wie solche auch in Hallstatt vorkamen, ferner dünne Armringe mit Knöpfchen an den Enden, kleinere Zierringe aus Messing und Eisen, aus zwei Drähten zusammengedrehte, spiralförmig gewundene Fingerringe von 3—5 Umgängen, hohle Anhängsel aus Bronzeblech. Grüne Flecken an den Schläfen einiger Schädel bezeugen den Gebrauch von Ohrringen, deren auch einige aus Draht gefunden wurden. Besonders interessant sind die Beschlägstücke eines Gürtels; dieselben sind gegossen und zeigen liegende Greife von ganz guter Zeichnung in Relief. Die Zungen der Riemen sind mit gezogenem Blattwerk, das, wie auch die Greife, schon ganz an die romanische Ornamentik erinnert, verziert. Auf einer Eisenschnalle sieht man im Roste Spuren eines groben Gewebes; Lederspuren zeigen sich auf dünnen, gepressten Plättchen. Einige kleine Perlen aus fadenartigem, blauen Glase und verschiedene Perlen oder Wirtel aus Thon sind solchen von Kettlach ganz ähnlich. Auch fässchen- und birnenförmige, ziemlich unregelmässig gebildete rothe, weisse und blaue Glasperlen fanden sich bei weiblichen Skeletten in der Halsgegend vor; eine der letzteren aus durchscheinendem Glase hat weisse Wellenlinien. Besonders beachtenswerth sind einige hohle Knöpfchen und zwei kleine Ohrringe aus Silber, das hier zum ersten Male in österreichischen nichtrömischen

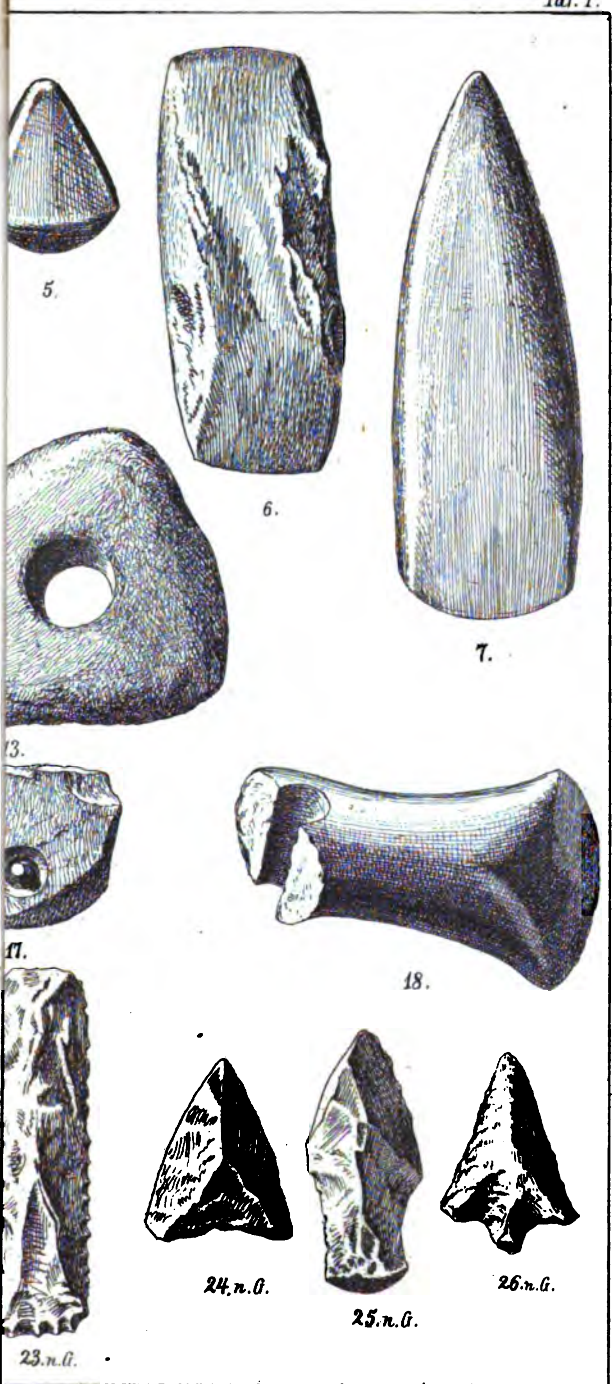
Gräbern vorkommt; auch manche Ringe und Gürtelschnallen zeigen Spuren von Versilberung.

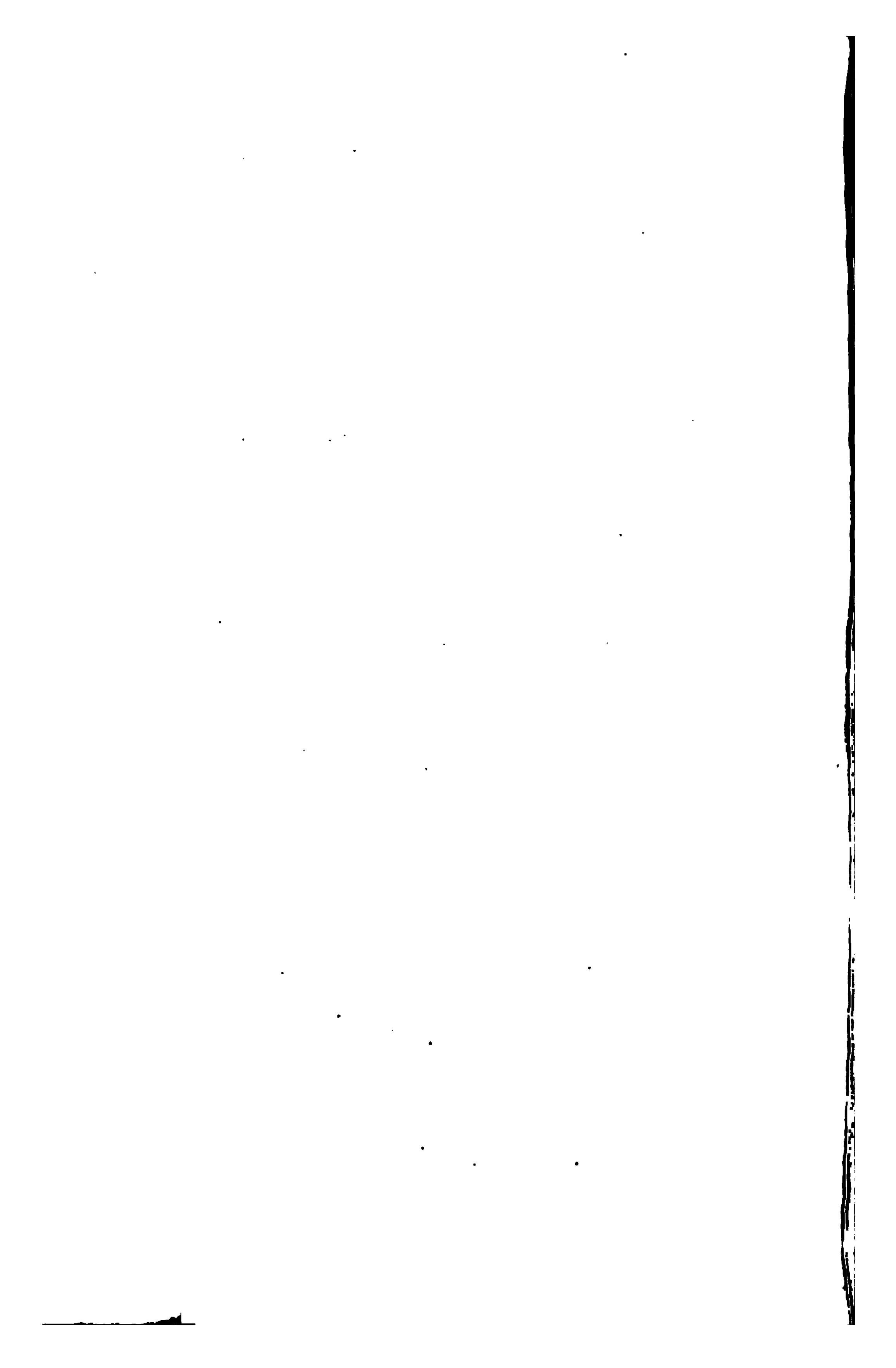
In Betracht der Bestattungsweise in Reihen, des Mitbegrabens von Thieren, des Charakters der Topf- und Metallverzierungen, der Form der Eisenwaffen und Geräthe, der Technik der Glasperlen und des Silbers, müssen wir diese Gräber in die letzte heidnische Zeit unserer Gegend, zwischen das VI. und VIII. Jahrhundert unserer Zeitrechnung setzen und mit Wahrscheinlichkeit der germanischen Bevölkerung zuschreiben.

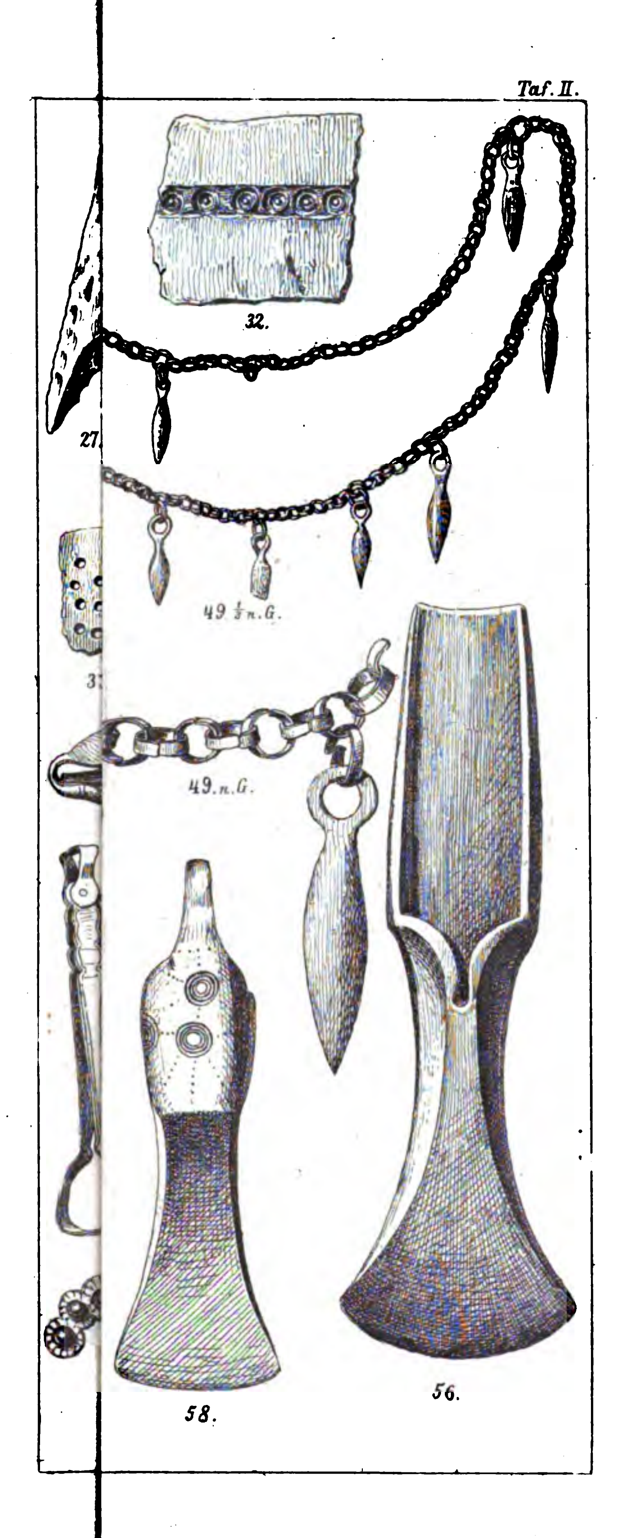
---

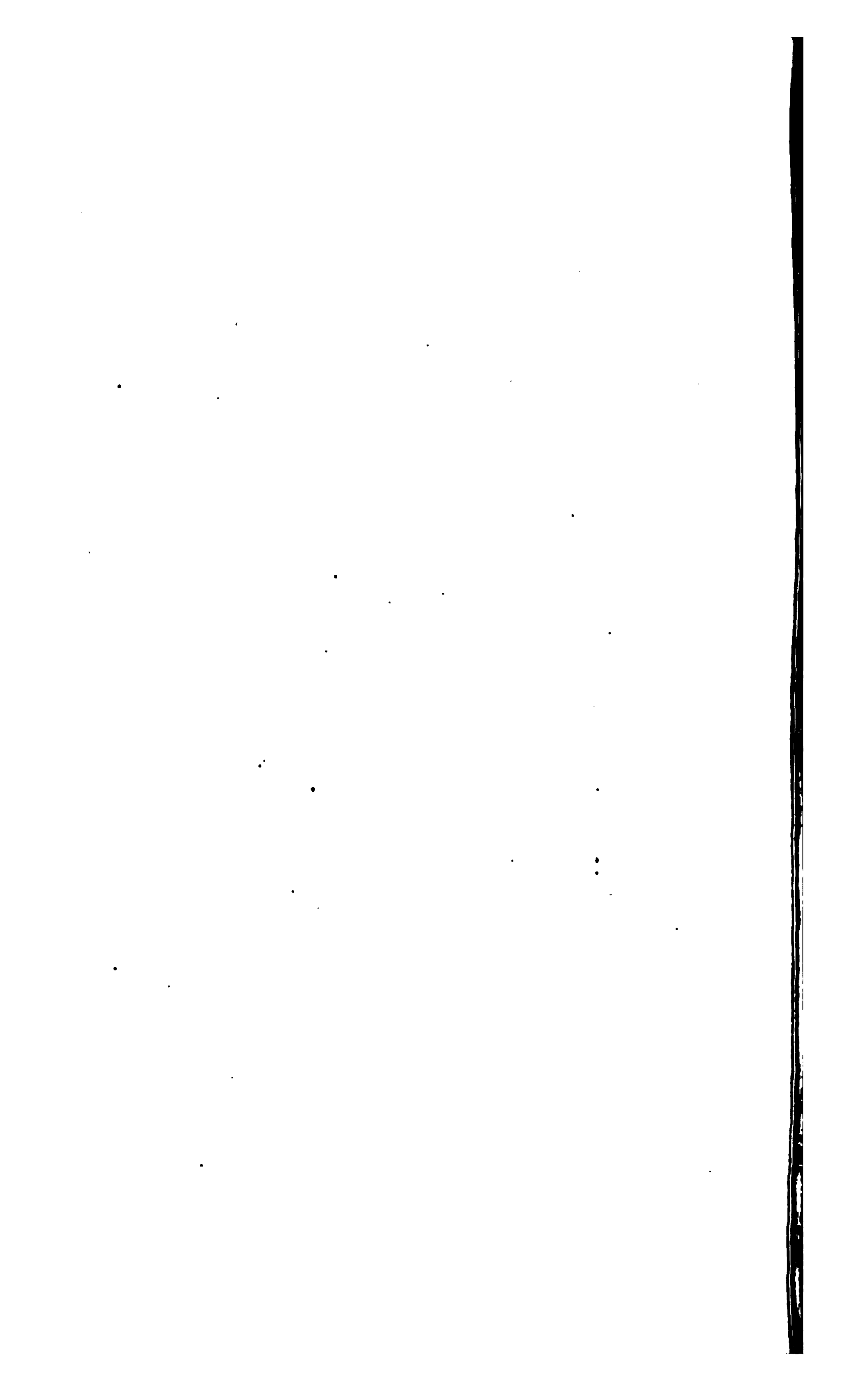
So haben wir durch die bisher gemachten Funde ein ziemliches Bild der Culturzustände, der in Niederösterreich einen langen Zeitraum hindurch ansässig gewesenen Völker gewonnen, ein Bild, welches durch jeden folgenden Fund an Deutlichkeit gewinnen wird.

Anmerkung. Auf den Tafeln sind alle Gegenstände in der halben Originalgrösse gezeichnet, ausser denjenigen, welchen das Maassverhältniss beigeschrieben ist; n. G. bedeutet Grösse des Originales.


5.
6.
7.
13.
17.
18.
23.n.G.
24.n.G.
25.n.G.
26.n.G.




32.
27.
49 ⅓ n. G.
49. n. G.
58.
56.




64.
PIVS·M·F·VERVS
A·K·IIIIVIRI·DE
IL·LVCILLA·V·S·EMVL
ANOFIL·AN·V·H·S·E
67. 1/25.
68.
69. ¼ d. nat. Gr.
72. ⅛.
65.
66.

Taf. IV.

n. G.

81. n. G.

75. n. G.

Druck v. R.

# Zur Literaturgeschichte des Guy von Warwick.

von

Julius Zupitza.

Es ist meine Absicht, mit der Zeit die sämmtlichen mittelenglischen Bearbeitungen der ursprünglich altfranzösisch abgefassten Erzählung von Guy von Warwick, am liebsten mit dem Original dazu, herauszugeben. Die gegenwärtige Arbeit, die den Hauptzweck hat, mich von einigem nebensächlichen Material zu befreien, benutze ich zugleich zu der inständigen Bitte an alle Fachgenossen diesseits und jenseits des Kanals, mir zur Ergänzung der mir bekannten oder unbekannten Lücken in meinen Sammlungen freundlichst behilflich sein zu wollen.

## 1. Ein Fragment und seine Stellung innerhalb der me. Bearbeitungen des altfranzösischen Guy von Warwick.

Das Sloane MS. Nr. 1044 im britischen Museum zu London enthält ‚Specimens of Ancient Hand Writings‘: unter diesen befindet sich (Fol. 345, Nr. 625) ein bisher ganz unbeachtet gebliebenes Fragment eines me. Guy von Warwick, das ich hier veröffentlichen und im weiteren Verlaufe dieses Aufsatzes durch S bezeichnen will. Der Katalog setzt es ins 15. Jahrhundert, aber ich glaube, dass Schrift und Sprache gestatten, es noch dem 14. zuzuweisen. Es ist ein einziges Pergamentblatt in klein Folio auf beiden Seiten in je zwei Spalten zu je 54 Zeilen beschrieben, so dass überhaupt 216 Verse erhalten sind. In der ersten Spalte der Vorderseite fehlen bis Vers 35 zum grössten Theil die Anfangsbuchstaben entweder vollständig

oder bis auf geringe Spuren: in dem ersterwähnten Falle sind sie im Abdrucke eingeklammert, in dem anderen durch cursive Schrift bezeichnet. In der ersten Zeile sind vor þonceþ allerdings noch Spuren von, wie es scheint, zwei Buchstaben erkennbar: da es sich indessen nicht bestimmen liess, von welchen, so habe ich das ganze von mir ergänzte þei eingeklammert. Von V. 135 an bezeichnet aber die Klammer Unleserlichkeit, cursiver Druck Undeutlichkeit der Handschrift. Die Absätze sind nach der Hs. gemacht: wo die Verse eingerückt sind, steht in ihr das bekannte §-Zeichen. Die Abkürzungen sind aufgelöst, u und v, i und j geschieden.

(þei) *þonk*eþ *g*od, þat al haþ wrouȝt, r<br>
(þ)at hym þider to hem haþ brouȝt,<br>
*A*nd prayeþ ȝerne wiþ boþe her honde:<br>
,*G*od, let hym never part of londe'.<br>
5 Sir Guy into a chambre gos,<br>
*H*ende Felice aȝeyn hym ros<br>
*A*nd wel sone to hir he skippeþ,<br>
*T*o gedre lovelych þei kisseþ.<br>
(þ)ei kisseþ and clippeþ ofte siþe:<br>
10 *N*e were þei never so glad ne bliþe.<br>
*O*n hir bed heo made him sitte,<br>
*T*iþinges of hym heo wold wete,<br>
*A*nd he hir telleþ alle his lif,<br>
*H*ow ofte he miȝt have take wif,<br>
15 *K*ynges douȝters and emperoures<br>
*W*iþ myche riches and grete honoures;<br>
*A*nd ȝet nolde he none take,<br>
*B*ote alle forsoke for hir sake.<br>
,*M*y love', he seyde, ,wol nowhere lende<br>
20 (B)ut on þe, Felice, þat art so hende.<br>
*S*ey me þi wille, now ich am here;<br>
*F*or ich have bouȝt þi love ful dere'.<br>
,God þe forȝelde', heo seyde, ,sire Guy:<br>
Also ich segge sikerly.<br>
25 *S*o help me þe king of hevene,<br>
*P*assed ben ȝeres sevene,<br>
(I)ch had be spoused sikerly,<br>
(ȝ)if þat ȝe nere, sire Guy,

(A)nd spared, sire, *nei*ȝen or ten
30 *P*rinces, dukes, riche men
*Of* many londes, of grete honoures,
*þ*at me desireden paramoures.
*My* fader wold have be glad,
ȝif ich ever wolde eny have had,
35 And pult me ofte to resoun,
Bote ay ich fonde gode enchesoun
For to putte it in delay;
For ich ne schal nouȝt, by þis day,
To oþer man my love ȝive,
40 þan to þe, þe while ich lyve.
Sir Guy vaillaunt and curteis,
Ich ȝelde me to þe', heo seis.
,Ich am redy þi wille to wirche
þurȝ þe lawe of holy chirche'.
45 Sir Guy for joye cusseþ hir þrie
Wiþout more vileny:
þei telleþ and talkeþ boþe samen
And maken solace and grete gamen.
Whan þei hadde spoken, þat hem gode þinke,
50 Swete Felice þan axede drynke:
A mayde brouzt hir biforen
þe clare in þe bugle horn.
Felice to Guy drynkeþ þo:
Grete is þe love bitwene hem two.
55 Sir Guy, as hym bihoved nede, r^b
His leve he toke and hamward ȝede
And makeþ him glad niȝt and day:
Now al his care is went away.
Þe erl on a day after masse
60 Takeþ wiþ hym þe countasse:
In to a chambre þei beþ ygo
And cleped Felice to hem two.
To hir þei seyde in privete:
,We ne haveþ non oþer child but þe,
65 Wel þou wost, mayde ne knave:
Oure heritage þe falleþ have
To governe, whan þat we be dede.

Leve douȝter, herkne my rede:
Dukes, erles, grete sires
70 Ech richer, þan oþer, þe desires:
þou take one, wel þou wost,
On whom þi hert stondeþ most.
þou let hym wedde þe to wyve:
Half oure lond we wolleþ þe ȝive.'
75 ,Sire', heo seide, ,nouȝt þe ne greve:
Ich wol take counseyl by ȝoure leve
And wiþ inne þis þridde day
Answere, ȝif ich kan or may.'
,Douȝter, de par dieus,' þei seyn:
80 þe erl and his contasse turneþ aȝeyn.
Whan þe þrid day was comen,
þe erl to his douȝter þe wey haþ nomen
And seiþ: ,ich holde þe ȝepe and wis:
Sey me, douȝter, þin avis.'
85 ,Sire', heo seyde, ,take nouȝt an ille,
þouȝ ich segge ȝow my wille.
Ich schal chese, so mote ich þrive,
Bifore alle men, þat beþ alyve
(And þat man, ich mest desire,
90 þou knowest him wel, leve sire),
Guy of Warwik, þe bachelere:
In alle þe worlde nys non his pere.
Certes, ȝif he me forsake,
Oþer ne schal ich never take.'
95 ,Wel hastow seyde, by seynt Symoun!
Douȝter, have þou my benesoun:
Miche þank ich þe kan,
þat þou desirest þat noble man.
þurȝ him þou schalt honoured be.
100 Me were lever, þan þis cite,
For why ich wist þe wille of Guy;
And ich þe telle resoun, why:
Maydenes haveþ loved him paramours,
Kynges douȝtres and emperoures,
105 Better, riccher and fairer of ble,
þan ever were þou or ever schalt be.

Witnesse on þe maide Blaunchfloure,
Reigneres douȝter, þe emperoure
(In a turnay he hir wanne, v[a]
110 þat sauȝ for soþe many a man),
And also swete Florentyn,
þat for hym suffred myche pyn.
—Nis man bitwene þis and Rome,
þat me were lever, þat þou nome.
115 Ich schal ful prively and ful stille
Undergo his purpos and his wille.'
Þe erl Rohaut on a day
Biddeþ sadel his palfray
For to hunt in þe friþ,
120 And sire Guy wendeþ him wiþ.
þe knyȝtes nomen venesoun
Wiþ houndes ful grete foisoun.
Whan tyme was, hamward þei drawen:
þes bolde men syngen and plawen.
125 þe erl Rohaut, sire Guy also
Riden talkyng bitwene hem two.
þe erle Rohaut, as he wel can,
Aresoneþ Guy, þat noble man:
,Sire Guy', he seide, ,what hastow þouȝt?
130 Tel me soþe, forhele it nouȝt:
Whan þenkestow for to wyve,
Whom and whare? so mot þou þrive'.
,Sire', he seyde, ,by seynt Cutberd,
þer nys no womman in midlerd,
135 *For* no þing, men miȝt me crave,
*Bot one for* soþe, þat ich wolde have
*Loved and s*erved in al my lyve.
(An) *oþer*, þan *hir*, nyl ich never wyve:
*Hir love have ich dere* bouȝt.
140 Sir erl, now hastow al my þouȝt.'
þe erl Rohaut seiþ: ,sire Guyoun,
Wher is þat may, in what regioun?
Tel me, sire, ich þe biseche,
þe maydenes name, hir faderes eke.'
145 And Guy seiþ: ,sire, by goddes ore,

At þis tyme wostow no more.‘
*þe erle* takeþ Guy by þe hond
*And seiþ*: ‚leve frende, now understonde.
*Ich* have a douȝter swiþe faire:
150 *Wel* þou wost, heo is myn eire.
(P)*ry þe*, Guy, take hir to wyve:
*Half* my lond ich wol ȝow ȝive
And al entere after my day:
Ich nave none eir but þat may.‘
155 ‚Sire‘, quoþ Guy, ‚grant mercy:
*Her* is a fayre ȝifte sikerly.
*þi* douȝter lever to me is
*In* hir smok al one ywis,
þan to wedde wiþ alle Spayne
160 þe emperoures douȝter of Almayne.
The erle hym kist fele siþe
Wiþ gode wille and þonked him swiþe.
‚Sir Guy‘, he seyde, ‚ich se by þe, v[b]
Up al þing þou lovest me,
165 Now þou wost my douȝter take
And so many hast forsake.
To day seveniȝt it schal be,
þe spousail, wiþ alle gle
In Warwik, þat cite,
170 Wiþ wel grete solempnite.‘
‚Sire‘, quoþ Guy, ‚al, þat þou demest:
In alle þing þou me quemest.‘
Whan þe tyme was ycome,
þider come many a moder sone,
175 Dukes, erles and knyȝtes many one,
þat to þe spousail were bede echon.
þat maide was diȝt richely,
Wiþ grete worschip hir spoused Guy.
þe bridale þei helden richeliche
180 A fourtenniȝt manschipliche.
Mynstrels many þere were,
Mo never at one fest nere.
þere was harp and tympanie,
Feþele, beme and cymphanie

185 And clerkes wiþ her sautrie,
þat couþe synge wel myrie.
Beres and bole ybete þer were
And apes tumbled in many manere.
þere was al maner of gle,
190 þat man miȝt þenk oþer se.
Robes, þat were of riche pris,
þe panes of veire and of gris,
þe heiȝe hors, þe grete stede
þe glemen hadden to her mede.
195 Whan þe fourtenniȝt was gon,
Ech man hym went þennes home.
Now haþ Guy al his wille
Of his lemman boþe loude and stille.
Fifty dayes to gedere þei were,
200 No day more yfere þei nere.
It fel in þat first niȝt,
þat he lay by þat swete wiȝt
And neiȝhed hir fleschliche,
A knave child heo conseyved sikerliche.
205 It was in may in someres tyde,
Guy was at Warwik wiþ pride.
From huntyng on a day was come,
Gode plente of venesoun had nome.
Muche joy he made and solace,
210 So þat in an evenyng, þat myry was,
Sire Guy to a toure steiȝ
And lened him to a corner an heiȝ.
He biheld þe cuntre about ferre,
þe welkne, þat was wel þik of sterre,
215 And þe weder, was myry and briȝt;
And Guy þouȝt him anon riȝt . . . .

Dieses Fragment ist am nächsten verwandt mit C, der noch ungedruckten Pergamenthandschrift in Cajus (sprich Key's, d. h., keez) College zu Cambridge, die im Anfange des 15. Jahrhunderts von zwei Händen geschrieben ist (Nr. 107 des Katalogs von Smith). Der Grad der Verwandtschaft wird sich aus zwei verschiedenen Stellen ergeben, die wir vergleichen wollen. Die erste sei der Schluss des Fragmentes von V. 205

an. Doch mag hier zunächst die entsprechende Partie des französischen Originals stehen und zwar nach der Handschrift des Corpus Christi College zu Cambridge (L, 6. Fol. 103—182), die wohl erst im 14., nicht schon, wie der Katalog angibt, im 13. Jahrhundert geschrieben ist. Die betreffende Stelle lautet Fol. 148r a:

Ceo fu en mai el tens de esté
Ke Gui ert en Warewik la cité.
De berser ert un jor repairé,
Venesun ad pris a grant plenté.
5 Mult joius e lez se feseit:
A une vespre ke bele esteit
Gui en une tur mounta,
En hault as estres se apuia.
Le pais environ ad esguardé
10 E le se[c]l[e] ke tant ert esteilé
E le tens ke ert seri e cler.
Gui comence dunc a penser
Com deus u. s. w.

C gibt nun S. 147 f.:

It was in may in somers tyde,
Guy was at Warrewik *in moche* pride.
From huntyng on a daye *he is* come,
*Grete* plente of venyson *he hath* nome.
5 Moche joye he made and solas,
So that in *the* evenyng (*so* mery *he* was)
*The contree he behelde* aboute farre (l. ferre)
*And* the *skye* thikke *with* sterre
And the weder, *that* was mery and bright.
10 *Guy be*thoughte him anone right,
That god u. s. w.

Es fehlen hier zwischen 6 und 7 zwei Verse (= 7. 8 O, wie ich kurz den altfr. Text nennen will, und 211. 212 S), auch sonst kommen Abweichungen vor, die durch den Druck bezeichnet sind: diese sind so unbedeutend, dass der Schluss unvermeidlich ist, dass S und C ein und dieselbe Uebersetzung repräsentiren.

Sehen wir nun, wie diese Stelle in den übrigen Texten lautet, zunächst in dem Edinburgher Auchinleck MS. aus der

ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts, nach welchem Turnbull die Geschichte von Guy und seinem Sohne Reinbrun (denn so und nicht ‚Rembrun' muss der Name lauten) im Jahre 1840 für den Abbotsford Club herausgegeben hat. Nur ein Theil ist in kurzen Reimpaaren abgefasst, diesen nenne ich A: was in zwölfzeiligen Strophen behandelt ist, bezeichne ich mit *α*. Wir lesen nun in *α* (S. 276 bei Turnbull):

20 þan was sir Gy of gret renoun
And holden lord of mani a toun,
As prince, proude in pride,
þat erl Rohaut and sir Gyoun
5 In fretþe to fel þe dere adoun
On hunting þai gun ride.
It bifel opon a somers day,
þat sir Gy at Warwike lay
(In herd is nouȝt to hide):
10 At niȝt, in tale as it is told,
To bedde went þe bernes bold
Bi time to rest þat tide.
21 To a turet sir Gy is went
And biheld þat firmament,
þat þicke wiþ steres stode.
On Jesu u. s. w.

Der Ausdruck 21, 2. 3 *α* þat firmament, þat *þicke wiþ steres* stode verglichen mit 214 S þe welkne, þat was wel *þik of sterre* und 8 C the skye *thikke with sterre* (= 10 O e le sel ke tant ert esteilé) könnte vermuthen lassen, dass die strophische Bearbeitung nach der uns in SC (natürlich in jüngerer Gestalt) vorliegenden Uebersetzung gemacht ist, doch bedarf dies einer eingehenden Untersuchung, zu der mein Material noch nicht ausreicht.

Ferner ist zu vergleichen Fol. 206r b von c, der ungedruckten Papierhandschrift der Universitätsbibliothek zu Cambridge (Ff, 2, 38) aus dem 15. Jahrhundert. Es heisst da:

Hyt was in a somers tyde,
That Gye had moche pryde.
He came fro huntyng on a day
With grete solace and mekyll play:
5 þey toke plente of veneson

And broght hyt unto the towne.
At evyn he wente into a towre
Wyth moche yoye and honowre.
He behelde there the ayre
10 And the lande, þat was so fayre:
The wedur was clere and sternes bryȝt.
Guy beganne to thynke ryght,
How god u. s. w.

Wir haben hier ganz dieselbe Anzahl von Versen, wie in O und S. Zweimal finden wir denselben Reim, wie in S und C, nämlich tyde : pryde 1.2 c, 205.206 S, 1.2. C und bryȝt: ryght 11.12 c, 215.216 S, 9.10 C. Doch sind die Verschiedenheiten zwischen c und SC sonst so bedeutend, dass wir in c eine zweite selbstständige Uebersetzung des Originals sehen müssen: jene ganz naheliegenden gleichen Reime können gegen diese Annahme nicht geltend gemacht werden.

Endlich kommt noch in Betracht d, der von Copland (nach Ritson vor 1567) gedruckte Text, der auf der Vorder seite von Dd 1 die folgenden Verse enthält:

After it fell upon a day,
As syr Guy came from play,
Into a towre he went on hye
And looked about him farre and nye.
5 Guy stoode and bethought him tho,
How he had done u. s. w.

Der Reim 1.2 day : play stimmt zu 3.4 c, dagegen erinnert das Reimwort on hye V. 3 an 212 S an heiȝ. Dass diese Berührungen zufällig sein können, liegt auf der Hand; dass sie aber wirklich zufällig sind, wird sich im Fortgange dieser Untersuchung ergeben, wenn es sich herausstellt, dass d die Modernisirung einer dritten selbstständigen Uebersetzung ist.

Ich gehe jetzt zu einer zweiten Stelle über, die in S die Verse 23—58 umfasst. Ihnen entsprechen in O (Fol. 147ᵛb und 148ʳa):

,Sire Gui', fait ele, ,vostre merci!
E ieo veraiement vus di
Ke mult ai requise esté
Des plus riches del regné,

5 Mes amer nul ne voleie
Ne a nul jur ne f(e)reie.
A vus me doin e ottreie (l. ottroi),
Vostre pleisir facez de moi'.
Gui de joie l'en ad baisé[e]
10 Unc mes de rien ne fut tant lé.
A sa amie prist puis congié,.
Si est a sun ostel alé.
Joie demaine e nuit e jour,
Quant est aseur de s'amur.

Diesen 14 Versen entspricht eine gleiche Anzahl in C (S. 145 f.):

,Sir Guy', she seide, ,graunt mercy!
And y the sey sikirly,
That y have desired bee
Of the richest of this reigne,
5 And noon to love nas my wille,
Ne never noon love y nelle,
Bot the, to whom y yive me:
To thy wille y shall alweys bee'.
Guy hir kiste: so gladde he was,
10 Nevere more joyefull of noo cas.
At hir than his leeve he nome
And to his inne he wente home.
Nyghte and day he made solas,
Of hir love thoo he siker was.

Eben so viel Verse hat c (Fol. 206r a):

,Syr', sche seyde, ,gramercye!
I yow sey sekerlye,
For me þer hath be preyere
Of kynge and dowke ferre and nere.
5 Of them all wolde y nane:
Ye had my love with yow tane.
I am yowrys (hyt ys skylle)
To do with me at yowre wylle'.
Gye hur kuste wyth yoye than:
10 He was never so gladd a man.
He toke hys leve and home wente:
Of myrthe and yoye was hys entente.

He made yoye nyght and day,
When he was seker of þat maye.

C und c verhalten sich hier ganz so, wie an der zuerst verglichenen Stelle: sie haben einmal (1.2) den gleichen naheliegenden Reim, aber sonst ist ihnen eben nicht mehr und nicht minder gemeinsam, als was von zwei selbstständigen, aber genauen Uebersetzungen zu erwarten ist. In S aber, das an dieser Stelle einen ganz eigenen Weg wandelt, müssen wir, wenn wir beide Stellen zugleich ins Auge fassen, eine theilweise erweiternde Bearbeitung derselben Uebersetzung erkennen, die C gibt.

Es bleiben noch α und d übrig. α (Turnbull S. 269) gibt:

6 þan answerd þat swete wiȝt
And seyd oȝain to him ful riȝt:
,Bi him, þat schope mankinne,
Ich am desired day and niȝt
5 Of erl, baroun and mani a kniȝt:
For noþing wil þai blinne.
Ac Guy', sche seyd, ,hende and fre,
Al mi love is layd on þe:
Our love schal never tvinne.
10 And, bot ich have þe to make,
Oþer lord nil y non take
For al þis warld to winne'.

7 Anon to hir þan answerd Gy,
To fair Felice, þat sat him bi,
þat semly was of siȝt.
,Leman', he seyd, ,gramerci!'
5 Wiþ joie and wiþ melodi
He kist þat swete wiȝt.
þan was he boþe glad and bliþe
(His joie couþe he noman kiþe)
For þat bird so briȝt.
10 He no was never þer biforn
Half so bliþe, seþe he was born,
For nouȝt, þat man him hiȝt.

Zur Bestimmung der Quelle von α ergibt diese Stelle, so viel ich sehe, nichts: auch aus der Fassung von d lässt

sich nichts folgern, doch beachte man die drei sayd (1 . 3 . 7) und daneben noch quod (5).

> ‚Certaynly', then sayd Phelis,
> ‚Knight of this worlde moste of pryce,
> On you certes, syr', she sayd,
> Over all thing my love is layd.
> 5 For certes, syr,' quod she,
> ‚I loved never man so well, as yee;
> And now', she sayd, ‚lowde and still
> I will be at your will'.

Ich will auch nicht unterlassen, auf die gleiche Phrase 6, 8 α und 4 d aufmerksam zu machen: es kann das aber leicht ein Zufall sein.

Ich habe oben d für die Modernisirung einer dritten selbstständigen Uebersetzung erklärt. Von dieser gibt es einige weit ältere Bruchstücke, von denen Sir Thomas Philipps einen freilich nicht ganz vollständigen und nicht fehlerfreien Abdruck in seiner Privatdruckerei zu Middle Hill 1838 besorgt hat. In dem Wiederabdrucke von Turnbull (in der Vorrede zum Guy aus dem Auchinleck MS. XXVIII ff) sind einige Fehler verbessert und hin und wieder auch ein geringes mehr mitgetheilt, ohne dass aber dieser die Handschrift selbst gesehen zu haben scheint. Wahrscheinlich waren diese Verbesserungen und Ergänzungen in dem Turnbull von Philipps geschenkten Exemplare des Abdrucks gemacht, während sie das von mir benutzte des britischen Museums nicht hat. Philipps gibt nicht an, woher die Handschrift sei; Turnbull bemerkt nur, Philipps habe die Bruchstücke gedruckt ‚from a MS found in the cover of an old book'. In der neuesten von W. Carew Hazlitt besorgten Ausgabe von Thomas Warton's History of English Poetry (London 1871) II 162, Anm. 2 heisst es, Turnbull ‚has printed at length a fragment of an otherwise unknown English version in the possession of Sir Thomas Philipps'. Es ist Hazlitt und seinen Mitarbeitern entgangen, dass sich das Manuscript jetzt wenigstens im britischen Museum befindet. Es ist Add. MS. 14408 enthaltend Lydgate, De Regimine Principis etc. ‚At the end are 4 leaves on vellum, containing a fragment of the romance of Guy, Earl of Warwick, in English verse, which formed the fly leaves of the original binding, written

in a hand of the beginning of the XIV. century‘, wie es im Kataloge heisst. Die Bruchstücke, die ich mit P bezeichnen will (sie bilden jetzt Fol. 74—77), haben in Folge ihrer Verwendung so gelitten, dass sie fast überall schwer und zum Theil gar nicht zu lesen sind.

Auch hier will ich die zur Vergleichung ausgewählte Stelle zuerst im Original geben (131$^{v}$a):

E ieo nes poeie mes attendre:
Sur mun chival ma amie pris,
Einz el chemin mult tost me mis.
Mult grant aleure m'en alai,
5 Ma bele amie od mei portai.
Dunc me commencerent a chacer,
E ieo m'en aloie sur mon destrer.
Tut cel jur me chacerent,
Deskes a la nuit unkes ne finerent.
10 Passai le pais e les contrées
E les muntz e les valées.
A un' ewe vinc ke mult ert grant:
De totes parz vindrent siwant.
Ne poei nef ne pount trover,
15 Dunt la rive(re)pusse passer:
Radde e lée ert la rivere.
Eschaper ne poeie en autre manere:
El bon chival mult me afiai,
En l'ewe me mis, si passai.
20 Quant la rivere esteie passé,
Ester les vi al entrer del gué:
Mettre dedeinz pas ne se oserent,
A tant ariere retornerent.
En ceste forest m'en vinc errant,
25 Od mei ma amie suef portant.
Ne cremoie laron ne robeur,
Einz quidoie estre asseur.
Ke de veiller, ke de juner
E surketut de travailler
30 Mult grant somil avoie,
En ceste place me dormeie.
Ma amie devant mei seeit,

Mun chival a un raim lié esteit.
A tant survindrent chivalers,
35 Quinze robburs ke mult sunt fiers.
A mort m'unt naufré en dormant:
De la vie ne ai tant ne kant.
Dit vus ai tote ma vie,
Com ieo ai, las, perdu ma amie,
40 Dunt plus me doil ke de ma mort,
Si de lui nen aveie confort.
Mult criem k'elle seit honie
Des robburs ke deus maldie.
Oi avez ma aventure,
45 Ne quid ke a homme avenist si dure.
Ore te conjur par ta fei
Ke tu as ci plevi a mei
Ke tantost com ieo serrai mortz,
Enterrer facez mon cors
50 A abbeie ou a muster,
Ke beste nel pusse devorer;
E ke vus irrez sur cet munt
La où les quinze robburs sunt:
Tuz ensemble les troverez.
55 Si vus occire les porrez,
Comquere i porrez ainz le seir
Ke ne la durr(e)ie pur nul aver,
Ma amie, la vaillante Osille
(Ni ad tant belle deskes en Sezille),
60 E mon chival ke tant est corant:
El mund ni ad un plus vaillant.
Par force en painime le conquis
Del fiz al soldain Salakis.

Dafür gibt P (nach meiner Lesung: vgl. Philipps A, Turnbull XXVIII f):

. . . . . i moht me na langer defend,
Wiht my lemman gan i wend.
I went away ay god paas,
Riht to nyht thay goun me chas,
5 Til i com at ai water brad:
My hors swam over, i was glad.

Wen thay com thar, thay durst noht pas:
Swa dep that ilk water was.
Bot than torned thay ogayn:
10 My lemman and i went forht alayn.
I wend that nicht sicerlyk
Rest me in thys wod thyk.
Wat for fastyng, wat for wakyng
I fel her doun in slumeryng:
15 My lemman sat byfor me
And my hors bounden by ay tre.
Fiften knythes[1] com in ai stounde,
Al slapand[2] gaf thay me thys wonde.
I mun dye thar[3] of, wol i wate:
20 Swa icham in ivel[4] state.
Of my self ne hys me[5] noht:
On my lemman es al my thoht.
The theves led hyr fra me:
Thuru[6] thaym mun sho honyst be.
25 Nou[7] haf i talde the,[8] sire knyht,
Hou i ham thus ivel dyht.
For that ilke leute,
That to[9] lang are hiht me,
Ger graf me in g : : sted
30 Als sone, als i am ded.
Ga nou up unto : : : : grene,
Thar thaas ilk robbours bene.
Wiht thaym hys my lemman Osile
(Es nan fayrer unto Cisile)
35 And my palfray wiht, als milk:
In this land is nan swilk.

---

[1] Dieses Wort, dass bei genauem Zusehen nicht zu verkennen ist, lautet bei Philipps und Turnbull koyches, was sinnlos ist.
[2] Richtig ein Wort im MS., dagegen slap, and Ph, slap and T.
[3] thay Ph. u. T.
[4] snel Ph. u. T.
[5] So auch T., aber ne Ph.
[6] Thurn Ph. u. T.
[7] Mon Ph. u. T.
[8] the ist das letzte, was Ph. und T. von diesem Bruchstück geben.
[9] = þou wegen der Anlehnung an That entstellt.

In haythenes i wan hym wyt gret pris
Of the soudans sone ywis.

Diese Stelle lautet in d:

And when that i might no more fighte,
With my lemman i rode forth right,
Till it was night, a good pace,
And fast after they gan me chase,
5 Till i came to a water brode:
I wote not, how long i there abode.
An arme it was of the sea,
But gods grace so helpe me,
That my steede swifte and good
10 Bare us both over the flood.
There turned they agayne echone,
For to sue me they durst not one.
To this forrest fled wee,
For here we weende seker to have bee.
15 So for honger and long fasting
I fell downe here in sowning.
My lemman sate before me,
My horse was reyned to a tree.
Fyfteene knightes came in a stound
20 And thus asleepe me can wounde.
Therefore i wote, i must needes dye:
So feeble i am withouten lye.
Robbers all fyfteene they bee,
My lemman they robbed away fro me.
25 Of my selfe ne charge i nought,
But on my lemman is all my thought:
Through them, syr, she might be shent.
Now haste thou heard all my talent.
My name', he sayd with mylde voyce,
30 ,Is syr Terry of Gurmoyse.
Some tyme i was holden doughty,
My father knight erle Anbry'.
That sayd Terry: ,for that leawte,
That thou hightest ever to me,
35 When i am deade, doe me bury
In some place good and merry.

But yonder upon yon greene
Bene the robbers all fyfteene.
Wyth them is my lemman, fayre Osyle,
40 In much dread and great perrill.
Thou seemest a man of much might:
Speede thee to the robbers right,
That bene yonder upon yon montayne;
For thou mightest her win certayne
45 Or else thou shalt without leasing
Winne thee pryce and other thing,
That thou wouldest not give ywis
For all this world good or blis.
Thou mayst them slea with dint of swearde
50 And win the fayrest mayde of middle erde
And my well renning steede:
In this worlde is no better at neede.
I wan in pany my horse and pryse
Of the soudan Salabrys.

In d sind 16 Verse mehr, als in P: 14 davon sind, wie die Uebereinstimmung von O und P lehrt, offenbar Zusätze, nämlich 29—32 d (zwischen 26 und 27 P, 45 und 46 O) und 41—50 d (zwischen 34 und 35 P, 59 und 60 O); ausserdem aber stehen 5—10 P, also 6 Versen, 5—12 d, also 8, gegenüber. Abgesehen davon stimmt d mit P ziemlich genau überein, soweit nicht etwa in d alterthümliche oder nördliche Reime weggeschafft werden mussten. Das alterthümliche wend 2 P, ivel dyht 26 P, sted 29 P konnte nicht bleiben, ebensowenig brad : glad 5.6 P (was brode : glad ergeben hätte), ogayn : alayn 9.10 P (again : alone), sicerlyk : thyk 11.12 P (sickerly : thick), wate : state 19.20 P (wot : state), milk : swilk 35.36 P (milk : such). Wo dagegen die Reime nicht geändert zu werden brauchten, ist die Zusammengehörigkeit von P und d nicht zu verkennen: 3—5 P = 3—5 d, 13—18 P = 15—20 d, 21—24 P = 23—27 d (wenn auch in anderer Reihenfolge), 27—28 P = 33—34 d, 31—34 P = 37—40 d, 37—38 P = 53—54 d. Dass aber P keineswegs die directe oder indirecte Quelle von d war, ergibt sich schon daraus, dass d den Namen Salabrys wenn auch vielleicht entstellt, erhalten hat; während sich in P an seiner Stelle ein offenbar unechtes ywis zeigt.

Aber d steht nicht nur mit P im Zusammenhange, sondern auch und zwar in einem viel näheren mit einem älteren Drucke, von dem sich ein Blatt in der Bodlejana (Douce Fragments 20) befindet. Auf dem Umschlag ist von moderner Hand bemerkt: ‚The same type as that used in the fragments of Bevis of Hampton and Robyn Hode, and several other books . . . all of which were certainly printed by Wynkyn de Worde‘. Dem Blatte, das ich w nennen will, entspricht in d Ji II und III. Die Abweichungen sind fast nur orthographisch; doch sind auch einige Fehler von w in d nicht vorhanden. Z. B. wenn es in w heisst:

To Lolbronde he lete it flye,
But he myghte not so hye,

so gibt d richtig Colbronde und myght not reche. War w die Vorlage von d, so dass die angeführten und sonstige Veränderungen in d Coplands Conjecturen wären, oder hatten d und w eine gemeinschaftliche Grundlage? An diese Fragen, die ich nicht beantworten kann, mögen sich gleich noch einige andere schliessen. Gibt das Fragment von 36 Blättern ‚printed in a thinner letter than W. de Worde's‘, das sich nach Warton (ed. Hazlitt) II, 162 im Besitze von Mr. Staunton of Longbridge House, co. Warw., befindet und von Pynson herrühren soll — gibt dieses denselben Text wie d? Auch Cawood's Ausgabe? Wo ist ein Exemplar von diesen? Wo ein vollständiges Exemplar von d? Auskunft hierüber wäre mir sehr erwünscht.

Es bleibt jetzt noch zu beweisen, das Pd wirklich eine dritte selbstständige Uebersetzung repräsentiren. Die erste ist nun an dieser Stelle nicht nur durch C, sondern auch durch das weit ältere A vertreten. Ich gebe den entsprechenden Abschnitt nach A, die Abweichungen von C aber, soweit sie nicht bloss, wie man sich nicht ganz genau auszudrücken pflegt, orthographischer Natur sind, in den Anmerkungen, wodurch zugleich die Zusammengehörigkeit von A und C bewiesen wird.[1]
Turnbull S. 164 f. (V. 4233 ff.) = C 118 f.

[1] Es hätte daher in Warton (ed. Hazlitt) II, 28, wo vom Auchinleck MS. die Rede ist, und nicht 32, wo c angeführt ist, hinzugefügt werden sollen: ‚Another copy at Caius College, Cambridge‘.

Ich toke mi leman on mi stede
And over þat water wiþ hir ich ȝede.
Alle þat day þai driven me,
Alle fort þai no miȝt for niȝt yse.
5 When y was passed þe river, ariȝt
In hert y was glad and liȝt.
þat water passi þai no durstin,
þan owayward turn þai mostin.
In þis forest y come rideinde,
10 Bifor me mi leman ledeinde.
Y no dred robours no þef non,
Ac al siker ich wende forþ gon.
What of wakeing and of fasting
And eke þat oþer treveyling
15 Osleped swiþe sore ich was
And lay and slepe in þis plas.
þan com fiftene outlawes strong
Wiþ her men and here me afong:
Alle slepende þai wounded me.
20 Anon riȝt nomen he
Mi leman: þai han hir ladde fro me.
Now, sir, take þerof pite.
Bi þe treuþe, þou hast me pliȝt,
Socour mi leman, ȝif þou miȝt.
25 And, when þat ich dede be,
Do me biry, ich bidde þe.
To þat hulle þou wende anon:
þou hem findes þer ichon;
And ȝif þat þou so miȝti be,
30 þatow may hem alle sle,
Winne þou miȝt a maiden fre:
In þe warld may non feirer be.
And ȝete y may þe more telle:
Mi stede þai han, þat is so snelle,
35 þat wiþ strengþe in peyneme ich wan
Of Solagimis, þe sone soudan.

1 upon. 4 Tyll they for nyghte might noo lenger see. 5.6 *fehlen.* 8 owayward] ayene. 9 So into this. 10 guyding. 11 robboure. 12 sure. forþ] to have. 13 of] for *beidemal.* 14 And for other grete traveilling. 15 Forsleped. 16 And

felle aslepe. 17 come here. 18 and gan me fonge. 19 thus they. 20 And than forsothe y telle the. 21 They toke my lemman and ledde hir with theim. 22 For goddes love, sire, have pitee nowe then. 23 For the. 26 Thou doo. pray. 28 There shalt thou fynde the outlawes echoon. 29 And, sir, yf thou so good bee. 30 might. 32 noon fairer may. 33—36 *fehlen.*

Es kann nicht dem geringsten Zweifel unterliegen, dass hier in AC eine andere Uebersetzung erhalten ist, als in Pd. Endlich bleibt noch c (Fol. 189ʳb):

I myght not defende me than.
Y toke my lemman me behynde
And rode forthe, as the wynde.
They chasyd me that ylke day:
5 Fro the stedde y wanne a way.
Tyll hyt came to darke nyght,
Evyn they folowed me ryght.
All þat londe thorowe y rode,
Tyll y cam to a watur brode.
10 Schyppe myght y there fynde none.
They chasyd þedur everychone.
Brode and depe the watur was,
And odur wey myght y not passe.
I hastyd me upon my stede,
15 That was gode at every nede.
The watur y toke and passyd wele
Wyth goddys grace every dele.
Forthe y wente a gode pase:
Ther durste noman come, þere y was.
20 Hedur y cam to thys foreste
Wyth my lemman, y loved beste.
I wente, none had be in þys wode,
That wolde have done me but gode.
What for wakyng and for fastynge,
25 What for travell and for fyghtynge
I restyd me on thys grownde
(And felle aslepe in a stownde)
And tyed my hors tyll a tre:
My lemman sate before me.
30 Then came thevys fyftene,
Bolde men and eke kene.

All slepynge þey woundyd me:
I am dedd, as thou mayste see.
Sythen þey toke Oȝelde, þat maye,
35 And my stede and wente awaye.
I have þe tolde now all my lyfe,
How y have bene in mekyll stryfe.
Of the dethe geve y noght:
On þat maye ys all my thoght.
40 Of þe thevys she getyþ grete shame.
God venge me for hys holy name.
Thou haste harde now my care.
I wot, y may leve no mare.
Yn goddys name y conyure the,
45 That þy trowþe þou plyght to me:
As soone, as þat y am dedd,
Thou bere me to some gode stedd,
To churche or to abbaye,
Or y be any wylde bestus praye.
50 To þe ȝondur hylle, loke, þat þou fare,
And the thevys þou shalt fynde þare.
Yf þou myght þem confownde
And þe thevys brynge to grownde,
Thou mayste wynne to þyn honde
55 The fayrest maydyn in þys londe
And also the beste stede,
That ever knyght rode on at nede:
Y wan hym in paynymlonde
Owt of a Sarsyns honde.

Auch c hat, wie man sieht, keine nähere Beziehung zu Pd: die Uebereinstimmung von 38.39 c mit 21.22 P, 25.26 d und 57.58 c mit 51.52 d erklärt sich hinlänglich aus der Formelhaftigkeit solcher Ausdrücke.

Wir haben nach alledem also, so viel ich dies bis jetzt beurtheilen kann, drei selbstständige me. Uebersetzungen des altfranzösischen Guy zu unterscheiden.

Die erste liegt vor in A, C, S: ob die Bearbeitung *α* auf dieser beruht oder auf einer andern oder auf dem Original bleibt noch zu ermitteln.

Die zweite ist nur in c vertreten.

Die dritte liegt zu Grunde P, w, d; ob auch den oben erwähnten beiden mir unbekannten Drucken, bleibt abzuwarten.

## 2. Lydgate's Leben des Guy von Warwick.

Lydgate's Leben des Guy von Warwick ist, soviel bisher bekannt ist, nur ein einziges Mal überliefert, nämlich in einer Pergamenthandschrift aus der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts auf der Bodlejana zu Oxford, Laud. 683 (D 31), Fol. 65$^r$—78$^r$. Die Verse sind abgesetzt, der Anfang der Strophen durch bunte grosse Buchstaben bezeichnet; sonst stehen am Versanfange in der Regel gewöhnliche Buchstaben. Jede Seite enthält nur eine einzige Spalte Schrift in 21—27 Zeilen. Die Hand ist deutlich, doch u und n, st und ft sind nicht zu unterscheiden. Die Haken, die regelmässig auslautendem g, k, t, f angehängt, und die Striche, die häufig durch den Hals von h gezogen sind, halte ich für blosse Verzierung: deshalb lässt sie der Abdruck, den ich nach meiner eigenen Abschrift gebe, unberücksichtigt.

Ich sagte oben, das Werk sei nur einmal überliefert. Bei Warton (ed. Hazlitt) II, 32 heisst es allerdings: ‚Copies of Lydgate's translation are in the Bodleian, and in Harleian MS. 5243‘. Allein diese Handschrift des britischen Museums enthält (vgl. Turnbull in der Vorrede seiner Ausgabe des Guy XXV ff.): ‚The corrected historie of Sir Gwy, Earle of Warwick, surnamed the Heremite; begun by Don Lidgate monck of st. Edmundes Berye; but now dilligentlie exquired from all Antiquitie, by John Lane. 1621.‘ Am Schlusse der Handschrift liest man: ‚Finis John Lane‘. Darauf

‚The licence.

This poem containinge a corrected historie of Guy Earle of Warwick in 87 leaves of large quarto, written by m$^r$ John Lane hath licence to bee printed. Jul: 13$^0$ 1617.

John Tauerner

as in the original‘.

Es ist dies also nicht Lydgate's, sondern John Lane's Guy of Warwick, den Edward Philips, Milton's Neffe, in seinem Theatrum Poetarum (ed. Brydges 318. 319) erwähnt. ‚John Lane‘, heisst es da, ‚a fine old Queen Elizabeth's gentle-

man, who was living within my remembrance, and whose several Poems, had they not had the ill fate to remain unpublisht, when much better meriting than many, that are in print, might possibly have gained him a name not much inferior, if not equal to Drayton, and others of the next rank to Spenser, but they are all to be produc't in manuscript, namely his ‚Poetical Vision', his ‚Alarm to the Poets', his ‚Twelve Months', his ‚Guy of Warwick, a Heroic Poem' (at least as much as many others that are so entitled), and lastly his ‚Supplement to Chaucer's Squire's Tale.'

Warton fand das zuletzt erwähnte Werk im Ashmolean Museum zu Oxford und spricht darüber in seinen Observations on Spenser I 155 f: ‚I conceived great expectations of him on reading Philips' account. But I was greatly disappointed, for Lane's performance, upon perusal, proved to be not only an inartificial imitation of Chaucer's manner, but a weak effort of invention'. Dazu bemerkt Nathan Drake in Shakespeare and his Times (Pariser Ausgabe 1843 S. 326): ‚This discovery, however, should not arrest all future research; for his four preceding poems . . . may yet warrant the decision of Philips'.

Ich fürchte aber, dass auch ein Leser von Lane's Guy Philips' Urtheil zu günstig finden muss. Ich selbst hatte, wie ich aufrichtig gestehen muss, nicht Zeit und Lust, mich durch die gesammten 26 Cantos auf mehr denn einem halben Tausend Spalten von über 30 Zeilen durchzuwinden. Ich begnügte mich mit einer Lectüre derjenigen Stellen, an denen sich eine Benützung von Lydgate's Gedicht, wenn sie vorhanden wäre, zeigen müsste: indessen ich konnte nicht die geringste Spur einer solchen entdecken. Doch tritt Lydgate selbst in Lane's Gedicht auf, um sowohl den Prolog als den Epilog zu sprechen. Fol. 1r heisst es unter der Ueberschrift ‚The Poet Lidgates Complaint':

> Provokd! out of my grave I com on cause,
> To plaine the breach of Allegorick lawes,
> I com, Saint Edmund Buries monck of late,
> Don Chaucers pupil, whoe could declamate
> Of anie notion in own native gwise
> And poetizinge, coold allegorize u. s. w.

Am Schlusse des Prologs erklärt Lydgate:

My mind I have imparted to my frend,
Whoe shall my leaves renewe.

Endlich 131ᵛ beginnt ‚The Poet Lidgates Epiloge' mit dem Verse

By promise I from cloister com againe.

Nach alledem ergibt John Lane's Guy nichts für die Kritik von Lydgate's Gedicht, vielmehr sind wir dafür allein auf die einzige glücklicherweise gute Handschrift angewiesen.

Lydgate nennt sich in dieser selbst als den Verfasser des Gedichtes, indem er 73, 7.8 sagt:

yif ought be wrong — in metre or in substaunce,
putteth the wyte — for dulnesse on Lydgate.

Auch seine Quelle gibt er an: nach 72.73 ist sein Gedicht eine Uebersetzung

out of the latyn — maad by the cronycleer
callyd of old — Gerard Cornybyence,
wich wrot the dedis — with gret dilligence
of them, that wern — in Westsex crowned kynges,
gretly comendyng — for knyghtly excellence
Guy of Warwyk — in his famous writynges,
Of whos noblesse — ful gret heed he took
his marcyal name — puttyng in remembraunce
the XI. chapitle — of his hystoryal book,

also eine Uebertragung des 11. Kapitels der lateinischen Geschichte der westsächsischen Könige von Gerardus Cornubiensis. Dieses Kapitel ist gedruckt bei Hearne, Chronicon Prioratus de Dunstaple p. 825—830 unter dem Titel: ‚Girardi Cornubiensis Historia Guidonis de Warwyke' und zwar ‚e cod. MS. vet. in Bibl. Coll. Magd. Oxon. n. 147. fol. 227a.' Leider habe ich es versäumt, mir in England, wo ich das Buch in Händen hatte, über Lydgate's Verhalten zu seiner Quelle Notizen zu machen: hier ist es mir nicht zugänglich, so dass ich das für später aufsparen muss.

Für die Bestimmung der Abfassungszeit dürfte sich aus der 8. Strophe etwas ergeben. Es ist da vom Unglück als Strafe für begangene Frevel die Rede: es werden bespielsweise genannt Jerusalem, Ninive, Rom, Karthago, Troja, ausserdem aber Paris:

Paris in Fraunce — hath had his part, parde,
ffor leccherie — and veyn ambucyoun.

Man muss an die Greuel denken, deren Schauplatz Paris in den Kämpfen zwischen den Armagnacs und Bourguignons in dem zweiten Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts vor und während des Krieges mit England wiederholt war, namentlich 1411 und 1419 (Schmidt, Geschichte von Frankreich 2, 224 ff. 264 ff.), und an die epidemischen Krankheiten, die es 1412 und 1419 heimsuchten. Deshalb, denke ich, können wir Lydgate's Guy etwa um 1420 setzen.

Von poetischem Werthe kann bei unserem Gedicht von modernem Standpunkt aus, der allerdings für die Beurtheilung alter Werke nicht massgebend sein darf, schwerlich die Rede sein. Eine Ausnahme machen höchstens einige wenige sententiöse oder beschreibende Stellen, obwohl auch diese durchaus nicht originell, wohl aber manierirt sind (11, 1. 31, 2. 32, 1). Sonst tritt uns durchweg gereimte Prosa entgegen, die sich meist äusserst langsam und schwerfällig fortbewegt. An der Schwerfälligkeit ist ganz Verschiedenartiges schuld: zunächst die vielen ‚um es kurz zu sagen‘, ‚um zu schliessen‘ u. dgl.,[1] dann die häufigen Berufungen auf Quellen oder die Quelle[2], die auffälligsten Anakoluthien (s. Anm. zu 1, 8), der Gebrauch absoluter Participialconstructionen um die Rede fortzusetzen[3], die überall sich zeigende Wortfülle u. dgl.

---

[1] Breeffly to telle 15, 3. to speke in generall 54, 6. in this mater fforther to procede 12, 1. as i began, in ordre to proceede 26, 1. to conclude, lyk as i began 11, 6. this mater breefly to conclude 69, 1. to make a fynal ende 18, 8. for short conclusioun 35, 5. 47, 8. 54, 5. as ys rehersed heere 34, 1. as maad is mencioun 54, 2. as ye han herd devyse 68, 1. as ye schall understond 55, 8. lyk as ye shall heere 46, 5.

[2] As seith the cronycleer 1, 3. as myn auctour remembreth in serteyn 6, 7. myn auctour writeth so 63, 1. myn auctour wil nat ffayle 36, 5. as the cronycle breeffly doth compile 36, 1. the cronycle doth expresse 63, 6. in cronycle as i reede 12, 3. in story as i reede 23, 7. 30, 8. in cronycle at leyser who lyst reede 10, 3. in cronycles ye may see 5, 4. as i reede 24, 5. remembred as i reede 48, 1. as the story remembreth by scripture 24, 3. by record of scripture 8, 1. as is remembrid of antyquyte 5, 2. as maad is mencyoun 34, 7.

[3] Z. B. 21 ff. ffounde was no wyght to underfonge themprise of this batayll . . . Herald beyng tho absent to seke . . . Raybourne . . . wich was . . . lad away Ffelyce . . . wepyng . . . born by dyscent to ben hir ffadris hayr hir . . . sone (zu ergänzen being: s. zu 17, 2) to succede . . . Rowaud hir ffader named oon the beste knyht.

Was das Metrische anbelangt, so sind die Strophen, mit deren Ende nicht immer auch der Sinn abschliesst, achtzeilig, wonach die Angabe bei Warton (ed. Hazlitt) III, 134 Anm. zu berichtigen ist. Jede Strophe verwendet drei Reime in der Stellung ababbcbc. Die ganz genauen Reime können stumpf oder klingend sein. Für alle 8 Verse der Strophe gilt dasselbe Schema: eine Cäsur, die klingend oder stumpf sein kann, zerschneidet den Vers in zwei ungleiche Theile: der erste enthält zwei (vgl. die Anm. zu 16, 8), der andere drei Hebungen. Der Auftakt kann bei beiden Vershälften auch zweisilbig sein oder fehlen. Die Hebung besteht manchmal aus zwei durch einfache Consonanten getrennte Silben mit kurzen Vocalen (zu 2, 3). Die Senkung muss einsilbig sein, darf aber auch zwischen hochtonigen Hebungen fehlen (zu 1, 8). Schwebende Betonung zwischen Auftakt und erster Hebung und beim Reime ist öfter anzunehmen (zu 1, 2. 2, 6. 20, 2; vgl. auch zu 67, 3). Auslautendes unbetontes e in mehrsilbigen Wörtern muss in der Regel als stumm gelten.

Here gynneth the lyff off Guy of Warwyk.

1 Fro Cristis birthe complet nyne hundred yeer
twenty and sevene by computacioun,
kyng Ethelstan, as seith the cronycleer,
regnyng that tyme in Brutys Albioun,
5 duryng also the persecucyoune
of them of Denmark, wich with myhty honde
rod, brente and slouh (made noon excepcioun)
by cruel force thorugh out al this lond — —

2 Spared non ther, hih nor louh degre,
chirchis, collegis, but that they bete hem doun,
myhty castellis and every greet cyte.
in ther ffurie by ffals oppressioun
5 on to the boundys of Wynchestre toun
with suerd and feer they madyn al wast and wylde
and in ther mortalle persecucyoun

1, 7 die Cäsur, die in der Hs. in der Regel durch zwei senkrechte Striche bezeichnet wird, ist hier sicher hinter slouh und nicht hinter brente, wo das Zeichen steht, anzunehmen: vgl. 2, 8. 6, 8. 13, 2.

spared nat women greet with chylde.
3 In this brennyng and ffurious cruelte
to Denmark pryncis pompous and elat
lyk woode lyouns void of alle pite
did no favour to louh nor hih estaat.
5 allas, this lond stood so dysconsolaat!
froward Fortune hath at hem so dysdeyned,
Mars and Mercurie wer with hem at debaat,
that bothe þe kyng and pryncis wer distreyned
4 By froward force to take hem to the fflyght.
thes danyssh pryncis ageyn hem wer so wood:
on hih hilles ther ffyres gaff suych lyght
(fortune of werre in suych disjoynt tho stood),
5 the peple robbed and spoiled of ther good
for verray dreed of colour ded and pale,
whan the stremys ran doun of red blood
lyk a gret ryver fro mounteyns to þe vale,
5 Paraventure for sum olde trespace,
as is remembrid of antyquyte,
of o persone hap, ffortune and grace
myhte be withdrawe: in cronycles ye may see,
5 reed, how þe myhty ffamous Josue
was put a bak thre dayes in bataylle;
the theffte of Nachor made Israelle to ffle
out of the ffeld and in ther conquest faile.
6 Thus by the pryde and veyn ambycioun
and cruel ffurie of thes pryncis tweyne
this rewm almost brouht to destruccyoun
(the swerd of Bellona gan at hem so disdeyne)
5 lordis wer pensiff, þe porail gan compleyne.
oon of thes tirauntys callid Anelaphus
and, as myn auctour remembreth in serteyn,
the tother was named Genaphelus.
7 This myscheff wers, than strok of pestilence —
god with his punsshyng is ffounde mercyable:
suerd of a tyraunt punssheth with vyolence,
with ffurious hand mortalle and vengable.

2, 8 Cäsur hinter women Hs. 3, 1 and fehlt, vgl. 12, 7.
6, 8 Cäsur nach named Hs.

5 wher folk repente, the lord is ay tretable,
that sit above, wich halt all in his hond:
but thes tirauntys to scheden blood most able
with suerd and flawme troubled al this londe.
8 God ffor synne by record of scripture
hath chastysed many a greet cyte
and suffred hem gret myschef to endure.
record Jerusalem, record on Nynyvee;
5 Paris in Fraunce hath had his part, parde,
ffor leccherie and veyn ambucyoun;
palpable examples at eye men may see
of Rome, Cartage and of Troie toun.
9 This mater offte hath been exempleffyede:
for lak of wisdam and of good consaylle
that peplys hertys wer nat ffull applyede
to sue vertu, for ther owne avaylle
5 wynd of glad fortune bleuh nat in ther saille:
for ther dismeritees god punshed hem of right.
outrage and vices hath vengaunce at his taylle.
thouh kyng Ethelstan was a manly knyght,
10 Cruell Danys — inglysh blood to scheede
ther swerd was wheet and ther ffyres lyght:
ȝit, in cronycle at leyser who lyst reede,
kyng Ethelstan was a full noble knyght,
5 though for a tyme eclypsed was his lyght
of his noblesse and royalle mageste.
the hand of god stoode alway in his myght
to chaunge his trouble in to prosperyte.
11 The sonne is hatter affter sharpe schours,
the glade morwe ffolweth the dirke nyght,
affter wynter cometh may with fresshe flours
and affter mystys Phebus schyneth bright,
5 affter trouble hertys be maade lyght,
and to conclude, lyk as i began:
god lyst to caste his mercyable syght
up on his knyght the fforseide Ethelstan.
12 In this mater fforther to procede:
constreynt of werre and gret adversyte
made hym to drawe, in cronycle as i reede,

with alle his lordis of hih and louhe degre
5 to have a counsayll at Wynchestre the cyte
som remedye in all haste to provyde
ageyn the malys and ffurious cruelte
wrouht by the Danys in ther marcyal pride.
13 Off al the lond gadryd were the statys
remedye to schapen in this mateere:
pryncys, barouns, bysshopis and prelatys
in that cyte assembled wern in ffeere.
5 hap and ffortune schewyd hem hevy cheere,
ther hope turned to dysesperaunce.
knyghthood of armes had lost the maneere:
so destitute they were of spere and launce.
14 In that party was no remedye,
redres to ffynde nor consolacyoun.
Mars set a bak all ther chevalrye:
thus stood the lond in desolacyoun.
5 strong wer the Danys proud by ambucioun.
kyng Ethelstan by constreynt and distresse
held with his lordis a counsayll in that toun
to ffynde a mene his myschef to redresse,
15 By grace of god how this myht ben amendyd
recure to ffynde of ther adversyte.
breeffly to telle: they were thus condescendyd
benbassatrie or mene of som tretee
5 streyghtly driven off necessyte
the kyng of Denmark with homage for to queme
or under tribute to have this liberte,
as a sojet, rejoysshe his dyademe,
16 Or ellis pleynly of partyes covenaunt
kyng Ethelstan for hym to ffynde a knyght
with Colybrond of Denmark, the geaunt,
day assigned to entre with hym in ffyght
5 ffor to darreyne atween hem to the right,
who shal rejoisshe with strong and myhty hond
to holde a septre by manhood and by myght
and have poscessioun in quyete of this londe;
17 The kyng, the lordis beyng there present

13, 2 Cäsur hinter schapen Hs.

with oute respight    or long dylacyoune
to yeve answere    of ther ffynall entent,
how they list quyte hem    (for short conclusioun),
5 outher to make    a resygnacyoun
of septre and crowne,    outher to ffynde a knyht,
as i seyde erst,    to be ther champioun,
geyn Colybrond    to entryn in to ffight.

18 The Denmaȓk dukis    of malys importable,
woode and wylful    in ther marcyal rage
in outher wise    lyst nat be tretable,
requyred in haste    benbassat or massage
5 to have answere    or pleggis for hostage
of this convencioun    relacioun to sende,
how they caste hem,    to puttyn in morgage
the lyff of tweyne    (to make a fynal ende).

19 This apoyntement    so streitly was forth lad:
of ffurious haste    they wolde have no delay.
kyng Ethelstan    so hard was bestad
and alle his pryncis    put in gret affray.
5 affore Wynchestre    the proude dukis lay,
the kyng with inne    astoned in his minde
and weel þe more,    because he knew no way
in his dyffence    a chaṁpioun to ffynde.

20 Knew no bet mene    as in this mateer
redres to ffynde    to resoun accordyng,
than by assent    to taken hym to prayeer,
he and his lordis,    to wakyng and ffastyng,
5 pore and riche,    with oute more taryng:
alle attonys,    as they wern off degre,
with salte teris    resembled in ther wepyng
by penaunce doyng    to folk of Nynyvee.

21 From hih estatys    doun to the porayll
of alle degrees    ffounde was no wyght
to underfonge    themprise of this batayll
ageyn the geaunt    of Denmark ffor to ffight
5 Herald of Harderne,    þe noble famous knyht,
callid in his tyme    of prowesse nyh and ferre

17, 2 long] lond oder loud. 17, 4 quyten: vgl. 18, 7.
19, 6 mende.

ffader in armes, in every manhis sight
next Guy of Warwyk, in manhood lodesterre —
22 This seide Herald beyng tho absent
out of this rewm to seke the sone of Guy
callid Raynbourne in contrees adjacent
and alle þe provyncis, that stoode faste by,
5 wich in yong age was stole traytourly
by straunge marchauntis, ongoodly lad away
Ffelyce his moder wepyng tendirly
ffor his absence compleynyng nyht and day
23 Born by dyscent to ben hir ffadris hayr
hir yonge sone Raynborne to succede
(in hir tyme was holde noon so ffayr),
callid the example of trouthe and womanhede
5 Rowaud hir ffader for noblesse and manheede,
erl of Warwyk, named oon the beste knyht,
that was tho dayes, in story as i reede,
but he, allas, flouryng in hys myht
24 Paide his dette of deth on to nature:
by Parcas sustren was sponne his lyves threede.
and, as the story remembreth by scripture,
whan that Ffelyce conseyved hadde in deede
5 by seyde Guy, sone affter, as i reede,
he lyk a pilgrym endewed with all vertu
the nexte morwe chaunged hath his weede
and spedde hym forth for love of Crist Jesu.
25 Forsook the world onknowe to every wight
of hih perfeccyoun to leven in penaunce,
lefft wyff and kyn and bekam goddis knyght,
whom for to serve was set all his plesaunce:
5 content with lytel (Crist was his suffysaunce)
in worldly pompe he lyst not to sojourne.
callyng ageyn on to remembraunce
kyng Ethelstan my penne i wyll retourne,
26 As i began, in ordre to proceede
of his compleynt to make mencyoun:
not clad in purpil (but chaunged hath his weede),

25, 5 with, wie gewöhnlich, wt geschrieben, aber das t ist nicht ganz vollständig.

blak for mornyng    and desolacyoun,
5 because there was    in all his regyoun
ffounde no persone    his quarell to dyffende,
to god above    seyde this orysoun
bespreynt with teris    his grace doun to sende.
27 ,O lord', quod he,    ,of moost magnyfycence,
cast doun thyn erys    un to my prayeere.
remembre nat    up on my greet offence,
but fro my synnes    turne away thy cheere
5 disespeired    stonding in doubyll were
to lese my kyngdam,    septre and regalye,
but medyacioun    of thy moder deere
be gracious mene    to save my partye.
28 My feith, myn hope,    my trust, myn affyaunce
all hoolly restith    in thy proteccyoun:
my sheeld, my sheltroun,    my suerd and eek my launce
be blont and feble,    my power is bore doun.
5 but grace with mercy    list be my champioun
thorgh þy support,    my foon shal me encombre.'
while Ethelstan    seyde this orysoun,
or he was war,    he ffyll in to a slombre
29 For wach and trouble    lay in an agonye
devoutly knelyng    by his beddys syde.
the lord above,    wich can no man denye,
that asketh grace    with meeknesse void of pride,
5 for his servaunt    lyst gracyously provyde;
which of his goodnesse    sente an aungel doun,
bad hym nat dreede,    but set al ffeer a syde;
wich of his mercy    had herd his orysoun.
30 Toward the kyng    cast his look benygne,
bad hym truste    al hoolly in his grace
by a tookene    and an entyeer signe,
which shal be schewed    to hym in riht short space.
5 of sleep adawed    the kyng lefft up his fface,
marked every thyng    and prudently took heede;
to whom the angel    his hevynesse tenchase
these wordis hadde,    in story as i reede:
31 ,From the voide    al dyspeir ande dreede.
whan Aurora    shewith hir pale light,

to morwen erly    arys and take good heede;
for Crist Jesu    of his gracyous myght
5 to thy requeste    hath cast doun his sight.
trust up on hym    and in þy trust be stable:
he shall conserve    of equyte and ryght
thy roiall tytle;    ffor he ys mercyable.
32 At Phebus upriste    (set no lenger date),
whan silver deuh    doth on the fflours ffleete,
make thy passage    toward the north gate,
or that the sonne    with his ffervent heete
5 hath on the levys    dryed up the weete.
abide there meekly,    and god shal to the sende
ffyrst among pore    a pilgrym thou shalt meete:
entrete hym goodly    thy quarell to dyffende.
33 Clad, as a pilgrym,    in a brood sclaveyn,
old and forgrowe    amongys the porayll
marke hym weell    and be riht well serteyn,
at thy requeste    that he schall nat ffayll
5 to accomplysshe    manly thy batayll
(trust on hym weell)    and for thy purpartye
with goddis myht    that he schall prevayll,
in this mater    thyn axing nat denye'.
34 The woordis seid,    as ys rehersed heere,
on to the kyng    by revelacyoun
the aungell dyd    onwarly dysapeere,
and Ethelstan    of greet devossioun
5 gaff thank to god    off this avysioun.
neuly rejoisshed    out off all hevynesse
with too bisshopis,    as maad ys mencyoun,
and erlis tweyne    forth he gan hym dresse
35 Thankyng the lord    of his benygne graunt,
as he was bounde    of humble affeccyoun,
with his bisshopis    and erlys exspectaunt
at thilke party    northward of the toun,
5 lyk as the aungell    (for short conclusioun)
had told the hour    on to the kyng but late,
whan poore ffolk    ffor sustentacyoune
hadde in costom    to entren at the gate,
36 As the cronycle    breeffly doth compile,

unto purpos maketh rehersayll,  
of John Baptyst affore in the vygyle  
how Guy of Warwik maad his arryvaylle  
5 at Portysmouth (myn auctour wil nat ffayle  
in his writyng assignyng hour and tyme)  
by grace of god, wich may most avaylle;  
tellith, how Guy evene at the hour of pryme,

37 Whan briht Phebus with his gold tressed bemys  
on hillis hih gan shewe his hevenly lyght  
erly on morwe and with his hoote stremys  
dried up the deuh, as perlis, silver bright,  
5 whan seide Guy, the noble famous knyght,  
repeired was from his long pylgrymage,  
fro Portysmouth took his weye right  
to Wynchestre holdyng his vyage.

38 By grace of god, i deeme trewly,  
Guy was hom sent in to thys regyoun  
here taccomplisshe in knyghthood ffynally  
the laste empryse of his hih renoun  
5 he ffor to be the kyngys champioun  
onknowe of alle. but, whan he cam to lond,  
to hym was maad pleyn relacyoun  
of his requestis, how it did stond.

39 They told hym firste in ordre ceryously,  
Harald of Harderne, that was so good a knyht,  
was goon to seke Raynbourne, the sone of Guy,  
gretly desired of every maner wight,  
5 wich by discent was born of verray right  
by tytle of Ffelyce famous in womanhede  
at his repair with grace of Cristis myght  
erl of Warwyk justly to succede.

40 They told hym also of the grete stryff  
tween them of Denmark and Ethelstan þe kyng,  
and how that Rowaud, fader to hys wyff,  
old erl of Warwik, ful notable of levyng  
5 was ded also; and Guy herd every thyng,  
of hih prudence kept hym silff clos:  
lyk a pilgrym his leve there takyng

39, 2 of fehlt. 39, 3 Raynbourne fehlt.

goth to Wynchestre    anoon, as he aroos.

41 Guy took his loggyng,    whan it drouh to nyht,
with pore men    at an old hospytall
wery of travayl    onknowe to every wight
too hundrid pas    with oute the north wall,
5 where stondeth now    a menstre ful roiall.
the nexte morwe    anoon, as Guy awook
(god was his guyde    in especyall),
mong pore men    the riht weie he took

42 To the north gate,    as grace did hym guye,
by resemblaunce    so entryng in to toun,
as David whilom    cam ageyn Golye
to helpen Saul    by grace of god sent doun:
5 so for reffuge    and ffor savacyoun
bothe of the kyng    and of al this lond
Guy was provided    to be ther champioun
ageyn the pompe    off proude Colybrond

43 By his habite    and his pylgrym weede
thilke tyme    clad in a round sclaveyn;
of whos array    whan the kyng took heede,
sauh, goddis promys    was nat maad in veyn,
5 took up his herte    and knew riht weel serteyn,
god faileth never    his frend on see nor lond.
with wepyng teris    his chekis spreynt lik reyn
for verray gladnesse    he took Guy by þe hond

44 Besekyng hym    in moost louly wyse
with sobbyng cheer,    that routhe was to see,
to underfonge    this knyhtly hih empryse
ffor goddys sake    and mercyfull pyte,
5 to do socour    in this necessyte,
in his dyffence    that he wyll nat ffayll
geyn Colybrond    his champioun for to be,
for his party    darreyne the batayll.

45 Guy wonder sad    of look and of vysage,
ffeynt and wery    and dulled of travayll
made his excuse,    that he was falle in age
and out of ews    more to be clad in mayll.
5 ‚my wil‘, quod he,    ‚yif it myhte avayll
the cruell ire    of Danys to appeese,

ffor comoun profit good wil shal nat ffayll
my lyf inparte to set thys lond in ese.‘

46 The kyng, the lordys made greet instaunce
to this pylgrym with language and prayere.
Guy for to doon un to the kyng plesaunce
ffor Jesus sake and for his moder deere
5 ys condescendyd, lyk as ye shall heere,
with goddys grace affter the covenaunt,
as the convencyoun justly doth requere,
at place assigned to mete the geaunt.

47 Off this empryse was maad no long delay,
this convencyoun pleynly to darreyne
tyme set of Jule up on the XII. day,
place assigned and meetyng of thes tweyne,
5 the accord rehersed, the statute and the peyne,
doubylnesse and ffraude set a syde,
as the partyes were boundyn in serteyn
(for short conclusioun) ther by to abyde.

48 With oute the gate, remembred as i reede,
the place callyd of antyquyte
in inglyssh tonge named Hyde meede
or ellis Denmark nat fer from the cyte
5 meetyng to gedre there men myghte see
terryble strokys lyk the dent of thonder,
sparklys . . . . out off ther harnoys fflee:
that to beholde it was a verray wonder.

49 The old pylgrym quyt hym lyk a knyght,
spared nat the geaunt to assayle:
on his lefft shulder smet at hym with suych myght
undir the bordour of his aventayll,
5 a streem of blood gan by his sydes rayll.
the geaunt wood, this hydous Colybrond,
thoughte, it sholde gretly hym avayll,
that Guyes suerd was broke out of his hond.

50 Whan Danys sauh, Guy had lost his suerd,
they cauhte a maner consolacyoun.
Guy lyk a knyght in herte nat afferd
requered manly of the champioun,

48, 7 hinter oder vor **sparklys** muss etwas fehlen.

5 sith he of wepnys hadde so gret foysoun,  
to graunte hym oon that hour in his diffence.  
but Colybrond of indyngnacyoun  
to his requeste gaff noon audyence;

51 For he was set on malys and on wrak,  
to execute his purpos set on pryde.  
and, while that he and Guy to gedre spak,  
all attonys Guy sterte out a syde,  
5 cauhte a pollex, lyst no lenger byde,  
smette the geaunt evene in the firste wounde,  
made his strok so myghtyly to glyde,  
that his lefft arme and shuldir ffyll to grounde;

52 With wich strok the geaunt Colybrond  
(al his armure and body was maad reed)  
stoupyng a syde gan reche forth his hond  
to take a suerd, wher of Guy took heed.  
5 god and grace that day gaff hym suych speed  
to put his name ever affter in memorie:  
fleih with his ax, smet of the sturdy heed  
of the geaunt and hadde of hym vyctorye.

53 This thyng accomplisshed by grace of goddis hond  
and by the prowesse of Guy, this noble knyght,  
they of Denmark, as the statute bond,  
han crossed sail and take ther weye right  
5 toward ther cuntre nouther glad nor light  
ther surquedrye and ther pompe oppressed:  
kyng Ethelstan by grace of goddys myht  
hadde of Denmark the pompe ful repressed.

54 Ther froward pompe with meknesse was repressed  
by Guy of Warwyk, as maad is mencioun,  
the kyng, the clergye devoutly have hem dressed,  
pryncys, barouns and burgeis of the toun  
5 with al the comounte (for short conclusioun),  
hih and lowe (to speke in generall)  
hym to conveie with proscessioun  
on to ther chirche callyd cathedrall.

55 This seyde Guy ther knelyng on his kne  
with gret meknesse made his oblacioune

52, 2 boody 53, 6 surquedye.

of thilke ex, with wich afforn that he
hadde of Danys slayn the champioune;
5 wich instrument thorugh al this regyoun
is yit callid the ex of Colybrond
kept among men of relygyoune
in the vestiarie, as ye schall understond.

56 Whan al was doon (ther is no more to seyne),
Guy in al haste caste of hys armure,
lyk a pilgrym put on his sclaveyn.
the kyng ful goodly affter dyd his cure,
5 that he myhte the grace so recure
of this pilgrym to tellyn and nat spare,
in secre wyse to tellyn his aventure,
what was his name, pleynly to declare.

57 ,Sertys', quod Guy, ,ye must have me excused
touchyng your askyng and your petycioun:
beth nat besy and lat no more be mused
in your desire for noon occasioun
5 (to myn excuse i have ful greet resoun);
for i shal never dyscure this mateer,
but under bond of a condycyoun,
assuraunce maad tween yow and me in feere:

58 Alle your pryncys avoided by absence,
sool be our silff out of this cyte,
noon, but we tweyne, beyng in presence
with trouthe assured, that ye shal be secre
5 duryng my lyf (ye gete no more of me)
to no persone (i aske no more avayll
of ffeith and oth), to hih nor louh degre
that ye shall never dyscure my counsayll'.

59 This thyng confermed by proms ful roiall
passed the subbarbys and boundys of the toun.
at a cros, that stood ffeer ffrom the wall
ful devoutly the pilgrym knelith doun
5 to sette a syde all suspecyoune.
,my lord', quod he ,of feith with outen blame
your lygeman of humble affeccyoune:
Guy of Warwyk trewly is my name'.

60 The kyng astoned gan chaunge cher and face

and in maner gan wepyn for gladnesse
and al attonys he gan hym to enbrace
in bothe this armes of royall gentylnesse
5 with offte kyssyng of ffeithfull kyndenesse,
with grete proffres on the tother syde
of gold, of tresour and of gret rychesse,
with inne his paleys yif he wolde abyde.
61 Alle thes profres meekly he forsook
and to the kynges royall mageste
hym recomaundyng anoon his weie he took.
at his departyng this avouh maad he
5 with pitous wepyng knelyng on his kne
un to the kyng in ffull humble entent:
,duryng my lyf (it may noon other bee)
schall i never doon of this garnement'.
62 At ther departyng was but smal langage:
sweem of ther speche made interupcyoune.
the kyng goth hom, Guy took his vyage
toward Warwyk, his castell and his toun,
5 no man of hym havyng suspecyoun,
where day be day Ffelyce, his trewe wyf,
ffedde poore folk of greet devocyoun
to praie for hir and for hir lordys lyf
63 Thrittene in noumbre: myn auctour writeth so.
Guy at his comyng forgrowe in his vysage,
thre daies space he was oon of tho,
that took almesse, with humble and louh corage.
5 thankyng the contesse in haste took his viage:
nat fer fro Warwyk, the cronycle doth expresse,
of aventure kam to an hermytage,
where he fond on dwellyng in wyldirnesse.
64 To hym he drouh besechyng hym of grace
for a tyme to holde there sojour.
the same hermyte with inne a lytel space
by deth is passed the ffyn of his labour;
5 affter whos day Guy was his successour
space of too yeer by grace of Cryst Jesu
dauntyng his flessh by penaunce and rigour,

63, 1 my.

ay more and more  encresyng in vertu.
65 God made hym knowe  the day, he sholde deie,
thorugh his moost gracyous  vysytacyoun
be an angel  hys spirit to conveye
affter his bodyly  resolucyoun
5 ffor his merites  to the hevenly mansioun.
affter he sente  in haste his weddyng ryng
un to his wyf  of trewe affeccyoun,
praied hir come  to been at his deying,
66 And that she scholde  doon hir besy cure
by a maner  wyfly dyllygence
in haste ordeyne  for his sepulture
with no gret cost,  nor with no gret dyspence.
5 gan haste hir faste,  tyl she kam in presence,
where as he lay  dedly and pale of fface.
bespreynt with teris  knelyng with reverence
the dede body  swownyng she did enbrace.
67 And, as this notable  ffamous worthy knyght
sente hir to seyne  eek be his massangeer
in that place  to burye hym anoon right,
where as he lay,  afforn a smal auhteer,
5 and that she sholde  doon trewly hir deveer,
ffor hir silf  dyspoce and provyde
the XV. day  ffolwyng the same yeer
to be buryed  ffaste be his syde:
68 His hooly wyf  of al this thyng took heed,
lyk as Guy bad  (lyst no lenger tarye),
to quyte hir silf  of trouthe and womanheed:
she was ful loth  ffrom his desire to varye.
5 sente in al haste  ffor the ordynarye,
whiche ocupied  in that dyocyse:
she was nat ffounde  in o poynt contrarye
al thyng taccomplisshe,  as ye han herd devyse.
69 And this mater  breefly to conclude:
at his exequyes  old and yong of age
of dyverse statys  there cam gret multytude
with gret devocyoun  to that hermytage.
5 and lyk a prynce  with al the surplusage
they took hym up  and leyd hym in his grave

ordeyned of god afforn of hih corage
ageyn the Danys thys regyoun to save;
70 Whos sowle, i hope, restith now in glorye
with hooly spiritis above the ffirmament.
Ffelyce, his wyf, ay callyng to memorie
the day approchyng of hir enterment
5 afforn ordeyned in hir testament
hir sone Reynborne be tytle of hir possede
heyr trewly born by lyneal dyscent
in the erldam of Warwyk to succede
71 The stok descendyng of antyquyte
to Guy, his ffader, be tytle of mariage,
affter whos deth of lawe and equyte
Reynborne to entre in to his herytage.
5 affter al this his mooder of good age
hath yolde hir dette by deth un to nature:
beside hir lord in the hermytage
with a good ende was maad hir sepulture.
72 For more auctorite as of this mateer,
whos translacioun is suych in sentence
out of the latyn maad by the cronycleer
callyd of old Gerard Cornubyence,
5 wich wrot the dedis with gret dilligence
of them, that wern in Westsex crowned kynges,
gretly comendyng for knyghtly excellence
Guy of Warwyk in his famous writynges,
73 Of whos noblesse ful gret heed he took
his marcyal name puttyng in remembraunce
the XI. chapitle of his historyal book — —
the parfight lyf, the vertuous governaunce,
5 his wylful povert, hard goyng and penaunce
brought on to me a chapitle to translate:
yif ought be wrong in metre or in substaunce
putteth the wyte for dulnesse on Lydgate.
74 Meekly compiled under correccyoun
lyf of sir Guy by dyllygent labour,
sette a syde pryde and presumpcioun,
because he hadde of cadence no colour
5 (in Tullius gardyn he gadrid never fflour

nor of Omerus
praying echon
nat to dysdeyne

he kam never in the meede),
of support and ffavour
the clauses whan they reede.

Explicit.

## Anmerkungen.

1, 2 twen'ty and sévene: Die Betonung schwebt sehr häufig zwischen dem einsilbigen Auftakte und der ersten Hebung; vgl. z. B. 1, 4 reg'nyng that týme. 2, 2 chir'chis, collégis. 2, 3 myh'ty castéllis. 55, 7 kept' among mén. 57, 1 ‚Ser'tys' quod Guý. 73, 8 put'teth the wýte. 74, 1 meek'ly compíled und un'der corrèccyoún u. s. w.

1, 8 thorugh oút ál this lánd ist wohl zu betonen, so dass zweisilbiger Auftakt stattfände und zwischen der ersten und zweiten Hebung die Senkung fehlte. Zweisilbiger Auftakt ist häufig: z. B. 6, 6 oon of thés. 9, 8 thouh kyng Éthelstàn. 11, 3 cometh máy. 19, 1 this apoýntemént. 21, 6 callid ín. 55, 5 thorugh ál u. s. w. vgl. zu 2, 6. — Sichere Beispiele von dem Fehlen der Senkung zwischen hochbetonten Hebungen scheinen 25, 3 and bekám góddis knýght. 37, 7 to'ok his wéye ríght. 38, 1 í déem trewlý. 40, 6 képt hym si'lff clós. — Uebrigens ist gleich hier am Anfange des Gedichtes eine Anakoluthie vorhanden: Lydgate gedachte wohl, als er die Strophe anfing, fortzufahren: ‚geschah die Heldenthat Guy's'; indessen die Ausführung der letzten Zeitbestimmung ‚während der dänischen Occupation' liess ihn die angefangene Construction aufgeben. Es fehlen auf diese Weise sowohl Subject, wie Prädikat. Dagegen 7, 1 fehlt nur das Prädikat, als das man etwa ‚wollte nicht weichen' erwarten möchte: hier hat eine ursprünglich wohl nur parenthetisch beabsichtigte Erklärung die Fortsetzung des begonnenen Satzes verhindert. 72, 1 endlich fehlt wieder Subject und Prädikat: hier ist die Veranlassung zur Anakoluthie ein Relativsatz mit seinen Anhängseln.

2, 1 spared, nämlich they of Denmark. Häufig lässt Lydgate noch die Pronomina der 3. Person weg, wo der moderne

Sprachgebrauch sie verlangt: vgl. 4, 5. 20, 1. 25, 1. 26, 3. 7. 30, 1. 40, 6. 52, 7. 63, 5. 66, 5. 74, 1 u. s. w.

2, 3 every ist Hebung und Senkung, also die Hebung ist zweisilbig. Ebenso ist every gebraucht 21, 7. 30, 6. 40, 5. 41, 3. Vgl. hevenly 37, 2. 65, 5. bodyly 65, 4. many 8, 2 und fader 21, 7 ist Hebung. 72, 1 glaube ich, muss man lesen for mórȩ auctórite, so dass ori Hebung ist. Dagegen 70, 2 ist spirítes zu betonen (vgl. ne. sprite, spright neben spirit) und natürlich auch dìsmerítees 9, 6; merítes 65, 5.

2, 6 they mad'en al wást and wýlde: so wie hier, kommt auch sonst zweisilbiger Auftakt in Verbindung mit schwebender Betonung vor. Vgl. 6, 4 the swerd' of Bellóna. 13, 2 to schap'en in thís matéere. 18, 4 requyr'ed in háste. 20, 3 to tak'en hym tó prayéer. 20, 7 resem'bled in thér wepýng. 22, 4 and all'ȩ þe provýncis. 24, 6 endew'ed with áll vertú. 56, 7 to tel'lyn his àventúre. 69, 7 ordeyn'ed of gód.

3, 8 distreyned. Das Verbum entspricht hier modernem constrain: ebenso Chaucer in Tr. u. Cr. 591: destreyne hire herte as faste to retourne, As thow doost myn to longen hire to see.

5, 1 for sum olde trespace gehört zum Vorhergehenden und zum Folgenden, steht also ἀπὸ κοινοῦ. Dieselbe Construction 22, 8 ffor his absence; 29, 1 for wach and trouble; 32, 7 a pilgrym; 48, 3 in inglyssh tonge; 58, 5 duryng my lyf; 66, 2 by a maner wyfly dyllygence; 70, 7 heyr trewly born; 74, 8 the clauses.

16, 4 with Colybrond . . . with hym: Wiederaufnahme eines Substantivs durch ein Pronomen auch 38, 5 Guy . . . he; 45, 5 my wil . . . it; 63, 3 Guy . . . he; vgl. 10, 2 Danys . . . ther.

16, 5 atween hem to : to natürlich Zahlwort.

16, 8 and hávȩ poscéssioun, zwei Hebungen mit klingender Cäsur, obwohl z. B. 17, 2. 3. 5. 7 dylàcyoúne, conclùsioún, rèsignàcyoún, chàmpioún. Vgl. aber 18, 6 of thís convéncioun; 25, 2 of híh perféccyoun; 27, 7 but mèdyácioun u. s. w. Aehnlich grácyous 31, 4; grácyouslỳ 29, 5; ffúrious 3, 1. 12, 7. 19, 2; márcyal 12, 8. 18, 2. 73, 2; vértuous 73, 4 u. s. w.

17, 1 ff. ‚indem der König und die Herren, die dort zugegen waren, sofort Antwort zu geben hatten‘: der Infinitiv to yeve (V. 3) ist von dem zu ergänzenden being abhängig. Vgl. 23, 2 born to ben his ffadris hayr hir yonge sone Raynborne to succede, indem ihr ihr junger Sohn R. nachfolgen sollte. 65, 3 god made hym knowe the day be an angel hys spirit to conveye, durch einen Engel, welcher bringen sollte; vgl. auch zu 71, 4. 58, 2.

20, 1 ff. accordýng, ffastýng, tarýng, wepýng: schwebende Betonung im Reime; vgl. levýng, takýng 40, 4. 7; deyíng 65, 6; writýnges 72, 8; trewlý 38, 1; manhéede 23, 5; gladnésse 60, 2; Lydgáte 73, 8.

27, 5 from my synnes turne away thy cheere disespeired stondyng in doubyll were, da ich verzweifelt dastehe in doppelter Bekümmerniss (were s. Halliwell und Mätzners Sprachpr. I, 1 S. 120, 239): stondyng ist absolutes Participium, dessen Subject, wenn es ein persönliches Pronomen sein sollte, auch sonst weggelassen wird; vgl. 48, 5 meẹtyng to gedre there men myghte see terryble strokys, da sie zusammen kamen; s. auch zu 58, 2.

54, 5 with al′ the comoúnte: zweisilbiger Auftakt mit schwebender Betonung (zu 2, 6), comoúnte mit zurückgetretenem Accent (vgl. zu 16, 8. 72, 1).

58, 2 sool be our silff, indem wir allein für uns sind: es ist sowohl das absolute Part. being (zu 17, 1) als dessen Subject we (zu 27, 5) zu ergänzen.

63, 1 habe ich myn geschrieben, da sonst my, thy nur vor Consonanten (ausser h) gebraucht wird: vgl. z. B. 28, 1 my feith, myn hope, my trust, myn affyaunce.

67, 3 a′noon verlangt der Rhythmus: dies ist, wenn ich nicht irre, das einzige Beispiel von schwebender Betonung im inneren Vers.

70, 2 with hool′y spiri′tes lese ich mit zweisilbigem Auftakt und schwebender Betonung; vgl. zu 2, 6 u. 2, 3.

70, 7 construire ich ἀπὸ κοινοῦ (zu 5, 1): ausserdem ist aus in the erldam V. 8 zu possede V. 6 the erldam zu denken.

71, 4 being ist zu ergänzen: s. zu 17, 1; whos im Sinne von his, wie lat. cuius = eius. Wegen dieses Gebrauchs des Relativs vgl. 29, 6. 8. 30, 7. 52, 1. 64, 5. 70, 1.

72 For móre auctórite: die zweite Hebung zweisilbig (zu 2, 3), der Accent zurückgetreten (54, 5. 16, 8). Als Subject und Prädikat, das der Dichter zu setzen vergessen hat, schwebte ihm, als er die Strophe anfing, etwa vor, ‚berufe ich mich auf Girardus Cornubiensis‘: vgl. 1, 8.

---